

LUDWIG VON FICKER · BRIEFWECHSEL 1926–1939

3

1926–1939
LUDWIG VON FICKER
BRIEFWECHSEL

HAYMON VERLAG

In vier Bänden wird der Briefwechsel Ludwig von Fickers aus der Zeit von 1909 bis zu seinem Tode 1967 in reicher Auswahl veröffentlicht. Mit dem Erscheinen dieser Bände ist das zu Lebzeiten freiwillig gewählte Inkognito eines Schriftstellers preisgegeben, der bisher als «Typ», nie recht zu fassen war. Gerade weil man seinen Namen legendenhaft in die Aura einbezogen sah, die den Namen seines Freundes Georg Trakl umgibt, glaubte man der unverkennbar eignen Schreise und Denkökonomie dieses »Freundes und Förderers« nicht widerstehen zu müssen; von dem man außerhalb der enger befahlten Wissenschaft und eines Kreises von Freunden bestens weiß, daß er in den Jahren von 1910 bis 1954 in Innsbruck die Zeitschrift »Der Brenner« herausgegeben hat.

Jetzt stellt sich heraus: hier ereignet sich in vielfacher Brechung deutschsprachige Literatur unseres Jahrhunderts. Wenn es so etwas wie »Zeitgeist« gibt, hier erscheint er – mit wechselndem Gesichtsausdruck – krisengeschüttete Jahrzehnte hindurch exemplarisch eingefangen. Und es geht nicht nur um die Literatur. Der Briefwechsel spiegelt – »intendierbar« – auch Durchbruchsvorgänge in der Malerei, in der Musik, in der Philosophie und Theologie.

Dennoch repräsentiert der Briefwechsel keine Schule oder Richtung. Da ist kein festgelegter geistiger Standpunkt selbstgewillt vorgetragen, keine literarische »Aktion« absichtsvoll für die Nachgeborenen inszeniert; sondern zufällig, fast wider Willen, wird diese vielseitige Korrespondenz zum Dokument einer geistigen Bewegtheit, die zwei Weltzusammenhänge überlebte, zum Dokument einer Tradition, die aus – als zukunftsverschließende Energie – heute stark anröhrt.

Das »Eigenständige« an Ludwig von Fickers Persönlichkeit bestand darin, sich zu anderen, deren eigenständige Begabung er oftmals früher und tiefer witterte als sie selbst, in ein Verhältnis zu setzen, das ihnen die Selbstfindung ermöglichte, zumdest erleichterte. In diesen Briefen schöpft nicht ein autonomes Ich Weisheiten aus einem brummentierten Verlies der Lebenserfahrung. Hier stellt sich eine unausgesetzte in Frage, um Begegnungen herzustellen, um Licht in künftige Verhält-

nisse zu bringen. Deshalb bewegte sich Ficker in seinem brieflichen Austausch immer auf der Höhe der Zeit. »Hora et tempus est« war das Motto des »Brenner«.

DER DRITTE BAND mit 279 Briefen von 85 Autoren zeigt den »Brenner« und seinen Herausgeber in besonderer Weise dem Gegenwind der politischen Zeitgeschichte ausgesetzt. In kaum überbleibbarer Schärfe kritisiert Carl Dallago 1926 den Mussolini-Faschismus; er muß sofort nach Nordtirol überreden. Die 13. Folge des »Brenner« (1932) mit Haeklers »Rache«-Aufsatz darf als 1933 nur mehr mit geschwärzten Seiten nach Deutschland ausgeliefert werden. Theodor Haekler erhält im nationalsozialistischen Deutschland Rede- und Schreibverbot. Fickers Korrespondenzen mit Wilhelm Kütemeyer und Alfred Baumjohr zeigen Ficker und den »Brenner« zentral im Entscheidungsbereich der jungen deutschen Intelligenz zwischen Marxismus aufzwingender nationalsozialistischer Ideologie und einem kierkegaardisch verstandenen Christentum.

Mit Fickers Rückkehr zur Katholischen Kirche 1933 vollzieht auch der »Brenner« eine exemplarische Wende, bedingt mit anderen Konsequenzen, als der politische Katholizismus sie damals erwartet ließ.

Ficker steht mit vielen Juden in Verbindung, die in den 30er Jahren ins Exil gehen müssen; auch mit dem vom Judentum konvertierten Kaplan Johannes Ostermölcher der in Wien »Die Erfüllung« herausgibt, darunter die einzige Zeitschrift in Österreich, die sich um eine Versöhnung von Christentum und Judentum bemüht.

Gleichfalls von Wien aus versucht August Zschiesche – vom Geist des »Brenner« erfüllt – Christentum und Sozialdemokratie zusammenzubringen, um in Österreich die Machtergreifung durch den Nationalsozialismus zu verhindern. Im selben angestrengten Bemühen schickt Hermann Broch 1937 seine »Völkerund-Resolution« an Ludwig von Ficker, ein Manifest, sozusagen in letzter Minute, zur Wahrung des Friedens, der Menschenwürde und der Menschenrechte.

Bild am Umschlag: »Mühlauer Friedhof«, Originalfoto von Hildegard Jone (1926).

LUDWIG VON FICKER · BRIEFWECHSEL 1926–1939

BRENNER-STUDIEN Band XI

Begründet von Ignaz Zangerle und Eugen Thurnher
In Zusammenarbeit mit dem Forschungsinstitut Brenner-Archiv
hrsg. von Walter Methlagl, Sigurd Paul Scheichl,
Wolfgang Wiesmüller, Allan Janik

LUDWIG VON FICKER

Briefwechsel 1926–1939

*Herausgegeben von
Ignaz Zangerle, Walter Methlagl,
Franz Seyr, Anton Unterkircher*

HAYMON-VERLAG

Gedruck mit Unterstützung
der Tiroler Landesregierung,
des Fonds zur Förderung
der Wissenschaftlichen Forschung
und des Südtiroler Kulturinstituts

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Ficker, Ludwig von:

Briefwechsel / Ludwig von Ficker. – Innsbruck : Haymon,
1909–1914 im Verl. Otto Müller, Salzburg
NE: Ficker, Ludwig von: [Sammlung]

1926–1939 / hrsg. von Ignaz Zangerle ...
1991
(Brenner-Studien ; Bd. 11)
ISBN 3-85218-083-X
NE: GT

© Haymon-Verlag, Innsbruck 1991
Alle Rechte vorbehalten / Printed in Austria

Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Ölbildes
von Hildegard Jone: »Mühlauer Friedhof« (1926)

Satz: RSM, Reutte
Lithos: Gramont, Innsbruck
Druck- und Bindearbeit: Wiener Verlag, Himberg bei Wien
ISBN 3-85218-083-X

INHALT

BRIEFE

1926	9
1927	60
1928	107
1929	133
1930	155
1931	174
1932	214
1933	224
1934	243
1935	273
1936	280
1937	315
1938	322
1939	329

ANHANG

Erläuterungen zu den Briefen	347
Register	
Chronologisches Verzeichnis der Briefe	443
Verzeichnis der Briefe nach Briefpartnern	448
Verzeichnis der Briefe Ludwig von Fickers	450
Namensregister	454

Vorwort

Ausführliche Hinweise zur Anlage der Edition, sowie zur Textgestaltung und Kommentierung finden sich im editorischen Bericht des ersten Bandes dieser Ausgabe (S. 388–399).

Die Brieftexte werden möglichst originalgetreu wiedergegeben, was sowohl ihre äußere Form als auch die Orthographie betrifft. Rechtschreibfehler und offensichtliche Verschreibungen wurden also nicht korrigiert. Texteingriffe von Seiten der Herausgeber werden mit eckiger Klammer gekennzeichnet.

Im Text erwähnte Briefe, vor allem von Ludwig von Ficker, werden, soferne sie verschollen sind, im Kommentar nicht eigens vermerkt; andernfalls wird der Standort im Kommentar nachgewiesen. Alle im Kommentar erwähnten Briefe und Dokumente liegen, falls nicht anders angegeben, im Forschungsinstitut Brenner-Archiv.

Zur leichteren Handhabung dieses Bandes, werden hier noch einmal die verwendeten Abkürzungen angeführt:

B = *Der Brenner*

BA = Forschungsinstitut »Brenner-Archiv», Innsbruck, Inntrain 52.

F = *Die Fackel*, hrsg. von Karl Kraus, 1899–1936.

HKA I, II = Georg Trakl. Dichtungen und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. 2

Bde. Salzburg: Otto Müller Verlag 1969.

P = Postkarte.

T = Telegramm.

Die Herausgeber danken allen Personen und Institutionen, die am Zustandekommen dieses Bandes mitgewirkt haben. Besonderer Dank für bereitwillige Auskünfte gebührt Frau Birgit von Schowingen-Ficker, Frau Ulla Wiesmann-Ficker, Eberhard Sauermann, Werner M. Schwiedrzik, Jochen Meyer (Deutsches Literaturarchiv in Marbach) und Detlev Piecha. Wilfried Kirschl und Sigurd Paul Scheichl haben das Manuskript kritisch gelesen. An Transkriptions- und Kollationierungsarbeiten waren Frau Christine Kippenberg, Elisabeth Usenik und Michaela Pechlaner beteiligt. Ihnen allen herzlichen Dank!

Walter Methlagl

Anton Unterkircher



1926

656 AN FERDINAND EBNER

20. I. 1926

Lieber Herr Ebner!

Sie müssen wissen, daß mir viel und ganz Verhängnisvolles, in Liebem wie in Leidem, widerfahren ist, seit ich Ihnen mein letztes Lebenszeichen gegeben habe.

[...]

Das Wesen, [das mein Leben tiefgehend verändert hat], ist ein junges Fräulein aus Deutschland, Schwester des Marburger Theologen Heinrich Schlier (vom Kreis um Karl Barth), das die Liebe zum Brenner nach Innsbruck geführt hat. Schon vor zwei Jahren erhielt ich, bzw. der Verlag, ein Schreiben von ihr, worin sie unter Hinweis auf die beigelegten glänzenden Zeugnisabschriften (als Stenotypistin, Redaktionssekretärin etc.) sich um eine Anstellung beim Brenner-Verlag bewarb. Da wir die einzige Stelle, die in Betracht hätte kommen können, im Verlag besetzt hatten, mußte ich ihr abschreiben, bat sie aber, im Bedarfsfall gelegentlich wieder anzufragen, da die Art ihrer Bewerbung mir Eindruck gemacht hatte. Nun, vergangenen März frug sie wieder an, ganz sachlich, aber mit der Bemerkung, daß sie sich im Dienst des Brenner auch mit einer ganz untergeordneten Stellung begnügen würde. Das hat mich tief gerührt, da aber auch jetzt nichts frei war, frug ich bei der Wagnerschen Druckerei an, und zufällig traf es sich, daß dort die Chef-Sekretärin heiratete und Fr. Schlier deren Posten mit 1. Mai antreten konnte. Sie wagte es erst gar nicht, mir ihre persönliche Bekanntschaft aufzudrängen, sondern sandte mir nur ihre Visitenkarte mit einer Dankeszeile. Ich lud sie daraufhin zu uns ins Haus, stellte sie meiner Frau vor und lernte in ihr ein Wesen von nicht gewöhnlichen Geistes- und Charakteranlagen kennen, das nur in einer teilnahms- undverständnislosen Umgebung bis jetzt noch nicht zu rechter eigener Besinnung zu kommen vermocht hatte, woraus sich wie von selbst ergab, daß ich mich mit einer wahren Geistesleidenschaft um ihre Selbsterweckung annahm [...]. Man muß aber eine Ahnung davon haben, wie sehr mich die Schwierigkeiten, die sich um das Brennerwerk getürmt hatten, vereinsamt und verschlossen hatten, um zu begreifen, wie von der Vorsehung gesandt ich dieses Wesen in seiner aufgeschlossenen Wahrhaftigkeit empfinden mußte und welche seelische Erleichterung mir diese unbefangene Herzenskameradschaft brachte. Wie sehr es mir gelang, dieses Geschöpf auf die richtige Spur ihrer, ihr selbst noch kaum bewußten Begabung zu bringen – wie viele Versuche mußten ihr bis dahin fehlschlagen! – wird, wie ich hoffe, aus einem durch und durch erlebten Buch hervorgehen, das ich in nächster Zeit von Fr. Schlier herauszugeben gedenke und das sie sich neben ihrer neunstündigen angestrengten

täglichen Arbeitszeit vom Herzen geschrieben hat – für mich ein rührendes Zeugnis der Selbstingabe an das Vertrauen, das ich ihr entgegenbrachte. Weiß Gott, ich habe aber hier auch meine ganze Person einsetzen und schwere Drangsalen und Verdächtigungen über mich ergehen lassen, ja zeitweise meine Existenz aufs Spiel setzen müssen (von den Ächtungen der Gesellschaft, die in einem solchen Fall unausbleiblich sind, spreche ich gar nicht), ehe es mir gelang, diesem eigenmenschlichen und doch wahrhaft mitmenschlich empfindenden Geschöpf den Weg zu jener letzten Selbstbesinnung zu ebnen, die nun für sie zu einem Anfang werden kann. Daß dieser Anfang glücke, möchte ich auch schon aus diesem einen Grunde wünschen, weil der Eifer, mit dem das Ressentiment der Bourgeoisie (als Ehebandverteidiger ex offo) die Lahmlegung solcher »unerlaubter« Beziehungen betrieb, nun doch den Erfolg hatte, daß man Fr. Schlier den Posten kündigte, so daß sie Innsbruck, wo sie außer mir kaum einen Menschen näher kennen lernen konnte, nächstens wieder wird verlassen müssen. O Freund, Sie glauben nicht, wie sehr sich mir durch dieses Erlebnis, das meinem Herzen bis in den Tod wird eingeschrieben bleiben, der Ausblick in die dunkle Welt gelichtet hat!

[...]

Dies also sind im Umriß die Erlebnisse, die ich augenblicklich hinter mich gebracht habe. Von welchen Heimsuchungen bitterster Art neben Beglückungen seltenster Art sie im einzelnen begleitet waren, dies anzudeuten mögen Sie mir erlassen. Sie begreifen aber, daß ich die Botschaft, die mir damals von Ihnen zukam, zunächst nur wie im Traum auf mich wirken lassen konnte, ich ging wie im Nebel durch meine eigenen Erlebnisse, so sehr war ihr Sinn und ihre Tragweite meinem wachen Blick verschleiert und meiner Wahrnehmung entzogen, unter der Last einer doppelten Verantwortung, die nach einem letztverbindlichen Ausgleich in mir suchte – kurz: ich kann erst heute wieder aufathmen und ohne allzu tiefe Benommenheit meiner großen Freude Ausdruck geben, die ich über Ihre letzten Nachrichten empfinde.

Wie wunderbar sich doch im Leben alles fügt, wenn man auch der Prüfungen und Heimsuchungen in Liebe und mit Dank für Gottes Güte und Barmherzigkeit zu gedenken vermag. Ich denke, in diesem Empfinden gehen wir einig, und daß wir darin einig gehen können in einem Augenblick, da wir erkennen konnten, daß Gottes Güte uns ans Leben ging, das – hoffe ich – wird seine Bedeutung haben für jeden weiteren Lichblick des neugestärkten guten Einvernehmens zwischen uns. So begrüße ich es von ganzem Herzen, daß nun dem »Brenner« wieder Früchte Ihrer neugeborenen Schaffenskräfte winken, und solange ich in Ergriffenheit vor solchem Entgegenkommen der Vorsehung zu stehen vermag, braucht mir, denke ich, um mich selbst und um die »Richtigkeit« meines Standpunkts vor solchen Wundern der Begnadung nicht bange zu sein. Schicken Sie mir, verehrter Freund, recht bald Ihre Arbeiten – es braut sich vor meinem Auge schon allgemach wieder ein »Brenner« zusammen – und seien Sie überzeugt, daß mir nichts lieber kommen konnte als die Aussicht, Sie wieder zu seinen Mitarbeitern zählen zu dürfen!

Mit herzlichsten Wünschen für Ihre Frau, den kleinen Walther und Sie selbst, bin ich wie immer in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

657 AN THEODOR KRAMER

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK
MARIA THERESIENSTRASSE 29

20. I. 1926

Sehr geehrter Herr!

Leider ist es mir nicht möglich, Ihren Gedichten, so schön und respektabel ich sie finde, eine Tragweite abzufühlen, die sie über den Anschauungs- und Reflexionsbezirk Ihres Eigenpersönlichen hinaus in jene lyrische Verantwortungssphäre emporhübe, in der auch noch ihr Fragwürdiges nicht nur einem alterierten Leidensgesicht des Menschlichen, sondern dem Antlitz einer reinen Leidenschaft des Mitmenschlichen zu entstammen wie auch zu entsprechen vermöchte. Darauf kommt es mir aber heute wesentlich an, und dieser Gesichtspunkt wird für mich entscheidend bleiben, wenn es gilt, Lyrik für den »Brenner« auszuwählen. Inwieweit diesem meinem persönlichen Standpunkt auch für Sie prinzipielle Bedeutung zukommt, mögen Sie selbst entscheiden und die daraus gewonnene Einsicht, die zu beeinflussen mir nicht zusteht, Ihrem weiteren lyrischen Schaffen zugute kommen lassen.

– Die übersandten Gedichte gehen anbei an Sie zurück.

In vorzüglicher Hochachtung

Ludwig Ficker

658 VON THEODOR HAECKER

München 3 Feb 1926

Lieber Herr Ficker,

ich möchte Ihnen heute danken für Ihre freundlichen Weihnachtswünsche. Eine schwere Grippe, die mich heute noch nach 6 Wochen ans Haus fesselt, hatte mich damals überfallen. Sie hat auch meine hiesige und die Tübinger Vorlesung ausfallen lassen. Ich hoffe aber ja, beide nachholen zu können; diese Ende Februar, die hiesige wie mir Dr. Stefl mitteilt, am 5 März. Dann hoffe ich Sie hier sehen zu dürfen. Ich war in den letzten Monaten oft versucht, Ihnen zu schreiben, am meisten, als ein erschütternder Brief des jungen Jaeger mich dazu aufforderte, und es nahezu als eine Pflicht von mir forderte. Wenn ich es nach langen Kämpfen doch nicht tat, so war es wohl, weil irgend ein Instinkt mich zurückhielt und ein Gefühl von der Aussichtslosigkeit, Ihre Verschlossenheit zu sprengen. Ich schreibe Ihnen heute das erste und das letzte Mal darüber, außer Sie wünschten es später einmal. So hoffe ich Sie nicht zu verletzen durch eine kurze Bemerkung. Sie sprachen zu Dr. Stefl den Wunsch aus, daß wir »in Liebe« über diese Dinge schweigen sollten, wenn Sie hieher kämen. Ich werde das tun. Ich will Sie aber nur recht herzlich bitten, »die Liebe« auch dort nicht zu vergessen, wo sie beginnt, aber wo Sie Ihnen so

schwer zu fallen scheint: *zu Hause* und auch dort zu schweigen und zu reden »in Liebe«, welche nur die christliche sein kann. Ein freundliches Wort, eine freundliche Geste wiegen schwer und machen leicht. –

Sie haben mir die Neuauflage des »Begriff des Auserwählten« geschickt. Die Bände sehen ganz gut aus. Überrascht war ich, das Nachwort doch mit abgedruckt zu finden. Ich erinnere mich, daß damals besprochen wurde, es wegzulassen? Oder nicht?

Meine Rheinlandreise ist befriedigend verlaufen. In Trier und in Düsseldorf hatte ich volle Säle und ein aufmerksames Publikum.

Ich habe nun noch eine persönliche Bitte an Sie. Ich möchte mit meiner Familie diesen Sommer wieder nach Lans. Meine Lunge ist sehr angegriffen, und ich brauche gute Luft. Wir sahen voriges Jahr eine kleine Villa, die einer Frau Prof. Czermak in Graz gehört und vielleicht zu mieten ist. Ich habe leider die Adresse verlegt. Würden Sie nun so freundlich sein, bei dem Sohn, einem Arzt, Dr. Czermak in Innsbruck, anzufragen, ob die Villa und zu welchem Preise im Sommer zu mieten ist. Sie könnten ihm dann auch gleich Auskunft über mich u. meine Familie geben. Verzeihen Sie, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nehme und haben Sie im voraus unsern herzlichen Dank.

Herzlich grüßt Sie

Ihr Theodor Haeccker

659 AN ADOLF MESCHENDÖRFER

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK
MARIA THERESIENSTRASSE 29

16. II. 1926

Sehr geehrter Herr!

Entschuldigen Sie vielmals, daß ich erst heute dazu komme, Ihnen für Ihre freundliche Zuschrift zu danken, die mich außerordentlich interessiert hat. Über alles, was Sie, Trakl betreffend, im besonderen zu erfahren wünschen, wird Sie wohl am zuverlässigsten das Gedenkbuch orientieren, dessen Erscheinen sich leider verzögert hat, das aber nun bestimmt in der nächsten Woche herauskommen wird. Dort ist auch seinem Verhältnis zu bestimmten Farben und ihrer sinnbildlichen Bedeutung für Wesen, Ausdruck, Tragweite seiner Gesichte nachgegangen wie allem, was in dieser Hinsicht interessieren kann. Es kann sich da freilich nicht um erschöpfende Untersuchungen handeln, sondern nur um Hinweise, die geeignet sind, zu solchen Einzeluntersuchungen anzuregen. Wie sehr hienach ein Bedürfnis besteht, habe ich nicht allein nur aus Ihrer geschätzten Zuschrift ersehen dürfen. (Aus einem Schreiben, das ich heute erhielt, ersehe ich übrigens, daß sich auch schon die Psychiater für Trakl interessieren).

Was nun Ihre Deutung des menschlichen Schicksals Trakls, soweit es seine Familienverhältnisse anging, betrifft, so geht Ihre Deutung entschieden zu weit.

Als sicher darf die Blutverschuldung in seiner schicksalhaften Beziehung zur jüngsten Schwester gelten, obwohl Trakl darüber nie und zu niemandem eine Erwähnung getan hat. Es wird sich daher empfehlen, in einer Äußerung vor der Öffentlichkeit nie über die vorsichtige Andeutung hinauszugehen, die ich im Gedenkbuch über diesen Punkt zugelassen habe. Hier kann mit gutem Gewissen und unter Verantwortung nicht mehr gesagt werden, als was aus Trakls Versen herauszulesen ist und durch den Selbstmord seiner Schwester (drei Jahre nach seinem Tod) einigermaßen verifiziert erscheint. Daß das Verhältnis zur Schwester zu einem Konflikt in der Familie geführt hat, ist mir nicht bekannt und kann ich, da ich die Familie kenne, mit ziemlicher Sicherheit in Abrede stellen. Der Vater ist schon vor Jahren gestorben, die Mutter, die vor kurzem starb, ging ganz in ihrer Leidenschaft für Antiquitäten auf, die beiden älteren Schwestern haben früh geheiratet (wie übrigens die jüngste Schwester auch), eine ist geschieden, die andere kaum sehr glücklich verheiratet, von den Brüdern sind zwei Kaufleute, der dritte Offizier, alle ohne irgendwelche tiefere Veranlagung. Nur die jüngste Schwester war geistig außerordentlich exzitiert, eine ausnehmend begabte Pianistin, aber ohne den Halt des geistig ganz gefassten Bruders ein ausgelöschtes Leben. Über all das werden Sie, wie gesagt, im Gedenkbuch die entsprechenden Aufschlüsse finden, weshalb ich Sie bitten möchte, für heute mit diesem Wenigen vorlieb zu nehmen. Sollten Sie nach der Lektüre noch den Wunsch haben, über das und jenes noch des näheren orientiert zu werden (was ich fast für ausgeschlossen halte), so stehe ich Ihnen, soweit ich Ihnen noch mit Auskünften dienen kann, selbstverständlich gerne zur Verfügung.

Empfangen Sie, sehr geehrter Herr, den Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung
Ihres sehr ergebenen

Ludwig Ficker

P. S. Bei nochmaliger Durchsicht Ihres Briefes merke ich, daß ich Ihnen noch in manchen Punkten eine – wenn auch nur andeutende – Aufklärung schuldig geblieben bin, die Ihnen auch das Gedenkbuch kaum geben kann. Die schweigsame und in sich gekehrte Natur Trakls verwehrte es im allgemeinen, ihn über allzu persönliche Angelegenheiten, soweit er sie nicht selbst preisgab, auszufragen. Nach dem verstorbenen Knaben zu fragen, der in Trakls schönsten Dichtungen als Gestalt der Erinnerung auftaucht, ist, glaube ich, keinem der Freunde eingefallen; denn es schien uns allen einleuchtend, daß er sich hier nur ein Gleichnis seiner selbst ins Gedächtnis rief, sein Ebenbild. »ehe in seinem Schatten die Silberstimme des Engels erstarrt.« Ebenso ist die Bezeichnung »Bruder« nie auf einen leiblichen Bruder gemünzt, sondern, meinem Empfinden nach, aus dem Gedenken an Hölderlin, Rimbaud etc. geschöpft. Für ihn waren auch die Menschen seiner Umgebung, namentlich die seiner Familie, nur Gleichnis eines Schicksals, das er in nuce in ihnen verkörpert sah und das ihnen gar nicht faßbar zu sein brauchte. Er sah da über das Maß des in Wirklichkeit Erfüllten hinweg und ging wie einer, der zu Ende sieht, in seine Vision ein.

D. O.

660 VON FRITZ TRAKL

Major Trakl, Salzburg, Nonnthalter Hauptstraße 1/I

12. März 1926

Sehr geehrter Herr von Ficker,

heute erhielten wir durch Ihren Verlag das Erinnerungsbuch von Georg zugesandt. Dies ist die Begründung, warum ich mich gerade an Sie wende in einer, vielleicht grotesk erscheinenden, Angelegenheit. Auf die Gefahr hin, in dieser immerhin – aber gezwungen – selbstischen Sache noch mehr mißverstanden zu werden, fasse ich mich sehr kurz. In manchen Belangen ein Mittelding zwischen Georg und Grete, bin ich dank der harten Selbstzucht die mein Beruf mir auferlegte, *erst jetzt* mit meinen Nerven ganz fertig und weiß noch nicht genau, ob ich so lebensunwillig bin wie meine beiden Geschwister. 50 Monate Feld die ich erlebt, 7 Jahre Republik die ich erlitten, der mühsame – und wie ich diemalen erkenne – zwecklose Versuch, mich zu einem Menschen zu machen, der dieses Ehrennamens wert wäre, haben mich erschöpft, so sehr erschöpft, daß ich vor Kurzem einem gänzlichen Nervenzusammenbruch unterlag.

Ich bin sehr, sehr müde, zu müde sogar, um es wie Gretl zu tun.

Und nun kommt sogar etwas vielleicht Häßliches. Aus Georgs Jugend besitze ich einige, hier beigelegte, philatelistisch ganz interessante Poststücke aus den Jahren 1899–1900. Ich will sie hergeben, weil aus diesen toten Dingen für mich vielleicht das Mittel ersteht, meine Misere in irgend einem Belangen zu erleichtern.

Georg hatte doch Freunde, die sich um solche, meines Erachtens ganz schätzenswerte Andenken doch interessieren würden.

Sie aber, verehrter Herr von Ficker wären doch imstande hier zu vermitteln.

Sollten Sie aber dafür halten, daß die Ihnen hiebei vorgelegten alten Korrespondenzen meines Bruders keinen materiellen Wert – den ich in meiner Verlegenheit erhoffte – repräsentieren, so bitte ich Sie, darüber nach Ihrem Gutdünken zu verfügen. Betrachten Sie auch diese Beanspruchung Ihrer Person als eine Äußerung meiner gegenwärtigen psychischen Störung, die ich als Kaiserschützen-Offizier sicherlich zu beherrschen gewußt hätte. Nun bin ich aber ein Opfer der großen Zeit in der wir zu leben verdammt sind und krankhaft unbeherrscht.

Sollte also, was ich kaum zu hoffen wage, meine Pietätlosigkeit durch einen Haufen Zechinen belohnt werden, so bitte ich Sie, dieselben an meine Adresse: Salzburg, Nonnthalter Hauptstraße 1/I zu übermitteln.

Ich fürchte mich vor einer Abweisung, wenn ich Sie bitte, Ihrer Frau Gemahlin den Ausdruck meiner ergebensten Verehrung zu übermitteln.

Sie aber, lieber Herr v. Ficker bitte ich herzlichst, denken Sie nicht allzuschlecht von einem Kranken der sehr hilflos ist.

Ihr Fritz Traklmjr

NB. Bitte meinem Bruder Willy nichts zu sagen von alldem.

661 VON MAX VON ESTERLE

[wahrsch. 12. 3. 1926]

MAX

dankt Ihnen, lieber Freund, für das schöne Trakl-Buch, das wohl das wertvollste u. zugleich schlichteste Monument ist, das je einem Dichter von Freunden errichtet wurde. Etwas störend fand ich nur – sit venia verbo – die Ankündigung anderer Werke vor einer Bahre. Dagegen sind Ihre Worte von so einfacher Schönheit, daß man ergriffen ist. Viele Grüße u. herzl. Dank!

662 VON MAX VON ESTERLE

Innsbruck 15. III. 1926

Lieber Herr von Ficker,

Es ist mir, trotz Ihrer scharfen Absage, doch der Mühe wert, Ihnen einige Mißverständnisse aufzuklären.

[...]

Der Inhalt meiner Zeilen bezieht sich nicht auf den Umschlag, der ja stets der Verlegerreklame gewidmet ist, sondern auf die Ankündigung im Buche selbst, u. z. zunächst auf beide in Aussicht gestellten Erscheinungen. Ich hatte ein unangenehmes Gefühl über etwas, das nicht dem Andenken Trakls, aber Ihnen selbst schaden könnte. Es leuchtete mir auch nicht ein, warum Sie gerade die Stimmung von Ergriffenheit, die vom Traklbuche ausgeht, benützen, um eine allerdings kleine Öffentlichkeit in Innsbruck anzuregen, neuerlich die höchst persönlichen Angelegenheiten des Herausgebers zu betratschen. Sie verbitten sich eine solche Einmengung in Sachen Ihres Feingefühles nun allerdings in Ihrem gestrigen Briefe. Aber bedenken Sie doch, daß Ihre Freunde sich nicht recht anders zu Ihnen stellen können, wie als lebendes und sprechendes Gewissen. Wir bezweifeln ja gar nicht die Existenz Ihres Feingefühles, aber Sie müssen uns erlauben daran zu zweifeln, ob Ihr Feingefühl nicht doch manchmal von Leidenschaftlichkeit und Trotz irreggeführt wird. Ja, Sie müßten uns eigentlich auch erlauben, Ihnen dies zum Ausdruck zu bringen. In eine Verfassung, wie die Ihre ist, kann jeder geraten, und Niemand, wie ich, weiß besser, wie verbissen taub man da gegen jede freundschaftliche Kritik ist. Deshalb kann ich Ihnen auf die Dauer auch Ihre schroffe Ablehnung der meinen nicht übel nehmen. Ich wäre an Ihrer Stelle vielleicht der Gleiche. Ja, ich will meinerseits auch gleich die Lehre daraus ziehen, daß man auch aus Freundschaftsgründen keine Kritik üben soll, weil sie doch nichts nützt, sondern nur stört.

[...]

Ihr alter Esterle

17. III. 1926

Lieber Herr Sailer!

[...]

Wenn sich zwischen meinem Wort und Werk, das ich ja nicht als Wortführer, sondern als Handlanger bediene, der sich handhaben läßt, Widersprüche auftun, die ich vor meinem Gewissen nicht bereinigen kann, so werde ich die Konsequenzen ziehen, da seien Sie unbesorgt! Kommt es so weit – und für Sie habe ich die Grenze ja schon überschritten –, so wird mir eo ipso nichts mehr geraten (am wenigsten die Ausflucht ins Aesthetische, die Sie mir ans Herz legen). Der Brenner ist weder eine Literatensache noch ein Wort an einfältige Menschen; sein Gesichtsausdruck ist der einer geistigen Not. Mehr habe ich zu diesem Punkt nicht zu bemerken. Höchstens das: ob der Brenner weiter erscheinen kann und in welcher Art, hängt nicht allein von mir ab. Er ist in sich ein Werk des Widerspruchs, des inneren Zwiespalts, das ist klar. Aber zweideutig war er nie und wird er nie, selbst wenn ich in meinem Privatleben von so eindeutiger Zweideutigkeit wäre, wie ein Teil Ihres Wesens das vielleicht gern sehen möchte. Denn das Werk des Brenner kann im gegebenen Augenblick auch den Händen eines Berufeneren überantwortet werden, das versteht sich; es ist durchaus möglich, ja sehr wahrscheinlich, daß ich nur für den Anfang zu gebrauchen war und noch zu meinen Lebzeiten zu verschwinden habe – ich weiß das heute nicht. Aber ich glaube nicht (wenn ich auch natürlich die Möglichkeit nicht ausschließen kann), daß der Berufenere aus den Reihen meiner Tadler hervorgehen wird, aus den Reihen jener, die an meiner heutigen Haltung Anstoß nehmen, ohne sich die Frage vorzulegen, ob sie ihnen wohl auch durchsichtig genug ist. Daß ich diese meinte – und nicht Pharisäer, die sich ja meinetwegen denken können, was sie wollen – nein; daß ich schon ganz in Ihrem Sinn die Einfältigen im Geiste (zu denen Sie nicht gehören) und die aufrichtig Bekümmerten (zu denen sie wohl gehören) meinte, wenn ich – eine durchaus treu wiedergegebene Äußerung von Ihnen zu Frl. S. aufgreifend – von dem Aspekt der Lächerlichkeit sprach, dem ich verfallen sei, geht doch schon daraus hervor, daß ich Ihnen schrieb (ungefähr): »Zum Schluß wird sich herausstellen, daß ich um kein Haar lächerlicher, d. h. aber, gerecht gesprochen, daß ich ebenso wenig lächerlich gewesen bin wie diejenigen, die mich heute für lächerlich halten müssen.« Auch ich erlaube mir, wie Sie sehen, das sehr deutlich mit dem Satz vom Widerspruch in Verbindung zu bringen. Aber ich erlaube mir daran eine Hoffnung zu knüpfen, während Ihnen daran gelegen ist, mir diese zu nehmen. Das muß ich hinnehmen und, da Sie hier doch offenbar einen autoritären Anspruch geltend machen, allen Ernstes beherzigen.

So bleibt mir auch nichts übrig als mich Ihrer Erkenntnis zu fügen: »Wir zwei werden uns doch nie verstehen«, auch wenn sie mir nicht recht einleuchten will. Aber wenn Sie sagen: »Machen wir einen Strich unter das Vergangene!«, so mögen Sie das für Ihre Person allein besorgen! Ich habe in meinem ganzen Leben dazu noch keinen Anlaß gehabt, und am allerwenigsten in diesem Falle.

Es grüßt Sie in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

664 VON ELSE LASKER-SCHÜLER

Hotelpension Feldhütter Elisenstr. 5 München

18. III. 26

[eine Rose]
Ihrer lieben Frau!

Mein lieber verehrter
Ludwig von Ficker.

Wie [im W ein Stern] danke ich Ihnen für das liebe Buch mit Georg Trakis Bild, [ein Stern] Ich will mich sicher nicht überheben, aber ich hätte ihn, wenn ich es gewagt hätte, froh machen können. Damals kam die Karte zu spät, ich wäre ja sofort abgereist. Ich sah ihn doch in meinem Zimmer, (wie es in *meinem Gedicht steht*) als 15 jähriger im Havelock seinem Mantelkragen – durch mein Zimmer gehen. *Sicher* am Tage in der Stunde seines Sterbens. Jedenfalls erreichte mich ein Gedanke von ihm. Kennen Sie das Gedicht nicht?

Mein Leben – immer eine andere Verzweiflung. Mein Junge noch sehr krank, aber, hoffe bald – nach Lugano mit ihm zu reisen. Dort bringe ich ihn in ein Sanatorium. Die Ärzte alle meinen, er ist in kurzer Zeit geheilt. Wie geht es Ihrer lieben verehrten Schwedin und den herrlichen Kindern. Ihre kleine Ursula (?) weinte doch so sehr, als mein Paul abreiste. Bitte schreiben Sie öfter Ihrem

Prinzen Jussuf von Theben

665 VON OSCAR WALTER CISEK

Bukarest, Strada Viitorului 65.

Den 19. März 1926.

Sehr verehrter Herr Ficker!

Ich erhielt Ihren so überaus freundlichen und ausführlichen Brief, erhielt auch das Traki-Erinnerungsbuch und danke Ihnen für Ihre Güte. Ich habe Herrn Dr. Konrad Nussbächer sofort den Inhalt Ihres Briefes mitgeteilt und er schrieb mir, daß er Ihnen sogleich einige Ostland-Exemplare zugeschickt habe. Vielleicht könnte sich Herr Leitgeb, den wir als Dichter immer höher einschätzen, sich entschließen, den Aufsatz zu schreiben, da er doch wohl jünger ist und zu Ihrem Kreis und seiner geistigen Auswirkung mehr Distanz hat. Seien Sie jedenfalls für Ihr Wohlwollen unserer tiefsten Dankbarkeit gewiß.

Technische Schwierigkeiten haben das Aussehen des dritten Heftes arg hergenommen, doch wird dies natürlich wieder besser werden.

Das Traki-Buch hat mich tief ergriffen. Es ist und bleibt für mich ein heiliges Buch. Ich könnte den Eindruck, den ich durch die Vergegenwärtigung dieses Daseins

erhielt, mit keinem anderen vergleichen. Nur der Text der großen Ausgabe der van-Gogh-Briefe ergriff mich vor zwei Jahren auf ähnliche Weise. Wie einem da beim Lesen die geheimnisreichen Wege um das Genie bewußt werden, wie da ein Einzelner zum Gefäß und zum unbegreiflichen Mund der Gottheit wird! Auch ich habe mir Trakl freilich anders vorgestellt, obgleich ich ihn niemals in eine Reihe stellte. Aber man ist immer gerne geneigt, sich die Umstände der Schöpfung weniger groß verankert zu denken, als sie eigentlich sind und sein müssen. Man ist für so vieles zu klein.

Aber wie muß es sein, wenn Sie, der Gütige, der in den Seiten dieses Buches stets so edel zurücktretende Mensch, an Trakls stumme Umarmung in jenem Krankenhaus zurückdenken! Und wie, wenn Dallago, den Hans Limbach ein wenig lächerlich hinstellte – Whitman (!!) – sich auch jenes Gesprächs mit Trakl besinnt!

Die Aufnahme des Grabes mit dem ganz unwirklich rein-anmutenden Kirchlein und dem Bogengang finde ich sehr rührend. Ich werde über das Buch schreiben, wenn möglich auch im »Ostland« oder in der »Prager Presse«.

Rilkes Brief ist auch sehr schön. Und auch die faksimilierten Schriftproben haben mir viel gesagt, denn die Schrift ist nicht barock und flammt doch so oft auf.

Daß in diesem Buch auch die beiden Worte »Cugetul Românesc« stehen, ist für mich und meinen Freund Ion Pillat eine große Ehre.

Übrigens möchte ich Sie sehr und ergebenst bitten, auch Ion Pillat, dem Dichter, der sich hier sehr für Trakl eingesetzt hat und mit mir die Übertragungen besorgte, ein Exemplar mit einigen Worten zuzusenden. Es wäre für Pillat sicherlich ein seltenes Erlebnis, um so mehr als er mir kürzlich wieder sagte, daß er mit den Übertragungen der Gedichte Trakls fortfahren möchte.

Seine Adresse ist: Ion Pillat, Strada Pia Bratianu N°9, Bukarest.

Was Sie für Trakl getan haben, wird man Ihnen niemals vergessen können.

Sollte ich einmal nach Wien fahren, wird mein Weg auch zu Ihnen nach Innsbruck und zu Trakls Grab führen.

In tiefster Dankbarkeit und Verehrung bleibe ich
Ihr sehr ergebener

Oscar Walter Cisek.

Mit großer Dankbarkeit habe ich Ihr Traklbuch gelesen und grüße Sie herzlich.
Hortense Mateescu-Cisek.

Der Pflug
Monatsschrift der Wiener Urania

Herrn Ludwig Ficker, Innsbruck-Mühlau.

Wien, am 26. März 1926

Lieber Freund!

Je mehr ich Dir zu schreiben hätte, desto weniger kann ich mich entschließen, mich zur Maschine zu setzen und das Pensum herunterzuklappern; denn jetzt wird doch nur mehr ein Geschäftsbericht daraus. Schreiben muß ich Dir aber endlich einmal; vielleicht ermöglicht mir doch noch eine »Geschäftsreise« nach Innsbruck einige Stunden procul negotiis mit Dir. Den letzten Anstoß zu diesem Briefe gab das Trakl-Buch, das ich heute erhielt und für das ich Dir herzlich danke. Ich will in einer guten Stunde über den »Brenner« und dieses schöne Werk des Gedenkens einen Essay zu schreiben versuchen, den ich in das 5. Heft des »Pflug« einreihen werde, das unter den Leitgedanken »Heimat und Welt« gestellt ist. (Es wird Ausschnitte aus Kant »Zum ewigen Frieden«, Hölderlin's »Hyperion«, Chamisso's »Reise um die Welt«, Gedichte von Claudius und Nietzsche enthalten, leider auch ein paar Kompromisse, die mir die Urania aufnötigt, aber doch nicht: von Felix Dahn bis Otto Ernst und Skowronnek oder so.)

An Fr. Schlier, deren Adresse ich nicht zur Hand habe (denn ich bin noch im Krankenstand aber schon wieder in Wien –) muß ich auf dem Umweg über Dich schreiben. Ich bitte Dich, ihr den beiliegenden Brief, mit dem ich ihr wohl leider keine Freude machen dürfte, zu übermitteln.

Sie wollte nämlich, ich solle entweder den Aufsatz ganz zurückziehen, oder doch wenigstens ihre Korrekturen berücksichtigen. Nun war mir aber weder das eine, noch das andere möglich; denn als ihr Schreiben einlangte, war (über Betreiben der Urania) das 3. Heft schon fertig gedruckt; ich konnte von der Hinterbrühl aus nur wenig an den redaktionellen Arbeiten teilnehmen.

Das – leider nicht angemessene – Honorar von S. 50.– für Fr. P. Schlier lasse ich an Dich weisen; sei so gütig und folge es Fr. Schlier aus! (Unser Honorarbudget ist gegenwärtig noch sehr schmal, doch hoffe ich, bald eine Erhöhung durchsetzen zu können.)

Du stelltest mir vor langem in Aussicht, daß Du mir Autoren aus Deinem Kreise empfehlen und mir Publikationen Deines Verlages zusenden werdest. Ich wäre Dir herzlich dankbar, wenn Du ersteres gelegentlich verwirklichen könntest; den »Pflug« werde ich Dir gerne ständig zusenden lassen als untaugliche Revanche für die Werke Deines Verlages.

Zu meiner peinlichsten Überraschung fand ich unter einem Stoß Manuskripte, die ich mir aus meinem Bureau senden ließ, den Aufsatz »Am Grabe Georg Trakl's« von Ignaz Zangerle, den ich längst in Deinem Besitz wünschte. Ich lege ihn diesem Briefe bei und bitte Dich und den Autor, die unliebsame Verzögerung zu verzeihen.

Schließlich bitte ich Dich noch um Rat in einer recht verwickelten Angelegenheit; ich fürchte allerdings, daß mir Dein Rat nicht mehr viel wird nützen können, weil ich mich über Wunsch der Urania bereits habe binden müssen:

Leopold Liegler ließ mir mitteilen, daß er bereit sei, mir für den »Pflug« ein von ihm bearbeitetes nahezu unbekanntes Nestroj-Manuskript (»Hauptling Abendwind«) zu übergeben, doch solle ich ihn aufsuchen. Ich ging natürlich freudig zu ihm, erfuhr aber von ihm folgende komplizierte Geschichte: – (Er leitete sie mit den Worten ein: »Ich habe Ihnen sagen lassen, daß Sie zu mir kommen sollen, weil ich mir dachte, Sie werden über eine solche Zumutung vielleicht empört sein und nicht kommen; ich wollte damit quasi das Schicksal befragen, ob ich mein Vorhaben ausführen soll oder nicht«). Er (Liegler) habe das Manuskript in vollständiger Dialektfassung geschrieben und nicht in der von Nestroj gebrauchten Mischfassung von Dialekt und Hochdeutsch. Karl Kraus sei gegen diese, der Anschauung Lieglers nach richtige »Übersetzung« gewesen; seither (d. h. seit einer mehrstündigen Auseinandersetzung mit Kraus über das Thema Dialekt oder Originalniederschrift) sei er mit Kraus nicht mehr zusammengekommen; sie seien nun nicht verfeindet, aber einander entfremdet. Liegler wisse, daß die Veröffentlichung dieser Arbeit für ihn eine schwere Nervenprobe bedeuten könne, er fühle sich aber doch verpflichtet, das Werk Nestrojs in der nach seiner Überzeugung richtigen Fassung zu veröffentlichen. Die leidenschaftliche stundenlange Rede, die Kraus ihm seinerzeit gehalten hatte, habe ihn nicht überzeugen können; er ist der Meinung, daß Kraus eine falsche Einstellung zum Wesen des Dialekts habe; als Beispiele nannte er mir Sprachfehler Karl Kraus', die auf ein mangelndes Erlebnisverhältnis zum Wiener Dialekt schließen ließen (z. Bsp. spreche Kraus richtig aus: »Wässer« mit dem dumpfen ä, dagegen logisch richtig, aber praktisch falsch: »wässerig« ebenfalls mit dem dumpfem ä, statt: »wasserig« mit hellem a).

Ich solle mir über seinen Konflikt keinen Gedanken machen und nur, wenn ich die Arbeit als für den »Pflug« geeignet hielte, sein Anbot dem Redaktionsausschusse vorlegen; er werde »ja« und »nein« als Schicksalsantwort hinnehmen.

Die Urania sagte begeistert ja! und auch ich muß ehrlich sagen, daß mir Lieglers Argumentation, die ich hier nicht explizieren will, gefiel. Aber es bedrückte mich und bedrückt mich noch, daß ich nun mittelbar einer möglichen Kränkung eines mir persönlich teuren Menschen schuldig werden soll. Ich suchte nach einem Ausweg und glaubte ihn schließlich in folgender Form gefunden zu haben: ich bewog den Krystall-Verlag zu dem Beschlusse, eine Ausgabe der Fassung nach Karl Kraus (resp. Nestrojs Niederschrift) in Buchform zu veröffentlichen, die Fassung Lieglers im »Pflug« abzudrucken, sodaß also beide Texte der Allgemeinheit und der vergleichenden Kritik zugänglich wären. Leider hat sich aber Liegler diese Doppellösung verboten.

Kannst Du mir nun einen Rat geben, der die Wirkung des fast schon dahinrollenden Steines abschwächen und der mein Gewissen erleichtern könnte? Ich wäre Dir von Herzen dafür dankbar! Schreibe mir, bitte, recht bald, was Du von dem Falle hältst.

(Die sehr umständliche Vorgeschichte, die mir Liegler erzählt hat, kann ich Dir, wenn Du es wünschst, gelegentlich mitteilen. Es spielen dabei Lanyi, Jahoda u. Siegel, der Amaltheaverlag und weiß Gott was und wer noch eine Rolle.)

Sei mir nicht böse, daß ich Dich nach einer so langen Pause mit Bitten überfalle!
Es grüßt Dich und Deine Lieben auf's herzlichste
Dein sehr ergebener

Andr. Reischek

Von meiner Frau und Gerli die besten Grüße!

667 VON ALFRED BAEUMLER

Dresden, 30. III. 26.

Lieber Herr Ficker, ich komme von der Lesung Ihres Trakl-Buches (Dank für Ihr Geschenk und die Widmung! mein bisheriges Exemplar ging eben an meine Schwester nach Nürnberg ab), und kann Ihnen nur in innerer Bewegung die Hand drücken. Sie wissen bestimmt nicht, wieviel mir dieses schlichte Denkmal der Freundschaft, der Treue und der Menschlichkeit ist. Ich halte dieses Buch für *das* Buch des Brenners – ein Zeugnis, ein Dokument, das mir immer teuer sein wird. Nirgends ist es schärfer zu sehen als hier, daß es sich beim Brenner nicht um »Literatur« handelte, sondern um Leben, um gelebtes Dasein. Und an wem hätte das deutlicher werden können als an Trakl! Die Erinnerung an seine Gedichte (die ich damals in Innsbruck mehr ahnte als verstand – aber immerhin ahnte, denn ich nahm sie sofort heraus aus aller modernen »Lyrik«) verbindet sich mir jetzt mit dem Bilde, das dieses Gedenkbuch so unaufdringlich und zugleich so eindringlich vermittelt, zu einem großen, symbolischen Ganzen. Trakl rückt mir neben Weininger, dessen Reinheit mir schon lange teuer ist. (Durch einen Zufall lernte ich die schönste Veröffentlichung über Weininger auch erst vor einigen Wochen kennen: das »Taschenbuch«, herausg. von Arthur Gerber.) Und zugleich steigt der Schatten meines Freundes Otto Wirsching, des Malers, vor mir auf – ähnlich dämonisch geängstigt, ähnlich todverbunden, ähnlich symbolisch schauend wie jene beiden. (Sein letztes Bild »Lethe« hätte Trakl sicher tief berührt.) Aber der Schatten Trakls ist mir im Augenblick der nächste und mächtigste. Er hat geduldiger und größer gelitten noch als Weininger, der mit einem ungeduldigen Schuß der Qual ein Ende machte. Das Sokratische Sterben Trakls, sein Einhüllen in die ärarische Decke im Abenddunkel, die Gewißheit der ewigen Distanz von Mensch zu Mensch in seinem letzten Blick – das ist unvergeßlich. Und ewig hoch halten werde ich Ihre Worte am Grabe, gerichtet an den gegenwärtigen Freund, diese wenigen Sätze, die *alles* sagen, und die das Erinnerungsbuch feierlich und würdig ausläuteten. Wie wohlig wird sein Gebein da unten sich strecken »vom Kaun des Brots und allem Irrsal los!« Wie beruhigend und tröstend ist mir diese Tat der Heimführung, diese Tat der Liebe, unbegreiflich, geringfügig vor dem Verstand, unbegreiflich tief vor dem Herzen.

Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich über dies alles vielleicht auch noch öffentlich etwas sage. Ich schweige lieber davon – und noch von manchem andern –, aber solange wir nun einmal in der Tretmühle der Öffentlichkeit fronen (Sie tun es ja auch), kann man sich nicht drücken. Es bleibt der Trost, daß es doch nur die verstehen, dies angeht.

Grüßen Sie Herrn Röck schönstens, und auch Herrn Sailer, dessen Dichtung (im letzten Brenner) ich mit Freude zu lesen begonnen habe.

Herzlich grüßt Sie

Ihr A. Baeumler

668 VOM VERLAG »DIE FACKEL«

VERLAG »DIE FACKEL«
HERAUSGEBER KARL KRAUS
WIEN, III., HINTERE ZOLLAMTSSTR. 3

Wien, 9. April 1926

Herrn Ludwig Ficker
Innsbruck-Mühlau 102

Hochgeehrter Herr!

Wir haben von der augenblicklich großen Notlage des Herrn Dallago mit tiefem Bedauern gehört und senden Ihnen aus dem Erträgnis der Vorlesungen Karl Kraus S 100,-, (denen Herr Georg Jahoda persönlich S 30,- beifügt), die Sie Herrn Dallago gütigst übergeben wollen.

Mit dem besten Danke und dem Ausdrucke der vorzüglichsten Hochachtung
VERLAG »DIE FACKEL«
F. Wacha

S 130.-
Rekommandiert

669 AN MARTINA WIED

13. IV. 1926

Liebe Freundin!

Daß Ihnen die Zeitwende die Besprechung des Trakl-Gedenkbuchs, deren gütige Absicht ich Ihnen herzlich danke, zurückgeschickt hat, überrascht mich nicht, nachdem sie ja, wie Sie kürzlich schrieben, auch Ihre Würdigung von Kraus' Versen abgelehnt hat. Ich glaube zwar, daß ich an Ihrer Stelle innerlich anders auf solche Erfahrungen reagieren würde, als Sie im letzten Briefe angedeutet haben, im übrigen aber nehme ich natürlich all das ebenso wenig tragisch wie Sie. Einmal wird ja die Zeit kommen – und ich glaube, sie nähert sich mit Riesenschritten –, da diese Welt an der Problemfülle, die ihr jetzt schon zum Hals heraufhängt erstickt sein wird. Bis dahin wird die gute Zeitwende mit all den Zeichnungsberechtigten, die

sie redigieren, das Zeitliche gesegnet haben – fiducit! Es hat nichts zu bedeuten gehabt. Weder daß sie von Ihnen dieses angenommen und gebracht noch daß sie anderes verworfen hat. Sie selbst aber mögen sich vorsehen, verehrte Freundin, inwieweit Sie glauben, sich diese Zustützung Ihres Selbstbefreiungsdranges gefallen lassen zu dürfen; denn daß den Leuten nur das akzeptabel erscheint, was Ihrem Intellekt entstammt, nicht aber das, was Ihnen auch vom Herzen kommt, müßte auf die Dauer, denke ich, doch ein unerträglicher Zustand für Sie sein. Ich würde das nicht sagen, wenn ich nicht das sichere Gefühl hätte, daß Sie bei einem Sichversteifen gegen rückgratlose Neigungen des vollen Durchbruchs in die Selbstbefreiung fähig wären. Im übrigen aber will ich selbstverständlich nichts – auch dieses letzte nicht! – gesagt haben. Denn es ehrt Sie natürlich noch immer mehr, wenn Sie Äußerungen, die Ihnen am Herzen liegen, einer Zeitschrift, die sich auf gut Glück Zeitwende nennt, zur Veröffentlichung anbieten, als es diese ehrt, wenn sie mit dem Hinweis auf die Fülle der »Probleme«, die sich drängen, solche Äußerungen abweist. Im Ernst: das ist ein ganz gerechter Vorgang.

Ich will sehen, ob ich Ihren Aufsatz an irgend einer entlegeneren Stelle – eine andere kommt ja im Hinblick auf das wenig aktuelle Sujet vorläufig nicht in Betracht – unterbringen kann. Viel Hoffnung habe ich nicht. Denn ich sehe schon, daß bei den zuständigen literarischen Instanzen die Absicht besteht, auch dieses Buch – das Trakl-Gedenkbuch! – unter den Tisch fallen zu lassen. Habent sua fata – nun, meinetwegen!

Das Buch von Frl. Schlier ist nur ein Anfang, das bitte ich Sie zu bedenken. Man müßte wissen, wie es zustande gekommen ist, um ihm gerecht werden zu können – so, wie *ich* das weiß, der ich es darum liebe. Was für eine eindringliche und absonderliche Begabung in diesem Wesen steckt, kann vorderhand nur ich beurteilen, der ich dieser Begabung unter Mühsal auf die Spur gekommen bin, sie Frl. Schlier entdecken half und nun in einem neuen Buch, das im Entstehen begriffen ist, zu voller und wirklich merkwürdiger Entfaltung drängen sehe. Passen Sie auf: Frl. Schlier wird noch – so paradox das scheint und so wenig es aus diesem unscheinbaren Buch noch zu erkennen ist – die eigentümlichste Rechtfertigung dessen werden, was man heute noch für meine unverzeihliche Verblendung ansieht. Sie müssen nämlich wissen, daß sich von dem Moment an, als ich das Erscheinen eines Buches von Frl. S. anzeigte, auch meine nächsten Freunde mir entfremdet haben – den einzigen Dallago ausgenommen, der auf den ersten Blick und nach dem ersten Gespräch das Ingenium in Frl. S. gewittert hat. Alle anderen haben in dieser überraschenden Ankündigung ein »unträgliches« Zeichen meines Versinkens erblickt. Nun, mag ich versinken! Noch als Versunkener werde ich auftauchen und ihnen mein »eingegangenes« Gesicht weisen. Mögen sie sehen, wie sie damit fertig werden! Ich reiß' mich um keinen Platz im Himmel ihrer Vorsicht.

Es grüßt Sie, liebe Freundin – auch von Frl. S. soll ich grüßen – herzlich
Ihr Ludwig Ficker

670 VON JOSEF LEITGEB

Innsbruck, am 15. April 1926.

Sehr geehrter Herr von Ficker!

Ich wollte mit dem Dank für Ihre liebenswürdige Übersendung des neuen Verlagswerkes warten, bis ich es gelesen habe. Dies habe ich nun mit großer Freude über die vielen Schönheiten in Petras Aufzeichnungen getan. Es hat mich ganz besonders gefreut, in dem Buche einen wachen Menschen statt eines poetischen Mädchens kennen zu lernen. Hier war eher ein dem Leben ausgesetzter Jüngling am Werke, der das Nichts hinter der Buntheit der Erscheinungen mit Entsetzen und doch mit großer Gefäßtheit wahrnahm. Besonders gut hat mir der Abschnitt »Kinderbaracke« gefallen. –

Da ich seit ein paar Tagen wieder ein wenig arbeiten kann, bin ich viel zu Hause und sage ich Ihnen meinen Dank schriftlich. Ich hoffe Sie Ende nächster Woche im Büro zu sehen. Für die Ankündigung meines Buches besten Dank!

Warum wollen Sie mir das »s« bei Werthers nicht stehen lassen?

Haben Sie einen neuen »Brenner« in Vorbereitung?

Mit besten Grüßen an Sie und Fräulein Schlier

Ihr J. Leitgeb.

671 VON FERDINAND EBNER

Gablitz, 21. April 1926

Lieber Herr Ficker!

Daß Sie mich durch die Aufzeichnungen des Fr. Schlier deren Bekanntschaft machen ließen, dafür möchte ich Ihnen meinen besonderen Dank sagen. Daß mich das Buch über das »objektive« Moment hinaus interessierte, versteht sich ja von selbst. Innerhalb dieses »objektiven« Momentes aber war es vor allem die Wahrnehmung eines eigentümlichen Gefühls, von dem die ganze innere Lebenshaltung des Fr. Schlier getragen zu sein scheint, was mich anzog. Des Gefühls nämlich für den moralischen u. geistigen Verfall des »bürgerlichen« Menschen u. seines Milieus. Ich glaube, mich hierin nicht zu täuschen. Besonders interessiert hat mich auch – u. interessiert mich noch – das Bild des Fr. Schlier auf dem Umschlag. Es gehört wohl wirklich wesentlich zu diesem merkwürdigen Buch. Ihre tiefere Anteilnahme an dem Fr. Schlier glaube ich, fast möchte ich sagen: bis zur Selbstverständlichkeit, zu verstehen.

Ich habe jetzt längere Zeit nichts von Ihnen zu hören bekommen. Hoffentlich ist Ihnen nichts Übles widerfahren u. sind es nur die Verlagsgeschäfte, die Sie nicht die Zeit finden ließen, einen von Ihnen angekündigten Brief zu schreiben. Noch weiß ich zu wenig über Ihre Stellungnahme zu meinen beiden Aufsätzen.

Und einiges hierüber wissen zu wollen, werden Sie mir wohl nicht als Unbescheidenheit oder Aufdringlichkeit anrechnen. Vor allem aber möchte ich gerne wissen, ob Sie sich mit dem Gedanken an die nächste Brennerfolge bereits konkret beschäftigen. Ich bitte Sie, mir hierüber einiges mitzuteilen, soweit es Ihnen Ihre Zeit, soweit es Ihnen Ihre Geneigtheit mir zu schreiben gestattet.

Sechs Wochen lang beschäftigten mich Mauthners Beiträge zur Sprachkritik. Im dritten Band erlahmte mein Interesse derart, daß ich ihn nur zur Hälfte ordentlich, im übrigen aber nur flüchtig u. Seiten überschlagend las. Das Ganze mutet mich »vorsintflutlich« an. Freilich, wir dürfen ja wirklich mit einigem Rechte sagen: Hinter uns die Sintflut. Eigentlich regt mich Mauthner kaum zur Polemik an. Gewiß erkenne ich in seinem Werk eine objektive Konsequenz aus der geistigen Haltung des 19. Jahrhunderts – die an der Sprache verzweifelnde Konsequenz des Geistloswerdens. Die behaglich lächelnde Resignation ist persönliche u. am Ende nicht einmal unbedingt notwendige Zutat. Gewiß auch ist es, daß sich über das Wesen u. den Sinn der Sprachkritik – Sprachkritik im allgemeinen, von der die Mauthnerische nur ein besonderer, allerdings meines Wissens der einzige Fall ist – etwas Daseinsberechtigtes sagen ließe. Ob ich es aber sagen werde – ich weiß es nicht. Wie ich überhaupt nichts von mir weiß, zumindest so wenig, daß ich niemanden die Zusage einer bestimmten literarischen Arbeit machen dürfte. Weit mehr als Mauthners Sprachkritik empfand ich, in diesen Tagen erst, die Lektüre eines naturphilosophischen Buches, das außerhalb der »Fachkreise« so gut wie unbekannt sein dürfte, als nicht unbedeutende, vielleicht sogar – die Zukunft muß das zeigen – höchst bedeutsame Denkförderung. Vor 12 Jahren wurde ich durch einen Zufall auf den ungarischen (aber deutsch schreibenden) Philosophen Melchior Palagy aufmerksam. Ich schaffte mir damals schon, an biologischen Fragen u. einer »Philosophie des Lebens« interessiert, das erwähnte Buch an, las es aber nur bis zur Hälfte u. wußte nicht viel damit anzufangen. Wieso ich vor ein paar Wochen auf die Idee kam, es wieder herzunehmen, weiß ich nicht. Diesmal aber las ich es ganz durch u. stieß auf einen Gedankengang, der unmittelbar zu einem tieferen Verständnis der Sprache hinführt. Daß Palagy dem Geist das Recht, Geist zu sein u. nicht etwa was anderes, läßt versteht sich bei einem Philosophen, der vor dem Sprachproblem sehend wird, dessen Philosophie dieses Problem in seiner geistigen Tiefe sichtbar macht, von selbst. Dabei aber ist Palagy ungemein nüchtern – seitenlang spricht er über physiologische Probleme der Nervenstruktur, über Messungen u. Meßmethoden usw., unpoetisch (obgleich er einer nach meiner Meinung sehr tiefsinng Phantasielehre das Wort spricht), jeder metaphysischen Ausschweifung abhold. Was gewiß nichts schadet. Ich sehe jetzt einige Arbeit – an mir selber, d. h. an meinem Gedankengang, u. für mich selber – vor mir. Mein leider so kapriziöser geistiger Organismus röhrt sich nicht seit der Erledigung meiner zwei Aufsätze u. ich habe das Gefühl, als ließe er sich ungemein viel Zeit zu schlafen. Ich habe aber auch manchesmal das Gefühl, als ließe er sich Zeit, um zu einem großen Schlag auszuholen. Nun, wenn schon nicht zu einem großen, so doch zu einem Schlag. Will es der Himmel, so ist der Rest meines Lebens denn doch nicht bloßer Müßiggang eines Pensionisten in einer unsäglich schönen Landschaft.

Es ist schon längere Zeit her, daß mir aus Stuttgart ein Heft der Vierteljahrsschrift »Una sancta« – auf vier Wochen zur Ansicht – zugeschickt wurde. Auf dem Begleit-

zettel stand eine mir etwas rätselhafte Bemerkung: auf Vermittlung des Fr. E. Ficker aus Muthau. Muthau verstand ich als Lesefehler, das Fr. E blieb mir unverständlich. Am Ende möchte ich doch wissen, ob tatsächlich Sie diese Zusendung veranlaßt hatten. Ich wartete keine vier Wochen damit, das Heft zurückzuschicken – vielleicht ist der Ehrenberg, der sich also aus einem Universitätsprofessor in einen Pastor entwickelte, darüber gekränkt. Aber ich weiß mit der ganzen hochkirchlichen Bewegung wirklich nichts anzufangen. Und ich kann mir auch nicht recht denken, daß Sie viel Sympathie für sie haben.

Nochmals danke ich Ihnen für die freundliche Zusendung des Buchs von Fr. Schlier u. wiederhole meine Bitte um einige Mitteilungen von Ihnen.

In herzlicher Ergebenheit

Ihr Ferdinand Ebner

672 AN FERDINAND EBNER

20. IV. 1926

Lieber Herr Ebner!

Wäre ich besser beisammen und von all dem Drangsal, das mir noch in letzter Zeit beschieden war, weniger hergenommen, dann hätte ich Ihnen wohl schon früher geschrieben. So aber war es mir nicht möglich; denn ich hatte oft Mühe, mich noch aufrecht zu erhalten, so sehr ließen sogar nächste Freunde es an Haltung fehlen, seit die Ankündigung eines Buches von Fr. S. die Gewißheit meiner »Verblendung« ihrer Voraussicht nach aller Welt kundtun mußte. Nun dieses Buch erschienen ist (das ja freilich nur ein unscheinbarer Anfang, aber doch voll Herz und mitmenschlichem Empfinden ist), schweigen sie sich aus und verharren in einer Art gekränktem Trotz, der mich weiter nicht mehr anficht, da ich nach Erscheinen des Trakl-Buches, sobald mir ironische Bemerkungen über die Ankündigung eines Buches von Fr. Schlier bekannt wurden, mich von jedem Freundesumgang zurückzog. Ich werde nie vergessen, wie unmenschlich man mir hier in meiner nächsten Umgebung in diesem Fall begegnet ist. Dabei hat sich keiner die Mühe genommen, Fr. S., die hier seit einem Jahr wie in der Verbannung lebt, auch nur näher kennen zu lernen, und der einzige, der es tat, hat schließlich zu dem verzweifelten Versuch gegriffen, mich bei ihr in Mißkredit zu bringen. Keiner hat sich vor Augen gehalten, daß dieses Geschöpf, das neun Stunden im Tag an der Schreibmaschine sitzt, um Geschäftsbriefe und Rechnungen abzuklopfen, hicher gekommen ist, um in der Nähe des »Brenner« eine menschenwürdigere Luft zu atmen. Und keiner will, daß *mir* das zu Herzen gehen soll; es ist ihnen eine Störung und verdrißt ihnen irgendwie das Konzept ihres eigenen vermeintlichen Anspruchs auf mich, der freilich erst jetzt spürbar zutage getreten ist. Der einzige Dallago, der Fr. S. auf den ersten Blick und nach dem ersten Gespräch (im letzten Sommer) so rückhaltlos und fast ergriffen zugetan war und blieb, daß er nicht müde wird, sich um ihr Wohlergehen besorgt zu zeigen! Er hat sofort ihr menschliches Ingenium

gewittert und geliebt, das ja heute, wie ich weiß, auch die anderen zum Teil schon spüren, freilich nur, um sich daran zu stoßen und es in seinem Anspruch auf meine Beachtung in Frage zu stellen. Der Einsatz des Persönlichen, zu dem ich mich in diesem Fall gedrängt fühle, scheint ihnen offenbar zu hoch. Doch genug davon! Ich weiß, was ich diesem Wesen schuldig bin und daß die Opfer, die ich bringe, gering sind vor dem Ausmaß der Erkenntlichkeit, die sich mir beweisen will. Ich brauche nur in ihrem neuen Buch »Chorónoz oder Das Menschenherz« zu lesen, einem Roman in Träumen, der eben im Entstehen ist, und weiß Bescheid.

21. IV.

Eben heute – ist das nicht seltsam? – bekomme ich Ihren Brief, der mir, schon wegen Ihrer freundlichen Worte zu Fr. S.s Buch, eine große Freude und wirklich eine Art Herzstärkung ist. Vor allem gönne ich Fr. S. die Freude, die sie morgen an Ihrer feinfühligen Äußerung über ihr Buch haben wird (umso mehr, da ihr Bruder, an dem sie sehr hängt, ein Theologe aus dem Barth-Kreis, ein aufrichtiger Bewunderer Ihrer Geisteshaltung ist). Was nun die Veröffentlichung Ihrer Aufsätze betrifft (deren auffälligster, aber mich gleichwohl nicht überraschender, sondern fast von mir vorausgewitterter Vorzug darin besteht, daß sie einen menschlich aufgetauteren, ungleich gelösteren, zugleich aber geistig entschiedeneren Gesichtsausdruck aufweisen als die früheren – man merkt, daß Vaterliebe, Menschenliebe im weitesten Sinn von Ihrem Herzen Besitz ergriffen hat – und der Ausbruch aus der Icheinsamkeit des Geistes, dessen Notwendigkeit Ihnen so gründlich eingeleuchtet hat und so original, auf dem besten Wege ist, sich aus einer rein gedanklichen in eine volle Existenzflucht zu wandeln – dank einem gütigen Geschick, das Sie zunächst in die Finsternis zu stoßen schien, in Wahrheit aber wohl nur, um Ihr Auge noch zu schärfen und Ihr Herz zu weiten, *das ist deutlich!*) – was nun also Ihre Aufsätze betrifft, so möchte ich Ihnen folgendes vorschlagen:

Nach den Erfahrungen der letzten Zeit und nachdem ich auch Haecker nicht mehr gut zur Mitarbeit einladen kann (obwohl er jüngst in München persönlich mild und gütig zu mir war wie fast noch nie, und ich den Eindruck hatte, daß er in dem Geselligkeitsmilieu von neugewonnenen Anhängern, das ihn draußen umgibt, sich dennoch schwer vereinsamt fühlt, vereinsanter als je – ein Glück für ihn, daß Frau und Kinder ihn in schöner Eintracht umgeben!), muß ich damit rechnen, daß ich den »Brenner« nicht lang mehr werde weiter erscheinen lassen können. Die 10. Folge möchte ich allerdings möglichst bald, spätestens im Frühherbst, herausgeben, und den größten Wert würde ich darauf legen, an die Spitze dieser Folge Ihren Aufsatz »Die Wirklichkeit Christi« stellen zu können, während der über das Sprachproblem sich dieser Folge (auch schon dem Umfang nach) weniger gut einfügen würde. Das ist nun allerdings wider Ihren Wunsch, aber die gegebenen Umstände gestatten mir keine andere Disposition als diese, zumal ich, wie gesagt, auch damit rechnen muß, den Brenner eines Tages nicht mehr fortführen zu können. Ich nehme nun aber an, daß Sie ohnedies daran denken, Ihre neueren Aufsätze in einer Buchausgabe zusammenzufassen, so daß ja die Möglichkeit der Veröffentlichung auch der erstgesandten Arbeit doch in absehbarer Zeit gegeben ist. Es würde mich jedenfalls freuen, ein neues Buch von Ihnen herauszubringen (wenn wir auch infolge der katastrophalen Situation im Buchhandel kaum vor

Herbst an die Erwägung neuer Publikationspläne gehen können). Ich würde dann trachten, eine Tantième von 10 % für jedes verkauft Exemplar vertraglich für Sie durchsetzen zu können. Wären Sie damit einverstanden? Der Brenner selbst verträgt die Belastung durch Mitarbeiterhonorare nicht. So haben wir uns entschlossen, von dem Erlös Ihres ersten Buches 5 % pro Exemplar (solange die Erstauflage reicht) an Sie abzuführen. Die 100 S, die wir Ihnen kürzlich schickten, entsprechen unter diesen Bedingungen rund Ihrem Tantièmenanspruch seit 1923 bis zu diesem Neujahr. Das Buch findet wohl kontinuierlichen, aber eben doch nur tropfenweisen Absatz. Als Kuriosum lege ich Ihnen eine Besprechung bei, die kürzlich – wir sind an diesem Propagandaversuch unschuldig – durch Rundfunk verbreitet wurde.

Schon deshalb möchte ich Ihnen raten, an die Zusammenstellung eines neuen Buches (das ich dann auch selbstverständlich in jeder Hinsicht besser ausstatten würde) zu denken, da Sie sonst mit der Veröffentlichung Ihrer Produktion, wenn Sie hiefür nur den Brenner in Betracht ziehen, der ja bestenfalls nur einmal im Jahr erscheinen kann, zu sehr in Rückstand geraten würden. Das könnte aber unter Umständen auf Ihre Produktion lähmend wirken, und da Sie mir jetzt schon ankündigen können, daß Sie in absehbarer Zeit zu einem neuen Schlag ausholen werden, so möchte ich gerne, daß Sie auf die Publikationsmöglichkeit jeweils nicht zu lange warten müssen.

Was die »Una Sancta« betrifft, so hat mir der Herausgeber seinerzeit die erste Nummer zugeschickt mit der Bitte, ihm die Adressen von etwaigen Interessenten mitzuteilen. Dies habe ich getan und unter diesen auch Sie genannt, weil ich mir dachte, daß es auch für Sie nicht uninteressant sein könnte, welche Rettungsversuche innerhalb der kirchlich konfessionellen Sphären in Szene gesetzt werden.

Es grüßt Sie mit besten Empfehlungen an Ihre liebe Frau Gemahlin
in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Die Fertigstellung und Absendung des Briefes hat sich durch den Besuch Dallagos, der einige Tage hier war, neuerdings verzögert, was ich Sie zu entschuldigen bitte

673 AN THEODOR HAECKER

21. V. 26

Lieber Herr Haeccker!

Die gewünschte Adresse ist: Otto Roppel in Fa. Arthur Collignon, Buchhandlung, Berlin NW 7, Universitätsstraße 3 b.

Ich danke Ihnen vielmals für die Zusendung des *herrlichen* Aufsatzes gegen Scheler. Es ist schön und ergreifend zu sehen, wie hier sorglich vermieden ist, die Distanz Ihrer Erkenntlichkeit für S. zu alterieren, indem Sie wie ein Leuchtfeuerschiff übersichtigen Denkens von ihm Abstand nehmen, um diesem verdienten

Frachtschiff eines übersichtlichen Denkens den gewagten Kurs, den es im Dunkel steuert, zu erhellen. Und was Sie zu dem Thema im allgemeinen zu bemerken haben, muß unbedingt den tiefsten Eindruck hinterlassen.

Auf Ihr baldiges Kommen freue ich mich schon sehr. Auch, scheint mir, ist begründete Hoffnung vorhanden, daß der Juni heuer schön wird, nachdem das Wetter im Mai so viel zu wünschen übrig ließ, und auch für allernächste Zeit kaum eine gründliche Besserung zu erwarten ist.

Für heute grüßt Sie und Ihre Lieben in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

674 VOM VERLAG »DIE FACKEL«

VERLAG »DIE FACKEL«
HERAUSGEBER KARL KRAUS
WIEN, III., HINTERE ZOLLAMTSSTR. 3

Wien, 22. Mai 1926

Herrn Ludwig Ficker
Innsbruck-Mühlau 102

Hochgeehrter Herr!

Wir bitten Sie, wenn es Ihnen möglich ist, in Schwaz diskrete Erkundigungen über Herrn Architekt Guido Heigl einzuholen. Er sandte uns einen Brief, dessen Kopie wir Ihnen hier einsenden und aus welchem Sie die traurige Lage des Betreffenden leicht ersehen. Vielleicht ist es Ihnen möglich, Näheres über diesen Fall zu erfahren.

Im Vorhinein bestens dankend, zeichnen wir
in vorzüglicher Hochachtung

VERLAG »DIE FACKEL«
F. W.

I Abschrift

BEILAGE: GUIDO HEIGL AN KARL KRAUS

Abschrift
An den Verlag »Die Fackel«
Wien.

17. 5. 26 Schwaz

Ich danke Ihnen für die Zusicherung des kostenlosen Bezuges »Der Fackel«, sie macht mich ebenso freudig, wie stolz. Doch die hundert Schilling kann ich nicht

annehmen; weil ich nicht so hilflos und so mittellos bin, daß ich dazu eine Berechtigung sehen würde. Ich habe noch die Möglichkeit zu schreiben, ich kann von meinem Bett aus noch laut genug fordern, bitten und auch jammern, ich bin gelübt genug, um auch in dieser Lage den Zeitgenossen hie und da etwas ab zu nehmen. Auch haben wir noch Bücher, unnütze Kleider, und Dinge, die man immer dann zu Geld machen soll, wenn man anders keines mehr auftreiben kann. Die Mittel, die aus dem Werk Karl Kraus kommen, die müssen den hilflosesten Opfern seiner Feinde vorbehalten bleiben.

Aber ich habe eine Bitte.

Nach mir wird eine arme und edle Frau zurück bleiben, die unschuldig an dem Elend ist, die an meiner Seite durch mich krank wurde, deren Einsamkeit ebenso groß sein wird, wie ihre Hilflosigkeit vor der Welt. Auch eine kleine Tochter bleibt zurück, die an mir hängt und den Verlust sehr schwer verwinden wird. Sie ist ein Kriegskind und hat früher hungrigen lernen müssen als gut und gerecht war.

Wenn man meinen Abgang melden wird, dann denken Sie an diese Frau und an dieses Kind. Sie wird Geld im Anfang ebenso nötig haben, wie einen Hinweis auf einen neuen Weg, eine Beschäftigung, oder eine Arbeit.

Diese Bitte tue ich, weil ich weiß, daß nur eine Autorität wie sie Karl Kraus in unserem Leben ist, jene Worte finden könnte, die mehr sein werden als Geld.

Mein Leben war nicht leicht, was mir bevorsteht wird auch kein Vergnügen sein und scheinbar auch nicht der angenehme Tod des Lungenkranken, aber ich habe mich bis hierher zurecht gefunden, ich denke nicht, daß ich im letzten Moment lächerlich werde und ich kann von mir sagen, daß ich gegen mich hart und streng war. Daß ich es sein konnte, danke ich Karl Kraus, dem einzigen Menschen, dessen Werk von seinem Leben gedeckt wird und dies allein ist wahrhaft menschlich.

Ihr sehr ergebener, auch ohne Geld reichlich getrösteter und beschenkter

Guido Heigl

675 AN DEN VERLAG »DIE FACKEL«

Innsbruck, den 25. 5. 1926

Titl. Verlag
»DIE FACKEL«
WIEN, III/2
Hintere Zollamtsstr. 3

Sehr geehrter Verlag!

Auf Ihre Zuschrift vom 22. ds. Mts. beeile ich mich Ihnen mitzuteilen, daß die Angaben des Herrn Architekten H. in Schwaz auf Wahrheit beruhen. Es ist nicht nötig, daß ich erst Erkundigungen einziehe, denn ich kenne Herrn Architekten H. persönlich und weiß aus seiner nächsten Umgebung, daß sein Zustand ein hoffnungsloser ist. Die Notlage, in die ihn seine Krankheit und mit ihr der Entgang

jeder Verdienstmöglichkeit versetzt hat, geht einem umso näher, als Architekt H. in Zeiten, da es ihm noch besser ging, ein offenes Herz und, soweit ihm dies möglich war, auch eine offene Hand für alle Notleidende hatte. Die wirtschaftliche Bedrängnis, ganz abgesehen von der seelischen, in die Frau und Kind vollends nach seinem Hingang geraten werden, wird eine derart drückende sein, daß jeder, der die Situation kennt, wohl um einen Herzdruck sich erleichtert fühlen würde, wenn sie durch das gütige Entgegenkommen des Herrn Karl Kraus in die Lage versetzt würden, einem auf den Tod darniederliegenden, äußerst respektablen und verdienten Menschen, für den das Leben eine harte Schule war, den erbetenen Beistand für dessen Frau und Kind in Aussicht stellen zu können.

Sollte ich Ihnen in dieser Angelegenheit noch weiter dienlich sein können, so bitte ich Sie über mich zu verfügen.

Mit besten Empfehlungen an Herrn Karl Kraus begrüße ich Sie in ausgezeichneter Hochachtung

als Ihr sehr ergebener

676 VOM VERLAG »DIE FACKEL«

VERLAG »DIE FACKEL«
HERAUSGEBER KARL KRAUS
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTR. 3

Wien, 29. Mai 1926

Herrn Ludwig Ficker
Innsbruck-Mühlau 102

Hochgeehrter Herr!

Wir danken Ihnen verbindlichst für die rasche Beantwortung unseres Schreibens vom 22. d. M.. Wir zweifelten selbstverständlich nicht an der Wahrheit der von Herrn Architekten Heigl mitgeteilten Tatsachen, sondern glaubten und hofften, daß er vielleicht die Zukunft doch zu schwarz sieht. Es ist uns natürlich schwer, ein bindendes Versprechen abzugeben, da man ja nicht wissen kann, wie sich *hier* die Zukunft gestaltet, doch haben wir den Wunsch und die Absicht, nach Möglichkeit ihm oder seiner Familie beizustehen, wovon ihm zu seiner Beruhigung so bald als möglich Mitteilung zu machen wir Sie dringend bitten möchten. Wir ersuchen Sie ferner um die Freundlichkeit, vorläufig den beifolgenden Betrag von 100 Schilling auf den Namen des Kindes des Herrn Heigl in eine dortige Sparkassa einzulegen – wovon Sie ihm gleichfalls freundlichst Mitteilung machen mögen – und ganz nach Ihrem Ermessen das Sparkassabuch jetzt oder bei irgend einer Gelegenheit zu überreichen. Vielleicht haben Sie auch die Freundlichkeit, uns gelegentlich von dem Befinden des Herrn Heigl zu unterrichten. Wir bitten Sie, ihm unsere und des Herrn Karl Kraus Grüße und besten Wünsche für seine Gesundung zu übermitteln. Herr Kraus, der wie immer mit Arbeit überhäuft ist, läßt Sie selbst herzlichst grüßen.

Mit wiederholtem Dank für Ihre gütige Bemühung und
in vorzüglicher Hochachtung

VERLAG »DIE FACKEL«
Jahoda

677 AN DEN VÖLKISCHEN BEOBACHTER

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

An die
Schriftleitung des »Völkischen Beobachters«
München.

Innsbruck, 2. VI. 26

Sehr geehrte Schriftleitung!

Wir haben mit Interesse von der Buchbesprechung Kenntnis genommen, die Sie in die 122. Ausgabe des 39. Jahrganges Ihres gesch. Blattes einzurücken beliebten und die Sie so freundlich waren uns zuzusenden.

Sie sind zwar so rücksichtsvoll, bzw. vorsichtig, Titel und Verlag des Buches, dessen Verfasserin Sie in so jovialer, wenn auch wenig schmeichelhafter Weise rezensieren, Ihren Lesern zu verschweigen. Gleichwohl konnte uns natürlich nicht entgehen, daß sich das bewußte Referat, das Sie unter dem außerordentlich gut gewählten Titel »Aus der Froschperspektive. Auch eine Buchbesprechung« brachten, auf das in unserem Verlag erschienene Buch »Petras Aufzeichnungen« von Paula Schlier bezieht.

Nun, wir durften uns zwar auf Grund der Darstellung, die das genannte Buch über die Mentalität der völkischen Führer und Beobachter nationalsozialistischer Observanz enthält, auf eine diesem Geistesmilieu entsprechende Reaktion gefaßt machen – aber freilich, das müssen wir gestehen: die schonungslose Selbstenthüllung einer so armselig ordinären Geistesverfassung, wie sie in diesem Selbstporträt des Wesens, an dem die Welt genesen sollte, zur Schau gestellt ist, haben wir nach den Andeutungen und – wie sich nun aufs klarste herausstellt – den ebenso maß- wie rücksichtsvollen Andeutungen, die das Buch enthält, doch nicht für möglich gehalten. Dieses verzweifelt witzig sein wollende Elaborat aus der Froschperspektive jener psychopathia mentalis, die der menschenfreundlich überlegene Humor der Verfasserin so trefflich zu kennzeichnen verstand, übersteigt ja unsere kühnsten Erwartungen. Was da ein bedauernswerter Schwachkopf, der sich notgedrungen als Satiriker versuchen mußte, an ohnmächtiger Niedertracht von sich gibt, ist ja der reinste Schweißausbruch von unfreiwilliger Komik. Er spottet seiner selbst und weiß nicht wie, er strafft sich selber lügen und weiß nicht wie. Kurzum, wenn irgend etwas die »Dämlichkeit« schlagend bezeugen und bekräftigen konnte, die der Verfasserin des Buches als treibendes Moment in der Bewegung der Münchner »Patrioten« aufgefallen ist, so war es dieser beherzte, aber bis zur Karikatur mißglückte Selbstentblödungsversuch, den die verehrliche Schriftleitung ihrer Reputation in diesem Falle schuldig zu sein glaubte.

Im übrigen sind wir ermächtigt, die Erklärung abzugeben, daß Ihre Behauptung, die Verfasserin habe sich noch ein zweites Mal um eine Anstellung in Ihrer Redaktion beworben, auf Unwahrheit beruht. Sollten Sie anderer Meinung sein, so steht es Ihnen frei, den Sachverhalt aufzuklären, bzw. durch Veröffentlichung des betreffenden Stellungsgesuches die Behauptung der Verfasserin lügen zu strafen. Im weiteren auf die bübischen Verunglimpfungen ihrer Person zu reagieren, kann ihr kein Mensch zumuten. Denn Fr. Schlier hat zwar in Ihrer Redaktion gearbeitet, erinnert sich aber nicht, mit Ihnen dort die Schweine gehütet zu haben.

Wir stellen Ihnen frei, diese Zeilen zur Kenntnis Ihrer gesch. Leser zu bringen, und empfehlen uns Ihnen

Hochachtungsvoll

678 AN DIE MÜNCHENER POST

Titl.
Redaktion der »Münchener Post«
München.

Innsbruck, 5. VI. 26

Wir empfingen heute Ihre Besprechung des Buches »Petras Aufzeichnungen« von Paula Schlier sowie die Belegexemplare des erfolgten Abdrucks des Beobachter-Kapitels.

So würdig das von Ihnen gebrachte Buchreferat ist, so peinlich waren wir überrascht, daß Sie den – übrigens unvollständigen – Abdruck des bewußten Kapitels dazu benützten, die Namen der darin geschilderten Personen, preiszugeben. Hätten wir geahnt, daß bei Ihnen die Absicht bestehe, Personen, die innerhalb der Buchveröffentlichung nur als Typen und nicht persönlich interessieren können, durch den Abdruck persönlich und in ihrer privaten Existenz zu treffen, so hätten wir Ihnen, in Übereinstimmung mit der Verfasserin, die Nachdruckserlaubnis nie erteilt. Weder der Verfasserin noch uns konnte daran gelegen sein, durch diesen redaktionellen Mißbrauch der Nachdruckserlaubnis unsere sowie die Intentionen der Verfasserin bei Veröffentlichung des Buches nun der Gefahr einer Mißdeutung in der Richtung ausgesetzt zu sehen, als seien wir mit einer Ausbeutung des Buches zur Befriedigung eines parteipolitischen Ressentiments einverstanden. So leid es uns tut, hiezu genötigt zu sein, müssen wir Sie daher bitten, in eine der nächsten Nummern Ihres Blattes eine Notiz des Inhaltes einzurücken, daß wir die Erlaubnis zum Nachdruck des bewußten Kapitels ohne Kenntnis des Umstandes erteilten, daß Sie hiebei die Namen der darin Geschilderten preiszugeben beabsichtigten. Einen Beleg dieser Notiz wollen Sie uns bitte freundlichst zugehen lassen.

Das Honorar für den Nachdruck bitten wir nicht an die Verfasserin, die es nach diesem Mißbrauch des Entgegenkommens nicht mehr für sich beansprucht, abzuführen, sondern an uns, damit wir es auf ihren Wunsch Notleidenden zuwenden können.

Wir empfehlen uns Ihnen,
hochachtungsvoll

679 AN DEN VÖLKISCHEN BEOBACHTER

An die
Schriftleitung des »Völkischen Beobachters«
München.

Innsbruck, 5. VI. 26

Obwohl wir der Ansicht sind, daß Ihre jüngst veröffentlichten Bemerkungen zu dem bei uns erschienenen Buch »Petas Aufzeichnungen« von Paula Schlier, ein beispiellos niedriges Geistes- und Charaktermiveau enthüllen, auf das zu reagieren weder unsere noch Sache der Verfasserin sein kann, glauben wir Ihnen doch die Erklärung schuldig zu sein, daß wir der »Münchener Post« nie die Erlaubnis zum Abdruck des bewußten Kapitels gegeben hätten, wenn wir geahnt hätten, daß die Redaktion des Blattes – wie wir aus dem uns heute zugekommenen Belegexemplar ersehen – die Namen der in jenem Kapitel angedeuteten Personen preiszugeben beabsichtigte.

Wir haben der »Münchener Post« unser Befremden hierüber mitgeteilt, und um Veröffentlichung einer diesbezüglichen Erklärung ersucht.

Hochachtungsvoll

680 VON ALFRED ROSENBERG

VÖLKISCHER BEOBACHTER
Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung Großdeutschlands
Gelesenste und verbreitetste völkische Zeitung Deutschlands / Bestes und erfolgreichstes Anzeigenblatt für die deutsche Geschäftswelt.

Schriftleitung Ro/PK

München, den 11. Juni 1926
Schellingstr. 39/1

An den
Brenner-Verlag
Innsbruck.
Maria Theresienstraße 29

Ihren Brief vom 5. Juni haben wir erhalten. Die Münchener Post ist unserer Anschauung nach nur ein wenig folgerichtiger als Sie, denn jeder Leser in München wußte selbstverständlich, von wem in dem Pamphlet des Fräulein Schlier die Rede ist. Die Schrift der betreffenden Dame hätte eine viel schärfere Auffertigung erfahren, wenn wir sie nur halbwegs ernst genommen hätten. So haben wir sie mit einigen ironischen Bemerkungen abgetan. Wir weisen aber darauf hin, daß die Dame, welche seinerzeit im Völkischen Beobachter angestellt gewesen ist und jetzt mit angeblichen Enthüllungen glaubt Geschäfte machen zu können, noch im Jahre

1925 bei uns als Hilfsredakteur anzukommen versuchte. Damit erhältigt sich sowohl die Beurteilung der Verfasserin wie des Verlages, der solche Dinge herausgibt.

Völkischer Beobachter
Schriftleitung
München, Schellingstr. 39/I
A. Rosenberg

681 AN JOSEF HUMPLIK

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK / MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

15. VI. 26

Sehr geehrter, lieber Herr Humplik!

Heute erhielt ich die Bronze-Tafel. Sie ist wunderschön und so sehr dem Geist des Gedächtniszweckes, für den sie gestiftet ist, gemäß, daß ich sie nicht ohne tiefe Rührung betrachten konnte. Ja, sie hält die Erinnerung an den Dichter in einer Weise fest, wie sie würdiger und eindrucksvoller nicht gedacht werden könnte. Welch eine gütige Fügung der Vorsehung, die mir in Ihnen, dem persönlich Unbekannten, jenen Helfer geschickt hat, der berufen war, mir bei Vollendung dieses Pietätswerkes so glücklich an die Hand zu gehen! Mein Dank an Sie, das dürfen Sie wohl spüren, ist tief und kommt aus einem bewegten Herzen. Und Dank auch, nochmals Dank, den edlen Menschen, die Sie in Ihrem Bestreben, dem Dichter dies schöne Denkmal zu setzen, so vornehm unterstützt haben!

Ich werde Ihnen dieser Tage das Original-Manuskript von Trakls Gedicht »Die Heimkehr« zugehen lassen. Wenn Sie es in der Handschrift auf sich wirken lassen, wird Ihnen ohne weiteres deutlich werden, daß nicht zuletzt ein ideeller Grund für mich bestimmt war, gerade dieses Gedicht dem Spender von Trakls Grabmal als kleines Zeichen meiner schuldigen Erkenntlichkeit im Manuskript zu widmen. Von der geringen Auswahl der signierten Gedichte, die mir zur Verfügung stand, ist dieses eines aus der letzten Zeit und eines der erhabensten: es ist in der Ahnung seines nahen Todes geschrieben, hat den sicheren und gefestigten Duktus seiner Handschrift vor dem Ende und ist in allem eine Reinschrift seiner Seele. So wird es Ihnen, hoffe ich, doch einen, wenn auch kleinen Schimmer jener Freude bereiten, die mich beim Anblick Ihrer herrlichen Gedenktafel ergriffen hat.

Morgen wird mit dem Guß des Grabsteins begonnen, und nächste Woche dürfte wohl das Grabmal an Ort und Stelle fertig vorliegen. Im übrigen hoffe ich, daß Sie mir einmal die Freude Ihres Besuches machen werden, damit Sie sich von der Wirkung Ihres ausgeführten Werks selbst überzeugen können.

Sobald ich in den Besitz jener Photographie gelangt bin, von der ich Ihnen sprach, werde ich sie Ihnen – vielleicht mit einigen anderen, die Ihnen gute Dienste leisten könnten – zusenden.

Für heute nochmals meinen herzlichsten und verbindlichsten Dank! Es grüßt Sie in aufrichtiger Hochschätzung und Ergebenheit

stets Ihr Ludwig Ficker

29. VI. 26.

Lieber Freund!

Entschuldigen Sie, daß ich erst heute von mir hören lasse! Ich wollte mir erst eine Abschrift Ihrer Verse herstellen, ehe ich Ihnen schreibe, aber vor lauter Gastbesuchen, die mich überfielen (wie gewöhnlich zu Beginn der Ferienzeit) und anderen Abhaltungen bin ich noch nicht dazu gekommen. Immerhin, glaube ich, sitzt der Eindruck der Lektüre fest genug in mir, um Ihnen sagen zu können, wie froh ich wäre, dieses grandiose poetische Kapitel recht bald in jener letztverbindlichen Form übernehmen zu dürfen, die auch *Ihren* Ansprüchen genügt.

Staunen mußte ich ja freilich über das Anläßliche, das Ihren Versen zugrunde liegt (es kam mir überraschend) – aber kaum länger als ein paar bekommene Atemzüge lang. Denn staunenswerter ist doch noch, wie das Stoffliche bei Ihnen im Nu zu Asche verbrannt ist, wenn es im Feuer Ihres Geistes auflodert, um sich von ihm beschwören zu lassen. Ja, mehr als je erscheinen Sie mir hier als ein Magier der Selbstbeschwörung, aus dessen düsterem Verantwortungsbezirk ein Firmament der Schwermut aufblitzt, das noch im weit- und hochgewölbten Aspekt seiner Ausheiterungen den tief erschütterten, fernhin vergrollenden, aber jedem leidenschaftlichen Horizont der Menschenseele bis auf den Grund einleuchtenden Gewitterhimmel verrät. Die Art, wie Sie sich selbst angehen – wen geh' ich sonst noch an? scheint sie zu sagen (nicht einmal zu fragen) – hat etwas so durch alle Passion der Selbstabtötung sich täglich, nächtlich Selbstbelebendes, Selbsterneuerndes, daß einer, der nicht uneins ist mit sich auf *seine* selbstbeherzte Art, kaum eine Vorstellung davon gewinnen dürfte, was hier an Meisterung eines persönlich zufälligen Geschicks im Medium einer Dichtung, deren visionäre Spannweite kaum mehr zu überblicken und nur mehr zu durchfühlen ist, gewonnen und vollbracht wurde. Ich kann hier ja nur mich und meine Wahrnehmung sprechen lassen, die im Persönlichen – und anders prägt sich mir ja überhaupt nichts ein – sich erst dort zu Ende erkennt, wo sie in *Mitleidenschaft* gezogen ist. Wie sehr das bei mir Ihnen gegenüber der Fall ist, und zwar nicht Ihnen persönlich, sondern den überpersönlichen und gerade deshalb so verbindlichen Ausmaßen Ihrer Dichtung gegenüber, darüber bin ich immer wieder aufs neue erstaunt. Es muß ein dunkel Fragwürdiges in mir, von dem ich annehme, daß es die Voraussetzung für Ihren Leser bildet, im Augenblick seiner Begegnung mit Ihnen eine tiefgründig erhelle und bis zum Wehleid aufgeschlossene Erklärung finden. Das Seltsame ist – übrigens glaube ich Ihnen das schon einmal angedeutet zu haben –, daß Ihre Verse, so kühl und abweisend sie anderen scheinen, für mich ihr tröstliches und letztverbindliches Moment gerade darin bekunden, daß sie mich erst dort angehen – und andere Angriffsflächen präsentieren sie ja nicht –, wo mein Anfechtbares (um mich Ihrer Ausdrucksweise anzunähern) meine und sonst niemandes Sache ist. Das heißt aber: wo es mehr als meine, wo es jedermanns Sache ist; und heißt zuguterletzt: wo nichts mehr bloßzustellen, nichts mehr zu verwunden ist, was nicht in Dir, mein Andeuter, der Du in dieser Funktion erst als mein Mitmenschen zu begreifen bist, sich rücksichtsloser

bloßgestellt, sich tiefer verwundet hätte! So ist die Wirkung zwischen Autor und Leser in Ihrem Fall ein Ausgleich zwischen mitmenschlichen Ansprüchen in einer ungewöhnlich anspruchslosen, aber beispiellos heroischen Form, der einen Leser wie mich – und hier darf ich vielleicht, wenn auch nur andeutungsweise, für den Leser stehen, der wesentlich für Sie in Betracht kommt und möglicherweise noch nicht geboren ist, aber auf keinen Fall schon ausgewachsen, mündig, majorennd sein kann – erst recht zu Ihrem Schuldner macht.

Es grüßt Sie stets der Ihre,

Ficker

P. S. Zur Beitelung des Mittelstücks möchte ich gelegentlich mündlich einiges bemerken

683 VON JOSEF LEITGEB

Kundl, am 6. Juli 1926.

Sehr geehrter Herr von Ficker!

Je länger es her ist, daß ich diese vier Gedichte zu einem – freilich unbefriedigenden – Abschluß gebracht habe, desto weniger bin ich imstande, an ihnen etwas zu ändern; so sehr sind sie Zusammenfassung einiger unwiederbringlicher Lebenswochen. Ich stehe ihrer – bei keinem andern Gedicht so deutlich gefühlten – Unvollkommenheit völlig hilflos gegenüber und muß sie so lassen, wie ich sie Ihnen nun für Ihre Zeitschrift übersende. Ich bin eben kein Dichter, sondern vielmehr ein Gedichteter – in Strophen, zwischen denen oft halbjährige Pausen mein größtes Unglück sind, in Versen, deren Reime für mich zwar Mißklänge sind, für das höhere Ohr aber schon in Ordnung sein mögen; ich bin zu wenig vom Geiste Häckers oder Dallagos, um mich darum sehr zu bekümmern – wohl auch noch zu jung und zu leichtsinnig.

Dallago hat heute einen großen Eindruck auf mich gemacht: das Waldgrün seiner Augen ist so voller Unschuld, daß man sich auch für seine Narrheiten begeistern muß.

Über die Besprechung der »Erinnerung an Trakl« in der Schweizer Rundschau freue ich mich von Herzen, besonders auch für Sie, der Sie viel Mühe mit diesem Buche hatten; ich danke Ihnen nochmals, daß Sie mein Gedicht hineinnahmen.

Von Graz aus werde ich mir erlauben, an Sie zu schreiben.

Besten Gruß

Ihr ergebener Jos. Leitgeb

Adressen: 8. Juli – 17. Juli: Weißenstein bei Villach, p. A. Dr. H. Medweth.

18. Juli – Ende August: Rettenbach bei Graz Mariatrosterstraße 201 p. A. Frau Fischer.

erste Hälfte September: Kundl, Brauerei.

684 AN JOSEF HUMPLIK

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK / MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

7. VII. 26

Lieber, verehrter Herr Humplik!

Endlich ist es mir gelungen, Ihnen auf Umwegen jenes En face-Bild Trakls zu verschaffen, das ich Ihnen schon so lang in Aussicht gestellt hatte. Die Platte, obwohl von einem Berufsphotographen stammend, und von diesem veräußert, befand sich in etwas entlegenem und nicht sofort erreichbarem Privatbesitz. Dieses Bild in sitzender Stellung ist, wie gesagt, für die Haltung des Dichters, wie er im Gespräch einem gegenübersteht, äußerst charakteristisch, besonders auch im Ausdruck der Augen. Ich bitte Sie, es als Geschenk von mir anzunehmen.

Zur Erleichterung Ihrer Einfühlung in die äußere Erscheinung seines Wesens lege ich auch noch Bilder Trakls aus seiner Kindheit bei und auch jenes Bild in Vorderansicht, auf dem er wie ein Verbrecher aussieht; dieses bitte ich Sie jedoch als eine vertrauliche Angelegenheit zu betrachten und es mir, sobald Sie es nicht mehr benötigen, gelegentlich mit den anderen Bildern zurückzustellen.

Ich hoffe, daß Ihnen diese Bilder als Behelf für die Arbeit, die Sie sich vorgenommen haben, dienlich sind. Eine gute Büste Trakls von einem Künstler, der sich in sein Wesen einzuleben vermochte, wäre ein verdienstliches Werk. Ich habe die Empfindung, daß sie Ihnen gelingen wird.

Ich habe ganz vergessen, Ihnen zu sagen, wie sehr es mich gerührt hat, daß Sie der Sendung der Bronzetafel einen Lorbeerzweig beigelegt haben. Er schmückt jetzt das Bild des Dichters, das über seinem Schlafrücken in dem Zimmer hängt, das er hier bei mir bewohnte.

Der Steinguß des Sternkreuzes für das Grabmal ist vor zwei Wochen erfolgt und gut gelungen. Er muß nur noch gut austrocknen, dann kann das Grabmal – voraussichtlich nächste Woche – an Ort und Stelle ausgeführt werden.

Für die diesbezügliche Notiz im Brenner (den ich im September herausbringen möchte) möchte ich Sie bitten mir mitzuteilen, ob ich Sie als Bildhauer in Wien oder in Ried bezeichnen darf.

Es grüßt Sie in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

685 VON RUDOLF GEORG BINDING

15. 7. 26.

Sehr geehrter Herr v. Ficker,

ich habe Ihnen das Buch »aus dem Kriege« bestellt. Hier habe ich kaum etwas – nur ein Allotriion – das ich Ihnen schicken könnte.

Und doch möchte ich's, als Dank besonders für Petra. Denn ihr Buch ist prächtig (so weit ich's gelesen). Es ist doch immer schön, wenn nichts anderswoher geholt ist; dann mag das Quellchen fließen; ob es groß oder klein ist: es ist anmutig. Und dieses übrigens ist wohl nicht einmal klein.

Da ich's gerade hier habe, sende ich Ihnen ein Erinnerungsblatt jener Kriegsdenkmalsenthüllung von der wir gestern sprachen.

Mit guten Grüßen

Ihr G. Binding

686 AN MAX STEFL

[Poststempel: vermutlich 19. VII. 1926]

Lieber Herr Stefl!

Entschuldigen Sie, daß ich etwas verspätet antworte und für Ihre frdl. Karte danke! Aber ich wollte Ihnen meinen Eindruck von Har. ausführlicher wiedergeben, sah aber, daß das gar nicht so leicht ist, zumal ich ihn persönlich *nicht* kenne. Seine Handschrift – ich besitze unzählige Zuschriften von ihm und Gedichtzyklen mit Bleistift geschrieben – verrät einen sehr bedächtigen Schizzofrenen. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn er nicht gleichzeitig einen fast bösartigen Ehrgeiz hätte, die Welt auf sich hereinfallen zu lassen; denn ich habe die Empfindung, daß er sich manchmal sozusagen mit gutem Gewissen als Schwindler fühlt, und wenn er sich manchmal auch jetzt noch mir in Erinnerung bringt, indem er auf seine Berühmtheit verweist, so geschieht das, glaube ich, deshalb, weil es ihn wütet, daß ich ihn mehr als Patienten denn als großen Dichter gelten lasse und im übrigen schon seit Jahren nicht mehr auf ihn reagiere. Ich glaube nicht, daß er unbegabt ist, im Gegenteil. Das geht schon daraus hervor, daß er manchmal viel weniger »genial« und sympathischer in Erscheinung tritt, als er sich den Anschein gibt. Aber was an Begabung in ihm steckt, gibt er sozusagen wie ein Saumagen von sich, dem es Vergnügen macht, die Umwelt zu bespeien, indem er die unverdaute Welt erbricht, die er besiegt. Dagegen wäre an sich noch nicht allzuviel zu sagen. Aber der Drang, damit Furore zu machen, und die Selbstbewähräucherung, mit der er auf die ganze Bescherung verweist, gibt der Erscheinung dieses Dichters einen Haut-gout, vor dem man sich nur die Nase zuhalten kann. Daß man mit so etwas in Deutschland über Nacht berühmt werden kann – einen Prospekt mit der

Wiedergabe seiner Büste und den einer Apotheose gleichkommenden Kritiken über ihn hat er mir selbst zugesandt – zeigt erst, wie sehr wir den Krieg verloren haben. Aber solche Berühmtheiten stehen wohl nur auf dem Papier, und das nicht allzu lange.

Das Trakt-Gedenkbuch geht ganz gut, noch besser das Buch von Fr. Schlier, das auch seitens der Kritik viel beachtet wird, obwohl es kaum noch eine Andeutung ihrer ungewöhnlichen Begabung enthält. (Diese hoffe ich mit dem nächsten Brenner klargestellt zu haben, der Proben aus ihrem neuen Buch »Chorónoz oder das Menschenherz« bringt.) Beide Bücher wurden auch schon im Rundfunk besprochen.

Anfangs September gedenke ich auf Urlaub zu gehen. Hoffentlich darf ich Sie noch vorher hier begrüßen. Für heute alles Herzliche! Mit bestem Gruß

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Wegen des alten Schmökers tun Sie, wie es Ihnen am besten erscheint. Eventuell mitbringen! Selbstverständlich wohnen Sie bei mir!

687 AN FERDINAND EBNER

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK / MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

27. VII. 26

Lieber Herr Ebner!

Sie werden in den nächsten Tagen die Korrekturabzüge Ihres Aufsatzes »Die Wirklichkeit Christi« erhalten. Als ich gestern Fr. Schlier den Abzug der Hauskorrektur davon zum Lesen gab, war sie, als sie ihn mir abends wiederbrachte, so ergriffen davon, daß sie mich bat, die Proben aus ihrem neuen Buch, die ich ebenfalls im nächsten Brenner bringen will, womöglich auszuscheiden, obwohl sie bereits gesetzt sind. So sehr es mich freut, daß sie, als der erste Mensch, der Ihren Aufsatz hier nach mir zu lesen bekam, einen so starken Eindruck davon hatte, mußte ich ihre immer wieder auftretenden Verzagtheitsanwandlungen, die sich immer nur auf Prinzipielles richten, auch in diesem Falle ihrem sehr, sehr hellen Verstand als ungerechtfertigt vor Augen stellen. Sie werden selbst sehen, was für ein erstaunliches Wesen und ungewöhnliches Ingenium mit Fr. Schlier in Erscheinung tritt, und wie nötig es ist, mich bis zum Äußersten und bis zum Anschein äußerster Fragwürdigkeit zu exponieren, um dieses unvergleichliche Geschöpf, für das ich mich an den Pranger stellen ließe, völlig zu sich frei zu machen. Es ist unbedingt nötig, daß ich das Odium der Selbstpreisgabe auf mich nehme, um keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß das Selbst, das es hier zu sich zu erschließen gilt, um diesen Preis nicht zu teuer bezahlt ist und daß das tragische Verhängnis im Geistesleben des religiös Bewegten erst dort beginnt, wo er der Versuchung unterliegt, um seiner Selbstbewahrung willen einen vor seinem Gewissen unbereinigten Entschluß, von dem er spürt, daß er eine, wenn auch schmerzliche,

Ausflucht ist, sich als heroischen »Verzicht« zu Gemüt zu führen. Ich halte dies für den gefährlichsten Hochmut, der nur allzu leicht dazu neigt, die Hochgemutheit des Berufenen vorzutäuschen, und es will mir scheinen, daß hier erst die tödlichste Romantik in der Dynamik des religiösen Geisteslebens beginnt. Sei dem wie ihm wolle; ich kann in diesem Fall erst notgedrungen und erst, nachdem es offenbar geworden ist, daß ihn nun auch die Vorsehung mir ansinnen will, zu jenem Verzicht gelangen, der, wenn er notwendig ist, beschlossen war, noch ehe theoretische Erkenntnis und Wahrnehmung »berechtigter Interessen« die Möglichkeit hatte, ihn meiner scheinbaren Verblendung nahe zu legen. Kurzum: ich kann an Selbstverlängnung, ja an Selbstverwerfung (die ja unter Umständen eine verzweifelte Form der Selbstbesinnung sein kann) mir nichts ersparen, was geeignet ist, einer weniger fragwürdigen und wahrhaft mitmenschlich veranlagten Geistesexistenz zu sich selbst zu verhelfen. Darüber hinaus habe ich keine augenblickliche Wahrnehmung, es sei denn diese, daß ich, zeitweilig versucht und im Gemüt oft arg bedrängt, auch jetzt nicht ganz im zeitlichen Augenblick zu leben glaube. Sonst könnte mir an Zuversicht nicht zugewachsen sein, was meine Bedräger (die ja nun freilich sich zurückgezogen haben) an Voraussicht mir voraus zu haben glauben. Nicht von Anfang an – beileibe nicht! –, aber heute bin ich überzeugt davon, daß diesen selbst erst einmal noch werden die Augen aufgehen müssen vor dem, worüber sie mir die Augen öffnen zu müssen wähnten. Und daß, was ich in diesem Falle zu bestehen hatte, wahrlich am wenigsten mit einem Leichtsinn meines Wesens verknüpft war. Mag es enden, wie und wo es will, und mag es enden, wie es im Endlichen vorauszusehen und außerhalb aller Voraussicht vorgesehen war: in Frl. Schliers Gedanken wird mein Fragwürdiges besser bewahrt und reiner beantwortet sein als in mir selbst und in jedem Versuch einer Selbstbewahrung, der einer Ausflucht vor dem Zwangsläufigen meines mir selbst so eigenfremden Wesens gleichkäme. Ob ich darüber hinaus noch irgend einer irdischen Bestimmung gerecht zu werden vermag, die mein Menschliches (das doch nur unmenschlichen Ansprüchen im Wege stehen kann) nicht noch mehr in Frage stellte, weiß ich augenblicklich nicht. Und so kann ich vorläufig – als der Erfahrende, nicht als der Erfahrene, der ich in dieser Sache bin – auch nicht sagen, ob das Schicksal des Brenner mit dieser Folge besiegt ist. Hier kann ich eigenmächtig nichts entscheiden; denn da stehe ich im entscheidenden Augenblick nicht *über* der Sache, sondern *unter* dem Anspruch, den sie an mich stellt. Ehe ich nicht sicher bin, daß dieser Anspruch annulliert ist, kann ich nicht aufhören, ihm willfährig zu sein.

Entschuldigen Sie, daß ich mich so ausführlich über diese Dinge, die ich sozusagen mit mir selbst auszumachen habe, zu Ihnen äußere. Aber merkwürdigerweise sind Sie der einzige Mensch, zu dem ich es kann, ohne das Gefühl zu haben, mißverstanden zu werden.

Von meinen Kindern und ihrem Verhältnis zu mir kann ich Ihnen nur das Beste berichten. Ich weiß, daß dies manchen Leuten ein Dorn im Auge ist und daß sie es gern anders sähen, ja daß sie nicht zurückscheuen so zu tun, als sei es eben anders und ich nicht in der Lage, dies zu beurteilen. Dagegen kann ich nichts machen. Ich kann nur das zugeben: ich verdiene nicht – aber welcher andere Vater kann denn sagen, er verdiene das? –, gute Kinder zu haben. Aber *wenn* ich sie habe, so weiß ich das und weiß, daß auch dies Wissen darum noch ein Gnadenge-

schenk des Himmels ist, das mir kein Ressentiment von Eltern, die *sich* das Verdienst an der Wohlgeratenheit ihrer Kinder zusprechen, ohne daß diese Wohlgeratenheit so offenkundig wäre wie im Falle *meiner* Kinder, vergällen soll.

Aber genug davon! Schließlich sind wir doch alle auf die göttliche Barmherzigkeit angewiesen. Der eine mehr, der andere weniger. Ich darf nicht zu jenen gehören, die ihrer sicher sind, will aber auch nicht zu jenen gehören, die ihrer entraten zu können glauben.

Soviel für heute. Das andere, uns sachlich näher Interessierende, wovon ich in meinem letzten Brief im Hinblick auf Ihre Produktion sprach, ein ander Mal, sobald ich Ihnen mit konkreten Vorschlägen dienen kann!

Grüßen Sie bitte Ihre Frau und Ihr Söhnchen, dem ich wünsche, daß er recht gedeihen möge, und seien Sie selbst in herzlicher Ergebenheit begrüßt von Ihrem

Ludwig Ficker

N. B. Haben Sie ein Manuskript Ihrer Verteidigungsrede im Falle Ihres Kollegen? Es würde mich interessieren.

688 VON BRUNO SANDER

30 VII 26

Lieber Freund!

Darin, daß ich Ihnen, wie Sie mir zubilligten, zunächst nur Ihnen persönlich, jenes sehr unfertige und seinen Zusammenhängen so sehr entnommene Fragment überhaupt zur Lesung übergeben habe, bestätigt mich wie seit jeher manches in Ihrer freundschaftlichen und eingehenden Äußerung. Wonach ich Sie als einen »Leser auch dieser Arbeit trotz jener schon genannten Hindernisse« nunmehr begrüße.

Was mich abgesehen von echten Mängeln durchaus ernstlich abmahnt, die Veröffentlichung zuzugeben ist dies: die Gefahr sich das Eigentlichste seines Geschickes frevelnd zu verscherzen, wenn man veröffentlicht ohne aufzuzeigen, was so viele die höchste Gerechtigkeit nennen. Diese nicht blos zu nennen, sondern ungenannt zu zeigen vermag ich derzeit in dieser Sache noch nicht, erachte es aber – vielleicht mit Ihnen – als eine vitale Wurzel meines Mühens und meines Wartens ohne Pause zuletzt meines Dableibens überhaupt.

Im Sinne jener Gerechtigkeit kann man, meine ich, dieses Fragment nicht so isoliert stellen, wie es steht, ja es darf nicht einmal als pathetisches Kapitel ohne andere erscheinen – wie es auch nicht ohne andere entstanden ist. Selbst von Ihnen lieber Freund kann ich nicht annehmen, daß Sie das »Anläßliche« mit so vielen Anlässen, welche mir überallher zuströmten, nicht beirre. Und vollends nicht kann ich es hoffen, daß sich etliche Leser in meinem Sinne darüber erheben oder so wie Sie es tun über alles Einzelne sich mit mir hinwegheben ohne es zu beurteilen, wie sich wohl jeder irrt.

Daß ich immer daran bin, ganz ungeachtet jeder Veröffentlichung, meine Aufgabe besser zu erfüllen als Ihnen das Fragment sagen konnte brauche ich Ihnen kaum zu versichern.

Mein Mskpt werde ich mir gelegentlich in Ihrer Kanzlei abholen, bitte jedenfalls aber um freundliche Zustellung in verschl. Umschlag falls Sie unvermutet abreisen
Herzlich grüßend

Ihr Sander

689 AN BRUNO SANDER

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK-MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

3. VIII. 26

Lieber Freund!

Ich kann gegen die Gründe, die Sie bestimmen, Ihr pathetisches Kapitel nicht isoliert, d. h. aus seinem größeren Zusammenhang gelöst, erscheinen zu lassen, nichts anführen, was mich nicht zu einer unbedingten Respektierung dieser Gründe führte. Freilich, ob das, was viele »die höchste Gerechtigkeit« nennen, überhaupt zu verwirklichen ist bei Lebzeiten der Leidenschaft eines Dichters und bei Lebzeiten der Mitleidenschaft einer Leserschaft, die sich persönlich von ihr ergriffen fühlen könnte, ist umso mehr die Frage, je gewisser es ist, daß ohne Selbsttötung, jener Gefahr, von der Sie sprechen, nicht zu begegnen ist: der Gefahr, »sich das Eigentlichste seines Geschickes frevelnd zu verscherzen.« Ob ein Dichter, der die, wenn nicht übermenschlich, so doch überpersönlich in Erscheinung tretende Zeit- und Raumdimension Ihrer Beherztheit besitzt, sich schließlich dann nicht vor die letzte Frage gestellt sieht; ob er das, was andere die höchste Gerechtigkeit nennen, anders aufzeigen könnte, als indem er sein Werk unveröffentlicht der Nachwelt zur Veröffentlichung überläßt, auch wenn es eine Umwelt apostrophiert, innerhalb deren es doch schon jene Sphäre des Mitleidenschaftsvermögens als existent voraussetzen muß, die seiner Leidenschaft, soweit dies menschlichem Ermessen überhaupt anheim gegeben ist, gerecht zu werden vermag. Und ob er, wollte er dies einseitig, wenn auch fraglos aus einem höheren Gesichtspunkt seiner Gewissenhaftigkeit entscheiden, als hier der meine sein kann, nicht der Versuchung ausgesetzt sein könnte, sein Werk lieber vor seinem Tode zu vernichten als es einer Nachwelt zu überliefern, innerhalb deren seine eigentlichen Leser doch immer wieder nur diejenigen sein können, die auch in jeder Mitwelt zu finden sind. Und heute – das ist meine tiefste Überzeugung – sicherer vorhanden sind, und ergriffener als Einzelne, als zu Zeiten einer homogeneren Geistempfänglichkeit. Aber wenn ich »heute« sage, ist es mir der Schoß des Morgen. Sonst ist es für mich abgetan, und ich wüßte nicht, wozu ich lebe. Wo aber wäre diese Wahrnehmung deutlicher ausgeprägt als im Wesen Ihrer Dichtung? Was also kann und muß sie, zu *ihrer* Zeit, zur *rechten* Zeit, veröffentlicht, dem Einzelnen bedeuten, der sich in diese Zeit gestellt sieht

als ein Ausgesetzter jener leidenschaftlichen Unzeitgemäßheit, die ihn schon morgen als zum Mitmenschen prädestiniert erscheinen lassen kann! Das Schweigen, das heute noch ein Werk von Ihrer Dimension umfängt, ist Zeichen einer tieferen Resonanz, als Ihnen glaubhaft zu machen heute schon gelingen könnte.

Es grüßt Sie in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ficker

690 AN CLOTHILDE ZAHLINGEN

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK / MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

22. X. 1926

Sehr verehrte Frau!

Ich muß Sie sehr um Entschuldigung bitten, daß fast ein Monat vergangen ist, ehe Sie meinen Dank für Ihre vertrauenden Zeilen und Bescheid von mir über Ihre Gedichte erhalten. Aber ich bin eben erst von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt aus Italien zurückgekehrt und fand erst jetzt Ihre Sendung unter anderen vor.

Ich finde Ihre Gedichte sehr eigenartig und schön, sie sprechen mich an. Aber ich glaube, man muß ihnen viel entgegenbringen – Gründerverwandtes, Schmerzenverwandtes –, um ihrer Eigenfremdheit als eines verbindlichen Elementes habhaft zu werden. Man muß sie mit einem Wort in ihrer Besonderheit *empfinden* können; als spräche ihre Besonderheit gerade mich, den Leser, mich, das Ohr, als die Muschel an, in der das Meer zu rauschen vermag. Das kann bei mir nun in der Tat zufällig der Fall sein. Bei wievielen aber sonst, die dennoch eines guten Willens und doch mit weniger Gehör begabt sein können! Man muß hinhorchen, hinschauen können auf Ihre Verse wie auf eine Blöße, auf ein Wundmal, das nur Sie angeht, d. h. man muß Ihre Verse in einem gewissen Sinn zurückweisen, von sich weisen können in ihren eigenen Gesichtsbereich, um sie – ist man empfänglich genug – aus sich selbst aufleben, überströmen, zurückfluten zu fühlen in jenes Element, in dem Gesichte und Entblößungen niemandem mehr und allen gehören. Man muß die Gabe der *Nachsicht* haben, um Ihre Gesichte, diese fast etwas verlegenen Wortgesichte, aus dem Bezirk privater Schauleidenschaft in den Geltungsbereich einer Wahrnehmung gehoben zu sehen, wo sie ins Überpersönliche einzugehen vermögen. Das ist z. B. gerade in dem *einsamsten* Ihrer Gedichte der Fall, das mir den stärksten Eindruck gemacht hat: »Mein Bild«. Das schwingt weiter hinaus als alle übrigen, obwohl es gleichsam ganz in sich verbündet ist. (In den anderen ist aufgetragen, dünn, durchsichtig; es ist noch etwas durch den Auftrag hindurch angesprochen.) *Hier* wird alles ansprechend und verdichtet sich zu dem gelösten Schmerzgesicht – und plötzlich steht das andere daneben, heißt »Revolution« und die Seele nicht nur dieses einen Menschen, der Sie sind, nein: die Seele auch des Menschen, der Sie sind und *nicht* sind, ist wahrgenommen, einfach: wahrgenommen.

Aber wenn – *wenn* sie publiziert sein wollen – so dürfen diese Verse nur *für sich, nicht* wie im Brenner zwischen Beiträgen herauskommen, die sozusagen doch ein Thema aufgegriffen haben, das auch die Lyrik noch beim Haarschopf beutelt. Vielleicht lassen Sie mir aber die Abschriften. Und senden mir gelegentlich Neues. Fast wäre es schade, Ihre Gedichte zu drucken. Sie verstehen aber, daß damit etwas gesagt ist, das ich mir vorderhand selbst nicht erklären kann und irgendwie zu Ihren Gunsten spricht. Vielleicht werde ich mir darüber klarer werden als heute.

In Ergebenheit begrüßt Sie

Ludwig Ficker

691 AN THEODOR HAECKER

24. X. 1926

Lieber Herr Haecker!

Wollen Sie bitte vielmals entschuldigen, daß ich Ihnen erst heute Antwort geben kann. Ich bin drei Wochen fort gewesen – in der Nähe von Rom am Meer und in Rom selbst – und erst vorgestern zurückgekehrt. Mein früherer Kompagnon Lechner, der mich diesen Sommer besuchte, hat mir ermöglicht, den Urlaub da unten zu verbringen. Es war mir nötig und gut, mich wieder ein bisschen fassen und erholen zu können in einer Umgebung, die mir fremd und doch von früher her vertraut war. Aber man hat seine Landschaft schließlich inwendig, und liegt keine Sonne darauf, hat man's zu verantworten, und daran leide ich – mehr, als ich selbst dem Menschen, der mich liebt, sagen kann und darf. Genug davon! Jede Anwandlung von Bitterkeit ist in meinem Fall ein Frevel.

Es ist selbstverständlich, Herr Haecker, daß ich zurücktrete, wenn sich Kösel erbötz macht, Ihre Aufsätze herauszubringen. Nicht, weil es mir nicht eine Ehre wäre, das Buch verlegen zu dürfen – nein, weil mir die Rücksicht auf *Ihr* Interesse verbietet, das meinige in den Vordergrund zu rücken. In der Tat ist ja die augenblicklich sehr geringe Bewegungsfreiheit innerhalb des eigenen Verlagsunternehmens ein sehr lähmendes Moment für mich. Ehe sich das nicht bessert, könnte ich es gar nicht auf mein Gewissen nehmen, daß Sie ein verlockendes Angebot ausschlagen, nur um mir gefällig zu sein. Ich bin ja schon durch die äußeren Umstände zu einer gewissen Resignation gezwungen, die mir nicht gestattet, mit großen Verlagsunternehmungen in Wettbewerb zu treten.

Ich bitte Sie auch zu entschuldigen, daß in der Katholikennummer der Literarischen Welt, die mir übrigens noch nicht zu Gesicht gekommen ist, keine Sie betreffende Anzeige des Brenner-Verlags eingeschaltet war. Das war aber nicht meine Schuld. Ich hatte eine 1/8 seitige Anzeige von »Satire und Polemik« (gegen ein ganzseitiges Tauschinsertat im »Brenner«) aufgegeben. Die Literar. Welt hat aber die Anzeige nicht in die Katholikennummer gegeben, für die sie acquiriert war, sondern, wie ich aus einem heute eingetroffenen Beleg sehe, in eine darauffolgende Nummer, wo sie natürlich ziemlich wertlos ist. Oder sollte die Katholikennummer überhaupt nicht erschienen sein, für die Sie, wie mir Haas mitteilte, einen

»Leitartikel« verfaßten? Das tätte mir leid. Denn nur dieser Umstand hatte mich bewegen können, auf das Anzeigengeschäft einzugehen.

Versagt habe ich leider – und hiefür muß ich Sie ganz besonders um Entschuldigung bitten – in der Vorlesungsangelegenheit, in der Verhandlung mit Neff. Zuerst war Herr v. Grothe längere Zeit weg (erst auf Urlaub, dann verunglückte sein Bruder tödlich auf Manöver in Tübingen), Neff aber hatte Bedingungen gestellt, die wir doch nicht so ohne weiteres glatt akzeptieren konnten. Im weiteren aber hatten mich die Kümmerisse meiner privaten Existenz so mitgenommen, daß ich nicht mehr fähig war, dem anscheinend ebenso selbstbewußten wie im speziellen Fall unwissenden Leiter des Literar. Vortragsbüro bei Neff begreiflich zu machen, mit wem, mit welcher Art »Berühmtheit« er es in Ihrem Fall zu tun hat; ohne eine gewisse Vertrautheit mit Ihrem Werk, d. h. ohne eine Mittelperson an Ort und Stelle, die um die Bedeutung desselben Bescheid weiß, läßt sich – das ist meine Erfahrung in dieser Sache – so par distance schwer eine Verständigung herstellen, die den Erfolg des Engagements sichert. Ich hätte Ihnen das alles gern früher mitgeteilt, aber ich befand mich in einem Zustand der Ohnmacht, in diesen Dingen noch einen Entschluß zu fassen, und mein Herz war zu voll von Sorgen, die mir das Leben schwer machten, daß ich zu nichts mehr nutz war. Gott sei Dank, daß ich mich etwas erholt habe. Vielleicht kann ich Ihnen nun doch noch dienlich sein, wenn Sie es wünschen. Ich bedarf nur eines erneuten Anstoßes, um wieder anzupacken. Ich bin ja jetzt leider in dem unglückseligen Alter, wo man sich noch manches vornehmen, aber wenig ausführen kann, wenn einem das Herz vor Trauer vergeht. Da genügt oft ein Kopfklaps im rechten Moment, um einem vor dem Einnicken zu bewahren.

Es grüßt Sie und Ihre Lieben
in aller Herzlichkeit

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Die letzte Zuschrift von Neff lege ich bei.

692 VON THEODOR HAECKER

München 27 Okt 1926

Lieber Herr Ficker,

vielen Dank für Ihre letzte Nachricht. Ich beklage tief das schwere Los, das Sie zu tragen haben. Geben Sie sich aber nicht ganz hin und verzweifeln Sie nicht. Ich weiß ganz gewiß, was Schwermut ist. Sie ist durch Glauben wenn nicht zu überwinden, so zu dämpfen und unschädlich zu machen. In meiner härtesten Zeit habe ich mit meinem Leben nicht bloß nach Tagen, sondern nach Stunden gerechnet. Ich habe mir morgens gesagt, bis Mittag hältst Du es noch aus, und am Mittag, bis zum Abend kannst Du es noch ertragen, und am Abend, ein Tag ist gewonnen und morgen ist morgen. Vielleicht kann Sie Hilty trösten. Aber Sie müssen auch

selber etwas tun, was Ihnen Gewissen und klare Gebote sagen und Sie müssen vielleicht, um geistig gesund zu werden, nicht bloß glauben, sondern auch Entscheidungen treffen, die ohne großen Schaden nicht zu lange verzögert werden dürfen.

In der Liter. Welt herrscht ordnungsgemäß eine gewaltige Schlamperei, die nicht nur Sie sondern auch ich erfahren mußte, indem klare und bestimmte Abmachungen über Inhalt und Anordnung der Nummer von der Redaktion glatt gebrochen wurden. Nachträglich traf dann eine in ihrer Ergebnissebezeichnung unappetitliche hinwiederum schnoddrige Entschuldigung ein. Mein Aufsatz ist in N°41 erschienen. Lassen Sie sich diese schicken und reklamieren Sie energisch wegen der sinnlosen Einstellung des Inserats zwei Nummern später!

Der Herr in Stuttgart ist auch ein netter Zeitgenosse. So sehen die heute erfolgreichen Buchhändler aus. Ich möchte aber trotzdem in diese Höhle der Dummheit steigen, und bitte Sie, weiter zu verhandeln, indem Sie ihm einige Prospekte und Besprechungen schicken. Auch die beiliegenden Vortragsbesprechungen Berlin u. München könnten Sie ihm zugehen lassen (er soll sie aber wieder zurückschicken) unter Hinzufügen, daß ich in Zürich, Dresden, Düsseldorf, Tübingen jeweils vor mehreren Hundert von Zuhörern gesprochen habe. In Stuttgart kann er sich über mich *einigermaßen* erkundigen bei Hans Martin Lang (Deutsche Verlagsanst.) und bei Dr. Hermann Hefele.

Mit herzlichen Grüßen
auch von meiner Familie

Ihr Theodor Haecker

Vielleicht darf ich Sie bitten, den Verlag zu veranlassen, mir bald die Abrechnung für 1. Oktober 26 zu schicken.

Haben Sie etwas von Walser gehört?

693 AN PAULA SCHLIER

29. X. [1926]

[...]

Was ich spüre, in allem spüre, das mich Dir verbindet, ist Dein *außerordentliches Ingenium*. Es hebt sich wie ein Regenbogen vom Grund meines verdunkelten Horizontes ab. Nur weil ich meine Funktion Dir gegenüber kenne und still halte in dieser Funktion, die mich beglückt, bin ich der Grund, der dunkle Grund, von dem Du Dich so schön – ein seltnes Schauspiel der Natur – im Geiste abzuheben vermagst. Laß diesen Brenner erscheinen, und es wird offenbar sein denen, die uns fernstehn; denen, die uns lieben! Überall und nirgends!

Aber freilich, es muß erst ein *Obermeier* kommen, Dich seiner tiefen Ergebenheit versichern und Dir gescheiterweise bestätigen, was Du, wenn *ich* es Dir zu verstehen gebe, für eine Übertreibung hältst: daß Du nämlich ein *Ereignis* in der Literatur bist, um zu verhindern, daß Du alles Selbstvertrauen verlierst und gegen Dich selbst wütest. Aber Gott sei Dank, daß mir *Obermeier*, dieser Engel, dieser Barock-

pausengel mit erleuchtetem Kopf, diesmal zu Hilfe gekommen ist; daß er Dich wieder froh und zuversichtlich gestimmt hat! Denn weißt Du, Liebling, alles kann ich heute ertragen, alles – auch das, daß Du Dich abwendest von allem, was fragwürdig an mir ist – nur das nicht, daß Du von Dir aus in Frage stellst, was mein Verantwortungsgefühl durch all mein Fragwürdiges hindurch in Dir Widerstrebbenden und dennoch Hingegebenen wie ein verschüttetes Geheimnis bloßgelegt und wie ein Wunder, das sich offenbart, ans Licht gehoben habe: den rätselhaften Eigensinn einer Begabung, die dem Schoß der Vorsehung in einem Augenblick entbunden, da der Verwesungsprozeß des Mitmenschlichen im Menschen besiegt schien, alle Merkmale einer Wiedergeburt dieses Mitmenschlichen und einer *Erstgeburt im Geiste unserer Zeit* aufweist. Das ist's, dieser Anspruch meiner Überzeugung ist es, den ich in Dir zu wahren habe, umso nachdrücklicher zu wahren habe, je mehr ich Deiner Liebe die Berechtigung zuerkenne, sich von allem in mir, was dieser Liebe nicht gerecht zu werden vermag, – wenn's sein muß, auch für immer! – abzuwenden. Komm zurück oder komm nicht zurück: ich folge Dir wie meinem guten Geist, der seine Gruft in mir verlassen hat, um sich in Deinem, der ihm über ist, – in dieser Himmelswolke der Verheißung, auch wenn sie trächtig ist von himmlischen Gewittern! – besiegelt wiederzufinden. Hab keine Angst, der Genius könnt Dich verlassen – aber er sieht mit *Deinen Augen*: wenn sie nicht klar sind, wirst Du ihn betrüben! Ich bahne Dir den Weg, Petra, aus dem Dunkel unseres Einverständnisses in die Helle meiner Zuversicht, daß Du *berufen* bist. Mehr kann ich ja nicht tun für Dich, aber – weiß Gott! – auch nicht weniger!

Dein Ludwig

P. S. Im übrigen bitte ich Dich: o komm zurück!

694 AN HILDEGARD JONE UND JOSEF HUMPLIK

31. X. 1926.

Liebe Freunde!

Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll für das schöne Geschenk der Bilder, das ich bei meiner Rückkehr aus Italien – es ist schon mehr als eine Woche her – hier vorgefunden habe. Ich habe alles aufmerksam betrachtet, und es tut mir nun erst recht leid – diese Empfindung stellte sich allerdings gleich auf den ersten Blick ein –, daß ich Ihre Ausstellung nicht besuchen konnte. Der Blick in den Hauptaal eröffnet sofort die Möglichkeit, sich darüber klar zu sein, was diese Ausstellung für den Hellsichtigen zu einem Ereignis gemacht haben muß: den Geistesklang zweier Seelen, die in ihrem künstlerischen Ausdruck die ganze Spannungsweite der gestalterischen Kräfte ahnen lassen, die das Weiblich-Schöpferische im Prinzip vom Männlich-Schöpferischen unterscheiden: das Prinzip des Hingegebenen dem Prinzip des sich Erhebenden geeint – dies Gleichen: das Standbild eines Wirklichen im Mann, umfriedet von dem Traumweltbild des Wirklichen.

chen in einer Frau – steht hier geoffenbart vor uns. Die Matteotti-Figur ist wunderbar, und Ihre Bilder, gnädige Frau – jawohl, Sie *sind* eine Malerin, gerade weil eine *Dichterin*, die in ihrem letzten Ernst vielleicht kein Wort mehr fand, in Sie, die Malerin, hinein verstummt ist, um in Farben aufzutönen. Ich freue mich schon riesig auf das Bild vom Friedhof. Wenn Sie es mir senden, so senden Sie es mir bitte an den Verlag, damit ich eine Möglichkeit habe, es auch Frl. Schlier zu zeigen. Es schmerzt mich ohnedies sehr, daß ich ihr nie die Trakl-Büste zeigen konnte.

Frl. Schlier ist gegenwärtig zuhause, in Ingolstadt. Ich habe mir erlaubt, ihr die Reproduktionen zu senden. Sie schrieb mir zurück: »Es wäre schön, wenn es möglich wäre, daß wir mit diesen beiden großen, seltenen Menschen immer in Verbindung bleiben können.« Ich denke übrigens, daß Ihnen Frl. S. vielleicht selbst schon geschrieben hat. Jedenfalls hat sie die feste Absicht, Sie zu besuchen. Ich wäre froh, sehr froh darüber, wenn sie ein paar Tage bei Ihnen sein könnte, ehe sie hieher in unsere traurige Ausgesetztheit – vielleicht für diesen Winter noch – zurückkehrt. Ach, Freunde, fühlen Sie, wie mir ums Herz ist! Kein Mensch ist auf der Welt, für den ich so gern lebte, so gern stürbe wie für sie. Wie schön muß es sein, wenn man so, Mensch an Mensch, zusammenwohnen kann wie Sie beide!

Es grüßt Sie mit der Bitte, mich auch Ihrer Frau Mutter zu empfehlen, in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

695 VON JOSEF LEITGEB

Innsbruck, am 9. November 1926.

Sehr geehrter Herr von Ficker!

Nach den letzten Zeitungsberichten über die fascistischen Maßnahmen gegen antifascistische Kundgebungen auch im Ausland scheint es mir gewagt, neben dem Aufsatz Carl Dallagos meine Gedichte abdrucken zu lassen und mit ihm als Mitarbeiter dieser Folge aufzuscheinen. Ich denke, daß gerade Innsbruck derjenige Ort ist, auf den sich die Aufmerksamkeit der Fascisten besonders scharf richtet. Nun kenne ich allerdings den Aufsatz Dallagos nicht, glaube aber, daß er sich sehr offen gegen das gegenwärtige Regime in Italien wenden muß, wenn Dallago vor Erscheinung seines Artikels aus Varena fortziehn will. Von der Sachlichkeit italienischer Betrachtung halte ich nicht viel und fürchte, daß sie nicht lange zwischen den einzelnen Beiträgen unterscheiden würde, sondern daß ihr der Aufsatz über Mussolini eine passende Gelegenheit wäre, alle Mitarbeiter in Bausch und Bogen auf die Liste ihrer Gegner zu setzen.

Ich bin natürlich überzeugt, daß der Aufsatz Dallagos nicht als politische Handlung gemeint ist oder auch nur als solche verstanden werden könnte, bin aber ebenso fest der Meinung, daß jede italienische Reaction darauf nur politischer Natur sein kann. Die Folgen würden voraussichtlich im Verbot bestehen, Italien zu betreten. Eine Einschränkung der persönlichen Freiheit solcher Art wäre mir

sehr unerwünscht. Sie stünde auch in gar keinem Verhältnis zu meinem politischen Interesse für oder gegen Mussolini und seine Partei.

Vielleicht ist es Ihnen möglich, für diesmal von meinem Beitrag abzusehen. Sollte Ihnen dies technisch schwer fallen, dann möchte ich Sie ersuchen, vor den Gedichten einen kleinen Passus einzuschalten, der erklärt, daß ich mich mit dem Aufsatz Dallagos in keiner Weise identifizieren will, ja es nicht konnte, da ich ihn ja vor Drucklegung gar nicht kannte. Den Wortlaut dieser Erklärung, bitte ich Sie, geehrter Herr v. Ficker, nach Ihrem Belieben abzufassen, ersuche Sie aber höflichst, ihn mich vor Herausgabe des Brenners wissen zu lassen.

Ich schreibe Ihnen – und komme nicht, um es Ihnen mündlich zu sagen, – weil ich seit Wochen sehr verkühlt bin und bei schlechtem Wetter fast nicht ausgehe. Entschuldigen Sie also diesen etwas umständlichen Brief.

Mit besten Grüßen

Ihr ergebener Dr. Leitgeb.

696 AN HILDEGARD JONE

12. XI. 1926

Liebe, verehrte Frau!

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für das *wunderschöne* Bild. Ich habe es entgegen meiner ursprünglichen Absicht sofort mit nachhause genommen, da es mir, nachdem ich den ersten Blick darauf geworfen hatte, unmöglich gewesen wäre, es auch nur eine Nacht in einem Büraum zu lassen. Es hängt nun an der besten Stelle meines Zimmers, so daß ich von meinem Schreibtisch aus mit einer einzigen kleinen Wendung sowohl die Büste wie das Bild betrachten kann, die dem Andenken Trakls gewidmet sind. Bis jetzt konnte ich das nur abends bei künstlichem Licht, aber heute – am Staatsfeiertag – zum ersten Mal mit Muße bei Tag. Lange und immer wieder. Und nun – ja, ich wage es zu sagen, so sehr ich mich im Besitz dieser beiden Bildwerke in Ihrer Schuld fühle (in einer Schuld, die ich nicht abtragen kann): Ja, diese beiden Kunstwerke gehören mir *zu Recht*, denn vor meinen Augen enthüllen sie den Tiefblick eines Seherischen, der kaum einem anderen Menschen in seiner übersinnlichen Tragweite so zum Erlebnis werden kann wie mir, dem Trakls Erscheinung auch im Dunkel seines Wesens *eingeleuchtet* hat. Es ist wunderbar, wenn ich vor Ihrem Bild verweile, wie sich da Schleier um Schleier hebt vor einem immer ferner entrückten Hintergrund (überhaupt wie sich die Tiefen-Aspekte auftun eines Bildes, in das man zunächst blickt wie in die grüne Dämmerung der Meerwunder hinter der Glaswand eines Aquariums): Und nun, dieses Bild, das seinem Gedächtnis in ehrfürchtiger Liebe dient, in einer eigenschöpferischen Sphäre ergriffen und erfüllt zu sehen von einem visionären Geist, der die geistliche Dämmerung in Trakls Dichtung als Gleichen des verschwimmenden, aber nie verschwommenen Weltbilds, das sie enthüllt, aus dem Wortbild in das reine Spiegelbild des Schweigens in Farben überführt (auch eine Art Heimführung aus der Fremde und

Beisetzung im ewig Durchsichtigen der Liebe): das ist ein Erlebnis der Wahrnehmung, das – so unbescheiden es klingt – kein anderer Mensch vor Ihrem Bild so haben kann wie ich. Wie schön, die geistige Luft von Trakls Dichtung aus Ihren Bildern wehen zu fühlen mit einem Anhauch nicht der Aufgelösten, sondern der erlösten Gewißheit: daß die Seele sich anschickt, kein Fremdes mehr auf Erden zu sein!

»Sie sind ein Engel!« Erinnern Sie sich dieses plötzlichen Ausrufs Fr. Schliers, dieses wahrgenommenen Augenblicks, als wir vor Ihrer Abreise im Bahnhof-Restaurant beisammen saßen? Wie bedeutungsvoll erscheint es mir, wie froh bewegt es mir das Herz, zu wissen, daß dieser selber engelhafte Mensch eben im Begriffe ist, bei Ihnen einzukehren! Seit ich Ihr Bild kenne, weiß ich auch: hier begegnen sich und kreuzen sich auf ihrem Weg zwei weibliche Ingenien der Zeit. Bei Fr. Schlier: der Traum als Sinnbild eines Wirklichen erfaßt; bei Ihnen: die Wirklichkeit als Sinnbild einer Traumverzauberung erfaßt – die Sphäre der Erkenntlichkeit muß es geben, wo beide Genien auf ihrem Schicksalsflug zwischen Himmel und Erde mit lichten Schwingen sich berühren.

Im übrigen soll ich Ihnen zur Sicherheit auch meinerseits noch mitteilen, daß Fr. Schlier am Sonntag mittags 1 Uhr in Ried eintrifft. Darf ich Sie bitten, ihr den beiliegenden Brief einzuhändigen?

Und nun nochmals von ganzem Herzen Dank! Grüßen Sie mir Ihren Mann, der mit seinem Geschenk des Matteotti-Standbilds an die Arbeiter Wiens eine Vornehmheit seines Charakters bekundet hat, die man hoffentlich zu würdigen versteht, und empfehlen Sie mich noch im besonderen Ihrer verehrten Frau Mutter!

Stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Ich soll Sie beide auch von Dallago grüßen und Ihnen danken für Ihr fürsorgliches Gedenken.

697 AN MARTINA WIED

25. XI. 26

Ja, weiß Gott: da bleibt nichts übrig – auch mir nichts anderes übrig –, als alles was im Wort verlautbart nur verwunden kann, in Hinkunft standhaft zu beschweigen. So muß es schließlich deutlich werden: Es gibt kein Menschenleben, das nicht notwendig, und keines, das dem anderen nicht ein Zufall wäre. Das eben führt zur Wahrnehmung des Lebens. Dies gilt es zu beherzigen. Leben Sie wohl! Wir alle sind zum Schluß geprüfte Menschen. Ich darf Sie also, hoffe ich, bitten: Halten Sie nicht weniger von Ihrem Leben, als Sie vor Gott verantworten können!

Ihr Ludwig Ficker

27. XI. 26

Liebe Frau Jone!

Sonntagvormittag ist immer der Tag, wo ich Muße habe, Ihr Bild zu betrachten. Heute fand ich: Sie geben die Welt, wie sie ist, *wenn sich die Sündflut verzicht*; von innen, aus der Tiefe her auftauchend aus ihrer Ertrunkenheit. *Sie sind die Taube mit dem Ölzweig*. Das ist klar. Gebrochen durch den Kristalldeckel eines Tintenfasses, das auf meinem Schreibtisch steht, verirrte sich heute ein Sonnenreflex als Regenbogenfleck auf das Bild, gerade an einer Stelle dicht über Trakls Grab. Es war, als hätte der liebe Gott sich über Ihrem Bild geoffenbart; als habe er es von sich aus wahrgenommen, als stünde es dem Schöpfer zu Gesicht. Ein Anblick, schön und unvergeßlich. Ich liebe Sie, Frau Jone.

Vorgestern hat auch Fr. Schlier einen Traum gehabt und aufgezeichnet, in dem Sie vorkommen, Sie und Trakls Schwester. So kommt man den Erscheinungen des Lebens in der Wahrnehmung des Traumes auf den Grund. Es sind herzzerreibende Begegnungen, die da in Bildform aufscheinen, herzzerreibend einleuchtende. *O lassen Sie uns festhalten an dem Verein, den unsre Herzen bilden!* Mich dünkt, es ist so viel damit gewonnen. Ein Anfang ist damit gemacht, ein Anfang ins Unendliche der Liebe. Grüßen Sie auch Ihre Mutter, Ihren Mann!

Daß sie den Matteotti nicht wollten, die Arbeiter Wiens, dieses *herrliche Standbild*, das möge ihm nicht allzu wehe tun. Die Arbeiter sind, weiß Gott, übel beraten, sie können nichts dafür, es wird ihnen noch einmal leid tun. Man erzieht sie noch zu sehr zum Haß, das Standbild Ihres Mannes aber fordert Augen der Liebe. Die haben Führer im politischen Leben unsrer Zeit nicht. Die wollen natürlich ein Abbild eines leibhaften Matteotti, womöglich im Gewand seiner Zeit (der Mörderzeit, die ihn gefällt), ein Götzenbild – nicht *den geisthaft Auferstandenen im reinen Gleichnis einer zeitlosen Verkörperung*. O die Toren! O die Toren! Sie wußten nicht, was sie taten, indem sie *dieses Geschenk verschmähten*! Welch eine Beruhigung wär' es gewesen, dieses Denkmal irgendwo und öffentlich zugänglich aufgestellt zu wissen! Wann wird diese Zeit Vertrauen zu dem Geiste fassen, der sich richtungsweisend über sie hinausschwingt? *Überall sind die Augen und Ohren schon da*, nur bei den »Maßgebenden« nicht; die führen noch blind in einem Diesseits herum, das in kein Jenseits mündet. O über die erwachsenen Toren, die es drängt, sich überall dort zu behaupten, wo sie todsicher sterblich sind! (Vielleicht interessiert es Ihren Mann, zu erfahren, daß Dallago von dem Matteotti-Standbild begeistert war. Und wissen Sie, was Florian, mein Sohn, gesagt hat, als ich Ihr Friedhofsbild auspackte? –: »Endlich ein Bild, das nicht schreit!«)

Fr. Schlier, der gute, tröstliche Stern am abendlichen Firmament meiner Zuversicht, hat Ihnen, wie ich weiß, geschrieben, welch merkwürdige und in ihrer möglichen Tragweite kaum noch abzuschendende Eingebung mich neulich im Gespräch mit ihr, da sie wieder einmal im Gedenken an Sie überströmte, überkommen hat. Ja, so und nicht anders, glaubte ich plötzlich zu wissen, muß die nächste Brenner-Folge aussuchen. Geisthaftig gleichsam stand sie vor mir, ein unbeschriebenes Blatt

noch und doch schon, wie mir scheinen möchte, deutlich, leserlich: ja, es ist Zeit,
man muß die Engel singen hören in der Menschenstimme! Jetzt oder nie! Im Ernst,
darauf kommt es mir, wenn sich's ergeben sollte, im gegenwärtigen Augenblick
mehr als auf alles andere an. Und so bitte ich Sie von Herzen: *Lassen Sie mich
in Ihre Gedichte Einblick nehmen*, die auf Frl. Schlier so tiefen Eindruck machten,
und dann – ich hoffe es: *Glückauf!*

Wie froh bin ich, wie danke ich Ihnen, daß Frl. Schlier an Ihnen eine Schwester,
an Ihrer gütigen Frau Mama eine Mutter finden durfte. Die liebevollen Worte, die
Sie mir beide über dieses mir so teure Wesen schrieben, sind meinem Herzen eine
Wohltat gewesen, wie sie mir kein Mensch erwiesen hat und keiner mehr erweisen
wird.

Es grüßt Sie beide und auch Ihren Mann
in unendlicher Erkenntlichkeit

Ihr Ludwig Ficker

699 VON PAUL WALSER

Buzau, am 4. Dez. 1926.

Sehr geehrter, lieber Herr Ficker/

Seit geraumer Zeit mache ich darum herum, ein paar Zeilen an Sie zu richten.
Nun ist gerade wie gewünscht die neue Brennerfolge eingetroffen, u. so ergibt es
sich denn eigentlich von selbst, daß ich zur Feder greife, um den geplanten Brief
endlich einmal Wirklichkeit werden zu lassen. – Warum es mich drängt, Ihnen zu
schreiben? Nun, der Grund liegt wohl in jener Begegnung, die ich im September
mit Ihnen hatte. Es ist merkwürdig, wie schwer diese noch heute auf mir lastet.
Und zwar ist es weniger die Verschiedenheit der Ansichten, die damals zu Tage
trat, die mir bis heute zu schaffen machte, vielmehr die etwas zu sichere, zu
überlegene Art u. Weise, wie ich meinen »legalen« Standpunkt Ihnen gegenüber
vertrat. Ich darf Ihnen vielleicht verraten, daß, wenn ich heute von diesem Stand-
punkt, den ich mir im Laufe der letzten zwei Jahre – ich darf schon so sagen –
innerlich angeeignet habe u. den Sie nach außen versuchten sehen in jenen 2
Referaten u. in einem Nachwort im »Klingsor« – abgekommen bin, daran auch
Sie schuld sind, bezw. der Eindruck, den jene Begegnung mit Ihnen nachträglich
in mir hervorgerufen hat. Ich sehe noch heute Ihr Gesicht vor mir, wie es einen
schmerzlichen Ausdruck bekam vor *der Anmaßung* meiner Anschauungen. Ja, ich
schäme mich recht, wenn ich daran denke, wie ich damals in der verdammt selbstsi-
cheren Haltung eines Vertreters des offiziellen Kirchenchristentums vor Ihnen dasaß
u. Sie gleichsam in die Defensive zurückdrängte. Ich bin Ihnen aber auch von
Herzen dankbar, daß Sie sich in der Ihnen gewohnten feinen Weise einfach in sich
zurückzogen u. sich vor mir verschlossen. Sie haben mir damit eine viel bessere
Lektion gegeben als es je Gegenargumente vermocht hätten, u. ich sage nicht zu
viel, wenn ich behaupte, daß die Begegnung mit Ihnen eine erste schwere Erschütte-

rung meinem Gedankensystem beibrachte, in das ich mich in der letzten Zeit gleichsam naturwidrig eingesponnen hatte. In der Schweiz folgten dann die entscheidenden Schläge; schwere Erlebnisse, die meinen »legitimen Ambitionen« ein wohlverdientes Ende bereitet haben. Ich möchte damit allerdings keineswegs allem, was ich nun eine Zeitlang vertreten habe, den Rücken zudrehen u. es verläugnen. In der Idee der Legitimität, des Staates sowohl wie der Kirche, steckt zweifellos eine Wahrheit verborgen. Jedoch, das ist mir nun klar geworden, daß, sobald aus dieser Einsicht, die nur in der Reflexion geboren ist, nun auch eine »Haltung« wird, dann aber auch wirklich der Teufel seine Hand im Spiel hat. Überhaupt, gibt es heute noch legitime Mächte? Ja, vielleicht bürgerliche Frömmigkeit u. bürgerliches Volkstum, sofern sie durch Kirche, Politik u. Presse nicht schon längst verdorben worden ist, könnten vielleicht noch als solche angesprochen werden. Aber wie dem auch sei – das ist sicher: wo heute sich Legitimismus als Weltanschauung äußert u. gar politische Form annimmt, die wahre Legitimität dahin ist oder höchstens als Deckmantel für persönliche Zwecke dient. –

Allerdings, Sie werden mir das wohl glauben, angenehm war es für mich nicht, wie ich sah, wie das von mir aufgerichtete Haus, in dem ich mich schon ganz heimisch gefühlt hatte (wenngleich ich deutlich erkannte, daß der eigentliche Dachabschluß ihm noch fehlte – kath. Kirche! –) über mir zusammenstürzte. Ganz abgesehen davon, daß man sich schon nach jener Seite hin öffentlich abgestempelt hatte. Ich komme mir denn auch jetzt richtig wie einer vor, dem in der Nacht seine Wohnung abbrannte u. der nur sich in seiner Nacktheit retten konnte. Unwillkürlich schaut man nach einer neuen Behausung aus u. nach Kleidern, in denen man wieder vor die Menschen treten darf. Jedoch, mit Recht fürchtet man sich, sich wieder in neue u. d. h. immer wieder fremde Kleider zu stecken. Nein, nur das nicht! Darum ist es mir gegenwärtig auch unmöglich, mich in jene – fast möchte ich sagen – allzu laute Jesusnachfolge einzulassen, in der, wie ich aus dem jüngsten Brennerband ersehe, neben Dallago auch Ebner drin steckt. Ich weiß nicht, ist daran einzig meine »theologische Bildung« schuld, die mich hier zurückhält oder ist es doch mein Instinkt, der mich warnt, da er in dieser radikalen Jesusnachfolge letztlich doch etwas Verkrampftes u. Ungelöstes wittert. Gewiß ich wende jederzeit dabei sein, wenn jemand den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem historischen Jesus u. der hernach sich auf ihn beziehenden Kirche betont, wie es z. B. auch Nietzsche getan hat. Aber das ist einfach eine intellektuelle Wahrnehmung; insofern sie aus dem Bedürfnis, der Wahrheit nachzugehn, stammt, etwas Wertvolles; aber irgendwelche Verpflichtung, nun Jesus durch Dick u. Dünn mitzugehn, folgt nicht daraus. Können wir denn überhaupt dies? Entzieht sich nicht ein jeder, der das zu tun vorgibt, an entscheidenden Punkten doch Jesus dadurch, daß er ihn nach seinen Bedürfnissen auslegt u. ergänzt. Kurz u. gut, macht sich schließlich nicht ein jeder wieder seinen Christus zurecht, mit dem er die »Welt« totschlägt? Darum meine ich, es sei besser, wenn man schon einmal dem Christusmythus u. -kult der Kirche entsagt hat, überhaupt vor Jesus eine Weile stillzuwerden u. lieber liberal von »Jesus, wie ich ihn sehe« zu sprechen, als irgendwie ein subjektives Menschgotthild gegen das kirchliche Gottmenschbild auszuspielen. Wahrlich, dadurch wird Jesus nicht kleiner, wenn ich nicht wage, in objektiver Weise von ihm zu künden, sondern höchstens in subjektiver.

Das sind so ein paar Andeutungen, herausgeboren aus der Notlage, in der ich mich gegenwärtig wieder einmal drin weiß. Sie sollen ja nicht eine Kritik am neuen Brennerbande darstellen, der mir diesmal einheitlicher u. innerlich straffer zu sein scheint als die vorausgehenden Bände u. dementsprechend auch einen starken Eindruck auf mich gemacht hat.

In der Hoffnung, mit diesen Zeilen mir so etwas wie eine Schuld, die ich Ihnen gegenüber empfand, vom Herzen geschrieben zu haben, grüße ich Sie in aufrichtiger Verehrung

Ihr P. W.

Ebenfalls herzl. Grüße an Ihre Frau Gemahlin,
Herrn Röck u. Fr. Schlier.

Zur Begleichung der Rechnung sende ich Ihnen nächstens durch eine Bukarester Bank 20 S. Wollen Sie mir dafür soweit das Geld reicht, noch senden. Erinnerung an Georg Trakl, Santer: Abseits, u. die Stationen des Leut. V. alles geheftet

700 VON ALFRED BAEUMLER

Dresden. Weißer Hirsch
Straußstr. 3^{II}

5. XII. 26.

Lieber Herr Ficker,

die Frage, die Sie in Ihrem Briefe unter dem Eindruck meiner Bachofenarbeit aufgeworfen haben, trifft in den Mittelpunkt meiner gegenwärtigen Tätigkeit als Bildungsweichensteller: Ja, es existiert wirklich schon *Alles* als verwaltbares Gedankengut. Und wenn Sie daran die Frage knüpfen: wozu sind wir denn eigentlich auf der Welt, so sage ich »einerseits« (nämlich als »Studienrat«, der zu sein ich nicht verleugnen kann): um jenes Gut weiterzugeben, und »andererseits« (nämlich ich als Mensch, was ich noch zu sein hoffe): vermutlich, um es immer wieder zu erleben und uns unserer Fragwürdigkeit erst recht daran bewußt zu werden, – denn mit wachsender geschichtlicher Bewußtheit nimmt auch das Bewußtsein der Unlösbarkeit unserer Lebensaufgabe mit rationalen, gedanklichen, d. h. schon dagewesenen Mitteln zu.

Ihr Zuruf war mir ein Trost: außer von Dallago, der sich gegen Bachofen ablehnend verhalten muß, habe ich bisher als Echo nur »Literatur« vermommen (dies aber reichlich!). Das *tua res agitur* merkt niemand. Sie nehmens alle für »Mythologie«. Die hohe Konsequenz, mit der *unsere* sterbende bürgerliche Kultur an allem vorübergeht, was *Fragen* stellt, ist das einzige komödienhafte Moment in diesem tristen Dasein inmitten einer verfallenen Bildungswelt. Wollen Sie sich dieses orientalisierte Rom, Deutschland geheißen, nicht einmal ansehen? Kommen Sie doch einmal über die Grenze – in Dresden sind Sie unser Gast – Sie werden in Ihrem Leben dieses Schauspiel nicht noch einmal haben! –

Für den neuen Brenner mit Ihrer Widmung danke ich Ihnen herzlich. Ich bin Ihnen für die Auffrischung des moralischen Menschen, die dieses Heft wieder mit sich bringt, aufrichtig dankbar. Santer, der mir sehr schwer zugänglich ist, ist mir diesmal vertrauter. Aber beruhigen Sie mich einmal in Bezug auf Dallago; ist es für ihn denn nicht gefährlich, in Südtirol so zu schreiben?

Sie fragen, wie es mir geht – nun, wie einem, der sich vierzehn Jahre lang für einen Philosophen gehalten hat, und schließlich entdeckt, daß er keiner ist. Es geht mir also, verglichen mit einem Philosophieprofessor, gut. Ich halte eine Vorlesung über »Erkenntnistheorie« zum zweiten Male, worin ich versuche, die Anmaßungen des Denkens zurückzuweisen. Insofern, als ich auch diese Tätigkeit mit meinem inneren Menschen in Einklang bringen kann, geht es mir ferner gut. Im übrigen geht es mir, wie Ihnen wahrscheinlich auch: ich schaue aus nach den Bergen, von denen die Hilfe kommt. Um mich herum erwartet man die Hilfe ausschließlich von gewissen Zusammensetzungen des deutschen Reichstags. Und insofern geht es mir schlecht.

Setzen Sie mich bitte auf die Subskriptionsliste für Janowitz. (Und auf die Konskriptionsliste der Welt!)

Seien Sie herzlichst begrüßt

von Ihrem A. Bacumler

701 AN PAULA SCHLIER

[wahrsch. Dezember 1926]

»Mysterien«

Doch, Petra: Hamsun ist ein Christ. Aber ein verkappter, ein gewaltig gescheuter! Einer, der das Kreuz über sich gemacht hat und sich incognito, ins Panische verrückt, aus der Welt stieht!

702 VON KARL WOLFSKEHL

München, [17.] XII [1926]

Viktor Scheffelstr. 11

Sehr geehrter Herr:

Mit zwei Worten muß ich doch ein Mißverständnis aufklären das ich weiß nicht wie aus meiner Zuschrift und Sendung sich ergeben hat. Der Aufsatz war Ihnen persönlich als Fallmerayers Landsmann zugeschrieben und seine Übersendung geschah auf Wunsch mehrerer gemeinsamer Bekannter z. B. meiner Freundin Frau Grete

Gulbransson-Jehli. Es ist mir auch nicht erinnerlich irgendeine Anspielung auf Nachabdruck gemacht zu haben, ja ich habe soviel ich weiß des Brenner nicht einmal auf der Anschrift Erwähnung getan. Auch habe ich in meinem Leben noch nie unverlangt Beiträge irgendeiner Redaktion eingesandt und gedenke an diesem Brauch festzuhalten.

Im übrigen war das Ihnen übersandte das letzte Exemplar meines Aufsatzes sodaß ich sehr dankbar bin so Sie auch persönlich keine Verwendung dafür haben.
– Mit Fallmerayer beschäftigte ich mich seit langem, schon der 20-Jährige war ein begeisterter Verehrer dieser Mannesgestalt, wenn ich auch erst jetzt öffentlich Zeugnis ablegte. Ich besitze so ziemlich alles von F. herausgegebne – auch die ihn enthaltenden Bände der Allg. Zeitg., sowie vieles Zeitgenössische über ihn, vor allem aber eine große Anzahl ungedruckter Briefe von ihm im Originalmanuskript die im kommenden Jahr, wie schon vorgesehen ist, in einer deutschen Zeitschrift erscheinen werden.

In aufrichtiger Erwiderung Ihrer Grüße bin ich mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr sehr ergebener

Dr. Karl Wolfskehl.

703 AN JOSEF HUMPLIK

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK / MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

20. XII. 26

Lieber Herr Humplik!

Ich erlaube mir Ihnen heute eine eingeschriebene Drucksache zugehen zu lassen mit der Bitte, diese in Empfang zu nehmen und Ihrer verehrten Frau auf den Gabentisch zu legen. Es ist nur eine Kleinigkeit für Sie beide als Weihnachtsgruß: Die Selbstkarikatur Trakls als Sebastian im Traum, gezeichnet auf ein Briefkouvert, aus dem Jahr 1913; er war damals, auf der Hohenburg, oft in einer merkwürdig humorigen Stimmung.

Ich freue mich schon, über Weihnachten die Auswahl aus den Gedichten Ihrer Frau treffen zu können, und lasse ihr *vielmals* danken, daß sie meiner Bitte entsprechen wird.

Alles Herzliche Ihnen beiden und insbesondere auch der Mutter Ihrer lieben Frau!
Stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

704 VON KARL WOLFSKEHL

zur Zeit: Wien XIX
Preindlufer 11

28. XII. 26.

Sehr geehrter Herr Doktor Ficker:

Ihre herzlichen Zeilen haben mir sehr wohlgetan, ich danke Ihnen für Ihre Worte und bin überzeugt daß der kleine, vom Teufel der Mißverständnisse angezettelte Zwischenfall sich wie in solchen Fällen oft, und bei beiderseitigem guten Willen sogar immer in sein schönes Gegenteil verkehrt

Gern bin ich bereit Ihnen Abdrucke meiner in Aussicht genommenen Fallmerayer-veröffentlichungen zur Verfügung zu stellen, glaube auch in absehbarer Zeit Ihre Güte, bezüglich des Ferdinandums in Anspruch nehmen zu müssen.

Sollte der Weg Sie einmal doch v. hier nach München führen, wo ich ab 2. I wieder wohne, Viktor Scheffelstr. 11 – so wird es mich freuen Ihnen persönlich die Hand geben zu können.

Ich erwidre Ihre Grüße aufs Aufrichtigste und bin Ihr ergebener

Karl Wolfskehl.

705 VON LOTTE HEIGL

Schwaz, 28. XII. 1926.

Sehr verehrter lieber Herr von Ficker!

Ich schicke Ihnen öfter in Gedanken Briefe und rede mit Ihnen. Manchmal glaube ich, ich muß Sie trösten oder Ihnen Mut zusprechen, oder Ihnen meine Hand hinhalten und sagen: »nein, nein, Sie sind gar nicht so allein« – oder: »seien Sie nur nicht so traurig, – es wird gewiß noch alles gehen – haben Sie nur Geduld – lassen Sie sich nicht zermürben, nicht herunterziehen, nicht klein u. müde machen«. – Aber ich schreibe dann diese Briefe doch nie. Ich schreibe sie nicht gleich, wenn ich noch warm und hell bin innerlich, weil ich feig bin und schon ein bisschen mißtrauisch geworden gegen mich selbst – und später, während ich überlege und nachdenke, wie ein »großer, erwachsener, gescheiter Mensch« verlöschen die guten, kindlichen, warmen Lichter in mir – es wird wieder dunkel und kühl um mich herum – ich denke: »Wozu« und »wie wird das auch ausschen?« und etwas von »Nicht-überall-dreimischen«, Aufpuddlerei und viel von dummer Gans – ich gedenke hilflos und enttäuscht mancher meiner Briefe, die hinausgingen zu den Menschen und von denen nichts zurückkam, weil sie wahrscheinlich wie flatternde Vögel an die verschlossenen Scheiben der Menschenherzen picken wollten und etwas bringen, was die Menschen gar nicht brauchten und haben wollten – oder weil sie sie blos bei der Arbeit störten und die Leute dann nicht wußten, was sie

mit diesen fremden, zudringlichen, unverständlichen Briefvögeln anfangen sollten. Und dann beschleicht mich ein so lähmendes, tödlich trauriges dumpfes, müdes, hilfloses Gefühl aus dem später Gleichgültigkeit erwächst, Einsamkeit und oft jetzt, zu meinem eigenen Erschrecken, eine gewisse Härte. Ich möchte noch immer so gerne überall meine Hände hinstrecken und helfen, überall helfen, aber es ist sicher, daß ich gar nicht die richtige Art habe – etwas stimmt außen und innen nicht überein, es fehlt mir vielleicht die Größe, ruhige Klarheit, die aus der unbeirrbaren Güte kommt – ich weiß es nicht. Alles wird immer albern und verwirrt, wenn ich es anfange. Aber ich will doch noch nicht so versteinern und verhärten, ich möchte doch noch, daß die Menschen manchmal wissen, daß ich um sie weiß und sie verstehe und mit ihnen fühle.

Ich schreibe Ihnen rasch, bevor es wieder dunkel wird in mir und so kühl und gleichgültig, so müde und mutlos. Ich schreibe Ihnen, weil Sie neulich im Telefon so eine traurige, mutlose Stimme hatten und weil mir das weh tat, gerade vor Weihnachten. Und dann, weil mir eine Erleuchtung gekommen ist, die mich ganz froh gemacht hat: ich habe etwas für das Fräulein Schlier gefunden – anbei schicke ich es Ihnen – bitte geben Sie es ihr. Ich finde, es paßt so gut zu ihr – und es ist so hübsch. Und ich bin so froh, ihr für ihre schönen Träume den kleinen, weißen Hirsch zu schenken, anstatt einen mühseligen Brief zu schreiben, in dem ich doch nie das hätte ausdrücken können, was ich dazu sagen möchte.

Aber es ist beileibe kein pretentiöses Geschenk – es kostet nicht einmal einen Schilling – also bitte kein Kopfschütteln.

Ich schreibe inmitten von 4 lärmenden, spielenden Kindern – verzeihen Sie deshalb die vielen, lustigen Fehler.

Und bitte antworten Sie mir nicht, lieber Herr Ficker ich weiß, Sie haben keine Zeit und keine Lust dazu – es ist auch gar nicht nötig.

Ich grüße Sie sehr herzlich.

Lotte Heigl.

1927

706 AN PAULA SCHLIER

13. I. 27.

Meine liebe, gute Petra!

Wie soll ich Dir nur danken, daß Du auch noch während Deines kurzen Aufenthalts in Frankfurt Zeit und Liebe aufgebracht hast, mir zwei Briefe zu schreiben! Briefe so voll Ernst und unverstöhrbarer Güte, daß sie mich als Antwort auf die unwürdigen und unverantwortlichen Briefe, die Du dort von mir vorfinden mußtest, tief beschämen. Alles, was Du schreibst, ist wahr, unerschütterlich wahr. Und wahr ist insbesondere dieses, daß Du an Fassungskraft und Mitteilungsvermögen nicht nur gewonnen hast, sondern weit über mich hinausgewachsen bist. In jeder Zeile Deiner Briefe tauchen jetzt die eigentümlichsten Beobachtungen, die scharf- und tiefesinnigsten Wahrnehmungen, gepaart mit einem unerbittlichen Gerechtigkeitsgefühl, auf, und immer deutlicher wird mir, wie groß Deine Berufenheit ist, eine bedeutende Erscheinung und einen Stern am Geisteshimmel unserer Zeit abzugeben. Daß nicht nur ich allein, der ich im voraus am mächtigsten um Dich Bescheid weiß, diese Empfindung habe, sondern auf Dein erstes Buch hin auch schon die Kritik, das war ja wieder aus den letzten Berliner Besprechungen, die ich Dir sandte, deutlich; es will doch schon etwas besagen, wenn man Dich mit der Wera Figner zusammenstellt, von der ich übrigens kürzlich auch ein Bild gesehen habe, das mich tief berührt hat. Und merkwürdig ist doch, daß Dich derselbe Kritiker einen »Menschen der deutschen Erde« nennt und damit so ziemlich dasselbe ausdrückt wie ich neulich, als ich Dich Deutschlands erwachtetestes Kind nannte. Ich erwähne das nur, um Dir zu Gemüte zu führen, wie weit ich von der Möglichkeit entfernt bin, Dich zu überschätzen, trotz des leidenschaftlichen Einvernehmens im Persönlichen, das zwischen uns besteht. Nein, welch ein präpotenter Literaturbeisrat ist doch dieser Dr. Gutkind, der sich gar befugt fühlt, in seinem (übrigens schon spürbar abgeflauten) Protektionseifer Dir auch noch die persönliche Haltung vorzuschreiben, in der Du Dich einem anderen Literatutfatzke als Bittstellerin nahen sollst. Gott, sind das Trottel – diese Entdecker der »Blutleuchte« als Geist-Ersatz bei Unruh! Laß Dich nie im Ernst mit diesem eingebildeten Gesindel ein, das heute selbst schon spürt, wie bald es außer Kurs gesetzt sein wird! Und heb Dir bitte diesen Brief von Gutkind auf; er ist es wert, daß Du ihn später einmal wieder zu Gesicht bekommst!

Nein, wie wenig Du zu überschätzen bist, das ersehe ich auch wieder aus Deinen beiden Traumaufzeichnungen aus Frankfurt. Läßt sich eine tiefesinnigere Paraphrase zum Thema des »verlorenen Kindes« denken als diese Dir im Traum eingegebene, in der ein kritischer Eindruck rückversetzt und aufgelöst erscheint im Quellengrund

einer eigenen dichterischen Wahrnehmung, eigener und ursprünglicher als diejenige, die Deinen Geist in diesem Falle angeregt hat. Ich habe durchaus nicht den Eindruck, als sei der Quell im Traum bei Dir erschöpft, auch wenn darin ein Wahrnehmungsmittel Deiner selbst gelegen ist, das Dich selbst vielleicht zeitweilig erschöpft. Denn immer bist es Du, das vielfältig Verschlungene und förmlich dramatisch sich Vollziehende Deiner Erscheinung, das sich, unvergleichlich und unvergeßlich überzeugend, darin ausprägt. In dieser Art bist Du unbedingt eine in der Literatur nie dagewesene Erscheinung, sozusagen die dramatische Verkörperung einer Selbstpreisgabe, die *wahrhaftig* in Erscheinung treten zu lassen die immerdar beschönigenden Ausdrucksmittel der Lyrik heute ebenso wenig mehr ausreichen wie die Mittel leidenschaftlichen Vonsichselbstabsehens im Widerstreit des religiösen Pathos unserer Tage. Damit ist aber auch schon angedeutet, daß Dir die Entdeckung einer Ausdrucksform der Selbstanzeige gelang, in der das weibliche Ingenium eines religiösen Pathos habhaft werden kann, das man ihm in dieser Unexaltiertheit und Überzeugungskraft kaum zugetraut hätte. Weininger wußte in dem Grade, warum er sich erschossen hat – Ehre sei ihm übers Grab hinaus! –, als er beflossen war, die Welt darüber im Unklaren zu lassen! Nein, wer *Dich* nicht als Erlösung von einem Altdruck empfindet, so wie Du in Deinen Träumen in Erscheinung trittst, auf dem hat selber das Religiöse nie als ein Altdruck gelastet. Und wer *Dich* nicht als das Einleuchtende in Deinen Träumen wahnimmt, dem wird Dich niemand, am allerwenigsten die Psychoanalyse, in Deiner eigentlichen Sphäre deutlich machen können. Du bist schon Deinem Wesen nach so etwas, glaub mir, wie ein helles Wunder! Von einer unheimlichen Sanierungskraft der Weltanschauung. Das wird sich einmal klar herausstellen. Gott steh' mir bei, da ich dies sage! Ich habe es als erster zu spüren bekommen und bin, das weiß ich, nicht von Sinnen.

Du siehst, im Gegenteil, wie sehr ich wieder zu mir selbst komme, da Du mir räumlich und Dein Wiederkommen zeitlich näher gerückt ist. Nie bin ich so bei mir selbst, als wenn *Du* bei mir bist! Du ahnst nicht, denn meine Briefe waren nur ein schwacher Ausdruck dessen, wie geistesabwesend ich in Deiner Abwesenheit diesmal gewesen bin. Das heißt aber wohl auch, daß ich mir bewußt geworden bin, wie groß heute schon Dein geistiges Übergewicht über mich ist, und daß ich froh sein kann, wenn mein seelisches ihm die Wage halten kann. Erhält mir Gott dieses Vermögen, was ja allein in *seiner* Macht liegt, dann hoffe ich auch meiner Schwermut immer wieder Herr zu werden und vor geistiger Umnachtung bewahrt zu bleiben. Geschehe mit uns, was wolle!

Von Kurt Lechner erhielt ich eben die Nachricht, daß ihr einziges Kind, ein Mädchen, an einer Gehirnentzündung tödlich erkrankt ist und kaum mehr eine Aussicht auf Rettung besteht. Sag, Petra, würde es Dich eine Überwindung kosten, den Leuten ein paar Zeilen zukommen zu lassen mit Wünschen für die Genesung des Kindes? Verzeih diese Zumutung! Aber ich weiß, diese Teilnahme würde Lechnerwohl tun; ich sehe, wie hart ihn dieser Schlag trifft, und wenn man ihm da Mitgefühl bezeugt, so kann sich manches in ihm lösen, wofür er bisher keine Lösung in sich finden konnte. Du weißt ja, welchen Eindruck ihm Deine Sachen im Brenner gemacht haben und daß er Dich zu grüßen bat. Seine Adresse wäre: Berlin-Westend, Bayernallee 5/II. Aber nur für den Fall, daß es Dich, wie gesagt, keine Überwindung kostet.*

Frau Jone bat mich, Dir den beiliegenden Brief von ihr zu übermitteln.

* Bitte, tu es doch lieber nicht! Durch die Adresse würde er ja mutmaßen, daß ich Dir das Schreiben nahe gelegt habe!

14. I.

Soeben Deinen Brief aus Ingolstadt erhalten. Vielen, vielen Dank! Aber, Liebling, ich bin doch, im Gegenteil, *entzückt*, über die Fülle dessen, was Du mir als Dein Erlebnis heute mitzuteilen vermagst. Ich will Dir morgen, Samstag, nähere Antwort auf Deinen Brief geben, der mich sehr, sehr froh gemacht hat!

Von Herzen immer Dein

Ludwig

707 VON THEODOR HAECKER

München 14. Januar 1927

Lieber Herr Ficker,

vielen Dank für Ihre Nachrichten. Der Aufenthalt in Wien war durch das einfach scheußliche Wetter beeinträchtigt – Wasser von unten und oben! Der Vortrag war gut besucht, aber nicht ausverkauft. Das Thema war zu schwer und nicht recht einladend. Ich hätte meiner Stimme folgen sollen und anderes vorlesen; ich bin überzeugt, der Vortrag wäre viel mehr besucht worden. Leider habe ich dem Wunsche Lanyis und Fischers nachgegeben. Kraus hat den Vortrag hinter dem Podium mit angehört, was ich rührend fand. Später war ich mit ihm und seinen Freunden bis spät in der Nacht im Café.

Die Unkosten für mich bei einer Stuttgarter Vorlesung möchte ich auf M 25.– ansetzen. Ich glaube, daß so das Risiko übernommen werden kann. Meine Schwester in Stuttgart und Esslinger Bekannte werden es ja auch nicht an Propaganda fehlen lassen.

Die Italiener Stimme hat mich interessiert; ich wollte, aus Frankreich oder England käme auch einmal ein Echo.

Herzliche Grüße, auch von meiner Frau

Ihr Theodor Haecker

17. I. 1927

Meine liebe Petra!

Bitte, nimm jetzt, was ich Dir sagen muß, gütig und ohne den Mut und das Vertrauen zu Dir zu verlieren, auf: Dein Romanfragment ist ganz und gar untauglich. Aber es ist wieder auf eine so lehr- und aufschlußreiche Art mißglückt, daß es ein für allemal deutlich macht, wo die Wurzeln Deiner Kraft sind und innerhalb welcher Grenzen Deine ungewöhnliche Begabung bleiben muß, um ihrer selbst ganz mächtig zu werden. Du bist großartig dort, wo Du, mit Eindrücken vollgesogen – sei es im Traum oder im Wachen – ungesucht Deiner Eingabe folgst: da wird alles zu einem *Gefundenen*, zu einem für uns alle Gefundenen. Du versagst überall dort, wo Du etwas, was Dich subjektiv berührt, in der Darstellungsform eines Erfundenen objektiv aus Dir herauszustellen Dich bemübst. Da wird alles gesucht und unschaulich, und es ist geradezu erstaunlich und äußerst bemerkenswert, wie sehr Dir da alles mißfällt. Vielleicht, ja wahrscheinlich, liegt es hier im besonderen daran, weil Du nicht aus dem Ich-Erlebnis konzipierst, sondern Dich als objektivierte Figur aus Dir herauszustellen bemübst. Was kann dabei herauskommen? Du sagst und willst es selbst: »Die Kleine« (!) Aber das ist ja intellektueller Hochmut und Du verlierst dabei die ganze Unschuld, die ganze Genialität Deines Schaffens. Plötzlich sollst Du etwas *bedeuten*, nämlich die Kleine, Klara die Klare, Reine, Elsa die Schöne, und das soll nicht alles Kitsch werden? Nichts ist in dem Romanfragment aus Dir selbst erhellt, Du bist in völlige Ohnmacht ausgelöscht bei dieser in die Fläche gehenden, demonstrativen Aneinanderreihung von Sinneseindrücken, bloßen Beobachtungen und diesem illustrierenden Abklatsch wirklicher Gespräche, die Dir frisch in Erinnerung stehen. Nein, das ist das Gegenteil von künstlerischer Darstellung, und die ganze Perlustrationskraft Deines Genies ist darin bis zur Unkenntlichkeit verflüchtigt. Nimm aufs Geratewohl einen Satz heraus und halt ihn Deiner Einsicht evident vor Augen, etwa diesen: »Erschütternd wird hier klar, wohin unser Volk gekommen ist, wohin unsere Frauen gekommen sind! rief Klara aus, während ein Ausdruck des Leidens, verbunden mit dem des Nachdenkens auf ihr Gesicht trat – das ist doch die offenbarste stilistische Verschleppung eines Erlebnismomentes, das als solches Bedeutung gehabt haben mag, in die Sphäre aufgelöster Banalität. Und so im Grunde mit jedem Satz (»P. ließ die Worte Klaras in sich ausschwingen« etc.). Nein, Du hast da nicht die geringste Distanz zu Deinem Stoff, und es gibt keinen peinlicheren Eindruck, als wenn ein Autor an seinem Stoff klebt, statt über ihm zu stehen. Ich habe aber diese Möglichkeit vorausgeahnt, und heute ist mir ganz klar, daß die beiden Wesenspole Deiner Begabung – Deine große intuitive Wahrnehmungsgabe und Deine überlegene Verstandeskraft – nur dort eine schöpferische Vereinigung abgeben können, wo diese in jene aufgeht, nicht wo jene, die in jedem Fall das Größere und geistig Bewegte ist, in dieser aufzugehen trachtet; denn das führt in jedem Fall zu einem Malheur. Im Genie stellen sich auch beide Sphären stets getrennt dar, die eine im Gleichnis des intuitiv gestalteten Werkes, die andere, wo sie vorhanden ist, in der Überlegung des Essays.

Bei Dir sind es auch zwei getrennte Sphären, und die letztere in Romanform zu bringen ist ein Versuch mit untauglichen Mitteln, basiert auf einem falschen Ehrgeiz, ein Versuch, bei dem beide Sphären an einander kläglich flöten gehen müssen. Im Gleichnis des Traumes (oder was im Wachzustand an seine Stelle treten könnte: die übersinnliche Wahrnehmung des Erlebniseindruckes) wirst Du das Gewagteste ausdrücken können, wenn nur die Sphäre rein und überhöht genug bleibt; denn es wird die Darstellung Deiner Unschuld und deren Reduplikation in der Genialität sein. Es ist eine *durchaus irrite* Meinung von Dir, daß Du *mehr* von Dir und Deinem Erlebnis preisgeben kannst, wenn Du Dich selbst objektivierst und als Wahrnehmungsobjekt hinausstellst. Dich also als erlebendes Subjekt in Indifferenz setzt; denn gerade *Du* wirst dadurch Deine Unschuld verlieren, und je mehr Du da wagst, desto peinlicher wird der Verlust sein. Ein Schatten dieser Wahrnehmung und des Verlustes einer sicheren Orientierung, der Dir droht und deutlich machen würde, daß Deine Verstandeskräfte, so respektabel sie an ihrem Platze sind, sich mit den Perlustrationskräften Deiner Eingebung nicht messen können, fällt auch schon auf Deinen letzten Traum »Die Entscheidung«, der auch schon fast in einer Zwittersphäre lebt, in der das Pathos Deiner Unschuld zerbrochen ist. Deine Anregung, ihn an die Spitze Deiner »Passion« (!) zu stellen, hat mich – offen gestanden – fast ein bisschen um meine Fassung gebracht. Er hält keinen Vergleich mit Deinen früheren Träumen aus. Kurz, mir scheint, Du wirst die Ergebnisse der Fassung, die Du jetzt in Deutschland gewonnen hast, soweit sie sich in Produktion umsetzen, ein bisschen revidieren müssen, willst Du Dir nicht ins Aussichtslose entgleiten. Ich weiß, es genügt dieser Hinweis, um Dich sofort wieder instand zu setzen, das Richtige zu treffen. Du wirst deshalb auch keinen Augenblick traurig und mir nicht böse sein, nicht wahr, meine liebe Petra! Du weißt, daß solche Entgleisungen noch stets der Anfang einer tieferen und überraschend neugewonnenen Produktionssicherheit bei Dir waren. Es wird auch diesmal der Fall sein, sei überzeugt davon! Schade, daß ich Dich jetzt, in diesem Augenblick, nicht hier bei mir habe! In einer persönlichen Aussprache würde es mir ein Leichtes sein, Dir deutliche Auskunft zu geben, zumal die beiden mißglückten Proben von heute mir einen sicheren Wink gegeben haben, wovor Du Dich in acht nehmen mußt und was Du anderseits nicht bagatellisieren darfst. Du darfst Dich zu nichts zwingen, Petra, auch durch die Rücksicht auf die Ungesichertheit Deiner Existenz nicht. Ich sage nicht, daß Du die Idee des Romans aufgeben sollst, aber Du mußt ihn in Dir ausreifen lassen, die Eingebung abwarten. Du darfst vor allem Dich selbst darin nicht in einer Romanfigur neutralisieren, Du mußt Dich als Erlebende in Ichform in den Mittelpunkt stellen, das ist bei der eigentümlichen Art Deiner Genialität unerlässlich, und in dieser Hinsicht waren die paar Absätze, die Du hier einmal als Beginn des Romans niederschriebst, vielversprechender und ungleich bemerkenswerter als Dein heutiges Fragment. Gönn Dir jetzt zuhause etwas Ruhe, schreib bei Tag Deinen Aufsatz von der »Frau im Staat«, versuche nicht zu träumen, beruhige Dich in jeder Hinsicht, aber wenn Du wieder einmal Seltsames träumst, zeichne in ursprünglicherer Ergriffenheit auf als vielfach in letzter Zeit. Hetz Dich nicht, Petra, weder hierhin, noch dorthin – es wird für Dich gesorgt sein, wenn Du Dir treu bleibst – ich liebe Dich so sehr und weiß, daß ich so lange leben werde, bis Du meiner nicht mehr bedarfst! Für mich bedeutet es nur Lebensverlängerung, wenn ich sehe (denn hier bild' ich mir

nichts ein), daß Du meiner noch bedarfst. Wie sollte ich da für Erfahrungen wie die heutige nicht dankbar sein! Wie schön ist doch auch die Äußerung von Frau Jones Mutter über Dich! Sag, Petra, **bist** Du nicht in guter Hut, solange Du es in Dir selbst noch nicht ganz bist? Bald wird auch dies der Fall sein, glaube mir! Du mußt Dich nur nicht selbst als eine Romanfigur darstellen wollen, die »die Kleine« bedeutet. Das ist doch Unsinn! Da mußt Dir doch die Vorsehung einen Strich durch die Rechnung machen, Dummkopf, geliebter!

Es umarmt Dich von ganzem Herzen

Dein Ludwig

P. S. Immerhin, ein *genial* gefaßter Satz kommt in Deinem letzten Traum vor, in Klammern: »Ganz allein, jubilierte der Schmerz in mir; das gibt es, der Schmerz kann sich freuen!«. Bravo!

709 AN PAULA SCHLIER

21. I. 27

Meine liebe, gute Petra!

Es freut mich ungemein und ich halte es für das beste Zeichen, daß Du unverzagt von der Notwendigkeit überzeugt bist, jetzt unbedingt Form und Stil für den Roman finden zu müssen. Daran sehe ich – und insbesondere aus der sicheren und einsichtigen Art, wie Du es begründest –, daß Du Dir nichts in den Kopf gesetzt hast, was leicht daraus zu vertreiben wäre und nicht innerstes Diktat eines Herzens wäre, das sich Rechenschaft geben will. Dieser festsitzende Entschluß bei Dir, keinen Versuch zu scheuen, um nur ja jene Diktion und jenen Darstellungsstil für den Roman zu finden, die seiner Tragweite für Deine Entwicklung angemessen sind, hat meinen lebhaften und ungeteilten Beifall. Ich sehe auch bereits, daß Du auf dem besten Wege bist, die richtige Form zu finden; ja wenn das Ganze zu halten vermag, was das Einleitungskapitel in der Fassung, die Du mir heute vorgelegt hast, verspricht, dann hast Du die Form, die Dir bei entsprechender Kontrolle dessen, was in dieser Form sich ausdrücken läßt und was nicht, die volle geistige Bewegungsfreiheit verbürgt, bereits gefunden. Du mußt Dir nur darüber klar sein, daß diese Art der Darstellung die höchsten Anforderungen an Deine Fähigkeiten insoferne stellt, als Dir bewußt bleiben muß, daß die Beichte, die es Dich abzulegen drängt, nur dann keine Profanation Deines Entschlusses und keine Prostitution Deiner Idee ist, wenn diese Beichte vor dem Publikum so abgelegt wird als sei sie vor Gott abgelegt. Ein ungemein schwieriges und verfängliches Unternehmen, das Dich – darüber darfst Du Dich von vornherein keiner Täuschung hingeben – in jedem Augenblick knapp am äußersten Rand eines Abgrunds entlang führen muß und Deine ganze Geistesgegenwart erfordert, um Dich vor einem Absturz zu bewahren. Freilich, gelingt es Dir, Dich auf des Messers Schneide zu halten, ohne einem Schwindelanfall zu erliegen, ohne in das Flachland eines Schlüsselromans abzugleiten, dann wird

Deine Geistesgegenwart eine Feuerprobe bestanden haben, die sie künftig zu allem befähigt. Es liegt an *Dir*, nicht am Stoff, ob Dir das Wagnis glücken wird oder nicht. Ich hätte Angst, wüßte ich nicht, was ich Deiner Geistesgegenwart zutrauen darf. Wird sie der Sphäre vollends inne, in der ihre Verantwortlichkeit sich auswirken muß, dann hast Du gewonnenes Spiel, und ich werde nicht mehr um Dich und Deine Zukunft zu bangen brauchen. Der Anfang ist gut, die Ich-Form eine sicherere Gewähr dafür, daß Du Dir bewußt bleiben wirst, wie weit Du gehen kannst, als eine restlos objektivierte, und so rate ich Dir also: fahre zunächst einmal beherzt so fort, dann wird bald deutlich werden, inwieweit Du in die volle Verwirklichung Deines Vorhabens hineinzuwachsen und den Bogen Deines Erlebnisses so zu spannen vermagst, daß er schließlich wie ein Regenbogen, geistlich schimmernd, vom dunklen Himmelsgrund sich abzeichnet. Gelingt Dir das – und, wie gesagt, ich traue es Dir zu – dann wird Dir ein unerhörtes Wagnis gelungen sein, das deutlich machen wird, in welcher Region der Selbstverantwortung Du zu Hause bist. *Alles wird darauf ankommen, ob es Dir gelingt, Deine Wahrnehmungsgabe über Deine Beobachtungsgabe triumphieren zu lassen.* Dann kannst Du eine Art weiblicher Knut Hamsun werden.

22. I.

Das Schöne und Großartige am Traum ist, daß er ein *verhülltes Antlitz* hat und darin das *vollkommene Gleichnis* der Wirklichkeit ist. Das *Enthüllte* wird immer das *Verunwirklichte* sein, wenn es nicht in eine höhere Sphäre der Verhülltheit zurückgenommen wird. Mach Dir das grundsätzlich klar, wahre Dir Deinen Standpunkt außerhalb jeder Zweideutigkeit! Dann will ich vorderhand Vertrauen haben und zunächst die Fortsetzung abwarten. Dein Pathos muß *Gestalt* der Wahrnehmung werden, halt Dir das vor Augen!

Leb wohl für heute! Wenn ich nicht mehr nach Ingolstadt schreibe, so findest Du in München einen Brief von mir vor! Heute in einer Woche – *endlich!* – werde ich Dich wiedersehen!

Es umarmt Dich innigst

Dein Ludwig

710 VON PAUL BARGEHR

Planteoengan 4 II 27

Lieber Herr Ficker!

Mein Dank für Ihren lieben Brief und für die Sendung der schönen Bücher hat sich verzögert, da wir eine 4 wöchentliche Reise nach Bali und Lombok machten. Ich wurde mir durch Ihren Brief so recht bewußt, daß das Leben oft für manche und gerade für die besten eine Schule der Loslösung bedeutet von allem was uns Menschen so furchtbar wertvoll erscheint und sie so zwingt allein entgegen allem im eigenen Geiste zu stehen. Ich möchte jeden glücklich preisen, der in diese hohe Schule berufen ist.

Auch Ihre Büchersendung hat mich ungemein interessiert. Nach dieser zweifle ich nicht daß Ihr Verlag wachsen und gedeihen wird. Ganz gewaltig in ihrer nakten

einfachen Wahrheit sind die Schriften von Paula Schlier. Sie treffen unmittelbar das Gewissen Wenn Sie verehrter Herr Ficker uns von ihr mehr mitteilen könnten, wären wir Ihnen sehr dankbar, denn sie lebt nun auch in uns und wird in uns bleiben. Auch das Buch über Trakel ist mir sehr nahe gegangen und alle Menschentragik fiel über mich her. Nicht wenig Freude hat mir auch Kunz von der Rosen gemacht; grüßen Sie mir Sailer recht schön. Die Gedichte von Leitgeb sind recht schön, doch wollte ich ihm wünschen daß er mit der Zeit aus dem Gerilke* herauskommt. Santers Produkten stehe ich nach wie vor hoffnungslos gegenüber. Daß der Fehler an mir liegen wird daran habe ich nicht zu zweifeln Alles andere muß ich noch lesen. Kennen Sie die Schriften Gandhi's? »Jung Indien« Rotapfelverlag, Erlenbach Zürich und München. Sein Name ist der einzige der unmittelbar mit dem Namen Christi in Verbindung gebracht werden kann. Sein Leben ist gewaltig. Seine Lehre nicht anderes als die von Christi in die Politik gebracht. Nach hunderten von Jahren wenn einmal wieder schönere Zeiten kommen wird er erkannt werden Er kann Ihnen den größten Stoff für den Brenner geben. Lesen Sie das Buch. Sie werden nicht enttäuscht werden.

Nun zu meinen Eindrücken von Bali. Auf Bali wo noch die Götter herrschen, und Schönheit als das höchste gilt, da wurde mir die Armutseligkeit und die Gottverlassenheit unserer Völker, die sich immer mehr an das Geld verkaufen und so zu einem immer heftiger werdenden Kampf ums Dasein gezwungen werden, so recht bewußt. Es ist seltsam, wie die jüdisch-islamischen Religionen (das Christentum mit seinem einen anthropomorphen Gott in der Praxis ist nichts anderes) kapitalistische Richtung geben. Je puritanischer eine Gesellschaft ist umso reicher und betriebsamer wird sie. In Bali wirkt alles zusammen um diese Insel zu einem Paradies zu machen. Die Schönheit der Natur (wie schön und einzigartig sind nur die gewaltigen Bäume die hier überall auf das amutigste zerstreut sind,) der ganz wuchernde Kunstsinn und Glaube des Volkes, die das ganz[e] Land Schritt für Schritt mit den herrlichsten Tempeln und Statuen übersäen, und nicht zum wenigsten die Menschen selbst die in ihrer schönen Naktheit und mit der gewaltigen Farbenpracht ihrer Kleider erst Bali zu Bali machen. Auch der Reisbau wird hier weniger als Gewerbe als als Kunst ausgeübt. Ganz Bali mutete uns wie ein schöner Garten an. Mit Geld ist man hier machtlos, während man auf Java fast alles kaufen kann was man will und jeder Mensch einem dafür zur Verfügung steht, gibt kein Balinese auch für das 10 fache des Wertes das her, was ihm gefällt. Wohl sagt er freundlich, er wolle es machen oder weist den Handwerker an, der es machen kann. Alles bekommt man aber nur auf Bestellung, herrliche Holzschnitzereien die prächtigsten Gewebe, Bilder, Goldschmiedarbeiten ect ect. Die Künstler freuen sich über schöne Aufträge, aber sie wollen sehr viel Zeit dafür haben, den Preis bestimmen sie am liebsten selbst im nachhinein, den kann man dann ruhig bezahlen. Er besteht im Materialwert und in einem Taglohn der geringer ist als der eines Landarbeiters. Unsagbar schön sind ihre zahllosen Tempelfeste. Bilder von einer Farbenpracht sondergleichen Alles ist Freude Schönheit und Innigkeit bei einem solchen Fest. Sie scheinen es gerne zu haben wenn man hinkommt, man wird freundlich angesprochen oder angelacht. Sie bieten einem Früchte dar von den Opfermahlzeiten für die Götter, wenn das Fest abgelaufen ist.

Gerne hätten wir einer Leichenverbrennung beigewohnt. Die finden aber nur einige male im Jahre statt. Die Leichen werden bis dahin aufbewahrt teils inzwischen eingegraben teils in den Häusern gelassen (ein Verfahren, das für die Geruchsnerven eine hohe Anforderung stellt). Die Verbrennung[en] sind die größten Freudenfeste die Bali kennt. Da wird kein Geld gespart. Und unendlich ist der Jubel und die Begeisterung, wenn die Seele ihrer Lieben mit der Flamme in den Himmel aufsteigt. Die Witwenverbrennungen haben die Holländer energisch abgeschafft. Zu erwähnen ist, daß die Holländer sehr taktvoll den Balier gegenüber auftreten und durch verständige Maßnahmen, Bali fördern und bewahren. Kein Grund darf an Nichtbalier abgegeben werden der Fremdenstrom wird so durchgeleitet daß die Amerikaner (ein Kapitel für sich) möglichst wenig mit der Bevölkerung in Berührung kommt ec ec. Das wird auch von den Balier sehr anerkannt und sie wünschen sich nicht die frühere Herrschaft ihrer Fürsten zurück, die sehr schwer und ausbeutend auf ihnen lastete.

Ein dunkler Punkt ist das sehr häufige Vorkommen der Lepra auf Bali. Ich werde alles daran setzen daß Bali eine große, schöne Leprakolonie erhält mit Hilfe der es hoffentlich gelingen wird Bali leprafrei zu machen.

Ich will in 2–3 Monaten für kurze Zeit nach Europa und dann für wieder einige Zeit nach Bali um diese Sache in die Hand zu nehmen. Wir haben auch anschließend an Bali Lombok bereist, wo die Sahakers wohnen auch ein sehr interessantes Volk. Darüber dann einmal mündlich

Meine Irma hat es nun nicht leicht: sie sitzt den ganzen Tag eingekeilt zwischen Tagebüchern und Briefen. Zu Weihnachten bekam ich von ihr einen Band Gedichte meist in freien Rhythmen, die unsere Erlebnisse und Eindrücke auf Java wiedergeben. Diese gefallen mir nun ganz ungemein. Ich möchte sie Ihnen gerne wenn ich nach Innsbruck komme, zur Beurteilung vorlegen. Möglicherweise sind Sie geneigt sie im Brennerverlag herauszugeben, da sie auf jeden Fall stofflich viel Interessantes geben und insofern sicher sehr originell sind, und sicher auch leicht verkauft werden da Irma in so vielen Städten gut bekannt ist und auch noch weiter Vortragsabende hält. Ich sende Ihnen vorläufig 2 davon.

Das Geld für die Büchersendung lasse ich Ihnen umgehend durch die Bank zusenden.

Ich freue mich ungeheuer auf das Wiedersehen mit Ihnen.

Seien Sie inzwischen auf das allerherzlichste begrüßt von uns beiden

Irma und Paul Bargehr.

* Gerilke ist nicht ganz richtig. Ich möchte Leitgeb tiefere Erlebnisse wünschen die ihn verbreiteren.

711 AN HILDEGARD JONE

7. II. 1927

Verehrteste Freundin!

Ach ja, bitte, tun Sie das! So ein Liebeszeichen seltenster Art kann für Sailer vieles bedeuten. Nur, bitte, machen Sie das sehr vorsichtig, da er, was seinen Zustand, bzw. dessen Beurteilung betrifft, argwöhnisch ist. Ich habe ihn um Neujahr besucht, da es hieß, es gehe ihm momentan nicht gut. Er gab der Überzeugung Ausdruck, daß es sich um Magengeschwüre als Folgeerscheinung der früheren Operation handle, die er durch eine Ölbehandlung zu beseitigen hoffte. Ein paar Tage später ging er auch bereits wieder seinem Beruf nach, und seither habe ich nicht gehört, daß sein Zustand zu unmittelbarer Besorgnis Anlaß gibt. Was *mein* Verhältnis zu Sailer betrifft, so seien Sie unbesorgt: die Tatsache, daß Sailer am schärfsten und dezidiertesten gegen mich Stellung genommen hat, war mir immer nur der Ausdruck dafür, daß er von allen persönlich am tiefsten um mich besorgt ist. Ich glaube das auch heute noch zu spüren und, so wenig ich Grund zur Annahme habe, daß er meine Situation heute nachsichtiger beurteile, schien es mir doch, als habe ihm mein Besuch keine Verlegenheit, sondern Freude bereitet. Jedenfalls ist er von allen Freunden, die sich mir entfremdet haben, der *einzige*, der mir – gerade weil er sich persönlich am meisten exponiert hat – heute noch nahesteht, ja als mein *ausgesprochener* Widerpart näher vielleicht als früher. In dieser Beziehung bedeutet er mir menschlich auch mehr als beispielsweise Dallago, der nach dem letzten Brenner, ohne ein Wort darüber zu mir zu verlieren, entgegen seinem bisherigen Benehmen geradezu ostentativ gegen mich und Frl. Schlier, der er bis dahin ein starkes persönliches Interesse entgegenbrachte, Distanz genommen hat. Für die Sphäre, in die sich hier meine Verantwortung verwiesen sieht – es ist die Sphäre, in der man Gott auf Gnade und Barmherzigkeit ausgeliefert ist – hat er, der in nichts mehr zu erschüttern ist, nun einmal kein Organ. Es wiederholt sich hier, nur in ungleich diffizilerer Form, derselbe Fall wie seinerzeit, als er mich gegen Trakl zu beeinflussen suchte: nur daß er mir heute natürlich zu verstehen geben will, daß meine Verblendung sich gegen *mich* kehrt und Frl. Schlier in Mitleidenschaft zieht. Auf so primitiver Verkennung meines Verantwortungsgefühls (das freilich ein gewagtes ist und jederzeit verworfen sein kann, wenn mir Gott nicht gnädig ist) beruht das Urteil, das er sich in diesem Fall gebildet hat und mit autoritärer Selbstsicherheit zur Schau trägt. Im Gegensatz zu Haecker, der mir auf den letzten Brenner hin geschrieben hat, er freue sich, daß nun vieles klarer wird, wenn auch unter vielen Leiden – ein Wort der Zuversicht, für das Dallago nur ein Lächeln und ein Kopfschütteln übrig hatte.

Also, bitte, ja: machen Sie Sailer die Freude und lassen Sie ihm das bewußte Bild in der Art, wie Sie das andeuten, zukommen! Ich weiß, daß ihm Ihr Friedhofsbild bei mir wie auch Trakls Büste großen Eindruck gemacht haben.

Es grüßt Sie, wie immer, in herzlichster Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Auch von Frl. Schlier viele, viele Grüße!

17. II. 1927

Lieber Herr Ebner!

Gleich nach Erhalt Ihres letzten Briefes wollte ich Ihnen schreiben. Ich war im Zweifel, wie ich ihn zu nehmen hatte, und wollte Sie um Aufklärung bitten. Aber da er aus seinem Leidwesen kein Hehl mache und damit alles gesagt schien, glaubte ich kein Recht mehr zu besitzen, noch weiter in Sie zu dringen. Ich weiß, ich habe keinen Standpunkt zu verteidigen, keine Weltanschauung; und was meine persönliche Situation betrifft, so halte ich sie selbst für derart ausgesetzt (obwohl sie weiß Gott keinem Leichtsinn meines Wesens entspringt), daß mir jeden Augenblick bewußt bleibt, wie wenig Anspruch auf Entlastung durch ein Mitleidiges, das mir gewogen ist, sie rechtfertigt. So respektiere ich jede Kritik, die man offen oder hinter meinem Rücken an mir übt, sofern sie nur aus ernstlicher Besorgnis stammt, und jede Zurückhaltung, die man aus demselben Grunde gegen mich beobachtet (von anderem, das mich nicht berührt, zu schweigen). Denn ob und inwieweit ich verblendet war, das wird einmal von der Vorsehung entschieden sein, von niemandem sonst. So verwehre ich es auch niemandem, in meinen Gedanken zu lesen; am wenigsten Ihnen, der hiezu vielleicht der Berufenste ist und dies schon dadurch erweist, daß er im Gegensatz zu anderen sich hiezu die Mühe nimmt und dies gleichwohl als Anmaßung empfindet, für die er sich entschuldigen zu müssen glaubt. Nur wenn Sie glauben, ich hätte mich je versucht gefühlt zu denken, mit diesem Menschen, mit Ihnen, sei schließlich doch nichts mehr anzufangen, so irren Sie; denn da erkennen Sie durchaus den Charakter meiner Zuneigung zu Ihnen und die Tragweite der Erkenntlichkeit, die ich Ihren eigenen Gedanken wie Ihrer ganzen Denkweise schulde. Mögen Sie diese Denkweise verwerfen aus einem Grund, der mir nicht vollends durchsichtig ist: ich kann es umso weniger, je gewisser es mir ist, daß Rücksicht auf eine Leiderfahreneit, die nur Sie und Ihr Verhältnis zum Schöpfer, zu Gott dem Barmherzigen angeht, Sie zu solcher Haltung nötigt. Daß aber diese Haltung *zu Unrecht eine resignierte* ist, solange Ihr Glaube, daß Gott ein Gott der Barmherzigkeit ist, feststeht und nicht zu erschüttern ist, das habe vielleicht gerade ich heute die Berechtigung Ihnen nachdrücklich zu Bewußtsein zu bringen. [...]

Ich weiß, was es mit den Zuständen geistiger Erschöpftheit, mit den Heimsuchungen des niemanden mehr Ansprechen-, des sich über nichts mehr Freuenkönnens auf sich hat und wie tief sie gerade in den gläubigsten Menschen hineinreichen. Aber es sind Prüfungen auf die Lebendigkeit und Zuverlässigkeit des Glaubens, vergessen Sie das nicht! Und macht Sie dieser Zuspruch lächeln, denn er ist aus dem Quell Ihrer eigenen Erkenntnis geflossen und dort ursprünglich beheimatet, so gestatten Sie mir doch wenigstens, Ihnen zu sagen, daß, was Ihnen neuestens an persönlicher Verzagtheit, nein, nicht dies: an persönlichem Verantwortlichkeitsgefühl in Selbstbescheidung vor dem (nicht immer ganz erkennbaren) Willen der Vorsehung zugewachsen ist, mich im Gegenteil mit Zuversicht für Sie erfüllt. Schon einmal glaube ich dazu beigetragen zu haben, diese Zuversicht in Ihnen zu stärken.

Lassen Sie mich auch diesmal nicht vergeblich an das Tor Ihres Herzens geklopft haben! Zumal ich es in einer Stunde **tue**, da alle Verzichtentschlossenheit, die Gott einem geprüften Menschenherzen, das von Verantwortungsbewußtsein erfüllt ist, zumuten kann, gesammelt und bereit ist, sich übermächtig und in Ehrfurcht vor dem Walten der Vorsehung, die keinen im Stiche läßt, der sich ihr in Wahrheit **beugt**, zu einer Frucht letzter Erkenntlichkeit für Gottes Güte in mir auszureifen.

Es grüßt Sie, wie immer, in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Was mir an Zuversicht und Klarheit, worauf es heute ankommt, in dieser leidvollsten und erschütterndsten Prüfung meines Lebens zugewachsen ist, das wird der nächste Brenner – ein Thränenregenbogen über dieser Welt der Heimsuchungen – deutlich machen.

713 AN PAULA SCHLIER

20. II. 27

Menschen wie ich, Petra, werden immer im Hintergrund des zeitlichen Lebens stehen.

Aber mein Herz, sein zeitliches Geschick erfüllend, hat Anlage, den Raum des Zeitlosen zu ermessen.

Auch den in Dir!

Ja, ganz besonders ihn, den es *durchmisst*!

714 VON WALDEMAR GURIAN

Godesberg, den 1. März 1927.
Viktoriastr 13

Sehr geehrter Herr Ficker!

Ich bin ganz nieder geschmettert durch die unerwartete Absage Rockenbachs. Mit dem, was Sie über Orplid schreiben, bin ich durchaus einverstanden. Wer für Bloy ist, kann das Oesterreicherheft etwa nicht ertragen.

Ich schlage Ihnen vor: Sie drucken die erlaubten 3–4 Seiten nach (etwa »Brief an Signoret« und »Kunst«). Meinetwegen – nein, der Sache wegen! – weisen Sie bitte auf das Frankreichheft hin (ohne dabei natürlich Orplid als Ganzes zu empfehlen; ich könnte das auch nicht!).

Ich werde Ihnen Originale – etwa 14 Seiten (oder könnten es mehr sein?) schicken, die in keinem katholischen Organ von heute gedruckt werden könnten, entweder von mir selbst oder durch ten Holder übertragen. (Darunter Stücke über

die Frau, das Blasphem usw.) Und dann, wenn Sie wollen, schreibe ich einen Hinweis auf Bloy. Anbei ein natürlich an Maritain keinesfalls heranreichender Artikel über Bloy, dem ev. Abschnitte entnommen werden könnten. Weisen Sie auch, bitte, auf meinen Auswahlband aus Bloys Tagebüchern hin, der diesen Sommer im Orplid Verlag erscheint.

Und: Ließe es sich nicht machen, daß im Brenner-Verlag erscheinen

1. Heil durch die Juden (das einzige Buch, mit dem Bloy vor Gottes Antlitz treten wollte!), etwa 100 Seiten, mit Nachwort 120 Seiten.

2. Briefe an die Braut, etwa 140–150 Seiten.

Honorarfrage:

Ich weiß, daß Sie ein ehrlicher und anständiger Verleger sind, aber ohne Mittel, und mache Ihnen daher folgende Vorschläge:

a) Für Bloyauswahl im Brenner pro Seite des Originals 10 M, davon 5 M an Frau Bloy, die sehr arm ist. Sollten Sie aber dieses Honorar als zu hoch ansehen – es ist das übliche Zeitschriftenhonorar – so nehme ich einfach Ihr Höchstangebot an (davon an Frau Bloy 50 %). Ich weiß, daß Sie zahlen werden, was Sie können. Und mir liegt sehr viel daran, daß Bloy auch im Brenner erscheint. An der Honorarfrage darf es nicht scheitern, wenn auch meine Finanzen geradezu katastrophal aussehen.

b) Für die Bücher (Briefe an die Braut und Heil durch die Juden). Ich schätze, daß für das Uebersetzungsrecht an Frau Bloy ca 250 M zu zahlen wären. An die deutschen Uebersetzer – ich oder ten Holder – entweder Pauschalsumme für erste 2000 Ex. (für uns beide) 400 M und nach Verkauf von 2000 für jede Auflage 10 % Beteiligung (davon 5 % an Frau Bloy) oder, falls Sie 400 M nicht im Voraus aufbringen können, 12 % Beteiligung am verk. Exemplar (davon 6 % an Frau Bloy). Aber auch hier bin ich zu jedem Entgegenkommen bereit!

Bitte, antworten Sie recht bald!

In vollkommener Hochachtung

Ihr Waldemar Gurian

715 AN PAULA SCHLIER

10. III. 27

Noch eins, Petra:

Du weißt, was immer ich Dir auf den Kopf zu sage in einem Augenblicke *liebender* Ergriffenheit, beruht auf einer Gabe der Wahrnehmung.

Und so sage ich Dir auch dies, was ich seit heute weiß: Du hast etwas, das *über* aller Wahrnehmung steht – Du hast das *Seherische*. Du hast die *Stirn* der Geistesgegenwart.

Sie bricht aus Deinem Traum als *Stern* des Wahrnehmbaren.

(Mitunter auch aus Deinem Traum bei *Tag*!)

Begreifst Du endlich, daß ich zu Dir *aufsehen* muß, um meine Wahrnehmungsgabe zu vertiefen – *ob ich will oder nicht?* Ob Du auf mich herabsiehst oder nicht.

Ob fern mir oder nah, ob mir verhüllt oder ganz klar, ich kann es nicht verhindern:
im Anblick Deiner Geistesgegenwart, im Zauber Deines Einleuchtenden, sinkt
meine Wahrnehmung grundlos auf ihren *Grund*.

716 AN PAULA SCHLIER

II. III. 27

Weißt Du, was die »große« Tat des Judentums in der Literatur ist? Die Seele und mit ihr alle potenziellen Kräfte, die sie birgt, mit Gänsefüßchen versehen zu haben. Essentielle Ironiker, die nun in der Morgenluft eine Gänsehaut überläuft.

Was sie notgedrungen als an sich »erfrischend« empfinden.

Denn an Geistesgegenwart im Augenblick einer Verlegenheit fehlt es ihnen nicht.

717 AN FRITZ SCHEY

II. III. 27

Lieber Baron Schey!

Ich habe niemanden in dieser Sache, an dem ich mich um Rat und Hilfe wenden könnte, als Sie. Fassen Sie also diese Zeilen nicht als eine Zudringlichkeit auf und hören Sie:

Ich brenne darauf, schon jetzt – und spätestens bis Mai – den neuen Brenner herauszugeben, der in der Tragweite des Ausblicks, den er eröffnen wird, wie ich bestimmt weiß, eine Überraschung bilden wird. Leider liegt aber auf der letzten Brennerfolge noch ein beträchtliches Defizit, so daß sich Herr v. Grothe außerstande sieht, die neue Folge in Satz zu geben, wenn ich nicht eine Subvention von S 400.– dafür aufbringe.

Ich möchte Sie nun fragen, ob und welchen Zuschuß *Sie* mir zu diesem Betrag zu leisten instande wären? Ach bitte, haben Sie die Güte, sich ehestens darüber klar zu werden. Ich würde dann trachten, den Restbetrag allenfalls von Kraus aus dem Ertragnis seiner Vorlesungen zu erbitten, obwohl mir dies einigermaßen schwer fällt. Gerne wäre ich übrigens bereit, wenn Sie mir in dieser Sache entgegenkommen könnten, Ihnen das eine oder andere Stück aus meinem kleinen Kunstbesitz an Bildern abzulassen. Sie wissen, ich stehe ohnedies in Ihrer Schuld, und es wäre mir eine Freude und Genugtuung, wenn Sie sich diese Anregung zunutze machen wollten. Denn, wie gesagt, wenn ich diesen Brenner nicht jetzt so bald wie möglich herausbringen kann, dann kann ich die Fortsetzung meines Werks, das gerade jetzt eine für den geistigen Aspekt der Zeit entscheidende Physiognomie anzunehmen sich anschickt, nicht mehr ins Auge fassen. Stehen Sie mir daher als erster, wenn Sie hiezu nur einigermaßen in der Lage sind, in dieser momentanen kritischen

Situation bei, damit ich meinen Haupttrumpf ausspielen kann; ich bitte Sie von Herzen darum. Nach diesem Brenner kann meinetwegen die Welt für mich zugrunde gehen, für alle anderen, die mir bis hieher gefolgt sind, wird sie dann ein neues, tröstliches Gesicht erhalten haben. Und darauf kommt's mir an.

In der sicheren Zuversicht, daß Sie mich in dieser äußersten und innersten Bedrängnis nicht ganz im Stiche lassen werden, grüßt Sie, wie immer, in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

NB! Es handelt sich um die wichtigste Rechtfertigung meiner Voraussicht und meines Lebens als verantwortlicher Herausgeber des Brenner.

718 VON FERDINAND EBNER

Gablitz, 20. März 1927

Lieber verehrter Herr Ficker!

Es ist, als hinge ein Bleigewicht an meiner Hand bei dem Gedanken, mich zum Schreibtisch zu setzen u. die Feder in die Hand zu nehmen. Als ich Ihren Brief erhielt, fühlte ich mich ein paar Tage aufgerüttelt aus dem etwas stumpfsinnigen Hindämmern meines Lebens. Aber wie Sie sehen – zum Schreiben kam ich doch wochenlang nicht. Und auch jetzt weiß ich nicht, ob ich das, was ich zu Ihrem Brief zu sagen hätte – u. ich hätte nicht wenig zu sagen –, auch tatsächlich werde zu Papier bringen können, ob ich imstande sein werde, mich unmißverständlich auszudrücken. Und es muß mir doch vor allem darum zu tun sein, in Ihnen kein Mißverständnis meines Verhältnisses zu Ihnen aufkommen zu lassen. Schrieb ich Ihnen einmal irgend etwas, das Sie wie eine Kritik an Ihnen in Ihrer gegenwärtig so ungemein schwierigen Lebenssituation empfanden, empfinden mußten? Oder mißverstehe ich Ihren Brief? Jedenfalls will ich Ihnen sagen – u. ich glaube, daß es gut ist, dies Ihnen zu sagen, wenn ich mich auch damit vor Ihnen nicht im besten Lichte zeige –, sagen also, daß diese Ihre gegenwärtige Situation für mich etwas durchaus Verwirrendes hat, etwas Verwirrendes in jedem Augenblick, in dem sich meine Gedanken mit ihr beschäftigen; daß ich fühle, wie ich einer solchen Situation, käme ich in sie, menschlich gar nicht gewachsen wäre; daß ich fühle, auch ihrer Beurteilung am Ende gar nicht gewachsen zu sein. Nun begreifen Sie wohl, daß mir jeder Gedanke einer Kritik an Ihnen ganz u. gar fern liegt.

23. III.

So weit war ich am Sonntag gekommen. Da trübten sich mit einem male meine Gedanken sozusagen bis zum Formlosen u. es war mir unmöglich, auch nur einen Satz weiterzuschreiben. Nichts könnte Ihnen ein deutlicheres Bild von meinem Zustande geben als dieser Zwischenfall, der mich wohl vor einigen Wochen noch tief niedergedrückt hätte. Aber seit einiger Zeit fühle ich in mir die Möglichkeit

einer ganz merkwürdigen tiefen Ruhe in mir u. schon das Gefühl dieser bloßen Möglichkeit läßt mich über vieles leichter hinwegkommen. Es ist ja sehr viel Deprimierendes in mir, u. kaum weniger um mich herum. Aber das alles, seit Jahren sich vorbereitend u. ankündigend, immer wieder gleichsam stoßweise über mich Herr werdend, ist am Ende wohl nichts anderes als eine tiefgehende Umwandlung meines Lebens. Vieles, vieles geht mir dabei verloren – ich lehne mich innerlich nicht mehr dagegen auf – aber ich wünsche doch, eines hinüberzunehmen in den noch dunklen, mir unbekannten Rest meines Lebens: das Wohlwollen Ihrer freundschaftlichen Gesinnung, wie sie sich, dem verzerrten Bild meiner gegenwärtigen Lebensgestaltung trotzend, bis zu Ihrem letzten Briefe bewährt hat. Dreißig Jahre hindurch war mein Leben innerlich eigentlich auf nichts anderes als »Bewußtheit« eingestellt u. ich habe den Kampf gegen die mich immer bedrohenden Dunkelheiten vielleicht immer viel zu sehr »intellektuell« geführt, um schließlich, wohl deswegen eben, in ihm zusammenzubrechen. Bedeutete das schon einen Existenzirrtum, wie viel mehr mein bisheriges am Ende ja doch allzu »intellektuelles« Verhältnis zum Christentum. Der Platz am Schreibtisch war für mich ein mißverständliches Asyl vor dem Leben. Gewiß – viele Bedrängtheiten, aber doch nicht alle, nicht die wesentlichsten, die heimlichsten, schrieb ich mir durch Jahrzehnte von der Seele herunter. Jetzt ist mir auch das verwehrt. Sie nehmen wohl selbst wahr, wie diese Umgestaltung meines Lebens, von der ich vorhin sprach, an die Gründe u. inneren Triebkräfte meines Versuchs einer schriftstellerischen Tätigkeit greift. Was daraus wird, was übrig bleibt, Gott weiß es.

Ich muß Sie bitten, mit dem Fragment dieses Briefes vorlieb zu nehmen. Wenn Sie schon nichts anderes aus ihm herauslesen können, so doch hoffentlich meinen guten Willen, auf Ihren Brief zu erwidern u. für seinen Inhalt zu danken.

Sie haben die neue Brennerfolge schon deutlich im Auge. Ich bitte Sie, mich wenigstens als Brennerleser gelten zu lassen u. anzunehmen, nachdem ich in mir kaum mehr das Gefühl aufbringe, Brennermitarbeiter zu sein. Der Brenner u. die Fackel, das sind eigentlich die zwei einzigen Fäden, die mich noch mit der »Welt da draußen« verbinden.

In ergebenster Dankbarkeit für alle Güte, die Sie mir stets u. immer wieder erwiesen haben u. erweisen

Ihr Ferdinand Ebner

719 AN FERDINAND EBNER

29. III. 1927

Lieber Herr Ebner!

Wie freue ich mich, daß Sie mir *so* und nicht anders geschrieben haben! Sie sollen sehen, jetzt wird vieles gut, *auch für Sie!* Ihr Brief hat meine Zuversicht – eine *unendliche* Zuversicht in Gottes Gnade und Barmherzigkeit – noch um eine Aussicht gehoben. Passen Sie auf, bald wird meine Situation nicht mehr verwirrend und alles deutlich sein! Warten Sie den nächsten Brenner ab: er wird nicht mehr

ein Fragezeichen, nein, er wird ein Ruf- und Wahrzeichen dessen sein, was uns *wahrzunehmen* not tut! Ich hoffe ihn im Mai herauszubringen. Bis dahin seien Sie mir mit Ihren Lieben aufs herzlichste begrüßt!

Ihr Ludwig Ficker

720 AN FRITZ SCHEY

29. III. 27

Lieber Baron Schey,

nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Hilfsbereitschaft! Zum Glück kann ich Ihnen mitteilen, daß ich sie nun nicht mehr in dem erbetenen Ausmaß benötige, da ich S 200.- bereits aufgebracht habe, die mir teils durch Kraus, an den ich mich kürzlich wandte, teils durch einen Wiener Brenner-Interessenten, der mich hier aufsuchte, zur Verfügung gestellt wurden. Wenn Sie mir aber die noch fehlenden S 200.- zustrecken könnten, so wäre ich Ihnen wirklich von Herzen dankbar. Ich könnte dann den Brenner noch diese Woche in Satz geben, womit mir ein Stein vom Herzen wäre.

Nun noch eins, verehrter Freund: Fr. Schlier ist eben daran, die Maschin-Reinschrift ihres neuen Buches »Chorónoz oder das Menschenherz« fertig zu stellen und wird das Manuskript voraussichtlich um Ostern herum bei Kurt Wolff persönlich überreichen. Schon bei ihrem ersten Besuch vor ein paar Monaten hat ihr Georg Heinrich Meyer raschste Prüfung und Entscheidung zugesagt. Da sie auch noch ein unverbindliches Angebot von Berlin hat und für ihr Fortkommen es von einiger Bedeutung ist, daß das Buch noch in diesem Jahr erscheinen kann, so darf ich Sie vielleicht bitten, auch Kurt Wolff persönlich, falls Sie in nächster Zeit mit ihm zusammenkommen, für eine rasche Regelung dieser Angelegenheit zu interessieren. Ich weiß nicht, ob Sie mir die volle Unbefangenheit des Urteils zutrauen, wenn ich Ihnen sage, aus gründlichster Erwägung sage, daß dieses Buch eine einzigartige Erscheinung in der Literatur ist, ganz einmalig und voll neuerschlossener Aspekte. Die Auswahl aus den Schlußkapiteln, die ich jetzt im Brenner bringe, wird dies vollends deutlich machen. Hier ist ein neues Welterlebnis, eine neubeherzte Weltanschauung, zeitlos und doch im Stil ganz dieser Zeit, der Zeit von heut' auf morgen. Sie wissen, ich weiß, was ich sage, und sage, was ich weiß. Das Buch, zunächst von befremdendem Aspekt, muß Aufsehen erregen und in seiner Tragweite erkannt werden, wenn ein Verleger die Chance richtig wahrnimmt, die sich hier bietet. Man muß es nur so unbefangen und dabei hellhörig lesen können wie ich. Dann wird man spüren, daß hier eine Kongruenz von menschlichem und dichterischem Herzschlag ist, die ihresgleichen sucht, und außerdem eine Eindringlichkeit des gestalteten Weltbilds im Spiegel seines Traumes, gegen die gehalten auch die tiefsten Wahrnehmungen der phänomenologischen Philosophie noch kurzsichtig erscheinen.

Es grüßt Sie, nochmals von Herzen dankend, mit Handkuß und Empfehlung an die Frau Baronin

stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

28. IV. 27

Meine liebe Petra!

Gerne will ich Dir sagen, was ich von dem Buche halte, das Du mir geschickt hast, bezw. von dem Manne, der es geschrieben hat. Ich kann es gut verstehen, daß es Eindruck auf Dich gemacht hat, und auch ich habe es nicht ohne tieferes Interesse gelesen. Denn es ist in *seiner* Art ein Zeichen der Zeit, eine Expektoration aus der Not der Zeit, aber auf Geratewohl, die völlig unausgeglichene und unbeherrschte Paraphrase eines von der eigenen Beherztheit seines Intellektes eingenommenen Gottesstreiters, der in Gottesnamen, da alles heute anscheinend Gott zu fürchten beginnt, es leichthin wagt und für Gott auf eigenen Sold kämpft. Daß mir dieser Mann, der bald wie ein Feuilletonist (siehe Wartburg-Ouvertüre!), dann wieder (unter dem Eindruck Gogartens) wie ein von seinem emphatisch ausgerufenen Dichtertum Besessener und schließlich (in der Belehrung über Laotse und Buddha) wie ein Famulus seiner (religionswissenschaftlichen) Belesenheit spricht und wirkt, sonderlich sympathisch wäre, daß er mir als ein »reifer« (zu was denn, zu welcher *Entscheidung* reifer?) Kopf erschien, könnte ich nicht behaupten. Ich sehe nur, daß er seine endgültige Einschätzung der Quäker von der Alternative abhängig macht, ob sie für ihn und seine »überlegene« religiöse Ergriffenheit etwas übrig haben oder nicht. Ja, das ist's: das Ganze ist in einem *Oberton* religiöser Ergriffenheit geschrieben, der etwas Überredendes hat, aber im Religiösen, versteht Du, macht's der *Unterton*, das Überzeugende. Diesen hat sicher Gogarten, auch als Redner, sonst könnte dieser Zuhörer, der wiederholt auf sich als auf den gottsuchenden Dichter verweist, nicht so »gewaltig« begeistert sein und sich plötzlich selbst wie ein Apostel benehmen (was Gogarten ja schließlich weiter nicht zu genieren braucht, wenn es ihm auch kaum ganz angenehm sein kann, oder – ?). In Wahrheit benimmt sich doch dieser Schäfer, dem ich jeden Schächer am Kreuz vorziehe, dieser Versierte, der dem hl. Paulus eins am Zeug flickt, ohne selbst einen Weg nach Damaskus hinter sich zu haben, gerade wie eine Karikatur des Apostels, auf den er so schlecht zu sprechen ist. Ja, den Saulus hat etwas geblendet, aber der Paulus, der aus ihm auferstanden ist, war keiner Verblendung verfallen. Das kann nur einer glauben, der des weiteren übersieht, daß der Fels, auf den Christus seine Kirche gebaut hat, jener andere Apostel war, der den Herrn dreimal verleugnet hatte, aber da der Hahn zum dritten Mal krähte, hinausging und »bitterlich« weinte. (O Petra!) Kein Wunder, daß dieser Schäfer, der immer wieder von Christus als dem Zimmermannssohn spricht, »der lächelnd von Weisheit und Liebe auf den Straßen und Märkten des jüdischen Landes ging«, und so dem Zimmermannssohn (jawohl!!), ohne es zu wollen oder gar zu merken, beinahe das Aussehen und das Ansehen eines von sich demütig eingenommenen Dichters verleiht, – kein Wunder also, daß dieser von der religiösen Not der Zeit packend ergriffene Dichter (nämlich der Schäfer, und nicht der gute Hirte, den er über sich hinaus erhöht, um ihm zu gleichen) keinen »gefährlicheren Feind« von Christi Offenbarung und »Weisheit« kennt als das Lehrgebäude der Dreifaltigkeit. Als ob nach Christi Erscheinen und

seiner Wirkung auf Erden die Wahrnehmung der hl. Dreieinigkeit, für die allein in Wahrheit das Blut der Märtyrer geflossen ist, nicht die *einleuchtendste* Wahrnehmung von der Welt gewesen wäre! (Im Vertrauen, Petra – Du weißt, ich spreche nur zu *Dir* –: Ich weiß nicht, ob ich die Kraft gefunden hätte, den Verzicht auf Dich, zu dem mich die Vorsehung gezwungen hat, so schwer, so *tief* zu verschmerzen, wenn ich nicht imstande gewesen wäre, über meinem Gebet zu Gott, er möge Dich in seinen Schutz nehmen, an jedem Abende der letzten Zeit das *dreifache Kreuzeszeichen* zu machen: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!)

Aber davon haben doch diese Schäfer, die sich für eine Augenweide Gottes halten, ohne je das Fürchten und das Beten gelernt zu haben, keine Ahnung. Sie danken der »Frankfurter Zeitung«, nicht dem Erlöser (den sie *als solchen* nicht kennen) für ihr Mittleramt pro domo zwischen sich, Gott und der Welt. Und von so etwas läßt Du Dich imponieren? O Petra! Unschuld! *Kind!* Nur »Leidenschaft des Herzens« also ist in Dir, kein einheitliches Weltbild wie bei diesem Schäfer, nein: ein Chaos des Kopfes! Und ich sage natürlich, daß dies ein Vorzug ist?! – *Weit gefehlt*, Petra; ich sage, daß dies *nicht wahr* ist! Ich sage, daß Du berufen bist, der »Klarheit« dieser Köpfe, die sich selbst nicht wahrnehmen (auch dort, wo sie es uns weis machen wollen, so »einheitlich« ist ihr Weltbild!), gründlich heimzuleuchten. Ich sage, daß Dich die Vorsehung wahrgenommen und dazu aussehen hat, Dich selber in ihr wahrzunehmen und ein Gegenstand der Wahrnehmung zu werden. Ich sage, daß, so gewiß dieser Schäfer ein Fragezeichen ist, daß sich in der Einbildung, selbst ein Rufzeichen zu sein, sich an das Rufzeichen Gogartens hängt, Du selbst nicht nur ein Rufzeichen, sondern das *Wahrzeichen* dieser Zeit bist, das bestimmt ist, ihr zur Orientierung über sich hinaus zu dienen. Ja, zu *dienen!* Ich sage, daß alles, was im Gleichnis einer Eingebung zu uns spricht – und sei es auch im Traum (aber den *Seinen* gibt's der Herr »im Schlaf«!) – ungleich mächtiger ist, als was die nüchterne oder berauschte Verstandessprache uns weis zu machen vermag; denn auch der Heiland sprach in Gleichnissen, den einzigen, die aus dem Traum der Menschheit völlig in den Gottestag erwacht sind, und zu *ihm* bist Du der Wegweiser in der *traumbefangenen* Morgendämmerung Deiner Gesichte. Ich sage und sehe, daß Du nicht nötig hast – es *heute* noch nicht nötig hast –, ihn zu rufen, denn Du *bist* von ihm gerufen! Ich sage und sehe, Petra, daß es kein Kosename ist, den ich Dir gegeben habe, von *allem Anfang an* gegeben habe, noch ehe ich Dich *erkannt* hatte.

Den Brief Deines Bruders sende ich Dir hier mit Dank zurück. Was er sagt, ist äußerst klug und richtig, und Du wirst gut daran tun, das, was er über die Jugend, die als Kollektivbegriff von sich spricht, sagt, entsprechend zu beachten. Nur vergißt er, daß ja hier eine Reaktion auf eine Stellungnahme Thomas Manns vorliegt, in der er diese Jugend als Kollektivbegriff apostrophiert, ohne den Mut oder den Weitblick aufzubringen, sich von sich aus zu der Einsicht Deines Bruders zu bekennen.

Ich bin von ganzem Herzen

Dein Ludwig

Welch eine blamable Abfuhr für Schäfer, da Gogarten sein neues Buch »Ich glaube an den *dreieinigen* Gott« betitelt hat! Das Merkwürdige ist doch, daß diese

Menschen, die nicht nichts, aber auch nicht das Notwendige, sondern das Vielzuviiele und doch aus keinem *Überflusse* Stammende zu sagen haben, den Mund nicht halten können.

722 VON WILHELM KÜTEMAYER

Marburg, Friedrichstraße 8

4. Mai 27.

Sehr geehrter Herr von Ficker.

Der Begriff der Ironie umfaßt im Original 300 Seiten; ich schicke Ihnen die Uebersetzung der ersten 30 Seiten: diese hatte ich schon abgeschrieben, als ich Ihre Antwort bekam. Vielleicht können Sie hieraus und aus den beigelegten Blättern, auf denen ich für meinen Gebrauch in Stichworten wichtige Punkte der Untersuchung fortlaufend notierte, eine vorläufige Vorstellung von der Art der Schrift gewinnen. Ich wähle diesen Not behelf, da das Unleserliche meiner Handschrift im Manuscript selbst dessen Lektüre für Sie zu mühevoll machen und einen Überblick doch vereiteln würde. Sollten diese Bruchstücke nicht die Möglichkeit geben, Ihnen den nötigen Einblick in die Art dieser Kierkegaardschen Schrift zu verschaffen, dann werde ich noch die übrigen 270 Seiten mit der Maschine abschreiben. Sie werden verstehen, daß ich mir diese Arbeit des bloßen Abschreibens bzw. Diktierens wenn sie nicht nötig ist, ersparen möchte; denn ich würde mich, wenn überhaupt so doch schwer, entschließen können einen anderen Verlag zur Veröffentlichung zu wählen, da Kierkegaard sich dort komisch ausnimmt und sogar unmöglich wird, wenn man in einem Nachwort, das durch eine Verbindung seiner Rede mit heute geltenden Worten K. in die Gleichzeitigkeit mit uns versetzte, soweit das möglich ist, zu verhindern sucht, daß man ihn schwärmerisch liest. Ch. Kaisers Verlag, München z. Bsp., welchen Diederichs mir vorschlug, kommt nicht in Frage, da die Barth-Gogartensche Theologie, der man an Hand von Kierkegaard einmal auf die Finger sehen müßte, die in eifriger Beschäftigung mit Kierkegaard so großen Unfug treiben, wie fast alle Leute, die dabei sind – im Hochland kürzlich noch Guardini mit seinem impertinenten Wohlwollen – Kierkegaard wissenschaftlich wie literarisch populär zu machen, dort grasiert.

Was nun die Bedeutung des »Begriffs der Ironie« angeht, so ist diese Schrift – first but least – einer der tiefsten Beiträge zur Sokrates- und Plato-Forschung, welchen diese, wenn man ihn in deutscher Sprache lesen kann, wohl nicht mehr so prompt übersehen kann wie bisher, ferner ist sie die einzige untersuchende Schrift K.s, die – allerdings aus zufälligen Gründen aber doch als *volles* Werk K.s – seinen Verfassernamen trägt, und schließlich, was das Wichtigste ist, ein Werk K.s, das mit der allen Kierkegaardschen Schriften eigentümlichen und hier durch das Hemmnis des akademischen Zweckes, welches ihn doch nicht behinderte, seiner Untersuchung die volle geistige Freiheit zu wahren, noch erhöhten schriftstellerischen Kunst eine markante Erscheinung aus dem Gebiet der Gegensatzverhältnisse

im Leben des Geistes, deren Bedeutung in Zeiten der Reflexion, also auch heute, allgemein fühlbar wird, und zu deren Untersuchung er Kraft seiner psychisch-geistigen Struktur in seltenem Maße geschickt war, darstellt. In welchem Maße es Kierkegaard auch hier gelungen ist der Wahrheit, welche die Zeit überdauert, nahe zu kommen, so daß sich gar die Gesetze unserer geistigen Not in ihrer besonderen Form bei ihm aufgezeichnet finden, zeigt in erstaunlicher Weise, zugleich ein eigenartiger Beweis für die Einheit des Geistes, die fast wörtliche Übereinstimmung mancher Sätze in Lieglers Werk über Kraus, der »das ein für alle mal anthitethisch abgestimmte Instrument bleibt« und Kierkegaards Werk über die Ironie, in der der Gegensatz von Phänomen und Wesen persönliche Gestalt gewinnt.

Ich werde auch deshalb sehr erfreut sein, wenn der Brenner Verlag trotz der großen Schwierigkeiten – auf ein Honorar würde ich unter diesen Umständen verzichten – in der Lage wäre, den Begriff der Ironie herauszubringen, weil ich dadurch zu meiner Gesellschaft mit den Übersetzungen Schrempfs, und dem Diedrichschen Verlag, das nötige Correctiv anbrächte, wozu ich bei dem nächsten Band der Übersetzung, zu dem Schrempf noch das Nachwort schreibt, keine und bei den folgenden Bänden wohl nur eine wesentlich beschränkte Gelegenheit habe und was ich in den Auseinandersetzungen mit Schrempf selbst nur in peripherer Weise, hinsichtlich der Art des Übersetzens, ohne tieferen Grund zum Ausdruck bringen konnte.

In Ergebenheit

Ihr Wilhelm Kütemeyer.

723 AN WILHELM KÜTEMEYER

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK / MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

7. V. 27

Sehr geehrter Herr Kütemeyer!

Den Begriff der Ironie habe ich mit großem Interesse zu lesen begonnen. Ich glaube Ihnen versprechen zu können, daß ich trotz aller Schwierigkeiten die Herausgabe im Brenner-Verlag, wenn Sie von einer Honorarforderung abstehen, werde durchsetzen können.

Ich fahre heute zu einer Kraus-Vorlesung nach München und nehme das Manuskript mit, um mich auch mit Haecker in dieser Angelegenheit zu beraten.

Die Studien über Karl Kraus gehen Ihnen leihweise gleichzeitig zu.

Mit ergebensten Grüßen

Ihr Ludwig Ficker

724 VON FRANZ ATZINGER

Purkersdorf, 7. Mai 1927

Sehr geehrter Herr Ficker!

Der Name auf der Rückseite des Briefumschlages ist für Sie der eines Brenner-Lesers, der auf der Vorderseite für mich der eines Wegweisers zu Hilty und andern guten Menschen; zum Dank dafür aus knappen Mitteln der Einfall einer besseren Stunde.

Säß ich am Volant der Zeit,
ich kurbelte den Karren zurück in die Garage,
göß das Benzin darüber und schrie Feuer.
Und wüßt ich dann was Leben hat gerettet,
dann legt ich Brand in das Jahrhundert
und nähm die Asche untern Pflug,
daß wieder Bäume wachsen,
wo Antennen stehn.

F. Atzinger

725 VON FERDINAND EBNER

Gablitz, 20. Mai 1927

Lieber verehrter Herr Ficker!

Daß die Ankunft des Brenner für mich ein freudiges Ereignis war, brauchte ich eigentlich Ihnen gegenüber nicht erst besonders zu betonen. Und Freude, eine Freude stiller Art, machte u. macht mir auch seine Lektüre. Daß ich mich von den Aphorismen von Janowitz am ersten u. unmittelbarsten angesprochen fühlte, werden Sie wohl, wie Sie mich kennen, nicht unbegreiflich finden. In ihnen glaube ich etwas von dem eigentümlichen Bereich der Gedankenbewegung Otto Weiningers – die mir selber einmal, vor fast 20 Jahren, ungemein nahe gegangen war – zu verspüren, aber in einem reineren, u. fast möchte ich sagen edleren Medium sich auswirkend. Dem Erscheinen des Nachlasses, an das ich in den letzten Monaten gar nicht mehr gedacht hatte, sehe ich nun sehr erwartungsvoll entgegen. Aber nicht die Aphorismen von Janowitz sind mir die Hauptsache, das Bedeutungsvollste im neuen Brenner. Was ich diesmal vom Fr. Schlier zu lesen bekam, berührte mich in einer sehr merkwürdigen Art, über die ich mir im Augenblick gar nicht Rechenschaft ablegen kann. Gewiß, es berührte mich nicht sofort, es brauchte eine Weile, bis ich mich hineinlas u. hineinfand, bis ich über das Gefühl hinauskam, daß ich da einer Geistes- u. Lebensäußerung gegenüberstehe, der ich eigentlich nicht gerecht zu werden vermöge, der gegenüber ich also zu schweigen hätte. Nicht, daß ich

mir nun anmaßte, jetzt oder je das, was sich in dem so seltsam wunderbaren Roman ausspricht, ganz erfassen zu können. Im Gegenteil, ich habe vieles einfach nicht verstanden u. glaube auch, vieles auch in Zukunft nie wirklich verstehen zu können. Aber an einem Punkte der Lektüre von etlichen Seiten – wieviele es waren, weiß ich selbst nicht – sah ich mich auf einmal dahingebraucht, von jener inneren Bewegung des Lebens, die in den Traumbildern des Romans ihre Wortgebärde fand, berührt zu werden, dahingebraucht, diese Berührung festzuhalten u. sozusagen mitzugehen, mitzugehen durch dick u. dünn des mir gerade noch Verständlichen u. geradezu Unverständlichen. Und ward dabei, nicht ohne tiefe Bewunderung, die stille geheimnisvolle Kraft der Sprache gewahr, die diese Bilder des Lebens u. Mitlebens schuf. In jedem Atemzug u. Wort den »Pulsschlag« einer merkwürdig wohltuenden Weiblichkeit verratend. Nun, alles, was ich Ihnen da herschrieb, ist – ich fühle das selber deutlich genug – nicht gut gesagt, vielleicht sogar direkt schlecht. Das kränkt mich nicht, weil es wohl gar nicht meine Sache u. mein Beruf ist, meine Wahrnehmung hier als objektiv sich rechtfertigenden u. gerechtfertigten Anspruch sich gestalten zu lassen. Aber ich darf sagen, daß ich jetzt eines sehr gut verstehe: wie Sie mit dem Einsatz Ihrer ganzen Persönlichkeit, durch ein Wirrsal ungeheurer innerer Schwierigkeiten hindurch, daran waren, dem Fr. Schlier sozusagen den Weg freizumachen. (Vielleicht haben Sie die inneren Schwierigkeiten Ihres Lebens, die sich Ihnen, wahrhaftig »zwangsläufig«, aus dieser »Mission« ergaben, noch nicht oder nicht ganz überwunden. Muß ich Ihnen nicht, u. wahrhaftig aus ganzem Herzen, aus meinem Herzen, wie es Ihnen geneigt ist in steter dankbarer Verbundenheit für all das Gute in Wort u. Tat, das ich seit nun schon sieben Jahren von Ihnen erfahren habe, muß ich Ihnen nicht wünschen, daß Sie eines Tages, mit Gottes Hilfe, denn anders gewiß nicht, mit Gottes Hilfe, auf dessen Barmherzigkeit Sie das Vertrauen u. den Glauben Ihres Lebens gesetzt haben, auch die letzte, u. vielleicht größte dieser inneren Schwierigkeiten überwinden, um eines der Worte des Evangeliums – der »frohen Botschaft«! – in Ihrem Leben wahrzumachen? Vielleicht ist es, diese Bemerkung hier zu machen, ein Fehler von mir, ein Mißverständnis meiner Situation Ihnen gegenüber, die mir gar nicht das Recht zu dieser Bemerkung gibt. Dann bitte ich Sie, es gütigst nachzusehen u. übersehen zu wollen. Aber selbst dann werden Sie mir jenen Wunsch meines Herzens, von Ihnen zurückgenommen zwar, aber in mir selber aufrecht erhalten als sozusagen meine eigene Sache, nicht verwehren.)

Einigermaßen betroffen, überrascht war ich von Ihrer Mitteilung an die Leser, die die mögliche Einstellung des Brenner anzeigen. Sahen Sie doch vor einem Jahr noch die äußereren u. inneren Bedingungen des Weiterbestandes der Zeitschrift mit optimistischeren Augen an. Aber Sie sind doch gewiß der Mensch, der, wenn nun wirklich der Brenner aus anscheinend äußeren Gründen, nach erfolgloser Appellation an die Leser, sein Erscheinen einzustellen gezwungen wäre, hierin, ebenso wie in allen Fällen seiner Geschichte, wo sein Fortbestand immer wieder in Frage gestellt u. doch immer wieder gesichert war, einen Wink der Vorsehung zu sehen, einen Wink, die Arbeit einzustellen, weil die Arbeit, die er zu tun hatte, getan ist. Welche endgültige Bedeutung dieser Arbeit zukommt, wie sie von Gott als Werkzeug gebraucht wird in dem für uns oft so dunklen Gange des Lebens, das vermögen wir vielleicht nicht abzusehen, Sie, der Herausgeber, nicht, die Mitarbeiter, die

Leser nicht, aber vielleicht auch brauchen wir es gar nicht zu wissen. Für uns ist es wohl die Hauptsache, daß die Arbeit getan ist u. daß sie in der rechten Gesinnung getan wurde – u. alles übrige liegt außer uns, über uns.

Bei der Gelegenheit erinnere ich mich, daß Sie noch einen Aufsatz von mir, über das Sprachproblem, liegen haben, der wohl unter den gegebenen Umständen für Sie bedeutungslos geworden ist. Ich bitte Sie daher, ihn mir, gelegentlich, zu schicken. Für so ganz u. gar unmöglich halte ich es denn doch nicht, daß ich eines Tages zu den Bruchstücken dies u. jenes, vielleicht sogar Wichtiges u. in dieser Sache Entscheidendes, werde hinzuzufügen haben.

Ihnen zu schreiben, habe ich seit sehr langer Zeit vor, aber ich schob es immer wieder auf die Ankunft der neuen Brennerfolge auf. Ihre Beantwortung meines letzten Briefes war mir, so kurz sie war, eine sehr sehr große Wohltat in der damaligen inneren Bedrängtheit meines Lebens u. ich habe sie lange immer bei mir herumgetragen. Sie, wie alle übrigen Ihrer Briefe, machte mir so recht den Abstand fühlbar zwischen meiner Existenz in ihrer inneren Ärmlichkeit u. – vielleicht ist dies ja das richtige Wort – Erbärmlichkeit (aber dieses Wort kommt vom Erbarmen!) u. Ihnen, der Sie, bei aller eigenen Lebensbedrängtheit, für mich noch immer ein Wort des gütigen Zuspruchs u. der Aufrichtung übrig hatten. Als der einzige in meiner Welt – freilich sind Sie derjenige, der am meisten weiß von dem, wie es zu Zeiten in mir ausschaut u. zugeht. Das letzte Wort, das von Ihnen mir zukam, sprach mir zuversichtlich Hoffnung zu. Und Sie haben Recht behalten. Seit Anfang dieses Monats etwa ist der ungeheure Druck, der nun wieder, 10 Monate hindurch, auf meinem Gemüt gelastet hatte, von mir genommen. Diese innere Erleichterung trat, auch nicht aufeinmal, ohne für mich wahrnehmbare äußere oder innere Ursache ein, wie damals im vorigen Jahr ebenfalls ohne wahrzunehmende Ursache das Übel über mich gekommen war. So wird es wohl sein u. bleiben die Zeit meines Lebens hindurch. Jetzt, da ich wieder einen freien u. leichten Blick auf das Leben habe, will ich mein Herz ja recht inacht nehmen u. vor jeder Überschwänglichkeit bewahren u. so wird es mir vielleicht auch mit Gottes Hilfe gelingen, gefaßter Gemüts die unausbleiblichen Zeiten der Depression zu überstehen. Hat Gott mir noch eine Aufgabe im Leben zugewiesen, so wird sie gewiß an mich herantreten u. ich werde die Kraft haben, sie zu erfüllen. Aus Eigenem aber dränge ich mich an gar nichts mehr heran. Ihnen aber gegenüber, lieber Herr Ficker, verehrter Herr Ficker – ich schreibe mit vollem Bewußtsein so u. mit dem Bewußtsein, daß ich so schreiben darf – Ihnen gegenüber habe ich nichts als ein wirklich recht armseliges Wort, Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken, zu bezeugen, Ihre so wohlbewährte u. mir so wertvolle Freundschaft mit der geringen Freundschaft meines armen Herzens zu erwidern. Ein armseliges Wort u. die Wünsche meines Herzens, diese Wünsche aber auch dann u. dann erst recht, wenn mein Bewußtsein die Gegenwart Gottes wahrnimmt.

Es ist für mich ein schöner Tag heute, dessen ich mich herzlich freue, an dem ich Ihnen wieder, nach den langen Zeiten des Schweigenmüssens, ausführlich schreiben kann. Im Gefühl dieser Freude, die auf dem tiefsten u. letzten Grunde aller Freude überhaupt ruht, schließe ich mit herzlichen Grüßen an Sie als

Ihr stets ergebener

Ferdinand Ebner

Dürfte ich noch eine Bitte äußern? Würden Sie so gütig sein u. dem Verlag meine Bestellung von Dallagos Laotse-Übertragung 3. Auflage übermitteln?

726 VON JOSEF LEITGEB

Innsbruck, am 27. Mai 1927.

Lieber Herr Ficker!

Ich danke Ihnen bestens für die freundliche Übersendung des heurigen Brennerjahrbuchs. Leider muß ich aus ihm erfahren, daß der Verlag nicht weiter imstande sein wird, die Zeitschrift fortzuführen – falls sich nicht die Abonnentenzahl verdoppelt. So sehr ich nun Ihnen, dem Verlag und den Brennerlesern den notwendigen Zuwachs an Abnehmern wünsche, – der Wunsch allein gibt mir noch nicht das Vertrauen, daß er in dieser Zeit wachsenden Desinteresses geistigen Dingen gegenüber in Erfüllung gehen werde.

Und da ist es mir – wenn ich auch die Hoffnung auf Weiterbestand des Brenners nicht aufgebe – ein Bedürfnis, Ihnen dafür zu danken, daß Sie mich vor 6 Jahren eingeladen haben, für einige Zeit in dem geräumigen Hause zu wohnen, das Sie für jene Menschen gebaut haben, deren schriftliche Äußerungen Ihnen aus dem lebendigen Dienst am Geistigen zu kommen schienen. Sie hatten das Haus so gebaut, daß jeder einen Raum vorfand, der ihn in großem Format, nämlich in seiner Wesentlichkeit, sichtbar mache. Es war kein Kloster mit strenger Regel und zu einem von allen gewußten und angestrebten Zwecke – denn wie hätten sonst Santer und Ebner, Häcker und ich zusammen darin wohnen können! Da war es schon eher eine freie Pension, in welcher der Geist in vielerlei Gestalt Unterkunft finden konnte, die er sonst nirgends gefunden hätte. Er stand auf freier Höhe und durch jedes Fenster sah man nach einem weiten und zukünftigen Horizont hinaus.

Ihre Gastfreundschaft war so, daß ich nie die Last empfand, eine Rolle zu spielen und mir doch bewußt war, daß Sie an unseren Beiträgen einen ähnlichen Anteil nahmen wie etwa ein Dramatiker an seinen Figur gewordenen Projektionen seiner selbst. Diese Ihre dramatische Arbeit wird mir besonders deutlich, wenn ich versuche, das Kommen und Gehen der Mitarbeiter nach den Bedürfnissen Ihres eigenen inneren Lebens zu deuten. Fürchten Sie nicht, daß ich auch nur in Gedanken jenen Abstand überspringe, der zwischen Mensch und Mensch für Achtung, Liebe und Aufrichtigkeit erst Raum schafft! Ich bin nicht auf der Suche nach Motiven für Ihre Entscheidungen, wenn ich meiner Überzeugung Ausdruck gebe, daß Ihre Begegnungen mit den Mitarbeitern Ihrem geistigen Leben schicksalhaft entsprachen; ich treibe nicht schamlose Psychologie bei dieser Behauptung; ich sage vielmehr, daß meine Dankbarkeit dem Gefühl einer geistig-schicksalhaften, und nicht einer geschäftlich-zufälligen Verbundenheit mit Ihrem Werk »Der Brenner« entspringt; ich füge auch hinzu, daß ich genug Ehrfurcht vor den Bedürfnissen Ihres inneren Lebens und vor der daraus notwendig erwachsenen Gestalt Ihrer Zeitschrift habe, um Ihre Annahme und Ablehnung einer Mitarbeiterschaft bedingungslos und ohne irgendwelche Empfindlichkeit gelten zu lassen.

Ich bin glücklich darüber, in einem Hause zu Gast gewesen zu sein, das vom Nachklang der Stimme Georg Trakls geheiligt blieb; wo die nächtlichen Monologe Anton Santers zum erstenmal Resonanz fanden; wo Daniel Sainers Figuren ihr österlich befreites, tiefsmittiges Spiel trieben.

Gestatten Sie, daß ich Ihnen bei dieser Gelegenheit auch für die leihweise Überlassung der Bücher danke, die mir für die deutsche Hausarbeit außerordentliche Dienste geleistet haben, und daß ich Sie vielmals um Entschuldigung für meine Säumigkeit im Zurückgeben bitte! Ich bringe Sie dieser Tage, spätestens bis 31. Mai in Ihre Wohnung.

Mit den besten Wünschen für Sie und
Ihre Zeitschrift bin ich

Ihr ergebener Jos. Leitgeb.

727 VON WALther RIESE

Dr. Med. Walther Riese
Privatdozent an der Universität

Frankfurt a. M., den 14. 6. 27

Sehr geehrter Herr,

Unser erster Briefwechsel über Trakl liegt 1 1/2 Jahre zurück. Inzwischen habe ich den Dichter immer wieder gelesen, lesen müssen, nicht nur, weil mich etwa das psychologische Phänomen interessierte, sondern weil Trakl unzählige Male gelesen sein will, will man ihn erobern. Dann freilich ist man überreichlich belohnt und hat einen der größten deutschen Lyriker entdeckt. Ein Zufall führte mir übrigens auf einige Zeit jemanden in den Weg, der Trakl und seine Freunde in Innsbruck persönlich gekannt hat, den Herrn Linsmayer, Kapellmeister, einen lieben, schlichten Menschen, den wir leider plötzlich durch einen fast rätselhaften Tod verloren, dessen Sohn aber, wie ich höre, in der freundlichen Nähe des Herrn Karl Röck lebt.

Ich bin nun im Begriff, das zu schreiben, was ich über Trakl zu sagen habe. Ich werde mir erlauben, Ihnen, als dem Nächsten des Dichters, mein Manuscript zur Einsichtnahme zu übersenden. Ich dachte sogar daran, es im Brenner Verlag zum Abdruck zu bringen. Aber Ihre Zeitschrift »Der Brenner« wird ja leider im Reiche wenig gelesen und es läge mir schon daran, daß man meine Gedanken über Trakl und das grundsätzliche, das ich bei dieser Gelegenheit über dichterische Gestaltung zu sagen beabsichtige, auch bei uns liest. Für eine selbständige Broschüre aber fürchte ich wird mein Versuch nicht lang genug. Hier in Frankfurt gibt es übrigens begeisterte Freunde seiner Kunst. Der jüngst nach Berlin berufene Hindemith hat, wie Sie sicher wissen, »Die junge Magd« für Gesang und Orchester komponiert. Wahrscheinlich werde ich demnächst hier einen Vortrag über Trakl halten. Nun aber noch eine Frage: wo ist erschienen: E. Buschbeck: »Georg Trakl. Ein Requiem«. – Für baldige Antwort wäre Ihnen sehr verbunden

Ihr sehr ergebener Riese

[nach dem 12. 7. 1927]

Lieber Herr Ebner!

Diesmal muß *ich* Sie um Entschuldigung bitten für mein langes und wohl unverantwortlich scheinendes Schweigen. Aber glauben Sie mir: auch ich habe es bisweilen schwer, in all den Heimsuchungen der Vorsehung, die so wunderlich und mit so deutlichem Anspruch, mein letztes an persönlichem Verantwortungs- und Verzichtvermögen einzusetzen, über mich hinweggehen, nicht zusammenzubrechen und mich so zu behaupten, daß ich allen Anforderungen, die an mich gestellt sind, in jedem Augenblick gerecht zu werden vermag. Ja, gerade das ist so schwer, und ohne mächtige Unterstützung von oben kaum zu erreichen, was Sie, wenn ich Sie richtig verstanden habe, in Ihrem vorletzten Brief mir dunkel andeuteten: die Behebung der Schwermut; (denn worauf könnten Sie wohl sonst angespielt haben, was als Ihre sozusagen eigene Angelegenheit Sie hätte bewegen können, sich so im Ernst um mich besorgt zu zeigen?) Nun, ich glaube, so wie Gott mich in dieser Situation bestehen läßt – bisher wenigstens (und das Schwerste hoffe ich *hinter* mir zu haben) –, habe ich keinen Grund daran zu zweifeln, daß das, was er mir zugemutet hat, von ihm mir auch in einer Weise zugetraut war, die mir durch alle Prüfungen hindurch das Gewicht seiner Liebe und Barmherzigkeit so deutlich zu Bewußtsein bringt, daß ich es ruhig *ihm* anheimstellen darf, ob er mir auch dieses Letzte noch gelingen lassen will oder nicht. An ehrfürchtigem Entgegenkommen soll es mir, der im Gebet schon allen Trost findet, nicht fehlen. Im übrigen weiß ich heute – und weiß es unverlierbar –, was eine Schicksalsverbundenheit zwischen Menschen vermag, die Gottes Wille sich finden und wieder auseinandergehen hieß, soferne es nur solchen Menschen gegeben ist, sich auch noch in den Notgedrungenheiten des Verzichts darüber klar zu werden, daß Gott die Liebe ist.

Ich darf also mit gutem Gewissen sagen, daß ich mich nie so wenig verlassen und im Stiche gelassen gefühlt habe wie heute, da ich hier – die Verhältnisse haben das einfach mit sich gebracht – mit niemandem mehr verkehre. Und Sie können sich denken, welch freudige Resonanz in mir, dem die Vorsehung zu einem so unerschütterlichen Glauben an Gottes Allmacht und Barmherzigkeit verholfen hat, die gute Botschaft Ihrer beiden Briefe geweckt hat, die eine so erstaunliche, mich selbst freilich kaum erstaunende Gehobenheit Ihres Gemütszustands verrät. Sie erscheinen mir jetzt viel freier und gelöster, und fast möchte ich, wenn es nicht unbescheiden anmuten könnte, auf einen sympathetischen Zusammenhang der Stärkungen, die wir auf den Schicksalspfaden, den getrennten, unserer Heimsuchungen im Glauben erfahren dürfen, schließen. Wenigstens ist es *mir* eine große Erleichterung und eine Stärkung meiner Zuversicht, auch Sie nach mannigfachen Prüfungen im Glauben lebendig geborgen zu spüren.

729 AN FRANZ GLÜCK

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK / MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

Herrn
Dr. Franz Glück
Wien, III
Hauptstraße 140

Innsbruck, den 22. 7. 1927

Sehr geehrter Herr Doktor!

Nehmen Sie besten Dank für das freundliche Interesse, das Sie dem »Brenner« entgegenbringen! Die Adresse der 3 neuen Abnehmer, die Sie zu werben so gütig waren, habe ich gerne notieren lassen. Ihrem Wunsche, mehrere Exemplare des »Brenner« zum Nettopreise zu beziehen, könnte der Verlag wohl ausnahmsweise entsprechen, da ich ja voraussetzen darf, daß Sie, der Sie selbst Angestellter eines Verlages sind, bei Weitergabe an Ihre Freunde diese unter dem Hinweis, daß es sich hier um eine Bezugsbegünstigung ad personam handelt, zur Diskretion verpflichten würden.

Was Ihre freundlichen Bemerkungen zum letzten Brenner angeht, so mögen Sie durchaus versichert sein, daß ich dieselben zu würdigen und zu schätzen weiß. Ausgeschlossen ist es ja nie, daß selbst bei größter Achtsamkeit – zumal wenn das Hauptaugenmerk, wie bei mir, auf die Diktion und Anschaulichkeit, auf die Bild- und Worteindringlichkeit der Satzführung, einer Satzgeste, gerichtet bleibt – irgendwelche Versehen in grammatischer Hinsicht unterlaufen, bzw. stehen bleiben. Sie dürfen aber überzeugt sein, daß solche vermeintliche Versehen in den meisten Fällen von mir wahrgenommen, d. h. in einer Sprachperspektive von mir wahrge nommen sind, die mir gestattet, ihre grammatischen Unrichtigkeiten als eine Gewagtheit gelten zu lassen, die der Anschaulichkeit und Eindringlichkeit der *Diktion* (deren Kennzeichen für mich ihr überpersönlicher Charakter ist, im Gegensatz zum persönlichen eines »Stils«) nicht schadet, sondern im Gegenteil ihr zugute kommt. Denn die Diktion ist etwas Eingegebenes, den Sprachleib, den sie sich nicht selbst schafft, seelisch so Durchdringendes, daß Fehler, die das nachprüfende Auge des Verstandes (hier des Sprachverständes) feststellt, dem vorsichtigen Blick eines lebendigen Sprachempfindens sich als Schönheitsfehler darstellen, die ihn nötigen, sie als Sprachdefekte, im Hinblick auf die schöne Selbstverständlichkeit des Ganzen, beherzt zu übersehen. Gerade das von Ihnen angezogene Beispiel aus »Chorónoz« ist hiefür ein gutes Beispiel. Versuchen Sie hier eine grammatische Richtigstellung irgendwelcher möglichen Art, und Sie werden die Erfahrung machen, daß der Satz an seelischer Dichte, an Dichte seiner Anschaulichkeit, seines Ausdrucksvermögens, kurz an *Dichtungsvermögen*, verliert. So mag es sich – mutatis mutandis, von offenkundigen Versehen abgesehen – da und dort verhalten, wo Ihnen sprachlich noch etwas unausgereift erscheint. Ich weiß wohl, welche Zurechweisung ich mit meiner Theorie in diesem Fall vom reinen Sprachgeist her zu

gewärtigen habe; aber ich weiß auch, daß und wo die Macht des Wortes, das im Anfang war, auch noch im notdürftigen Ausdruck ihrer Notwendigkeit über die gebotene (und allein in Kraus einzige gebotene) Unnachsigkeit dieses Geistes hinaus zu wirken berufen ist.

Gestatten Sie mir, sehr geehrter Herr Doktor, noch die Bemerkung, daß »hinauszusehen« kein Druckfehler ist, und empfangen Sie hiemit den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochschätzung!

Ihr Ludwig Ficker

730 VON WILLY STORRER

INDIVIDUALITÄT

Zweimonatsschrift für Philosophie und Kunst. Herausgegeben von Willy Storror, Goetheanum, Dornach »Schweiz« und Hans Reinhart, Römerstraße 29, Winterthur

Dornach, am Goetheanum, den 26. Juli 1927.

Herrn Ludwig Ficker
Herausgeber des Brenner
Innsbruck/Maria Theresienstr. 29

Sehr verehrter Herr Ficker!

Frl. Dr. Politzer hatte die Freundlichkeit, mir vor ihrer Reise in die Ferien Ihren Brief vom 8. Juni zur Beantwortung zu über[geben]. Leider bin ich durch Reisen und dringende redaktionelle Arbeiten in der letzten Zeit an der raschen Erwiderung verhindert worden, was Sie bitte entschuldigen wollen.

Ich möchte Ihnen vor allem danken für die freundliche Uebermittlung der Brennerhefte, für die ich mich sehr interessiere. Wie Ihnen wohl Frl. Dr. Politzer bereits mitteilte, wollen wir eine Besprechung Ihrer Zeitschrift in der »Individualität« bringen und zwar sollte sie bereits im nächsten Heft erscheinen. Aus technischen Gründen müssen wir nun aber den Abdruck auf die September-Nummer verschieben. Ich gebe Ihnen in der Beilage einen Korrekturabzug der Besprechung zu Ihrer gefl. Orientierung. Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir der Besprechung gerne noch einen Hinweis auf die heutige äußere Situation des Brenner beifügen, in der Meinung, daß dadurch das Interesse an Ihrer so wertvollen Zeitschrift auch in unseren Kreisen da und dort angefacht werden könnte.

Ihre prinzipiellen Aeußerungen in dem Brief an Frl. Dr. Politzer befriedigen mich sehr. Gestatten Sie mir bitte, daß ich Ihnen darauf – im Einverständnis mit Frl. Dr. Politzer – kurz erwidere.

Ich bin durchaus Ihrer Auffassung, wenn Sie schreiben, daß es heute in der geistigen Wirksamkeit nicht auf »Bindungen ankommt, die, im Grunde unverbindlich, die Möglichkeit der vollen Wahrnehmung geistiger Realitäten, immer wieder einer scheinbar überlegenen Demonstration frisch gewonnener und bald geronnener

Weltweisheiten opfern.« Das würde ja schließlich nur auf irgendwelche konfessionellen Unfreiheiten hinauslaufen, am Ende auf Anhängertum und spekulatives Gerede von Dingen, Vorgängen und Wesen, die wirklich zu erkennen und zu erleben, man sich im Grunde zu schwach fühlt. Dogmatismus, Systematik auf der einen Seite und Schwärmerei und Fanatismus auf der andern Seite wären die schlechten Früchte eines solchen Verhaltens zu der überall wesenhaft bewegten Wirklichkeit.

Ich weiß sehr gut, wie gerade auch in unseren Kreisen der Hang zum unfrei Konfessionellen schädliche Wirkungen treibt. Gerade die Erkenntnis dieser Situation hat uns unter anderem dazu veranlaßt, die Zeitschrift zu gründen. Wir nennen Sie Individualität und meinen damit Tathandlungen im Sinne Fichtes. Das Individuelle ist uns die Potenz zum universalen Ganzen. Als solches wirkt es in der körperlich sichtbaren Persönlichkeit (Subjekt). In der Auseinandersetzung zwischen dem persönlichen Subjekt und der vom Uebersinnlichen aus wirkenden Individualität vollzieht sich das Leben der Einzelnen. Wer aus dem nur subjektiven Dasein den entscheidenden Sprung macht in die individuelle Substanz, rettet sich ins ewige Leben und in die Möglichkeit der freien Schicksalsgestaltung. So gesehen, kann nicht von über-individuellen Zusammenhängen gesprochen werden, höchstens von objektiven, im Gegensatz zu subjektiven. Das Individuelle enthält in seiner Wesenssubstanz alle sogenannten »über-individuellen« Zusammenhänge und es kann sich nur darum handeln, daß sich die subjektive Persönlichkeit so stark ins individuelle Erleben hineinsteigert, daß dadurch die objektiven Weltzusammenhänge ins Bewußtsein kommen. Die übersinnliche Welt ist aus diesem Aspekt nicht ein Jenseits für den individuellen Menschen, sondern ein mit Bewußtsein zu durchdringendes Diesseits, ein nicht- oder dunkel bewußtes Eigen-Sein.

Ich würde mich sehr freuen, wenn wir uns einmal mündlich über die gegenseitige geistige Situation unterhalten könnten. Es scheint mir, daß wir dabei auf ein gemeinsames Zentrum gelangen könnten, von dem aus sich vielleicht eine Zusammenarbeit für die Zukunft gestalten ließe.

Haben Sie den ersten Jahrgang unserer Zeitschrift zugeschickt bekommen? Wenn nicht, so möchte ich dies gerne nachholen, sofern Sie sich für dessen Lektüre interessieren.

Ich erwarte gerne Ihre weiteren Aeußerungen und begrüße Sie
in aufrichtiger Hochschätzung

Willy Storrer.

731 AN HILDEGARD JONE

4. VIII. 27.

Wunderbar, verehrte Freundin, sind Ihre neuesten Gedichte, und wunderbar die Aussagen Ihres Briefes. Ja, was wüßten wir von Hoffnung, wenn's nicht dieses Hoffnungslose gäbe! Und so steht man über jeder ungeklärten Situation auf Erden, ein betrübter Augenblick der Wahrnehmung, und wird im Spiegel dieses Augen-

blicks im Nu zum Gleichnis. Die Wandlung ist vollzogen, und siehe: Ein Gedicht des Sinnbilds ist es, dem wir alle gleichen, noch in Zügen, die einander widersprechen, gleichen. Wahrlich, wunderlich – wer sieht dies heute nicht? – tief wunderlich ist alles, was der Welt, so weit sie Gottes Trost noch offen steht, in der Begegnung unsrer Seelen widerfährt. Was ist der Grund, der tiefe Grund? Ich fasse nur uns beide hier ins Auge (in dies mein Auge, das keine Liebe und uns alle übersieht) und sage, glaube: Der Grund ist der, daß eine Stimme, die in mein Schweigen eingeht, und mein Schweigen, das sie wiedergibt – welch ein Gehorchen ist dies Ineinanderhorchen! – nur dann zu einem neuen Muschelohr des Schöpfungswortes werden, wenn sie, bis in die tiefsten Gründe ihres Aufeinanderangewiesenseins, auf Entzagung und immer wieder auf Entzagung gestimmt sind. Nur so erklärt sich alles Wunder zwischen Wort und Schweigen. Doch wem sage ich das, nachdem ich Ihre neuen Gedichte gelesen? Wie dürfte ich's Ihnen sagen, da Sie die Stimme sind und ich das Schweigen! Aber merkwürdig – ja, ist das nicht sonderbar? –: Außer Petra, der aus Bedrängnis Aufblickenden, und Ihnen, der über der Bedrängnis Aufhorchenden, hat noch kein Mitarbeiter des Brenner – und sind doch alle Männer und weiß Gott wie gescheit! – die Tragweite meines Schweigens abgesehen, die Bedeutung meines Schweigenmüssens erkannt, geschweige denn die gebotene Selbstpreisgabe in diesem Schweigen anerkannt und ihren letzten Grund begriffen. »Lautgewordenes Schweigen von Schicksalen« – ja, da haben Sie recht! – das ist der Brenner; nur war es zum Teil schon vorlaut gewordenes Schweigen vor Gott, bis auf das meine, das erst in Petra und Ihnen sich verlauthabren durfte. Gott sei Dank! Wenn etwas in heutiger Zeit, so hat dieses Bedeutung! Daran will ich festhalten mit meinem ganzen Glauben, oder mein Glaube mag mit mir zum Teufel fahren! Es wird kein Hochmutsteufel sein, in den ich fahre. Das habe ich vor anderen voraus, in die so leicht der Hochmutsteufel fährt, wenn sie vor Gott sich demütigen; ohne daß eine Nötigung hiezu an sie ergangen wäre. Denn auch dazu muß man berufen und begnadigt werden, soll das Christentum etwas mehr als eine Geistesfertigkeit sein, auf deren Besitz sich einer etwas einbilden und zugute tun kann. Nein, nein, ich werde mich auf die Orientierung, die mir zuteil geworden ist, mit Gottes Hilfe schon verlassen können. Und ist es mir vergönnt, noch einen Brenner herauszubringen, so werden auch Sie – gerade Sie! – noch tiefer in die richtige Beleuchtung gerückt werden. Darauf können Sie sich verlassen!

Soviel für heute. Es grüßt Sie, liebe Freundin, und alle Ihre Lieben, für alle Liebe, die Sie Petra erweisen, von ganzem Herzen dankend,

Ihr Ludwig Ficker

Bitte, beiliegenden Brief Petra zu übergeben!

P. S. Erschütternd ist der Brief Ihrer Freundin. Schon die Schrift hat diesen Sehnsuchtszug ins Geistgeborgene und diesen Schicksalszug ins Geistverlorene – wie nahe geht das Unglück solcher Menschen! Aber merkwürdig: sehen sich nicht mitunter die gegensätzlichsten Schriften im Grund verzweifelt ähnlich??

27. VIII. 27

Meine tiefgeliebte Petra!

Selbstverständlich sollst Du solange in München bleiben, als es zur Klarstellung Deiner Situation erforderlich ist. Mir scheint übrigens, daß diese nicht so pessimistisch zu beurteilen ist, wie Du es – sicher vorübergehend – tust, wenngleich es ein Wahrgenommenes sein mag und nichts Eingebildetes, was Dich zu Deinen Bemerkungen veranlaßt. Daß F durch die unerwartete Dazwischenkunft von Kraus (welch sonderbarer Zufall übrigens!) in eine peinliche Lage versetzt wurde, ist begreiflich; aber wer den Anspruch kennt, den Kraus an die Person eines Menschen stellt, der sich ihm als Verehrer persönlich zur Verfügung hält, (und heute, da er fühlen mag, um welche Entscheidungen es geht, wohl umso leidenschaftlicher, weil persönlich leidender, stellt), wird F entschuldigen müssen, wenn er sich Dir momentan vielleicht nicht so frei und rückhaltlos widmen kann, wie er es wohl tun möchte und unter anderen Umständen wohl auch tun würde. Er ist in einer Zwangslage, die wohl mehr der Haltung Kraus¹ als seiner eigenen, hoffe ich, zur Last fällt, wenngleich es momentan für Dich ein bitteres Gefühl sein mag, die innere Bewegungsfreiheit eines Menschen, an den Du Dein Lebensschicksal binden willst, von solchen Einwirkungen gehemmt und irritiert zu sehen. Daß Kraus den Brenner nicht so weit durchgesehen haben sollte, um über ihn Bescheid zu wissen, ist völlig ausgeschlossen, zumal ich ihm seinerzeit mitgeteilt habe, wie sehr mir daran gelegen sei, gerade diesen Brenner (den ich ihm wie immer aufgeschnitten zugeschickt habe) noch herauszubringen, denn dann sähe ich meine Aufgabe für erfüllt an. Daß er kein Wort darüber verloren hat, besonders wenn er um Fs Beziehungen zu Dir weiß, und F über den Ernst dieser Beziehungen keinen Zweifel gelassen hat, halte ich für möglich, wenn auch nicht für wahrscheinlich (denn Privatangelegenheiten lösen Kraus im allgemeinen eher die Zunge als daß sie sich ihm binden, wenn er zu einem Menschen, wie zu F, in einem vertraulichen Verhältnis steht). Sei dem aber wie ihm wolle (ich halte, offen gestanden, in manchem F für nicht ganz aufrichtig Dir gegenüber, aber Du mußt das besser beurteilen können), es bestätigt mir auf jeden Fall, was ich vorausgesehen habe: daß Kraus Dein Auftauchen in der Literatur und vollends die persönliche Schicksalsbindung, die zwischen Dir und mir, und namentlich zwischen Dir und F heute, besteht, äußerst unwillkommen, peinlich und fatal ist. Jedenfalls irritiert ihn das im Grunde mehr als die Wiener Unruhen und die Hinrichtung der beiden Anarchisten, die kaum geeignet wären, eine schwere Krise seines Lebens heraufzubeschwören; so an der Wurzel seiner Existenz können Kraus, der auch mit dem Weltkrieg auf seine Art fertig geworden ist, Begebenheiten, die er durch die Zeitung erfährt, nicht angreifen. Nein, Kraus mag heute spüren (und mit ihm alles, was unter seine Haßliebe sich gebeugt fühlt), daß er zu Gott und allen Erschütterungen unseres Daseins, mit denen Gott die Welt und Menschen heimsucht, kein religiös verpflichtendes, sondern nur ein idealistisches Verhältnis hat, das sich in ihm, dem unvergleichlichen Scharfrichter der Welt aus ethischem Ressentiment, und folglich auch in seiner Beziehung zum Nebenmenschen (in dem

er nie so sehr den Mitmenschen mit dessen eigenen Voraussetzungen als vielmehr den Mitläufer, bzw. Gegenläufer, In-den-Wegläufer seiner Hinrichtungsprozedur erblicken und, je nachdem, respektieren wird) nur mehr dämonisch auswirkt. Es ist unmöglich, sich Kraus in einer wahren, wesenhaften Schicksalsbeziehung zu einem Menschen, am wenigsten in der eines Gefährten, eines Mitmenschen, vorzustellen, trotz aller Hilfsbereitschaft, soweit sie seinem Wesen, seinen Mitteln (auch den geistigen) leicht fällt, das liegt außerhalb seiner Bestimmung und dem Charakter seiner Sendung – und Ebner hat Kraus in seiner notgedrungenen Ich einsamkeit ganz richtig als die letzte und sich selbst erschöpfende Position des Idealismus erkannt. Daß sich dieser Idealismus, was Ebner übersieht oder doch nicht genügend würdigt, in Kraus, ohne daß ihm das so recht zu Bewußtsein kommt, bis aufs Blut seiner Haut wehrt, ist ein umso erschütternderes Schauspiel, als der persönliche Existenzgrund, in dem er hier wurzelt, unverzweift und ungeschwächt polemisch gegen alles, was ihm widerstrebt, an sich selbst festhält, sich selbst ausnimmt von jener Schuld, von der ein anderer Jude – Weininger – sich nicht ausgenommen hat, Weininger, in dem der Idealismus, metaphysisch gesprochen, den Mut gefunden hat, sich selber hinzurichten. Kein Wunder, daß inmitten der Erkenntnis, die allenthalben aufdämmt, und befangen noch in einer Auffassung, die die Minderwertigkeit des weiblichen Ingeniums in jeder außerhalb der sexuellen Sphäre statuiert zu haben glaubte, einem Kraus nun, wenn nicht angst und bange, so doch unbehaglich zumute werden muß, wenn er plötzlich einer Erscheinung in der Literatur wie Dir begegnet, in der das Licht, das dem Idealismus heimleuchtet, in einer Art transparent wird, die man einem weiblichen Wesen natürlich nicht zutrauen durfte. Und wenn man nun bedenkt, daß Kraus dieses Wesen vor sich als eine geistige Potenz anerkennen soll, die an entscheidender Erkenntnis etwas (und just das, worauf es heute ankommt) vor ihm voraus hat – und das hast Du, das ist klar! –, gleichzeitig aber zwei seiner liebsten Freunde in einer Hörigkeit zu diesem Wesen stehen sieht, die ein Kraus ja doch nur als sexuelle begreifen und gelten lassen kann, so wirst Du schon begreifen, welche Schwierigkeiten es für Kraus haben muß, Dir unbefangen gegenüberzutreten, und für F., der Dich heiraten will und an den sich Kraus klammert, sich in dieser Situation so zu behaupten, daß er beiden Teilen gerecht zu werden vermag. Dazu kommt noch, daß ja auch F. Deiner Traumproduktion einigermaßen fremd und skeptisch gegenübersteht und ihre Tragweite nicht begriffen hat, daß es auch bei ihm kein existenzieller, sondern ein idealistischer Beweggrund ist, der im Banne seines Vorbilds sein Literaturverständnis bestimmt und formt, daß hier seine Hörigkeit Kraus gegenüber größer ist als die Hellhörigkeit, die Deine Produktion von ihm verlangt und die, womit in diesem Fall wohl kaum zu rechnen ist, ein ganz entschieden *christlich* resonierendes Ohr verlangt: Umstände, die alle dazu beitragen mögen, F. in der Situation, in die er sich momentan gestellt sieht, nicht so aus sich herausgehen zu lassen, wie ich es Dir gewünscht hätte und wie ich es von einem Manne, den Du liebst und der Dich wiederliebt und sich mit Dir vermählen will, auch gern erwartet hätte. Ich hoffe aber, daß er inzwischen auch Kraus gegenüber soweit seiner Herr geworden ist, daß er zu weiterem Hin- und Herpendeln zwischen ihm und Dir nicht mehr genötigt war und daß auch Kraus inzwischen keinen Anstand genommen hat, die Braut seines Freundes, die ihm ja durch mich schon, wenn auch nicht als solche, vorgestellt war, freundlichst zu

begrüßen. Wenn nicht, so würde ich eine solche Demütigung Deiner Person wohl leichter verschmerzen als Du. Aber, wie gesagt, ich befürchte dies nicht, und wenn ich mich so ausführlich über all das ausgesprochen habe, so geschah es nur, um F. zu entschuldigen und Dir eine gerechtere und optimistischere Auffassung der Situation zu ermöglichen. Ich hoffe also diesbezüglich auf gute und beruhigende Nachrichten; denn an der menschlichen Verlässlichkeit Es darf und will ich ja nach allem, was Du mir über ihn gesagt hast, und in Erinnerung an Dein Rieder Traumfragment, das über die Tragweite Deiner Liebe zu ihm mir jede Unklarheit benommen hat, nicht zweifeln. Aber gut und geboten ist es jedenfalls, wenn Du Dir darüber volle Klarheit verschaffst, inwieweit der Mensch, dem Du Dein Schicksal anvertrauen willst, mit seiner Liebe in Wahrheit zu Dir steht, und inwieweit nicht. Denn lieben muß man Dich *um Deines tiefen, unerschütterlichen Lebensernstes willen*, für den Du *persönlich*, mit dem ganzen Einsatz Deiner Existenz, ohne idealistischen Ehrgeiz und Beweggrund, als die wahre Realistin im Geist, die Du, lebend wie schaffend, bist, einstehst. Und darum begrüße ich es, wenn Du noch länger in München bleibst. (Ohne Dich bin ich zwar nur ein *halber Mensch*, aber der liebt Dich dann für zwei!)

Ja, es ist wahr, und es beglückt mich, Petra, wenn Du es spürst: daß ich im Geiste immer und *mit meinen heißesten Wünschen* bei Dir bin. Und so wenig ich wünschen kann, ja so bestürzt es mich machen würde, wenn Deine Beziehung zu F. nur Episode bliebe – denn das, *das allein*, würdest Du nie verwinden! –; Du wirst mich, wann und wo immer Du mich benötigst, *mit meiner ganzen Liebe* stets an Deiner Seite finden. Mehr vermag ich nicht in der gegebenen Situation, das begreifst Du.

Von Fr. Politzer, die wirklich zu begreifen scheint, was Deine Erscheinung in der Literatur heute bedeutet, soll ich Dich vielmals grüßen. Sie hat hier übrigens bei einer befreundeten Familie in einer hochherrschaftlichen Villa (wie ich sah) am Saggen gewohnt. Bei wem, wollte ich natürlich nicht fragen.

Auf der beiliegenden Filmaufnahme von uns beiden – verzeih, daß ich sie sende! – siehst Du mit dem fliegenden Haar wirklich wie ein Seraph, wie ein Flammenengel, aus. Über mich, bitte, sieh gnädigst hinweg!

Grüß alle Münchner Freunde und auch F. herzlichst von mir! Ich bin überzeugt, daß er weiß, was er mit und in Dir besitzt, und Du, mein Kind, Du weißt, daß ich Dir von ganzem Herzen alles Gute wünsche. Und so hoffe ich, daß alle Sorge, alles Schwere von Dir genommen ist, wenn Du zurückkehrst.

Innigst und für immer

Dein Ludwig

P. S. Die Büste ist noch nicht gekommen, Vorschrift ist beherzigt.

Bitte, achte bei dem rauhen und kalten Wetter darauf, daß Du Dich in Deinem dünnen Sommerkleid nicht verkühlst (das macht mir mehr Sorgen als die Sorgen, die Du Dir wieder einmal machst)! Wie gut, daß Du Deinen neuen Mantel mit hast! Eben ist eine »Spinne am Abend« über meinen Schreibtisch gelaufen. Das komm' Dir zugute!

Frl. Politzer erzählte mir auch, daß sie Deine Traumgeschichten auch ihrer Schwester, die ein ganz anderer Mensch sei wie sie, zum Lesen gegeben habe. Die sei dann zu ihr ins Zimmer gestürzt mit dem Ausruf: »Du – das ist ja ganz wunderbar, wenn ich mir auch nicht erklären kann, wieso!«

733 AN PAULA SCHLIER

29. VIII. 27.

Verzeih, Petra, daß ich mich *nochmals* melde heute!

Bitte, gib Kurt Wolff nur ordentlich zu verstehen, ob er es mit seinen und Deinen Interessen vereinbar findet, wenn aus dem Schoß des eigenen Verlags heraus noch vor Erscheinen eine solche Stimmungsmache gegen Dein Buch betrieben wird, was umso unerhörter ist, da Du kontraktlich auch noch mit Deinem nächsten Buch an den Verlag gebunden bist. Bitte, dring da auf Klarheit und laß Dir diesen Herrn Rutra vorführen, um ihn selbst zur Rede [zu] stellen! Du wirst dann sehen, welch jämmerliche Kreaturen die öffentliche literarische Meinung besorgen. Ich kenne dieses betriebsame Judenjüngel vom Sehen noch aus dem Wiener »Café Museum« her, zu einer Zeit, als seine Hysterie noch unter der Flagge »Aktivismus« segelte. Besteh also darauf, daß dieser Kerl, der vielleicht grammatisch richtig schreiben kann, aber natürlich unter dem Bewußtsein leidet, daß er im Grunde nichts zu sagen hat, in Deiner Gegenwart zur Verantwortung gezogen wird, sonst hast Du mit Deiner Bindung an Wolff das Nachsehen. Das fehlte noch, daß ein Verlag sich solcher Propagandawerkzeuge bediente!

Persönlich laß mich zu den Ausblicken, mit denen Du Dein heutiges Schreiben schließt, noch das Folgende bemerken:

So oft Du »aus purstem, rücksichtlosestem Egoismus« zu mir zurückkehrst, soll es mir recht sein, meine liebe Petra. Aber *nie* darf Dich Rücksicht auf *mich* dazu verleiten, hieher zu kommen. *Verstehst Du?* Und kann ich mich darauf *verlassen?* *Ja oder nein??*

Und noch eins, Petra: Du darfst Dich nur insoweit zu mir bekennen, als *Christus* in mir, d. h. in meinem Glauben an Dich, lebendig ist. In allem anderen mußt Du mich verwerfen, *unbedingt* verwerfen, d. h. Du mußt mir, wenn Du kannst, *verzeihen!* Versprich mir das! Mir liegt daran. Denn nur *so* bist Du von mir aus in Dir richtig gestellt, und ich in Dir. *Glaub* mir, was ich sage, denn ich weiß, was ich sage!

Es umarmt Dich für immer, und immer wie zum Abschied

Dein Ludwig

734 VON JOSEF SCHULZ

Montag, 5. 9. 27

Lieber Herr Ficker!

Aus Ihrem Schreiben hat so viel Leid geklungen, daß ich mich meiner Verzagtheit schämen muß. Und auch meiner kleinen Freuden. Ich habe jetzt drei Vierteljahre in einer Baracke des ehemaligen Grinzingler Lagers als Einsiedler gelebt, gehetzt und beglückt von Dämonen und Träumen. Ein Hund und eine Katze und

ein Schock Ratten waren es, die mir das gegeben haben, was einem sonst Menschen geben.

Ich habe sie Alle verloren und als ich wieder zu den Menschen kam, hatte ich auch die verloren. Was ich gearbeitet habe, ist ungut, das heißt, so wie ich.

Es ist mir, als ob die Menschen zu Insekten würden, als ob alle Lieben, nach denen ich mit brennenden Händen greife, leblose Chitinhaut hätten und mich aus unbeweglichen Augen ansähen wie ein gottgestraftes Insekt.

Es ist so kalt in der Einsamkeit. Und so unheimlich ist es, zu wissen, daß das Einsamsein aus mir kommt, daß ich, der Menschensüchtige die Mauern, die mir Alles wehren, selber tragen muß und ich sie nicht einreißen kann.

Ich behalte das Vertrauen, das Sie mir mit Ihren Zeilen schenkten, als Trost und Gruß auf dem Weg, den wir Alle allein gehen müssen. Ich glaube, daß ich um alles Leiden weiß, aber mir ist es versagt, die Form zu finden, mein Wissen Andern nutzbar zu machen. Ich kann nur Gutes für einen Menschen erbitten und ersehnen und Wünsche und Gedanken haben; ich kann vielleicht beten. Wenn Sie mich verstehen, hilft es auch.

Auf Wiedersehen!

Ihr Josef Schulz

735 AN IGNAC ZANGERLE

7. IX. 27

Lieber Herr Zangerle!

Seien Sie herzlichst bedankt für Ihren freundlichen Brief, der mich sehr gefreut hat. Es ist mir so wertvoll und wichtig, da unter der Jugend einen Menschen zu wissen, der so sich für den Brenner einsetzt wie Sie. Die einzige, mir wesentliche Ermunterung kommt mir von Kundgebungen wie der Ihren, aber die sind spärlich genug, das dürfen Sie mir glauben. Inmitten der heimlichen und unheimlichen Anfeindung, der ich als Herausgeber seit der vorletzten Folge selbst im Kreise meiner Mitarbeiter begegnet bin, muß mich eine innere Anteilnahme wie die Ihre, die nicht von Vorurteilen lebt, sondern um Urteil sich bemüht, doppelt wohtätig berühren. Also nochmals: Dank!

Den letzten Brenner lasse ich Ihnen selbstverständlich sofort unberechnet zugehen. Ich möchte Sie überhaupt bitten, ihn nie mehr zu kaufen, sondern ihm wie auch andere Publikationen des Verlags, die Sie interessieren, stets bei mir zu holen oder im Falle Ihrer Abwesenheit bei mir (privat) zu reklamieren. Ob Leitgebs »Neue Leiden des jungen Werthers« in absehbarer Zeit erscheinen können, kann ich Ihnen noch nicht sagen. Er trägt Bedenken, diese Dichtung herauszugeben, da die Veröffentlichung ihn hierzulande ohne Zweifel seine Anstellung als Lehrer kosten würde. Wer heute Echtes, Ursprüngliches wagt, wird verfehlt und hat zu leiden. Wie ward dies im Falle Paula Schlier offenbar! Wie wagt man gegen Menschen vorzugehen, die im Geiste ganz wahrhaftig sind und nicht die von der

Heuchelei und Unmoral vorsichtig vorgezeichneten Wege gehen! Wie sieht man ihnen nach, ohne jede Nachsicht und erbittert, wenn sie vorübergehen und ihre Lichtspur – Lichtspur eigener in fremden Leiden – deutlich wird! Was läßt sich alles ablesen von der Erscheinung, von der Genesis eines Buches (eines Dicht-Werks, wie Sie so schön sagen) wie »Chorónoz«! Dieses seltsamste aller Bücher, die in heutiger Zeit entstanden sind, dieser menschlichste Wahr- und Angsttraum der Zeit wird im Oktober erscheinen.

Leben Sie wohl für heute, lieber Herr Zangerle, und verbringen Sie den Rest Ihrer Ferien gut!

Es grüßt Sie herzlich, in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Ich *hoffe*, daß der Brenner weiter erscheinen kann.

736 AN JOSEF HUMPLIK

8. IX. 27

Lieber und verehrter Freund!

Heute ist die Büste gekommen. Ich habe die Kiste sofort zum Photographen bringen lassen und dort ausgepackt. Drei Aufnahmen wurden gemacht, und ich hoffe, daß sie nicht zu schlecht ausfallen. Da es um die Mittagsstunden war, konnte auch Frl. Schlier zugegen sein.

Als die Büste zum Vorschein kam, war ich tief gerührt, so wunderbar wahrhaftig im Ausdruck und bis ins Überpersönliche durchgeistigt – das Signum übrigens aller Ihrer plastischen Porträts der letzten Zeit, dem Wenigen nach, das ich kenne – ist sie. Erstaunt war ich im ersten Moment über die Mundpartie; denn hier konnte ich keine Spur jener Untercharakterisierung finden, auf die Sie mich in Ihrem gestrigen Brief hinweisen, bzw. vorbereiten zu müssen glaubten, im Gegenteil: der Mund wollte mir zuerst – nicht in der Form, aber im Ausdruck einer wehen Andeutung – fast übercharakterisiert erscheinen, und zwar ins Herbe, Schmerzhafte hinein, und ich will Ihnen nur gestehen, daß mir das im gegenwärtigen Augenblick besonderen Eindruck machen und mir zu Herzen gehen mußte. Je länger ich aber vor dem Kopf verweilte, und je nach der Beleuchtung, und vollends als mich dann die Büste in meinem Zimmer von einem Platz aus grüßte, der ihr wie vorherbestimmt und nur auf sie gewartet zu haben schien, desto milder, ins Tröstliche zurückverweisend, schien mir auch dieser Zug in den offenen und mich unsäglich ansprechenden Gesamtausdruck des unter Ihrer Hand zu einem wirklich wunderbar geformten Kunstwerk gediehenen Menschenantlitzes aufzugehen, und was zurückblieb und mein Herz im Anschauen erfüllt, ist Dank, ein weiß Gott unaussprechlicher Dank, für die tiefe Freude, die Sie mir gemacht, die große Tröstung, die Sie mir geschenkt haben.

Die ersten Abzüge der Aufnahmen werde ich Ihnen nächste Woche unverzüglich senden.

Dank, tausend Dank, und alles Gute Ihnen und den Ihren!
Stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

[...]

737 AN THEODOR HAECKER

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK / MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

18. X. 27

Lieber Herr Haecker!

O das ist großartig und wundervoll, was Sie mir geschickt haben, und eine Überraschung selbst nach dem Thompson-Aufsatz! Welch sublime Idee (aber möglich zu fassen nur aus der Gegebenheit einer Situation, die geistig zur Entscheidung steht): den Satiriker, den jeden Augenblick seine Versuchung überblickenden, überwindenden und daher ebenso überwundenen wie in Wahrheit unüberwindlichen Satiriker *in Ihnen selbst* (in einem anderen existiert er ja in dieser seltsam beträchtlichen, seltsam heroischen Verfassung nicht!) das Wort ergreifen und den Kampf führen zu lassen – zu welchem Haupt-, bzw. Nebenzweck? Ja, das ist außerordentlich und nur als gütiger Wink der Vorsehung zu verstehen: damit der Kampf geführt, das Wort ergripen sei nicht so sehr *gegen Kraus*, den vom Geist der Sprache als seiner Leidenschaft Ergriffenen, als vielmehr *für ihn*, wenn er Ohren hat zu hören und Augen, die Tragweite der Erkenntlichkeit zu ermessen, aus der heraus es für Sie notwendig, aber auch einzig überzeugend möglich war, *seinen Fall*, den autonom und doch wieder wie von oben her *sich selbst erschöpfenden* Fall des autochthon gegebenen Satirikers in dieser Zeit, durchsichtig und deutlich zu machen an dem beherzten und in einer höheren Region der Selbstwahrnehmung sich vollziehenden Zwiegespräch des Christen und des Satirikers in Ihnen selbst, an diesem, Ihrer Berühmtheit gemäßen Selbststötungsproß des letzteren, der in Ihnen schon beschlossen sein mußte, aber erst spruchreif werden konnte, nachdem Ihnen Gott die Gnadengabe verliehen, die Mitte und das wahre Mittel aller Wahrnehmung zu finden und zu halten zwischen Gründen und Abgründen des geistigen Lebens im geschriebenen Wort. In der Tat: was hier mit einer freilich goldenen und den Geist des Heils erst neubebendenden Spize der Selbstverwundung gegen Kraus geschrieben ist, ist offenbar das Schönste und Bekümmertste, was je in Liebe *für ihn* geschrieben wurde. Aber dürfen wir hoffen oder müssen wir besorgen, daß es ihn in Verlegenheit setzt? Das ist die Frage. Oder keine. Denn ich glaube, er sieht es lieber, wenn man anders *für ihn* und anders *gegen ihn* schreibt – so, daß man leichter fertig wird damit. Ich glaube, er zieht das ausgesprochene, wenn auch unzulänglich ausgesprochene pro und contra gegen sich vor. Am Ende wird er Ihnen ergreifend luziden Dialog doch als eine Angelegenheit betrachten, die mehr

Sie als ihn angeht. Und das ist ja schließlich in Ordnung, wenn es nun einmal so und nicht anders sein soll; es genügt, daß es die angeht, deren Unterscheidungsvermögen ausreicht, Sie beide an Ihrem bestimmten Platz voll Erkenntlichkeit ins Auge fassen zu können. Für diese wird es immer erstaunlich bleiben, was sich heute schon alles als helles Wunder begreifen läßt, was gestern noch dunkel schien und nichtschen. *Ihr Verdienst, Herr Haecker!*

Nun möchte ich Sie aber auch bitten, mir doch kurz zu sagen, wo denn diese Sache erschienen ist und ob es sich eventuell machen ließe, sie als Zweitdruck im Brenner zu bringen. Sie verstehen, daß es von Vorteil wäre, sie auch außerhalb des offiziell katholischen Lagers zur Geltung zu bringen (denn irgendwie lebt sie dort doch *nach außen* in Klausur). Und hiefür erschiene vielleicht auch Ihnen der Brenner doch immer noch als das relativ geeignete Instrument (zumal seit zwischen Dallago und mir ein Strich gezogen ist, den *er* in gründlicher Verkennung meiner Situation als Herausgeber und in gnädig richterlicher Verurteilung meines gewiß schwer auf die Probe gestellten Verantwortungsbewußtseins seit der vorletzten Brennerfolge zwischen sich und mir zu ziehen für gut befand, freilich ohne vorauszusehen, daß er mir etwas ganz anderes zu verstehen geben würde, als was er mir zu verstehen geben wollte, und daß der Brenner schließlich auch ohne ihn sein Auslangen finden würde). Allerdings hängt gerade jetzt das weitere Schicksal des ganzen Brenner-Verlags in der Luft, und ich muß nächstens nach Wien reisen, um eine Stützungsaktion zu versuchen, die ihm die Wiederaufnahme der Bücherpublikation in einem erhöhten trag- und ertragsfähigem Umfang gestattet. Mißlingt der Versuch – aber ich hoffe vorerst, daß er glückt –, dann könnte der Brenner-Verlag nicht mehr weiter bestehen, und ich müßte mich, da mich der Wagner-Verlag nicht mehr entsprechend beschäftigen könnte, zu Neujahr um eine andere Existenzmöglichkeit umsehen.

Schließlich darf ich Sie, ohne (hoffentlich) mißverstanden zu werden, vielleicht bitten, das beigeschlossene Kouvert zu öffnen. Es enthält eine ganz kurze Traumaufzeichnung von Frl. Schlier, die es nun wieder in das irdisch Heimatlose ihrer Bestimmung hinaus in die Welt verschlagen hat. Vielleicht macht Ihnen die kleine Sache, die Sie betrifft, doch eine kleine Freude; sie ist im Juni, vor der Geburt Ihres jüngsten Kindes, geschrieben.

Es grüßt Sie und die Ihren in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Die Oktober-Abrechnung geht Ihnen morgen zu.

738 VOM VERLAG »DIE FACKEL«

VERLAG »DIE FACKEL«
HERAUSGEBER KARL KRAUS
WIEN, III., HINTERE ZOLLAMTSSTR. 3

Wien, 7. November 1927

Herrn Ludwig Ficker
Innsbruck
Mühlau 102

Hochverehrter Herr!

Zu Ihrer Informierung übersenden wir Ihnen in Abschrift einige Briefe von und nach Innsbruck. Wenn Sie es für richtig halten sollten, Vorkehrungen irgendwelcher Art zu treffen, so geben wir Ihnen dazu die Vollmacht. Sie mögen auch sonst, wenn es nötig wäre, von unserer Information Gebrauch machen, ohne daß daraus eine Kränkung für den Mann, der es doch offenbar gut meint, erwächst. Wir glauben nicht, daß wir in der Zwangslage, in die wir versetzt waren, anders handeln konnten. Wenn der Landesbildungsausschuß für den Vortrag – den wir übrigens rechtlich gar nicht verhindern könnten – die Verantwortung übernimmt, so konnten wir die gewünschte Genehmigung nicht verweigern. Vielleicht helfen aber freundliche Vorstellungen, bei den Veranstaltern oder beim Vortragenden.

Mit dem besten Dank im Voraus, mit der Bitte um Entschuldigung, daß wir etwas von der uns erwachsenen Mühsal auf Sie abwälzen, und den herzlichsten Grüßen des Herrn Kraus

Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Verlag »Die Fackel«
F. Wacha

739 AN THEODOR HAECKER

24. XI. 27

Lieber Herr Haecker!

Ein Treffer, den ich Ihnen gleich mitteilen muß! Eine Buchhandlung in Potsdam hat 41 Exemplare Kgd: Tagebücher 1/2 bestellt. Wie sich herausgestellt hat, sind sie für das Seminar von Prof. Guardini bestimmt. Um der Buchhandlung die Weiterlieferung zu einem Vorzugspreis zu ermöglichen, haben wir 50 % Rabatt gewährt. Auch sonst kann ich Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, daß seit der letzten mageren Abrechnung Ihre Publikationen ziemlich anziehen (Thompson, auch Satire und Polemik etc.), so daß der nächste Tantiemen-Ausweis sicher besser ausfallen wird, erheblich besser.

Nehmen Sie auch noch vielen Dank für Ihren letzten freundlichen Brief und für die Widmung eines Exemplars von Bellocs aufschlußreichem Buch »Die Juden«, das ich mit großem Interesse und äußerst wohltuend berührt von der Beherztheit eines um Gerechtigkeit bernühten Standpunkts gelesen habe.

Nach Wien bin ich leider noch nicht gekommen, da Herr v. Grothe infolge der Schwierigkeiten des Bayerland-Verlags, die uns aber nur indirekt durch die Teilhaberschaft des Dr. Grebmer am Wagner-Verlag angehen, fast jede Woche nach München hinausfahren muß. Ich zweifle übrigens, daß ich in Wien etwas für mich erreichen werde, zumal ich doch Bedenken trage, jüdisches Kapital für meine Sache in Anspruch zu nehmen – ganz abgesehen davon, daß es mir für so wenig weltliche Bestrebungen wohl auch nicht so ohne weiteres zur Verfügung gestellt würde. Mir fehlen auch die persönlichen Beziehungen zu solchen Kreisen, und mit einem Entgegenkommen meiner Geschwister, das über ein herzliches Bedauern hinausginge, darf ich auch nicht rechnen, obwohl sie alle ihr Vermögen gerettet haben und meine zwei Brüder in kinderlosen Ehen leben und als Professoren ansehnliche Gehälter beziehen. Weiß Gott, wie es noch kommen wird! Ich sondiere ja nach allen Seiten. Hoffentlich kann ich mich und meine Familie über Wasser halten, auch wenn mir die Fortführung meiner Sache verwehrt sein sollte.

Mit herzlichsten Grüßen an Sie und Ihre Lieben
stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

740 AN PAULA SCHLIER

27. XI. 27.

Meine geliebte Petra!

Die beiliegende Subskriptions-Einladung, die ich gestern erhielt (ich habe gleich für Dich und mich subskribiert), hat mich auf die gute Idee gebracht, Otto Stoessl in Angelegenheit Deines Buches zu schreiben. Er ist doch der tiefgründigste und unbestechlichste Kritiker, den wir hierzulande haben, und sein Urteil ist in der literarischen Welt und gerade in jenen Kreisen, für die Dein Buch vor allen in Betracht kommt, von einem Gewicht, mit dem sich das von renommierten Klischeekritikern wie Zweig etc. nicht messen kann. Stoessl hat auch sicher in besonderem Maße alle Voraussetzungen, gerade einem Buche wie »Chorónoz« wesentlich gerecht zu werden, er besitzt eine Art deutlich gereifter Weisheit, die heute nur ihm zugehörig ist, und steht außerhalb jeder Klique. Daß er mit Martina Wied befreundet ist, wird ihn gewiß nicht hindern, meine Bitte um Beachtung Deines Buches entsprechend zu berücksichtigen, zumal ich ihm in einer Art geschrieben habe, deren Würdigkeit gerade er, der für Würde ein Organ hat, respektieren wird. Außerdem schätzt er mich und mein Wirken, das weiß ich. Im übrigen konnte ich mich umso umbedenklicher an ihn wenden, da er auch mich schon einmal um eine

Gefälligkeit gebeten hat, für deren Erfüllung er mir dankbar war. Also – mach Dir um das Schicksal Deines Buches keine Sorgen mehr, meine geliebte Petra! Du wirst sehen, daß es seinen Weg machen wird, gerade weil es sich ganz neu- und einzigartig aus der übrigen Literatur heraushebt, und daß alles so kommen wird, wie es für Dich und für das Schicksal Deiner Begabung am besten sein wird. Daran zweifle ich keinen Augenblick mehr. Ich werde auch Wolff gleich mitteilen, daß ich an Stoessl geschrieben habe, und ihn bitten, St. umgehend ein Rezensionsexemplar zu schicken.

[...]

Das freut mich, daß Dein Bruder über Haeckers Buch schreiben wird. Gerne hätte ich zu dem, was er in seinem Brief andeutet, Stellung genommen; aber ich möchte doch erst lieber seine eingehenden Darlegungen abwarten, um Dir zu sagen, immer wieder zu sagen, was ich Dir nie verheimlichen kann: daß, was in seiner Theologie abstrakt sich andeutet, abgrenzt, im Gleichnis Deiner Gesichte, die nicht nur Deine, sondern unser aller innerste Erfahrung bloßstellen, eine Tragweite der Anschaulichkeit gewinnt, die wiederum – und das ist das Seltsame – der theologischen Einsicht Haeckers unmittelbarer einleuchten dürfte als der Deines Bruders. Hast Du nicht auch dieses Gefühl? Und wenn – begreifst Du endlich, warum ich diesen Zeugnissen einer aus dem Traum (dem Traum der Wirklichkeit!) gerissenen Inspiration, diesen so tief aus Deiner wie aus unser aller Nacht gehobenen, in den Morgen, in das Morgen sich erhebenden Traumvisionen, diesem Erwachen, dieser Selbsterweckung der Menschenseele aus allen Heimsuchungen des Schlafs, der sie befallen hat, eine so unvergleichliche, kaum noch übersehbare Bedeutung (auch über die Bedeutung des rein dichterischen Gestaltungsvorgangs hinweg) zu erkennen muß? *Denn siehe: hier fand sich und erkannte sich die Menschenseele plötzlich in den Armen des Geistes, der sie erweckt, und wußte nicht wie ihr geschah.* Es ist die Wahrnehmung der Schöpfung im Schicksalsablauf einer Erbschuld, die nicht nur Deine, sondern unsere ist, aber in Dir, durch Dich so erhellt erscheint, daß Gottes unvergänglicher Anspruch an sein sterbliches Geschöpf im Augenblick der Wahrnehmung durch Dich klar aus ihr hervortritt. O glaub mir, Petra: Dies wird noch einmal deutlich erkannt werden, vielleicht mit einem Schlag und bärder schon, als wir dies heute selbst für möglich halten. Denn die Glaubenssinne dieser Zeit sind für das Einleuchtende geschräft. Bis heute war dies alles tragisch zersplittet – denk an das heroische Irrsal im Schicksal Strindbergs! –, aber in Dir, in Deiner gesammelten Erscheinung, sind alle Ausflüchte der Menschenseele aufgehoben in einem Augenblick der Selbstbesinnung, der ganz durchleuchtet und durchweitet ist von der lebendigen Erfahrung, die nur uns beiden – im tiefsten Sinn ein Zufall! – heute zugehörig ist: daß hier zwei Menschen, die beiden aus dem Paradies vertriebenen Geschlechter, in ihrer völligen Ausgesetztheit vor Gott und den Menschen *notwendig* zusammenstehen auf dem leidgedüngten Boden eines Schicksalseinverständnisses im Glauben. Dies liest sich an Dir ab wie eine neue Tafel aller Glaubenszuversicht, soweit sie lebendig und beherzt, also im Geist ihrer Erfahrung ein Wagnis ist, das vor der Welt Bestand hat. Und die Menschen, denen dies die Augen öffnen kann – glaub mir: die warten und sind da!

Laß es Dir gut gehen, Petra, und schau mir im Geiste manchmal in die Augen! Du weißt, ich stehe nicht für mich. Ich stehe für Dich und alles, was Dich mir

verbindet. Das heißt: für alles, was mir Gott um der Barmherzigkeit Christi willen durch Dich noch deutlich machen mag.

Vorerst glückliche Reise nach Berlin!

Dein Ludwig

P. S. Auch Strobel hat mir eine Besprechung für allernächste Zeit (und jedenfalls noch vor Weihnachten) in Aussicht gestellt.

741 AN PAULA SCHLIER

4. XII. 27

Meine geliebte Petra!

Ich habe den heutigen Sonntag damit verbracht, daß ich mir die Konzeption des nächsten Brenner ernstlich und reiflich durch den Kopf gehen ließ. Immer, wenn ein seelischer Druck von mir genommen wird, immer, wenn eine Beziehung zu Menschen, die ich als schicksalhaft empfinde, nach vorübergehender Trübung sich neu erhellt, öffnet es sich vor mir wie ein Tor, das meiner Zuversicht jene neue und mich packende Aussicht vermittelt, unter deren Bann dann der nächstfällige Brenner mir plötzlich greifbar vor Augen steht. So erging es mir auch heute. Ich habe alles im Geiste (und durch Lesung mein Konzept überprüfend) vorgenommen, was sich mir ins Bild fügen will, auch Frau Jones Gedichte nach längerer Pause wiedergelesen mit dem Erfolg, daß mir das Auswahlprinzip ziemlich deutlich wurde, und ich kann nur sagen: dieser Brenner wird eine gewaltige Sache werden und eine Durchschlagskraft bewähren, die ich nach der letzten Folge – selbst bei dem Gedanken, daß sie eine Fortsetzung finden könnte – nicht mehr, und schon gar nicht in dieser potenzierten Form, für möglich gehalten hätte. Du wirst sehen, ich verspreche nicht zu viel. Es wird wie ein reinigendes Gewitter sein, ein Aufruhr der religiösen Elemente am Firmament des christlichen Glaubens, wie ihn die Welt in so konzentrierter Anschaulichkeit durch das Medium einer Zeitschrift (deren bewegter Geisteshorizont ihr angst und bange machen kann) noch nicht erlebt hat. Das deutlich zu machen, das aus sich selbst hervorgehen zu lassen, es so weit kommen zu lassen, ward mir aber erst verhängt, seit mir das seltsame Gestirn Deiner Erscheinung in seiner Bedeutung für die Menschen, die eines guten Willens sind, aufgegangen ist und mir den Weg gewiesen hat. Ohne Dich wär' heute der Brenner eine im Grunde resultatlos erledigte Sache. Durch Dich hat er den entscheidenden Aspekt eines neu aufscheinenden Gesichtspunktes zur Wahrnehmung seiner Bestimmung, und damit Wirksamkeit und Tragweite in die Zukunft bekommen. Es ist noch gar nicht abzusehen, wohin dieser Lichtblick aus dem Dunkel, der Du bist – dieses Grundphänomen einer himmlisch fixierten Ausgestirntheit alles Wahrnehmungstrostes, der den abendländischen Menschen durch die Nacht in seinen grauenden Morgen geleitet – den Brenner noch führen wird. Durch Dich und in Dir gelangt die Forderung des Geistes, soweit sie dem Glaubensbedürfnis dieser

Zeit entgegenkommt und also aktuell wird, in den Brennpunkt ihrer Anschaulichkeit. Darin liegt Deine einzigartige Bedeutung. Und welch ein Zeichen, daß dies einem weiblichen Wesen vorbehalten blieb! (Du wirst es noch erleben, wie gar nicht »überspannt« meine Voraussicht gewesen, und wie an Deinem Schicksal auch noch der Welt das Licht aufgehen wird, das heute nur uns beiden und nächst noch Frau Jone in seiner vollen Tragweite einleuchtet!)

742 AN ANTON GANTNER

Herrn

Anton Gantner

durch Redaktion »Die Neue Bücherschau«

Berlin - Wilmersdorf I

Uhlandstr. 108/9

Innsbruck, den 16. 12. 1927

Sehr geehrter Herr!

Sie waren so freundlich, mir einen Aufsatz senden zu lassen, der unter dem Titel »Sage mir, mit wem du umgehst...« in der Zeitschrift »Die Neue Bücherschau« erschienen ist.

Ich habe diesen Aufsatz, der sich, wofür ich Ihnen gerne danke, auch mit dem Brenner und einigen seiner Mitarbeiter befaßt, mit begreiflichem Interesse gelesen. Freilich auch mit ziemlicher Verwunderung. Verwunderung nicht so sehr über seine Grundeinstellung, die ich ohne weiteres wie jedes ehrliche Wahrnehmungsbedürfnis zu respektieren vermag, auch dort noch, wo sie sich bemüht, die unfreiwillige Komik der Brenner-Situation nach dem Kriege in ein Licht zu rücken, das mir nicht eben das hellste zu sein scheint, als vielmehr über einige seiner Feststellungen, die nachweisbar auf irrgewissen Voraussetzungen beruhen und daher leicht zu widerlegen wären.

Doch nicht darauf kommt es mir an.

Ich halte mich lediglich für verpflichtet, auf die einzige Frage, die Sie aufwerfen, zu reagieren, trotzdem Sie andeuten, daß sie nicht als Herausforderung zu gelten habe. Diese Frage lautet: »Inwieweit ist der Brennerkreis berechtigt, heute das Erbe eines Trakl gleichsam mit Beschlag zu belegen?« Da mir aber Ihre Frage leider unverständlich ist, kann ich zunächst nur mit der Gegenfrage dienen: Was meinen Sie damit? Wie ist das zu verstehen?

Ich hoffe, daß Sie mir eine Antwort nicht schuldig bleiben wollen, worauf ich Ihnen die gewünschte Aufklärung gerne geben werde.

Mit hochachtungsvoller Begrüßung

18. XII. 27

Meine geliebte Petra!

Ich habe heute vormittag das Buch von Roth gelesen. Gewiß, es ist gut beobachtet, aber ohne innere Tragweite des Geschauten. Gerade in der Resigniertheit, mit der es der Welt zu Leibe rückt, spürt man die Verschlagenheit der Absicht, mit ihr eins zu werden, handelseins. »So überflüssig wie er war niemand in der Welt«. Nun, das sollte einmal einer wagen, diese Ansicht zu akzeptieren und sie dem Autor des Buches, das sich stolz einen »Bericht« und keine Dichtung nennt, als dessen eigentlichstes Problem zu verstehen zu geben! Aus diesem einen Punkte ist das ewig klug verheimlichte Weh und Ach des jüdischen Ressentiments, das noch die kühnste und selbst wie eine (künstliche) sibirische Eisdecke anmutende Form der Darstellung durchbricht, zu kurieren: aus seiner noch weit geringeren Erlösungsbedürftigkeit, als sie die Welt empfindet, an deren Unerlöstheit es sich stößt. Hiefür ist dieses Buch, das seine heimliche Sentimentalität wie seinen heimlichen Zynismus sehr geschickt (aber nicht im Sinne einer »Schickung«, sondern eben einer – Geschicklichkeit) in eine scheinbar vollkommene psychische Gelassenheit und Überlegenheit umläuft, ummünzt, und daher nicht nur menschlich, sondern auch intellektuell (hier strandet jede jüdische Intelligenz, die der christlichen gegenüber sich so überlegen fühlt!) einen aussichtslosen Standpunkt bezieht, ein geradezu klassisches Beispiel. Es ist im Grunde ein unlauterer Begattungsprozeß mit der Welt, der es zu Leibe rückt, an seiner greifbaren Seelenoberfläche sehr geschickt vertuscht. Es lebt von jenem psychisch kompliziert erscheinenden, in seinem Ressentimentcharakter aber leicht durchschaubaren jüdischen Dreh, die Welt des Dostojewski, die in ihrer Kompliziertheit christlich feststand und der sie alle ihre Einsichten und »Fertigkeiten« verdanken, im Handumdrehen, im Nachtumdrehen, so auf den Kopf zu stellen, daß sie bei Tag glauben, sich in christlicher Maskierung zurückziehen und diese verdrehte Welt für sich selbst sprechen lassen zu können. Und immer sind es die galanten Liebhaber des Christentums wie dieser Blei, die bei diesen jüdischen Leichtgeburten als Hebammen erfolgreich assistieren, während die Wöchnerin, die nie etwas gebären wird, was einem Faust ähnlich sieht, und dies spürt, wenn auch nicht sicher weiß, sich – so oder so – ins Fäustchen lacht, auch wenn sie ein wehleidiges Gesicht macht und es doch wieder zu verbeißen sucht. Nein, an solchen Berichten aus der Welt, in der man sich langweilt und wieder nicht langweilt, weil man als ihr kaltgestellter Liebhaber sich interessant dünkt und ihr nun mit Mitteln an den Leib rücken kann, die ihr, da man sie bloßstellt, schon wieder warm machen werden; an der Modekurzweil solcher »Berichte«, die sich verbitten, als »Dichtung« genommen zu werden, obwohl sie der Aufmachung als Dichtung nicht entbehren können; an solchem Quiproquo der Darstellung läßt sich erst ermessen, *in welch unvergleichlich homogener Weise «Chorónoz» sowohl Bericht wie höchste Dichtung ist!* Gerade das Erscheinen dieser beiden Bücher nebeneinander und im gleichen Verlag ist der beste Anschauungsunterricht für das, was als Vita Nuova des Geistes in der Literatur angesprochen werden darf und was nicht. Wem da die Augen nicht

aufgehen, dem ist nicht zu helfen! Bei vielen, ja fast allen, ist das Revolutionäre eine Attrappe und bestenfalls Gesinnungsmoment, bei Dir ist es eine Geisteshaltung, ein Besinnungsmoment. Das hast Du *allen* voraus: daß in Dir die wahre Revolution in Erscheinung tritt, aus Dir heraus – die einzige, die Geistesgegenwart und Zukunft hat: die des Menschen!

[...]

Dein Ludwig

744 AN PAULA SCHLIER

29. XII. 27

Meine geliebte Petra!

Bitte, entschuldige vielmals, daß ich gestern eine so gewagte Kombinationsgabe entwickelt habe! Dr Thieme ist heute nacht angekommen und hat mich mittags im Verlag aufgesucht. Er hat es in Sils allein, nach vier Tagen, nicht mehr ausgehalten, er hat zuerst einem Freund telegraphiert, der ursprünglich mit ihm die Reise machen wollte, und ihn gebeten, nachzukommen. Dieser konnte aber nicht. Da fiel ihm vorletzte Nacht beim Einschlafen ein: Wie wär's, wenn ich nach Innsbruck führe, um den Rest meines Urlaubs dort zu verbringen? Dieser Einfall machte ihn ganz glücklich, gleich am Morgen telegraфиerte er mir, und heute ist er selbst schon da und will eine Woche bleiben. Ich habe ihn in der Pension Edelweiß in Mühlau einquartiert, damit wir abends uns beim Koreth immer bei einem Glas Wein zusammenfinden können, und mittags ißt er mit mir in der Stadt. Ich bin selbst sehr froh über seinen Besuch, zumal wir uns recht gut verstehen und es ihm sichtlich wohl tut, sich im Gespräch ganz rückhaltlos geben zu können, wozu er in Berlin gar keine Gelegenheit hat. Er hat mir auch gleich gesagt, wie erfrischend in dieser Hinsicht und welche Wohltat für ihn die Unterredung mit Dir in Berlin gewesen sei, hat einiges daraus hervorgehoben, was ihm besonderen Eindruck gemacht habe, und weiters bemerkt, daß er am selben Abend noch ein schwieriges Gespräch mit seinem Chef zu führen hatte, das ihm sicher nicht so gut geglückt wäre, wenn er nicht vorher die Begegnung mit Dir gehabt hätte.

Dr Thieme hat nun auch die Bedeutung und die Tragweite Deines Buches voll erfaßt, von dem er behauptet, daß es mit dem ganzen psychoanalytischen Schwindel aufräumt; es könne nicht ausbleiben, daß es das größte Aufsehen erzeuge. Er hat mir auch den ganzen Gedankengang seiner Besprechung und die Gesichtspunkte, unter denen er die Bedeutung von »Chorónoz« klarstellen will, entwickelt, und ich bin – hocherfreut darüber. Er wird es zusammen mit Proust und Joyce, den Dichtern des Unterbewußten, von denen jetzt so viel Geschrei gemacht wird bzw. wurde, betrachten (in einem Aufsatz für das »Hochland«) und nachweisen, zu welcher Banalität diese Modegrößen zusammenschrumpfen, gemessen an der ethischen Revolution, die durch die Darstellung des Unterbewußten bei Dir in Erscheinung trete. Er sagt, in Deiner Erscheinung habe Deutschland die Versuche Frankreichs

und Englands auf diesem Gebiet glatt aus dem Felde geschlagen und auf das Maß ihrer Unerheblichkeit reduziert. Auch er erkennt die Bedeutung der Tatsache, daß dies einem weiblichen Ingenium vorbehalten blieb. Kurz und gut, Dir braucht nun um den Erfolg Deines Buches nicht mehr bange zu sein. Thieme hat sich auch mit zweien seiner Freunde in Verbindung gesetzt, die über »Choronoz« schreiben werden, und zwar soll im ersten Heft einer neu zu gründenden sozialistischen Zeitschrift, das im April (in Berlin) herauskommt und zu Werbezwecken in großer Auflage gedruckt wird, ein nachdrücklicher Hinweis auf die Physiognomie Deines Buches erscheinen. Kein Zweifel, Wolff wird noch einige Überraschungen erleben und von seiner Angstmeierei geheilt werden.

Auch die Hilfe für den Brenner-Verlag wird Thieme energisch betreiben und mit seinem Chef, Geheimrat Simons, der über einflußreiche Beziehungen verfügt, besprechen und nach Möglichkeit in die Wege leiten. Er hält es für völlig ausgeschlossen, daß sich keine Interessenten finden würden, die da helfend beispringen.

[...]

Dein Ludwig

1928

745 VON OTTO STOESSL

Wien 6. I. 28

Sehr verehrter Herr von Ficker!

Nun habe ich Chorónoz zu Ende gelesen und möchte Ihnen, wie es auch ohne Ihre freundliche Aufforderung und Erlaubnis, von Anfang an meine Absicht war, darüber schreiben, obschon es mir sehr schwer fällt, meine Eindrücke von diesem Buche zu präzisieren. Das kommt vielleicht daher, daß das Buch selbst so ganz Dämmerung, Seelenspiegelung und Relativum – Traum – ist und nur das sein will. Als Traumbilder an sich kenne ich eigentlich keine rührenderen. Diese Art von ungelenker, primitiver Wortmalerei des Unbeschreiblichen, hat eine Kindlichkeit von hohem Reiz und wie aus dem Unwillkürlichen, Unwirklichen die naiven, überraschenden, scheinbar auf den Kopf gestellten, aber in Wahrheit zugleich logisch neuen und richtigen, gefühlsmäßig einzig wahren Einsichten gefolgt werden, das wirkt immer wie eine erfrischende, nicht düstere, wie eine schier heitere, weil weltgemäße Mystik.

Auf diese Weise ist der Traum als – ich möchte sagen – biologische Mystik des Menschen noch nicht aufgefaßt und benutzt worden. In diesem Sinne bereichert das Buch die merkwürdige Schätzung und Überschätzung, die der Traum in unserer Zeit ähnlich wie in der Antike erfährt. Vermutlich wegen der technischen Überregelung alles Willenslebens, alles Zuständlichen unserer sogenannten Ordnung. Die Zivilisation unsrer wachen Existenz – wir erscheinen gewissermaßen als Haustiere Gottes – läßt für das elementare Sein und Sinnen der Menschen zu wenig Raum. In diese ohnedies äußerst schmale Lücke tritt nun der a-logische Traum und breitet in seiner Muße und Hemmungslosigkeit ein besonderes, wahreres oder wenigstens gleichnishaft aufrichtigeres, freieres Lebensbild aus, worin der Träumende – hier auch die Mit-Träumenden – Deutungen und Beziehungen von Wirklichem und Unwirklichem, Vertauschungen von Schein und Wesen, Verkleidungen finden, die ihnen das bewußte Dasein gewaltsam vorenthält. Daraus erklären sich manche naive Wendungen, die durch die Bewegung selbst, durch die imaginäre Leichtigkeit etwas köstlich überraschendes, geistreiches bekommen. Der Traum fliegt eben. So die reizende Erkenntnis (S. 13) »sich zu verbergen, ist die Emanzipation der Frau«, oder die für mein Gefühl stärkste, großartige Vision der nackten Venus als Kinderschreck »sich so zeigen, wie sie war«. So denkt auch wirklich der Traum auch als entronnenes Opfer der moralischen Anschauung des bewußten Lebens. Auch die Enttäuschung über die »Unwichtigkeit unserer wichtigsten Thaten« (135) »Ich töte ihn – und er trinkt seinen Kaffee« hat ihre grandiose Traumkomik, wie der Aphorismus (179) »Kann ist das älteste und leidvollste Passivum«.

Was mir aber nicht zureichend erscheinen will, scheint der Wert dieser einzelnen Traumbilder als Kunstrmittel zur Erbauung eines Ganzen, zur *Darstellung* einer dahinterliegenden Wirklichkeit, auch wenn sie selbst nur als grauenhafter, verschwimmender Traum im Vorüberziehen gemeint und getroffen sein wollte. Man kann nicht im Gleichnis *leben*. Es ist ein von Natur transitorisches Mittel, eine Ausrede, keine Substanz. Seine Beiläufigkeit hat nur künstliche Beleuchtungen und Beziehungen, spielt nur auf einer Fläche. Die dreidimensionale Körperlichkeit, die Durchdringung aller Charaktere und Erscheinungen, die charakterologische materielle Dichtigkeit mangeln. Franz Kafka hat in seinem »Prozeß« eine künstlerisch ausgezeichnete Idee verwendet, indem er *einen* Traum mit der Fiction durchgestaltete, er sei wirklich und trage sich als Handlung in einer Thatsachenwelt zu. Aber auch diese Methode wirkt, einmal durchschaut, bei der Wiederholung im »Schloß« bereits als Manier. Das Außerordentliche läßt sich eben nicht organisieren und bei dem Versuche, das von Natur Zufällige als kompositorische Fügung zu setzen, verliert es die Naivität, die es allein gültig und schlüssig macht. Dann müssen allerhand Absichten, kunstvolle Unterstreichungen, bewußte Gesuchtheiten dazukommen und heben den Eindruck des Ungewollten auf, den die ursprünglichen Intuitionen doch hatten und bewahren mochten.

Zwei Welten schieben ihre Bilder übereinander. Das Kunstwerk wollte sie zu ihrer geheimnisvollen Deckung bringen: das ist ja die eigentliche Mystik des Diesseits im künstlerischen Sinne, aber die Bilder decken sich eben doch nicht. Das Rationale klemmt sich dazwischen. So wenigstens stellt sich mir, wenn ich versuche, das Unausdrückbare eines gewissen inneren Widerstandes zu formulieren, das Widersprechende des *Ganzen* vor, dessen Teile an sich durch ihre Frische, Fülle, Mannigfaltigkeit, manchmal Großartigkeit unübertrefflich wirken. Daß auch und gerade unsere Gedanken aus völlig irrealen Voraussetzungen ihre eigentliche Neuheit und Wahrheit erhalten, ist in diesen Visionen, wie mir scheint, als ihr hauptsächlicher psychologischer Grund enthalten. Dieses Zufällige, Eingebungshafte des Natur-Denkens gegenüber dem Methodisch-Denken, diese Grundlosigkeit und Abgründigkeit der Ideen infolge ihrer physiologischen, biologischen, nur nicht logischen Bedingtheit macht den eigentlichen Tiefsinn des merkwürdigen Buches, seinen weiblich-tückisch-reizenden Hintersinn aus.

Nun weiß ich nach so vielen Worten schon gar nicht, wie ich das Eigentliche getroffen und verfehlt habe. Mögen Sie, mag die Verfasserin, deren echt dichterisches Anschauen und Aussagen über allem Zweifel steht, daraus eben nehmen was Ihnen gut oder schlecht dünkt. Gegenüber dem Irrationalen kommt mein rationales Ausdrucksvermögen eben nicht aus, berührt doch auch sonst nur Einzelnes den Einzelnen und nur mit Einzelnem kann er es treffen.

Ich wollte Ihnen mit diesen Zeilen nur die Dankbarkeit beweisen, die ich den Eindrücken, der Welt dieses Buches schulde. Ich werde mich freuen und bin gespannt darauf, Neues, Bedeutendes von der Verfasserin zu lesen und zweifle nicht, daß mir jede ihrer Äußerungen neue Einsichten, neue Beziehungen und Zusammenhänge unserer fragwürdigen Existenz eröffnen wird. Drücken Sie der Autorin meinen Dank aus und nehmen auch Sie ihn freundlich auf für die Gelegenheit, eine so merkwürdige Natur in einem so merkwürdigen Buche erlebt zu haben.

Ich bin Ihr ergebener Otto Stoessl

[Jänner 1928]

Verehrter Herr Doktor!

Entschuldigen Sie bitte nochmals, daß ich mit dem besten Willen nicht imstande war, bis heute mehr als notdürftig für Ihre so gewissenhafte und mir sehr einleuchtende Äußerung über Chorónoz zu danken. Ich hatte mir erlaubt, Ihren Brief sofort der Verfasserin zu senden, deren lebhaftem Bedürfnis nach Selbstkritik er in so wertvoller Weise entgegenkam, daß sie mir fast umgehend zurückschreiben konnte: »Was St. über Chorónoz sagt, bejahe ich von A bis Z, es sind genau meine Einwände, die er ausgezeichnet trifft. Wie tief und genau er die Sache nahm, wie gründlich er über sie nachgedacht hat! Ich stimme mit ihm überein, angefangen davon, daß es sich um eine Art von ungelenker, primitiver Wortmalerei handelt, bis zu dem Schluß: daß die Darstellung der Wirklichkeit im Vorüberziehenlassen der Träume nicht gelingen könne. Am besten ist vielleicht der Satz: Man kann nicht im Gleichnis leben. Das trifft genau das, was ich meinte, als ich schrieb: Die nackte Wirklichkeit ist so sehr Symbol, daß sie zum Symbol erheben (Symbole nennen statt Wirklichkeit zu nennen) nur bedeutet, das Gleichnishaft alle Lebens verschleiern, verwischen, statt es durchsichtig machen. Das Gleichnis, wenn es nicht ganz vollendet ist macht nichts deutlicher, nur undeutlicher. Was mich an Chorónoz so kränkt, ist (was ja doch schließlich niemand übersehen kann): daß es Natur und nicht Kunst ist, daß ich es, wogegen ich mich immer so gewehrt habe, ohne es ändern zu können, dem Zufall eines Traumes verdanke, nicht dem gesammelten Einsatz meiner Arbeit und meines Wesens.«

Sie verstehen, Herr Doktor: in dem Moment, da die Verfasserin so bereitwillig Ihre Bundesgenossin wird, habe ich es doppelt schwer, Chorónoz und was an ihm absonderlich, ja fragwürdig erscheint gegen Ihre, nun auch sozusagen schon autorisierten Bedenken in Schutz zu nehmen. Nicht als ob der Vorbehalt, den Sie zu machen genötigt sind, sich nicht deckte mit dem, was mir selbst (nicht nur der Verfasserin) als das greifbar Unzureichende, das noch notwendig Ungelöste, aber eben auch zunächst noch nicht ganz Durchsichtige ihres gewagten (und in dieser Art wohl erstmalig gewagten) Versuchs vor Augen stand. Nein: vom rein künstlerischen Standpunkt, den Sie einnehmen und als ein Kunstschafter von klarster Prägung seines Ausdruckswillens einem Dichterwerk von halb epischem, halb lyrischem Aspekt gegenüber einnehmen müssen, haben Sie vollkommen recht. Nur frägt es sich, ob der physiognomische Charakter dieses Buches nicht auch noch Züge einer Wahrnehmungsgabe verrät, die über die Tragweite ihrer künstlerischen Relevanz, bzw. deren Fragwürdigkeit hinweg das Augenmerk des unbefangenen Betrachters auf die merkwürdige Tatsache zu lenken geeignet ist, daß hier ein ursprünglicherer Lebensgeist der Psyche, der weiblichen Psyche, die sich im Geist der Zeit noch wahrzunehmen und notdürftig zu erkennen sucht, sich eine dichterische Ausdrucksmöglichkeit geschaffen hat, wie sie so eigentümlich und bedeutsam, so ungescheut hervortretend aus ihrer Rückbezüglichkeit auf ihren paradoxen Hintergrund: die Wirklichkeit der Traumwelt, vielleicht zu keiner Zeit noch offenbar

geworden ist. Jedenfalls nicht innerhalb des weiblichen Schrifttums, was besonders merkwürdig ist und doch wieder nicht, da ja Frauen (was schon Jean Paul bedauert hat) begreiflicherweise Scheu tragen, ihre Träume – nicht ihre Träume vom Leben, nein: ihre *wirklichen*, diese Lebens- und Wirklichkeitsverträte! – preiszugeben (es sei denn heute in camera caritatis dem Heilkünstler, der keiner ist: dem Psychoanalytiker).

Dies und noch einiges mehr, das anzudeuten mir nicht zusteht, erhellt meines Erachtens aus der Erscheinung dieser Dichterin, soweit sie sich bis heute selbst zu erhellen vermochte. Wie sehr aber die Dichterin auf dem Wege ist, ihre Begabung von sich aus in der Richtung der von Ihnen angedeuteten Bedenken aufzuklären, möge Ihnen die Stelle eines Briefes bekunden, den sie mir vor Weihnachten (also noch ehe mir Ihre Äußerung zugegangen war) schrieb; sie lautet:

Nun, ich glaube, Sie stimmen mir bei: daß ich daraufhin erst recht berechtigt bin, mich weniger an das Wolkige dieses Buches zu halten, um ihm gerecht zu werden, als vielmehr an das *Licht*, das deutlich das Gewölk durchbricht. Einander den Weg von Mensch zu Mensch ein bischen zu erhellen: das heiße ich sich selbst genügen und auch dem Willen einer Vorsehung genügen. Es scheint mir dies das Wichtigste für unsere Zeit zu sein. Und wenn Chorónoz in seinem Deutlichen wie Undeutlichen, seinem Willkürlichen wie seinem Unwillkürlichen, in seinem Unscheinbaren wie in seinem Scheinbaren nichts anderes offenbart als dies, dann mag es als Kunstwerk überzeugen oder nicht: es ist aus dem *Leben* geschöpft, ein Gleichnis dieses Lebens auch noch in seinem Unerschöpfen, und wird als solches nicht umsonst geschrieben sein.

Empfangen Sie, verehrter Herr Doktor, nochmals von ganzem Herzen Dank für Ihr so freundliches Entgegenkommen und seien Sie in Hochschätzung begrüßt von Ihrem sehr ergebenen L. F.

747 AN PAULA SCHLIER

[Januar 1928]

Meine geliebte Petra!

Wäre es so (wie Du anzunehmen scheinst), daß *ich* es bin, der sich herausnimmt, zu sagen: Keinem Menschen wird mehr auferlegt, als er tragen kann, dann wäre dies, da hast Du recht, Überhebung von mir. Aber es ist ein Wort der hl. Schrift und darum wahr, wenn es auch wie alles, was zu Gottes Wort gehört, nur wahrgenommen werden kann im Glauben, und nicht in der Verzweiflung. Lebendiger Glaube aber ist besiegter Zweifel, ist vernichtete Verzweiflung. Und dieser Glaube, der erst die Kraft verleiht zu fragen, was einem auferlegt ist, ist eine Gnadengabe Gottes, nicht etwas, das der Mensch – der Mensch, der ja in diesem Augenblicke etwas *über* seine Kräfte gehen fühlt – aus eigener Kraft sich zulegen könnte. Gerade dieser Glaube aber, der wahre Glaube in der Situation der Prüfung, der die Kraft

des Gottvertrauens, der Zuversicht, in sich erwachen fühlt und von dem Geist der Wandlung seiner Schwäche als von dem heiligen Geist ergriffen ist, er wird als tiefsten Grundsatz zur Erprobung seiner Standfestigkeit diesen festhalten: daß alles Leid, das den Menschen heimsucht, ein selbstverschuldetes, ein unter allen Umständen verdientes ist (dies ist ja doch die Grundperspektive des Glaubens, seine Grundvoraussetzung!) Nein, nie wird der gläubige Mensch Gott verantwortlich machen für das Leid, das ihm widerfährt, sondern immer nur sich selbst, die Tatsache seiner Verschuldung vor Gott. Nie wird er sein Leid auf Gott direkt zurückführen, als sei er ein von Gott Gezeichneter, bzw. Ausgezeichneter in seinem Leid, sondern immer wird er es als einen Folgezustand der Gemütsverfinsterung, der Bewußtseinsverdunkelung, wenn schon nicht der hellen Auflehnung gegen Gott und seinen heiligen Willen empfinden; aber so gewiß dem gläubigen Menschen ist, daß er im Zustand einer Sünde wider den heiligen Geist Gott nicht wahrzunehmen noch seinen Willen zu erkennen vermag; so sicher reift ihm in der Schwangerschaft des Leids, dem jede lebenskräftige Glaubensfrucht entbunden wird, die Erkenntnis heran, daß Gott es ist, der sich in seinem Leide zu erkennen gibt, aber Gott nicht nur in seiner furchterlichen, sondern auch in seiner tröstlichen Allmacht, denn es soll ja aus dem Todesschoß der Sünde, der Erbsünde, zur Wahrnehmung des ewigen Lebens erweckt werden, wer sein Kreuz um Gottes Willen und in Gottes Namen auf sich nimmt.

748 AN THEODOR HAECKER

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK / MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

17. I. 28.

Lieber Herr Haecker!

Das ist doch merkwürdig, diese Charakteristik Ihrer Persönlichkeit durch Dr. Laros und kaum glaublich, daß sie *nach* der Lektüre Ihres Beitrags zur Muth-Festschrift geschrieben ist! Das ist doch die chronische Blick- und Herzverhärtung im Wahrnehmen der christlichen Liebe. Was bleibt da eigentlich im Auge dieses Jesuitengeistes, das keine Thräne der Leidenschaft im Geiste faßt, auf die es nicht wie Löschpapier zu wirken vermag, christlich noch liquid? Es ist doch schrecklich, Sie, gerade Sie, unter Berufung auf den Geist katholischer Weitherzigkeit so engherzig beurteilt zu sehen. Als ob das Bekenntnis zu einem Glauben, der Selbstüberwindung, Selbstdemütigung gekostet hat, nicht auch noch auf dem heißen Boden seines Sichangegriffenfühlens fester stünde als alle konfessionelle Windel- und Bandagenweisheit, die zur Bereinigung der Situation ihr Mütchen an ihm kühlte (hier nebstbei wohl auch noch an Muth, der Ihre »Gefährlichkeit« scheint es, unterschätzt, wenn er Sie als einen Gewinn für den Katholizismus ansieht). Die Jesuiten, scheint's, verwalten auch den Sauerteig in eigener Regie.

Ich hoffe, daß ich in absehbarer Zeit mein Schifflein wieder flott kriege, nachdem ich die Funktion eines SOS-Funkers in meiner bedrängten Situation zur Genüge

ausgekostet habe. Gelingt mir die Stützungsaktion in einer Weise, die dem Verlag, wie ich hoffe, erneute und erhöhte Bewegungsfreiheit sichert, dann darf ich Sie wohl bitten, dem Brenner-Verlag, der ja in erster Linie *Ihnen* sein tragfähiges Ansehen verdankt. Ihre für ihn so wertvolle Mitarbeit auch künftig nicht ganz zu entziehen.

In dieser Zuversicht begrüßt Sie, Ihnen und den Ihren
herzlich ergeben wie immer

Ihr Ludwig Ficker

749 AN KARL THIEME

21. I. 28.

Lieber Herr Doktor!

Nehmen Sie meinen schönsten Dank für Ihre so freundliche Aufmerksamkeit! Ihre Photographie, für die ich mich leider nur sehr notdürftig revanchieren kann, scheint mir charakteristisch, wenn auch in der Haltung nicht ganz ungezwungen; sie deklamiert ein bisschen, aber auf recht anziehende Art, auf eine Art, die nichts Unwahrhaftiges und Herausforderndes hat und der Passioniertheit Ihres Wesens, der heimlichen und doch in jedem Augenblick geoffenbarten, irgendwie begeistert ähnlich sieht. Vielleicht könnte einem bange werden um Sie, wenn es nicht *Sie* wären; Sie, der sicher Neigung, Kraft und Eignung hat, den Schwerpunkt seines Schicksals in sich selbst zu suchen und Ab- und Zuspruch der Besorgtheit zu ertragen, ohne ihm zu unterliegen. Es freut mich, daß Sie Ihre Gesundheit gestärkt fühlen und in guter Disposition sind, sich auf Ihren unterschiedlichen Arbeitsgebieten mit Erfolg und ohne Übermüdung zu betätigen. Daneben soll und kann auch, wenn Sie wollen, zwischen Mensch und Mensch Spielraum für jenen letztverbindlichen Ernst bestehen, ohne den die Vorsehung im Grund nichts ausrichten kann, und keine Gefahr droht heute männlichem Wesen so sehr, als daß es hierin vor Gnad' und Ungnad' weiblicher Verantwortungsbereitschaft und ihrem oft so weittragenden Hintersinn beschämt zurückstehen muß. Heute geht es in der Psyche des Menschen nicht mehr um das Selbstherrliche, sondern um das Fremdherrliche, das Eigenfremde, das ihr auferlegt ist. Das ist von mir aus gesagt, aber zu Ihnen, lieber Freund.

Das Buch von Strauß, das Sie mir geschenkt haben, werde ich lesen, sobald ich dazu komme. Vorerhand bin ich noch immer notgedrungen um die Rettung meiner Existenz bemüht. Noch will sich kaum ein Hoffnungsschimmer zeigen.

Von Paula Schlier soll ich Sie bestens grüßen. Sie lebt auf steilem Hang wie eine Türmerin hoch oben am Waldrand überm Tal.

Stets in Ergebenheit und herzlich

Ihr Ludwig Ficker

26. I. 28

Lieber Herr Sailer!

Wenn Sie sagen, daß Sie die Denkrichtung, das Schauen von Dingen und Verhältnissen mit Swift gemeinsam haben, so ist das eine Wahrnehmung, zu der ich keinen Zutritt habe; niemand, der nicht Sie selbst ist, vermag zu beurteilen, inwieweit Sie da recht haben oder nicht. Nur, offen gestanden: anschaulich ist mir diese Ihre Wahrnehmung nicht, obwohl ich gewisse Merkmale nicht zu überschreiten mich bereit finden lasse, die auf ihre Richtigkeit hinweisen könnten. Was aber für mich feststeht und, wie ich glaube, auch belangvoller ist, weil es – sich nicht verheimlichen können – klar zutage liegt, ist: daß Sie im Wesen grundverschieden sind von Swift. Aus dem Grunde Ihres Worts und Wesens, aus dem Grunde Ihrer ganzen Begabung blinkt doch immer die Thräne des in seinem Reichtum sich Verarmenden, die Thräne der Entzagung des sich seiner selber nicht Erbarmenden wie ein Thautropfen der Liebe, einer schwerverletzten Liebe, und so etwas übersieht sich und vergißt sich nicht – auch dort nicht, wo Sie glauben oder doch befürchten, im Büßerkleid der Ironie den Anschein eines Menschenfeindes zu erwecken. Diese Befürchtung – daß ich sie respektiere wie alles, was Ihnen nahegeht, wissen Sie! – kommt daher, daß Sie sich gewaltsam in Ihre Begabung einsperren, statt – wenn auch unter schmerzlichsten Wehen und so, daß Sie sich zunächst nicht wiedererkennen – aus ihr heraus sich frei zu kriegen. Sie riskieren dabei, daß Ihnen das Kind im Mutterleibe abstirbt und Sie mit einer unausgetragenen Frucht Ihr Leben lang sich schleppen müssen. Wie sehr das Leben selbst dadurch gefährdet wird, das ohnedies nach Tod schmeckt und darum bitter auszukosten ist, das wissen Sie.

Ich bin vielleicht nicht der Mensch, der ein Recht hat, Ihnen dies zu sagen. Denn ich war nie vor die Entscheidung gestellt, vor die Sie sich gestellt sehen. Aber ich könnte es auch nicht verantworten, mich als den Menschen ganz beiseite zu lassen, den Sie vielleicht in mir gesucht und nicht gefunden haben. Nur diese Möglichkeit verpflichtet mich in meinem Gewissen, Sie schließlich noch zu bitten: Lassen Sie sich's nicht verdrießen, wenn Ihnen noch so viele Versuche mißlingen, bzw. mißlungen scheinen! Mich drängt nichts. Ich kann warten.

In herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

751 VON PAUL J. GORDON FISCHEL

PAUL J. GORDON FISCHEL
WIEN XIX/2 GRINZINGERSTRASSE 57

Ludwig Ficker
BRENNER-VERLAG
Innsbruck
Maria-Theresien-Straße 29

Heiligenstadt, am 10. März 1928

Sehr verehrter Herr Ficker!

Vielen, herzlichen Dank für Ihren lieben Brief! Verzeihen Sie, daß ich nicht sofort geantwortet habe, aber die Unruhe des Alltags läßt mir nur selten Stunden für mich und meine Freunde, läßt mir nur wenig Zeit zur Sammlung. Die hundert Schilling habe ich vorgestern auf Ihr Postsparkassen-Konto Nr. 116.750 überwiesen. Ich bin aufrichtig betrübt, nicht mehr für den BRENNER tun zu können und ich bitte Sie, falls ich Ihnen in irgend einer Weise behilflich sein kann, sei es durch Verrichtung einer Arbeit oder durch Einsetzen meiner Person oder sonst wie, meiner zu gedenken und über mich zu verfügen!

Noch vor Einlangen Ihres Schreibens, am Dienstag den 28. Februar, war ich bei Paul Zsolnay. Den Durchschlag meines Briefes vom 22. II. an ihn füge ich hier bei. Er bestellte mich dann telephonisch für den besagten Tag um 1 Uhr mittags. Ich fand einen zwar freundlichen, aber kühlen und verschlossenen Geschäftsmann, dessen Auftreten, wie Sie begreifen werden, mich sofort unsicher werden ließ. Er hörte mich ruhig an und las aufmerksam den Begleitbrief des Wagner-Verlages. Dann lehnte er, zwar mit dem Bemühen, nicht zu kränken, aber nachdrücklich ab. Ich war schon so vorsichtig gewesen, ihn nicht direkt um Unterstützung anzugehen, sondern ihn um einen Rat für Hilfe zu bitten. Er meinte aber, geschäftlich sei diesem »bankerotten Unternehmen – denn das ist es ja mehr oder weniger doch« nicht zu helfen, es sei denn, man fände einen Mann »der den Leuten die vierzigtausend Schilling à fond perdu hinwirft«, also einen Mäzen. Für ihn stände die Sache außer Interesse. Denn von einem Unternehmen, das die eigene Druckerei, in diesem Falle der Wagner-Verlag, die doch am nächsten an ihm interessiert und beteiligt sei, aufgebe, sei nichts mehr zu erhoffen. Wenn der eigene Drucker nicht mehr wolle, wie könne man dann von jemand anderem Unterstützung erwarten! Dieser Verlag habe sich eben nicht durchsetzen können und da sei nichts mehr zu machen. Er wisse keinen Rat. – Es kam bei Zsolnay garnicht einmal zu einer Erwägung oder Ablehnung aus – nun, ich sage halt literarischen Gründen, es fiel ihm durchaus nicht ein, wie etwa Frau Dr. S. gemeint hatte, Wurfel und die Anderen in Betracht zu ziehen, er lehnte einfach aus kaufmännischen Gründen von vorne herein ab. Uebrigens hat er vom geistigen Wert und der Bedeutung des BRENNER keine Ahnung und kennt kaum seinen Namen flüchtig. Es wäre auch wohl ein vergebliches Bemühen, so jemand für ein wahres Verstehen gewinnen zu wollen. Zsolnay ist ganz und gar Geschäftsmann, amerikanischer Geschäftsmann, und ein solcher ist,

wenn ich so sagen darf, in einem anderen, besseren Sinne bankerott und hier ist eben für den BRENNER durchaus nichts mehr zu wollen!

Sie haben ganz recht, es ist wirklich besser, ich stelle solche Versuche ein, denn sie könnten dem BRENNER am Ende noch schaden. Sie sprechen nur meine eigenen Gedanken aus, wenn Sie in so schwieriger und so schmerzlicher Situation auf ein Wunder hoffen. Es ist aber leider in dieser Zeit nur zu verständlich, daß der BRENNER, je mehr er sich in seinen reinen Bestrebungen vertieft, umso weiter vom Verständnis der Außenwelt abrückt, ja in Gegensatz zu dieser gerät und von ihr verraten werden muß – es sei denn, daß ihm Hilfe wird durch Bande der Innerlichkeit, die zu schaffen er ja von Anfang an bestimmt war.

Seien Sie also aufs Neue versichert, daß es mein Wille ist, dem BRENNER wann, wo und wie immer ich kann zu helfen. Freilich ist diese Hilfe eine gar kleine und schwache! Es bleibt mir noch die Bitte, daß Sie nie zögern oder sich scheuen mögen, sich an mich zu wenden.

Denn wenn hier jemand zu Dank verpflichtet ist, so kann dies immer nur sein,
Ihr tief ergebener

Paul J. Gordon Fischel

Eine Beilage.

752 AN THEODOR HAECKER

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK / MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

20. III. 28

Lieber Herr Haecker!

Von Herzen Dank für Ihre Aufmerksamkeit! Die beiden Arbeiten haben mir großen Eindruck gemacht. Es ist ganz deutlich, daß hier entscheidende Ausblicke und (siehe neuestens Ihre Schlußperspektiven, in denen immer sozusagen schon der nächste Vorhang aufgeht!) ebenso irdisch grünende wie himmlisch blauende Aussichten eröffnet sind, die nur andeutungsweise enthüllt zu werden brauchen, um klar zu machen, daß sie Ansichtssache nur mehr in jenem höchsten und letztbeweglichen Sinne sein können, der aller Skepsis den Boden entzieht. Denn was Ihr Denken hier an Wahrnehmungsweite erschließt, hat, in Künftiges wie in Vergangenes sich erstreckend, eine Tiefendimension der Geistesgegenwart, die einleuchtend ist und sich nur dort ergibt und wie von selbst versteht, wo Zeitliches in einem Augenblick begriffen ist, der vom Ewigen ergriffen und erleuchtet ist und in solcher Durchsichtigkeit durch die Vergegenwärtigung im Wort wohl als ein Akt der Vorsehung angesprochen werden darf. Ich wenigstens kann, was Ihnen zu sehen und zu sagen vergönnt ist und was als Ihr Gedachtes sich so seh- und hörbar, als Bild und Ton der Eingabe im Antlitz Ihrer Denkweise, ausprägt, nur als Gottes Willen und als immer klarer sich erhellenden Ausdruck seiner Barmherzigkeit begreifen.

Hier ist unbedingt die Wegweisung im Geiste, die heute notwendig ist und die mit der Zeit zum Ziele führen muß; und zum tiefsten Moment Ihrer Besonnenheit gehört wohl dieses, daß Sie den erkenntlichen Menschen zu einem Optimismus bewegen muß, den Sie selbst noch kaum zu teilen vermögen. Dabei erscheint es ebenso natürlich wie wunderbar, wie heute aus der Aktualität Ihrer Geistesrichtung und aus dem Grunde der Verehrung großer Vorbilder erst Ihre eigentliche Bestimmung und eine *Originalität* hervor- und überquillt in eine Diktion, die keine Eigenmächtigkeit mehr zu kennen scheint und gerade deshalb ihrer so habhaft wird – so, gerade so, als habe es die Vorsehung darauf angelegt, dieser Zeit zu Bewußtsein zu bringen, wie der *begnadete* Denker aussehen muß, der diesen Namen verdient.

Ich möchte Sie nun bitten, erst den nächsten Brenner abzuwarten (der bald nach Ostern erscheint) und mir dann zu sagen, ob Sie für den Fall, daß ich meine Absicht, noch einen weiteren Brenner in diesem Jahr herauszubringen, verwirklichen kann, geneigt wären, mir eine der beiden Arbeiten zum Erstabdruck zu überlassen, obwohl ich vorerst noch nicht sagen kann, ob ich mehr als 100 Schilling als Honorar dafür in Aussicht stellen kann. Ich habe das Gefühl, daß der Brenner gerade jetzt auf einen Boden zu stehen kommt, der als sein eigentlicher Existenzgrund festgehalten und fruchtbar gemacht zu werden verdient, und daß es gut wäre, ihn nun wieder öfter erscheinen lassen zu können. Wie sehr mir schon damit gedient war in dieser Hinsicht, daß ich »Humor und Satire« abdrucken durfte, wird Ihnen selbst ja, wie ich hoffe, aus dem nächsten Brenner deutlich werden.

Es grüßt Sie und die Ihren, nochmals dankend,
in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

753 AN HILDEGARD JONE

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK / MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

27. III. 28

Verehrte Freundin!

Dank für Ihre besorgte Karte, die ich soeben erhielt. Der Missetäter bin *ich* – und ich habe mit vollem Bedacht gehandelt. Mir war daran gelegen, den Abschnitt, in den ich das nun fehlende Gedicht eingefügt hatte, ganz als geschlossenen Raum zu behandeln, und zwar als den geheimnisvollen Apostrophenbereich der Zwiesprache zwischen Mensch und Gott, Gott und Mensch, Mensch und Mensch. Es war mir daran gelegen, jedes erläuternde Moment in Gestalt einer lyrischen Reflexion – und das nun ausgehobene Gedicht hatte diese Gestalt – in *diesem* Teile auszuschalten. Nur so, nur dadurch, daß ich diesem Abschnitt ganz und undurchbrochen den Raumcharakter einer mystischen Aussprache zwischen Schöpfer und Geschöpf, Geschöpf und Geschöpf, zu erhalten bestrebt war, konnte das reflexive Einleitungs-gedicht des folgenden Abschnitts »Ein Unnennbares, das sich selbst benannte ...«

mit der Folge seiner vier durch Titel hervorgehobenen Gedichte, die sozusagen eine ganz ins Allgemeine gewendete Rekapitulation des Grundthemas der ganzen Dichtung darstellen, sein besonderes Gewicht erhalten. Ich hoffe, daß Sie auch dieser Maßnahme um der tieferen Begründung willen, die ich hier angedeutet habe, Ihre Zustimmung nicht versagen werden. Ich will Ihnen dabei nicht verschweigen, daß ich durch eine drucktechnische Rücksicht zunächst gezwungen war – aber auch dergleichen betrachte ich nie als einen Zufall –, etwas herauszunehmen, und da ergab sich schließlich, und wie ich glaube, nicht zum Nachteil, als einzige Möglichkeit die jetzige Lösung.

Stets Ihr Ludwig Ficker

754 AN PAULA SCHLIER

Wien, 9. V. 28

Meine geliebte Petra,

mit großem Interesse habe ich die Nachricht vernommen, daß Deine Quelle – nein, Dein Quellchen, wie Binding es erschöpfend formuliert hat – wieder einmal versiegt ist. Wieder einmal und diesmal also, wie es scheint, für immer! Ja, da kann man vorläufig nichts machen als Dir mit einem nassen Auge zuzuwinken: Aus und Amen – schad' drum! – O dieser Bodensee Deiner enttäuschten Hoffnungen! Ich glaub', ich seh' ihm auf den Grund!

Im Ernst: sei doch nicht so töricht und hör z. B., was ich Dir als Neuigkeit zu sagen habe. Ich war vergangene Nacht mit Kraus im Café – zunächst eine halbe Stunde ganz allein mit ihm – zusammen. Ich mußte ihm über mich und meine Situation berichten, und er erkundigte sich auch nach Dir, wo Du seist und wie es Dir gehe. Wir kamen auf den Brenner zu sprechen, ganz im allgemeinen, er vertrat wieder seinen Standpunkt, daß er »zu eng« sei, ich erwiderte ihm, ich könne verstehen, wie er das meine, und plötzlich sagte er, ganz unvermittelt: »Übrigens, Fr. Schlier ist wirklich eine auffällige Begabung; ich konnte ja nicht alles noch im letzten Heft von ihr lesen, vom meisten nur flüchtig Notiz nehmen, aber »Der Journalismus« (!) z. B. haftet als ein starker und merkwürdiger Eindruck in mir. Ja, ich muß wohl sagen, sie scheint mir eigenartig und bedeutend«. Diese Äußerung war umso bemerkenswerter, da er sonst mit keinem Wort auf den Inhalt des letzten Heftes Bezug nahm. Es war so, wie er das vorbrachte, eine freudige Überraschung für mich, auf die ich nicht gefaßt war.

Morgen fahre ich zu Ebner nach Gablitz, und Samstag nach Ried. Am Dienstag, spätestens Mittwoch hoffe ich wieder zurück zu sein.

Entschuldige nur, daß meine Berichte so kurz sind. Aber ich bin wirklich immer auf der Tour und habe wenig Zeit, zumal mir auch das Sitzen bei Humplik immer die Nachmittage (heut' die letzte!) wegnimmt. Die Büste wird aber auch ganz ausgezeichnet.

Heute mittags habe ich auch Frau Politzer besucht, die Dich vielmals grüßen läßt, ebenso auch Carl Stein, an den Du Dich vielleicht von seinem Besuch in Innsbruck her erinnerst.

Ich freue mich schon so sehr, Dich wiederzusehen, und umarme Dich für heute von ganzem Herzen.

Dein Ludwig

755 AN FRANZ GLÜCK

Mühlau, 30. V. 1928

Sehr geehrter Herr Doktor,

[...]

Daniel Sailer, nach dem Sie mich fragen, – einer der scheuesten, scham- und gewissenhaftesten, dabei geistig regsamsten Menschen, die ich kenne – ist hier Volksschullehrer und hat als Pädagoge von seltenster Begabung und Erfahrung sich insbesondere um die Einrichtung von Klassen für schwachsinnige, bzw. geistig zurückgebliebene Kinder die größten Verdienste erworben. Sein »Kunz von der Rosen« geht auf ein Puppenspiel zurück, mit dem er den Kindern den Unterschied von Indikativ und Konjunktiv entsprechend anschaulich zu machen suchte. Aber die klerikale Schulbehörde lohnt ihm seine Bemühungen schlecht, die Erfolge seiner Pionierarbeit werden »gesinnungstüchtigen« Protegés zugeschanzt, die sich nun nach ihm die Sache leicht machen; er selbst wird an die Wand gedrückt, und aus manchen Andeutungen von ihm bin ich berechtigt zu schließen, daß er – fiele es ihm um der Kinder willen, die ihm als Lehrer anhängen, nicht schwer, und hätte er nicht eine gewisse Scheu vor der Öffentlichkeit – seinem schöpferischen Drang am liebsten ein anderes Ventil finden und dem Lehrberuf den Rücken kehren würde. Aber wie er sich da auch entscheiden möge – um den »Kunz von der Rosen« z. B. habe ich sozusagen noch in der Maschine einem Kampf mit ihm ausfechten müssen –: von den geistigen Existenzien in Tirol wüßte ich keine, die mir so des »Aufhebens« wert schiene wie die seine. Nur: es gibt da Widerstände für ihn, die zu respektieren und nicht so leicht zu besiegen sind. (Auch Santer z. B., auch ein Tiroler, hat hin und wieder das Bedürfnis, sich in solche Selbstzucht zu nehmen).

Haben Sie nun noch vielmals Dank für den schönen Abend, den ich bei Ihnen verbringen durfte, und empfehlen Sie mich bitte Ihrer verehrten Frau Gemahlin! Und, nicht wahr, wenn Sie durch Tirol kommen, so geben Sie mir Gelegenheit, Sie beide hier zu begrüßen. Ich würde mich sehr darüber freuen.

Ihnen beiden herzlich ergeben

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Dank auch, lieber Herr Doktor, daß Sie auf »Chorónoz« einen kurzen Hinweis veröffentlichen wollen. Es stehen auch, wie ich höre, im »Hochland« und in den »Münchner Neuesten N.« grundlegende Betrachtungen zu dem Buch bevor.

Meine Existenzangelegenheit ist noch immer in Schweben. À propos: Könnten Sie mir die Adresse des Dr Künstler mitteilen, des Wiener Vertreters des Dr Benno Filser Verlags in Augsburg, mit dem ich kurz vor meiner Abreise sprach?

756 VON JOSEF SCHULZ

14. VI. 1928

Lieber Herr Ficker!

Warum ich heute so stark den Drang fühlle, mich zu freuen daß es Sie gibt, weiß ich nicht; denn ich habe Tag und Nacht die wenigen Menschen beisammen, die mit ihrem Kreuz das Fleisch der Menschheit tragen.

Es wird wohl die Freude sein, mit der man Wolken, Bäume, Frauen, Hunde und Blumen als alte Freunde erkennt; wissend, daß man für einander nicht mehr sein kann als ein Zeichen.

Hier gehen alle Leute mit in Erfahrung vergipsten Gesichtern herum. O Zustand der Ungnade! Gott! der fröhlichste aller Heiden, er läßt seine Kinder nie auch nur einen Augenblick aus dem Staunen kommen, läßt uns alles nur einmal sehen und fühlen. Alles nur einmal! Wer will das predigen?

Ich wünsche Ihnen die Augen, den Sommer zu sehen, denn er ist heuer ganz eigen. Wünsche Ihnen in aller Not das Ohr für die Dinge die sprechen wollen und nicht können.

Und wünsche, daß Sie in heiterem Staunen Ihr Sterben nicht erkennen; denn das ist der einzige Weg zum Vater.

Ihr dankbarer Schulz

757 AN HILDEGARD JONE

[Ende Juni 1928]

Liebste Freundin!

[...]

Kurz, vor ich Ihre letzten Gedichte erhielt, habe ich in einem Zyklus »Der Tierkreis des Lebens« von Franz Spunda, einem Wiener Dichter, der sich als gelehrter Poet anscheinend viel mit Sterndeutung befaßt, auch das beiliegende Gedicht gelesen, das ich Ihnen abgeschrieben habe, weil es das Zeichen (Zwillinge) behandelt, unter dem Sie geboren sind. Ich finde, daß es ausgezeichnet auf Sie und Ihre Sendung paßt. (Auch die Abschnitte »Wassermann«, das Zeichen, unter dem Trakl geboren ist, und »Fische«, das Zeichen, unter dem Paula geboren ist, will ich abschreiben, weil sie merkwürdig kennzeichnend sind). Paula hat mir übrigens

ein Probehoroskop stellen lassen, das ich auch beilege und um dessen gelegentliche Rücksendung ich bitte. Der Mann hat nichts als mein Geburtsdatum mitgeteilt bekommen – was sagen Sie dazu? Ist es nicht verblüffend, wie er die Veränderungen meines Lebens in den letzten drei Jahren andeutet und innerhalb derselben die besonders bewegten Zeitschnitte? Bin schon neugierig, wie das ausführliche Horoskop ausfällt, das ich daraufhin in Auftrag gab (das Probehoroskop bekommt man nämlich ganz umsonst). Vielleicht gibt es mir doch diesen oder jenen Wink, der sich in meiner gegenwärtigen Situation – bei der Suche nach Broterwerb – praktisch verwerten läßt. Jedenfalls interessiert mich, was in den Sternen des Nächsten, bzw. Weiteren, über mich zu lesen ist. (Sonderbar sind diese uralte übersinnlichen Wissenschaften, die keine Universität mehr ernst nimmt, so daß sie im Geschäftsbereich des Okkultismus ihr kümmerliches Dasein fristen müssen).

Zur letzten Fackel, die mir übrigens doch wieder im Ganzen *sehr* gefallen hat, habe ich bezüglich dessen, was Freund Humplik andeutet, vielleicht das Folgende zu sagen: Wer möchte leugnen, daß der Wahnsinn, wie er schöpferische Geister bisweilen heimsucht, den Wahnsinn alles geistigen Lebens erschütternder zum Ausdruck bringen kann, erschütternder und schicksalhafter, als eine geistesklare Poesie, und sei sie selbst von Goethe, in die der Weltschmerz, dieser Wahnsinnserreger, nur als beherrschtes Stimmungselement einströmt. Man denke nur an Hölderlin, an Trakl, deren *Wesensausdruck* Weltschmerz ist: hier bricht gerade aus der geistigen Umnachtung jenes unfaßbar Scherische hervor, das schlichtweg überwältigend ist, und überwältigend nur deshalb, weil es von einem Licht getragen ist, das nicht von dieser Welt ist. Mit all dem weiß ein Goethe, weiß auch ein Kraus (das hat er selbst mir nicht verhehlt, es war auch immer deutlich) im Grund nichts Rechtes anzufangen. Es werden sich auch schwerlich bei Trakl oder Hölderlin Strophen oder Verse nachweisen lassen, die auch nur im Entferntesten an den Geist der trefflichen Gedichte erinnern, die im Zusammenhang mit der Affäre des Schlossers im Czernowitzter Irrenhaus ans Tageslicht gekommen sind – eher, ja eher, so sonderbar zunächst das anmuten mag: bei Werfel, den man gewiß nie zu den Geisteskranken zählen wird, ebensowenig wie den dubiosen Schöpfer der aufgefundenen Gedichte. Der »Naturgewalt« des Irrsinns ein Schöpferisches zutrauen, das nicht nur keine Spur von Irrsinn aufweist, sondern im Gegenteil jene Geistesklarheit, wie sie »nur auf den höchsten Gipfeln deutscher Lyrik, dort, wo Ruh' ist« zu finden ist: dieser Wahnwitz blieb den Psychiatern unserer Zeit vorbehalten. Wie weit hätten es, wenn es nach diesen ginge, erst Hölderlin und Trakl bringen können, ja müssen, wenn sie ins Irrenhaus gekommen wären. Aber nein: sie hätten sich erst recht heimgegeign lassen können in die Freiheit ihrer geistigen Umnachtung! Denn es gilt ja, wie wir lesen, Beweise für die Theorie zu sammeln, daß der Irrsinn »bei vorher ganz unschöpferisch konstituierten Menschen die geistigen und seelischen Fähigkeiten in einem derart außerordentlichen Maße steigere, daß diese Menschen erst im Irrenhause zu Dichtern und Künstlern werden.« Nun, ich bin der Ansicht, daß ein Arzt, der diese Theorie verficht, ins Irrenhaus als Patient und nicht als Arzt gehört – oder, ich melde mich, der Chancen wegen, selbst ins Irrenhaus! (Welche Verlokung in meiner heutigen Lage!) Aber wie furchtbar muß es für einen solchen Dichter sein, welch trauriges Los: als geheilt entlassen zu werden! Und solche Perspektiven ordnen sich dem Satiriker Kraus *nicht* in das Wahnsinnsbild der Zeit

ein! Er, dem Erscheinungen wie Hölderlin und Trakl im Grunde doch nur Grauen einflößen, hat gegen eine solche Theorie, nur weil sie ihm die Bekanntschaft mit Gedichten vermittelte, die zweifellos des Aufhebens wert sind, das er von ihnen macht, im Grunde, wie es scheint, nichts einzuwenden. Aber ich fürchte, »das Wunder, das uns bevorsteht«, ist mit der einschränkenden »Nachschrift« noch nicht vollends enthüllt. Mag es unerklärlich bleiben: Der Schlosser in der Czernowitz Irrenanstalt erinnert mich als Fall mutatis mutandis an den der Therese Neumann in Konnersreuth. Aber so gewiß es das *eigene* Blut ist, das diese ausschwitzt: es wäre mir nie eingefallen, die arme Patientin, vor deren Wundmalen und ekstatischen Visionen die »Sachverständigen« auch wie vor einem Rätsel standen, deshalb für die größte heute lebende Heilige und eine der größten, die je gelebt haben, zu halten. (Sie soll übrigens heute auch schon »gcheilt« sein.) Aber daß man den größten deutschen Dichter ausgerechnet in der Fremdenlegion zu suchen hat, nachdem es der Schlosser im Czernowitz Irrenhaus nicht ist, das ist ein Witz für sich und Wasser auf die Mühle eines Satirikers, der die Kontraste sucht, wo er sie findet. Oder berührt es nicht ebenso gesucht wie gefunden, wenn er auf das »Wunder« der größten dichterischen Offenbarung unter uns Deutschen, dessen Enthüllung wir uns erst »verdienen« müssen, dadurch vorbereitet, daß er erst die heuer fälligen Kostproben aus der Konkordiaballspenden-Poesie zelebriert. Welch ein Apparat der Übertreibungen im Dienste einer Mission, die eben *seine* – die des *Satirikers* – ist! Kraus läßt das Ungeheuerliche der Kontraste in dieser »Welt der Normen«, in der ihm die Rolle des richtenden Gottseibeius zugefallen ist, nur für dort wahrnehmen und gelten, wo sich so in die Augen springende Effekte daraus erzielen lassen, während er vor dem Ungeheuren, das sich hinter solchen Kontrasten verbirgt und nicht auf so ungeheuerliche Art zu fassen ist, im Grunde einen Horror hat, der aber weniger einer heiligen Scheu als einem Heidenrespekt, um nicht zu sagen: einer Heidenangst ähnlich sieht. Das würde er zwar nie gelten lassen, weil sein Geist wohl eine idealistische Beziehung zu diesem Ungeheueren, das verborgen und doch ein- für allemal (in Christi Kreuzestod, dem Heilandswerk der göttlichen Barmherzigkeit) geoffenbart ist, herstellen kann und er ja in der Tat für ein *Ideal* kämpft – nicht aber die faktische im Glauben, gegen die sich sein Wesen sperrt, ja wohl getrost auch sperren darf, solange er in *seiner* Art doch zweifellos auch als ein Werkzeug der Vorsehung angesehen werden muß. Ich selbst bin sein glühendster Bewunderer zu einer Zeit gewesen, da ich im Grunde weder lachen noch weinen konnte. Da hat *er* mich lachen und im übrigen wohl ein bischen kopfscheu gemacht. Aufgegangen über Kraus hinaus sind mir die Augen aber über der Erscheinung Trakls, und *ihm* – und später hinaus Haecker – danke ich die Wahrnehmungsgabe, die dann dem Brenner zugute gekommen ist. Der Krieg und die Bedrängnisse des Lebens haben das Übrige besorgt, um Herz und Hirn, die endlich aufgethauten, vollends begreifen zu lassen, um welche Entscheidungen es heut' im Geiste geht. Und so weiß ich heute auch, daß es um keine Renaissance der Barocklyrik in der Dichtkunst geht, um nichts, das Nachblüte, wenn auch noch so holde, vergangener Zeiten ist, die ihre Früchte, bitter oder süß, getragen haben, sondern um ein Moment der schöpferischen Besinnung, das im Geiste weiter zurück und weiter voraus liegt, als es der Sprachschöpfer Kraus im Geiste seines Worts, dessen Schöpferisches bei aller Gelenigkeit etwas stereotyp Erschöpftes hat, von sich aus wahrhaben

kann und will. Aber Sie verstehen, warum ich mich, wenn auch noch so notdürftig, des Näheren gerade darüber ausgelassen habe, das Übrige lassen Sie mich wieder via facti besorgen! (Obwohl es vorderhand nicht so aussieht, als könnte ich die 13. Brennerfolge schon bald herausbringen).

Was Sie mir über die Besichtigung der Mahler-Büste durch Frau Mahler und Werfel mitteilten, läßt wohl hoffen, daß Ihr Mann den Auftrag erhält, worüber ich so froh wäre. Grüßen Sie ihn bitte herzlichst von mir und sagen Sie ihm, daß mir die trefflich gelungenen Bildabzüge meiner Büste viel Freude machen. Dürfte ich ihn bitten, mir bei dem Photographen noch 2-3 Abzüge jener Aufnahme zu bestellen, die mehr die linke (beschattete) Gesichtshälfte zeigt, und sie mir per Nachnahme zusenden zu lassen?

Und nun Gott befohlen – soeben erhalte ich die Mahnkarte Ihres Mannes, die mir wenigstens sagt, daß Sie auf dem Weg der Besserung sind, Gott sei Dank! Erholen Sie sich nur recht gut und genießen Sie die Tage, die Ihnen jetzt im Salzkammergut beschieden sein werden! Auch der verehrten Mama von Herzen alles Gute und meine ehrerbietigsten Grüße! Ihnen allen, allen aber (einschließlich Fr. Vogl) die Versicherung meines innigsten Gedenkens!

Stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Von den Kindern sowie von Motiven aus der nächsten Umgebung lege ich einige Bildchen bei, ebenso einen Brief von Felix Braun, den ich gelegentlich zurück erbitte.

758 VON GRETE VON URBANITZKY

P. E. N. CLUB

WIEN, im Juli 1928

Sehr geehrter Herr!

Ich erlaube mir, Ihnen im Namen der Oesterreichischen Sektion des P. E. N. Club mitzuteilen, daß der Ausschuß in seiner letzten Sitzung einstimmig beschlossen hat, Sie zur Mitgliedschaft in den P. E. N. Club einzuladen.

Der Oesterreichischen Sektion gehören als Ehrenpräsident Dr. Arthur Schnitzler, als Präsident Felix Salten, als Gründerin Grete v. Urbanitzky an. Im internationalen Senat sind die Herren Hermann Bahr, Hugo v. Hofmannsthal, Prof. Sigmund Freud, Prof. Redlich, Hofrat Anton Wildgans und Dr. Stefan Zweig vertreten.

Der Londoner P. E. N. Club, als Zentrale aller P. E. N. Clubs zählt zu seinen Ehrenmitgliedern: Aus England Thomas Hardy, aus Irland: William Butler Yeats, aus der Czechoslowakei: Alois Jirasek, aus Dänemark: Martin Andersen Nexö, aus Frankreich: Romain Rolland und Paul Valéry, aus Deutschland: Gerhart Hauptmann und Hermann Sudermann, aus Indien: Rabindranath Tagore, aus Italien: Benedetto Croce, aus Norwegen Knut Hamsun und Johan Bojer, aus Rußland D. Merejkowsky

und Maxim Gorki, aus Spanien: Biasco Ibanez, aus Schweden: Selma Lagerlöf, aus Amerika: Edwin Arlington, aus Oesterreich: Dr. Arthur Schnitzler, Hugo v. Hofmannsthal.

Der Zweck des von John Galsworthy in London begründeten P. E. N. Clubs ist es, den Weltzusammenhang der Literatur durch die Freundschaft der Schriftsteller der ganzen Welt und gegenseitige Gastfreundschaft zu manifestieren. Zu diesem Zwecke werden in allen 40 Sektionen des P. E. N. Club auf der ganzen Welt Empfänge zu Ehren der ausländischen Schriftsteller, die in dem betreffenden Lande weilen und alljährlich eine Gesamttagung aller Sektionen in der Hauptstadt eines Landes veranstaltet.

Eines der wichtigsten Statuten des P. E. N. Club ist es, daß das Mitglied einer Sektion zugleich Mitglied aller anderen Sektionen ist.

Der Mitgliedsbeitrag für die oesterreichische Sektion beträgt S. 20,- für das Jahr und ist in zwei Halbjahresraten zu bezahlen.

Ich begrüße Sie
für den P. E. N. Club, oesterr. Sektion

G. Urbanitzky
als Gründerin

Zuschriften an Frau Grete v. Urbanitzky, Wien, IV., Viktorgasse 12a. Tel. 52.330.

759 VON ELISABETH LANGGÄSSER

Darmstadt, den 23. August 28.
Hochstraße 32.

Sehr verehrter Herr Ficker!

Nun ist gerade ein Jahr vergangen, seit ich mit Dr. Karl Thieme an einem warmen Sommerabend bei Ihnen in Mühlau war und den Zauber Ihres schönen stillen Zimmers: Die Trakl-Büste, das Rauschen vor dem Fenster und die Bilder Paula Schliers mit andächtiger Seele aufgenommen habe. Sie werden sich wohl kaum an mich erinnern, denn ich habe, erfüllt von der Weihc des Abends – wir kamen gerade von Georg Trakls Grab – nur wenig reden können, und alles floß mir wie im Traum zusammen. Wohl weiß ich noch, daß ich mir damals vorgenommen habe, Ihnen später zu schreiben und einiges aus meiner Arbeit voll Dankbarkeit in Ihre Hände zu legen, aber je weiter ich mich entfernte von dieser Stunde, von der milden Stadt und den Lichtern über dem Strom, desto unwirklicher und unberührbarer wurde dieses Erlebnis und konnte mit Worten nicht mehr angeredet, sondern nur noch unter geschlossenen Lidern empfunden werden.

Einige Monate darauf hörte ich von Karl Thieme, daß er Sie wieder aufgesucht und Ihnen den ersten Teil meiner Erzählung »Proserpina« vorgelesen hatte. Beglückt schrieb er mir damals, daß der Eindruck Ihrer großen menschlichen Güte, welche wir an jenem Sommerabend als die Atmosphäre des Raumes empfanden, sich noch

verstärkt habe und er im schönsten Sinn des Wortes bei Ihnen aufgenommen worden sei. Auch sagte er mir, daß Sie nicht abgeneigt schienen, meine Arbeit nach Ihrer Vollendung in den Bücherkreis Ihres Verlages aufzunehmen.

Ich habe seither viel und in großer innerer Stille weitergearbeitet und glaubte den Tag, an welchem ich Ihnen meine Erzählung vorlegen könnte, schon nahe, bis plötzlich diese Entwicklung durch ein Ereignis von ungeheurer Tragweite jäh unterbrochen, wenn auch nicht abgeschnitten, wurde. Um dieses Ereignisses willen, das mein Leben verwandelt und alles Bestehende umgestürzt hat, schreibe ich Ihnen, verehrter Herr Ficker, heute, obwohl ich weiß, wie seltsam es erscheinen mag, daß ein Mensch, der Ihnen persönlich fremd geblieben ist, sich mit vollkommenem Vertrauen an Sie wendet. Ich tue es aus dem Glauben und der Erinnerung an jene Abendstunde, die zu den unvergänglichsten meines Lebens gehört und fühle deutlich, daß es mir erlaubt ist, zu Ihnen zu reden.

Vielleicht hörten Sie von Karl Thieme, daß mein äußeres Leben seine Form in der Erfüllung eines Berufes gefunden hatte, dem ich mit freudigem Herzen gehörte – ich war (und bin es bis zum 1. Okt. noch) Lehrerin in einem Vorort von Darmstadt. Daneben floß, tief beruhigt, meine andere Arbeit hin, und die wechselseitige Berührung dieser beiden Sphären gereichte jeder von ihnen zum Guten. Zwar sehnte ich mich manchmal aus den starken Bindungen meines Berufes und träumte von einem Leben, das ganz auf der künstlerischen Arbeit aufgebaut wäre, doch wollte ich diese Veränderung, die ich wohl kommen fühlte, nur von innen her haben und aus den zerspringenden Schalen ganz neu und endgültig verwandelt hervortreten. Ich habe die Zeit nicht abwarten dürfen, sondern bin plötzlich herausgetrieben worden: Im Dezember dieses Jahres soll ich Mutter werden. (Um jeder falschen Vermutung vorzubeugen, möchte ich hinzufügen, daß K. Thieme nicht der Vater meines Kindes ist, wir uns vielmehr schon im Januar entzweit und seither nie wieder gesehen haben.) Ich bin nun in einer sehr schwierigen Lage, denn im Staatsdienst kann ich nicht bleiben, finanziell aber bin ich vollkommen ungesichert. Mein Bestreben geht deshalb schon seit Wochen dahin, eine andere Existenz zu finden. Bis jetzt hat man mich mit vagen Versprechungen und unregelmäßigen Aufträgen für Zeitungen und Zeitschriften vertröstet, doch eine Anstellung, die mir ein Lebensfixum, und sei es noch so bescheiden, verbürgte, hat sich bis jetzt nicht ergeben. Heute nun kam mir der Gedanke, bei Ihnen, sehr verehrter Herr Ficker, anzufragen, ob wohl die Möglichkeit bestünde, in den Brenner-Verlag einzutreten und dort Arbeit, gleich welcher Art, zu finden. Ich habe bisher an den verschiedensten Zeitungen: Der »Frankfurter Ztg.« der »Germania«, der »Rheinmainischen Volksztg.« mitgearbeitet und zwar auf dem Gebiet der Kunst- und Schauspielbesprechung, der Buchkritik und des künstlerisch geformten Essays. Meine Ansprüche sind denkbar gering: Mit einem monatlichen Gehalt von 70-80 Mk würde ich mich anfangs begnügen und auskommen können, bis meine Leistung einer höheren Vergütung entspräche. Daß ich für jede Arbeit meine ganze Kraft und all meine, wenn auch bescheidenen, Fähigkeiten einsetzen würde, ist wohl selbstverständlich.

Und nun verzeihen Sie mir, verehrter Herr Ficker, daß ich Ihre Zeit und Geduld in Anspruch genommen habe – vielleicht fühlen Sie aus diesen Zeilen, daß sich ein Mensch an Sie gewandt hat, der nicht zu Ihnen gekommen wäre, wenn nicht das tiefe Vertrauen in Ihre Güte seine innere und äußere Not weit überstiegen hätte.

Mit verehrungsvollem Gruß

Elisabeth Langgässer.

Darf ich Sie noch darum bitten, Dr. Thieme gegenüber nichts von diesem Brief zu erwähnen – seine Kenntnis meiner Lage könnte mich in große Schwierigkeiten stürzen und unübersehbare Folgen haben.

760 VON ELISABETH LANGGÄSSER

Darmstadt, 27. August 28.
Hochstraße 32.

Sehr verehrter Herr Ficker,

heute morgen bekam ich Ihren lieben Brief und bin tief erschüttert und beschämmt – erschüttert über soviel Güte und Hilfsbereitschaft – erschrocken darüber, daß ich Sie in einer Zeit belästigt habe, die für Sie selber schwer ist und Sie zwingen sollte, all Ihre Kräfte an das eigene Schicksal zu wenden. Verzeihen Sie mir diese Unwissenheit und nehmen Sie meinen innigsten Dank für Ihre Anteilnahme. Daß Sie Paula Schlier Einsicht gaben in meinen Brief hat mich tief beruhigt und sehr gefreut – wenn ich sie auch nicht persönlich kenne, fühle ich doch, daß es gut und selbstverständlich ist, dieser Frau vollkommen zu vertrauen.

Wollen Sie beide sich nun wirklich die Mühe machen, an andere Menschen zu schreiben? Ich wäre Ihnen unendlich dankbar dafür. Wenn ich auch bis jetzt durch meinen Zustand noch in keiner Weise behindert oder beeinträchtigt bin, so ist es doch natürlich, daß eine feste Verpflichtung erst nach der Geburt des Kindes möglich ist – aber die Gewißheit einer künftigen Existenz würde mir den Übergangszustand sehr, sehr erleichtern. – Sie fragen mich nach Kenntnissen im Maschinenschreiben. Ich habe schon vor einiger Zeit daran gedacht, mir solche anzueignen und werde nun in den nächsten Tagen mit einem Kursus (auch für Kurzschrift) beginnen. Hoffentlich gelingt es mir bald, mich gründlich einzuarbeiten.

Mit verehrungsvollen und herzlichen

Grüßen an Sie und Paula Schlier
bin ich Ihre dankbare

Elisabeth Langgässer.

Mühlau, 7. September 1928

Liebe Freundin!

[...]

Gestern war ein fremder Mensch bei mir, der von Kunst etwas versteht und selbst als Maler dilettiert. Er stand längere Zeit vor Ihren Bildern; endlich sagte er: Das sind *geisterhafte Bilder!* Ich fand den Ausdruck – so, wie es gesagt war – sehr erschöpfend. – Übrigens habe ich bei dieser Gelegenheit für Ihren Mann noch etwas nachzutragen. Vor Monaten, eben in dem Augenblick, als ich die Bildabzüge meiner Büste erhielt, war zufällig ein junger Westfale, Brenner-Freund, zugegen, der Philosophie studiert, aber keine restlose Befriedigung darin findet. Der war nun von der Büste so entzückt, zumal er seit längerem auch bildhauerische Neigungen in sich zu spüren glaubt, daß er, nach München zurückgekehrt, sofort zu einem Bildhauer in die Lehre ging, um sich das Handwerkliche anzueignen und etwaige Fähigkeiten in sich nach dieser Richtung zu erproben. Nach ein paar Wochen sandte er mir Bilder seines ersten Versuchs, einer weiblichen Büste, mit der Bitte, sie Herrn Humplik zur Begutachtung vorzulegen. Da mir der junge Mensch und der Ernst, mit dem er dem Brenner anhängt, sehr wert ist, so tue ich es. Vielleicht hat Freund Humplik die Liebenswürdigkeit mir zu sagen, ob Talent vorhanden ist.

In meiner Situation hat sich noch nichts geändert. Damit die Groteske nicht fehlt: Vom Wiener P. E. N. Club (unter dem Protektorat von Hofmannsthal, Schnitzler, Salten etc.) habe ich vor einigen Wochen die Verständigung erhalten, daß der Ausschuß in seiner letzten Sitzung einstimmig beschlossen hat, mich zur Mitgliedschaft einzuladen; sogar den Mitgliedsbeitrag würden sie mir erlassen. Nun, ich habe höflich, aber entschieden abgewunken. Das könnte ihnen so passen, mich persönlich zu kaptivieren, um meine Sache, die sie durch nun fast zwanzig Jahre ignoriert haben, weiter totschweigen zu können. Übrigens war neulich auch die Frau von Stephan Großmann, die mit meiner Frau befreundet ist, auf der Durchreise von Südtirol ein paar Tage bei uns zu Gast. Obwohl sie meine Lage kennt und ich ihr auf die freundlichste Art begegnet bin, hat sie nichts Besseres zu tun gehabt als sich in meinem Beisein der Einkünfte ihres Mannes zu rühmen und wie gut er für sie und seine Familie zu sorgen verstehe. Als sie aber dann am letzten Abend noch erwähnte, wie nobel z. B. Ullstein sei, indem er ihrem Mann, bloß für die gelegentliche Begutachtung von Manuskripten, nebenher ein fixes Monatshonorar von 1000 Mark zahle, ist mir's zu bunt geworden. Ich stand mit den Worten: »Ein ganz schönes Nebeneinkommen!« auf, verbeugte mich und ließ mich nicht mehr blicken. Glauben Sie, dieser Frau wäre es auch nur einen Augenblick eingefallen, sich zu fragen, ob nicht am Ende auch für mich ein bischen etwas getan werden könnte? Keine Spur! Wären nicht meine Geschwister, die mir beistehen – ich wäre auf die 80 Schilling Arbeitslosenunterstützung angewiesen und könnte keine Frau Großmann beherbergen. Nein, liebe Freundin, wenn mir Gott die Gnade erweist und mich nicht untergehen läßt, dann weiß ich auch, wofür ich stehe und was ich jenen zu danken habe, die mich nicht preisgegeben haben. Aber freilich – vorderhand

ist's finster. Vorläufig sehe ich mich über nichts hinaus. Meine Herzbeschwerden hab' ich mir glücklich wegsgueriert, aber Nerven hab' ich wie Zündhölzeln, die sich an meiner Gelassenheit reiben. Bald flammt's da, bald dort auf. Und trotzdem spüre ich, daß ich Kräfte sammele, so schwach und angegriffen ich mir selber vorkomme. Was mich immer wieder erstaunt und was ich kaum begreife, ist, daß ich par distance stärker erscheine, als ich im Grunde bin (denn im Grunde, das wissen Sie, bin ich oft ratlos und weiß mir selbst kaum zu helfen). Kürzlich z. B. habe ich einen erschütternden Vertrauensbeweis seitens einer Dichterin erhalten, die, wenn ich nicht irre, auch in dem Orplidheft »Frauendichtung der Gegenwart« vertreten ist und sich in einer rein menschlichen Notlage an mich gewendet hat. Um wieviel härter doch so ein Menschenkind vom Leben angefaßt ist als ich, und um wieviel gefaßter sie es erträgt! Was einem fremder Not gegenüber zu Bewußtsein kommt, ist immer nur die Geringfügigkeit der eigenen. Welch ein Denkzettel aber und wie beschämend, wenn sich einem zugleich das Gefühl der eigenen Ohnmacht aufdrängt!

Haecker war nicht hier im Sommer, da erst seine Frau, dann seine Kinder erkrankt waren. Ich konnte ihn, als ich auf der Reise nach Augsburg in München war, auch nur flüchtig sprechen; ich weiß nicht, was er vorhat und ob er gegebenenfalls dem Brenner etwas zur Verfügung stellen kann. Es ist für alle, scheint es, gegenwärtig eine merkwürdige Zeit der Unentschiedenheit und der Notwendigkeit erneuter Sammlung. Es liegt soviel Unausgesprochenes in der Luft. Aber der Herbst, der Schöpfer aller Klarheit im Werden und Vergehen der Natur, birgt heuer soviel nachsommerliche Wärme in sich, daß auch ein Grillenfänger seine Freude an ihm haben kann.

Es grüßt Sie, liebe Freundin, und alle Ihre Lieben von ganzem Herzen
Ihr Ludwig Ficker

762 VON ELISABETH LANGGÄSSER

Darmstadt, den 25. Sept. 28.

Verehrter, lieber Herr Ficker!

Sofort nach Empfang Ihres letzten Briefes, für den ich Ihnen herzlich danke, wandte ich mich telephonisch an Herrn Dr. Fraenger und erfuhr, daß die Stelle leider schon besetzt worden war. Er hatte sie, nach Paula Schliers Absage, in dem Bibliotheksbuch ausgeschrieben und auch sofort eine ihm zusagende Hilfskraft bekommen. Ich war wohl ein wenig enttäuscht, aber nicht sehr traurig, denn immer mehr verstärkt sich in letzter Zeit in mir ein Gefühl völligen Vertrauens und stiller Geborgenheit, eine feste Zuversicht, daß nichts, was wir selbst unternehmen können, so gut und mächtig ist als das, was mit uns unternommen wird. Trotzdem tue ich natürlich alles, was in meinen Kräften steht, ich arbeite viel und mit Freude an meiner Erzählung und hoffe, sie in den nächsten Wochen noch kräftiger fördern zu können, da mich die Mutter einer Freundin bis zur Geburt des Kindes nach

München eingeladen hat. So bin ich der Sorge um meine Existenz vorläufig enthoben. Wenn Sie, verehrter Herr Ficker, in der nächsten Zeit noch irgend eine Nachricht haben sollten, so schreiben Sie mir bitte wie bisher an meine Darmstädter Adresse, Hochstraße 32; ich bekomme alle Post durch meine Mutter nach München zugestellt.

Mit innigen Wünschen für Sie und
Paula Schlier bin ich

Ihre Elisabeth Langgässer

763 AN HILDEGARD JONE

Mühlau, 11. XI. 1928

Teure Freundin!

Vor bald zwei Wochen von Salzburg zurückgekehrt, komme ich leider erst heute dazu Ihnen zu sagen, wie freundlich Ihre Frau Schwester und Ihr Schwager zu mir gewesen sind. Nicht nur, daß ich zwei Abende bei ihnen verbracht habe, die mich schon deshalb stark berührten, weil immer ein Schimmer Erinnerung an Ried zugegen war – in Ihren Bildern an den Wänden, im Gespräch, in der Erscheinung Ihrer Schwester, die der Mama so ähnlich sieht –: ich bin auch mit Frau Lili, der kleinen Tippi-Tappi (die *Ihnen* ähnlich sieht) und Frau Haslinger zweimal im Auto ausgeflogen – einmal hinaus über Schloß Kleßheim gegen Sonnenuntergang, das andere Mal, auf meinen Wunsch, nach *Fuschl* und darüber hinaus bis nach St. Gilgen. Diese Tour war besonders schön und eindrucksvoll, da die Landschaft – es wehte stark der Föhn – reich an wechselnden Stimmungen und Beleuchtungen war. Was mich übrigens vor dem Natureindruck, und sei er noch so mächtig, immer wundert, ist die Zugeknöpftheit meines Wesens, die er mit sich bringt – auch wenn nicht gerad der Wind weht. Schon deshalb hätt' ich nie ein Maler werden können. Aber bei dieser Fahrt, d. h. bei der Heimfahrt in der Dämmerung, ist mir oft das Bild eingefallen, das in Ried hängt, diese Bergabendlandschaft aus dem Salzburgerischen, die Sie bei ähnlicher Gelegenheit voriges Jahr um die Weihnachtszeit wahrgenommen und dann gemalt haben. Zwischendurch mußte ich für Augenblicke an das große Welttheater der Faistauer-Fresken denken, die ich mir am selben Vormittag mit großem Interesse angesehen hatte – welch eine Pseudo-Renaissance des Barock-Religiösen! (– übrigens noch so ein schöner Kontrast ist mir geblieben: Das Zauberflötenhäuschen auf dem Kapuzinerberg, und dicht davor die palaisartige Herrschaftsvilla mit Park, in der Stefan Zweig, der glückliche Besitzer, seine unsterblichen Werke schafft →) – nein: Salzburg hat sich schon gelohnt, auch wenn ich dort nichts weiter aufgesteckt habe als daß ich dem Freund, bei dem ich wohnte und der selbst keine sichere Existenz hat, bei einem Lichtreklame-Auftrag für ein größeres Geschäft mit einem sehr geglückten Entwurf der Schriftzeilen an die Hand gehen konnte. (Ja, warum bin ich kein Dekorationsmaler geworden! Dieses Metier hat mich schon immer angesehen.) Habe ich somit dort eigentlich nichts zu suchen und zu finden gehabt, so habe ich doch meine eigene Verlorenheit besser

begriffen, und daß sie nichts Behebbares ist, sondern etwas Ausgemachtes, in das ich mich schicken muß, ob ich will oder nicht. Und diese Erkenntnis – das spüre ich heute – will festgehalten sein wie ein Schwert, auf das ich mich stütze. Sie gibt mir Boden unter die Füße. Auch dort, wo ich zu schwanken scheine.

Und nun möchte ich Ihnen einmal sagen – denn schon lange bin ich es Ihnen schuldig, aber vielleicht erst heute bin ich mir klar darüber –, warum das »Vater unser«, das Ihnen und Ihren Lieben als das Höchste Ihres dichterischen Schaffens erscheint, auf mich nicht diesen starken Eindruck gemacht hat. Kann sein, daß der persönliche Grund mitspielt, daß ich mit dem Vaterunser überhaupt nicht gerne etwas Dichterisches verquickt sehe. Der Hauptsache nach aber kommt es wohl daher, daß hier eine poetische Paraphrase Ihres Ichs vorliegt, die dieses Ich als religiöses Wirklichkeitswesen – gerade weil es sich als Idealfigur ins Auge faßt – bei weitem nicht so einleuchtend in Erscheinung treten läßt wie das Apostrophische, das »Ansprechende« Ihrer Gedichte, die immer auch einem »augenblicklich« gegebenen Eindruck, einer konkreten Situation entsprechen, kurz: einer Geistesgegenwart, die sich selbst reflektiert. Denn hier im »Vater unser«, ist nur Rückschluß, was dort Aufschluß Ihres Wesens ist (im Leidlichen wie im Freudlichen), und hier, im »Vater unser«, haben Sie in einer Form der Selbstbeschwörung in dritter Person, die aber nicht so sehr der Selbstverleugnung als der Selbstverherrlichung dient, absichtlich und gleichwohl nur sehr andeutungsweise in den Vordergrund gerückt, was dort – in den Gedichten – den faßbaren und doch unfaßbaren Hintergrund abgibt, aus dem heraus erst Ihre Stimme den Charakter der Berufenheit und ihre besondere Bedeutung gewinnt. Wenn Sie als das Ich, das Sie sind, das Du in Gott oder im Mitmenschen ansprechen, so ist das Eigentliche Ihrer Bestimmung – mag dieses welche Grenzen immer haben – auch im Dichterischen, nicht nur im Religiösen, ungleich eindringlicher wahrgenommen und verwirklicht, als wenn Sie in der Idealfigur einer dritten Person – als der durchsichtige Mensch, von dem Sie sprechen, aber doch nicht anschaulich genug sprechen – geheimnisvoll sich selbst zelebrieren. Das ist kein wahrer Gottesdienst, sondern die Transfiguration des Ichs ins Göttliche, zu der im Grunde keine Selbstaufopferung gehört – *freilich, wo ist Selbstaufopferung, die sich selbst gerecht werden will und sich so nicht selber lügen straft?!* – aber nehmen Sie einen Menschen, dem sein Menschsein, gerade weil er geistempfänglich ist, Schuld und Beschwerde schafft, und stellen Sie ihn vor dieses Gleichnis einer Selbstbesinnung, indem Sie die Ichform opfern müssen, um Ihr Ich als ein vorbildlich geprüftes und schließlich über sich hinaus gehobenes, in die Verklärung gehobenes, darstellen zu können –; er wird, vermute ich, das Gefühl nicht los werden, einem Akt der Selbsterhöhung, der Selbstentrückung, somit einer Apotheose des menschlichen Ichs beizuwöhnen, an der er keinen Teil hat, aber auch von sich aus nicht teilhaben kann, weil etwas, was mit der *Realität* seines Erlösungsbedürfnisses zu tun hat, ihm verbietet, sich hier inbegriffen zu fühlen. Er wird in diesem Fall den Illusionsbezirk vom Wirklichkeitsbezirk nicht klar unterscheiden können und zur Vorsicht mit der im tiefsten Grunde ehrerbietigen Frage an Sie herantreten, ob Sie wohl selbst in diesem Fall dieses Unterscheidungsvermögens völlig sicher zu sein glauben. Denn hier ist ein gewagtes Exempel. Es ähnelt im Dichterischen dem Ihres Bildes »Auferstehung«, das mir, je länger und häufiger ich es betrachte, seinen Titel, der einem das Sujet im Glauben doch schließlich aus der Wahrnehmung

in die Illusion entrückt, abzustreifen scheint, um als unendliche Totenklage seinen ergreifenden Wirklichkeitszauber zu enthüllen. Gewiß, dergleichen versuchen kann überhaupt nur ein Mensch, der sich ganz rein in den Willen Gottes eingewiegt fühlt, aber das ist eine so große Gnade, daß man sich in ihr vor den Augen des weniger begnadeten Mitmenschen eher gedemütigt als erhoben fühlen soll. Man darf sich in der Gnade Gottes nicht spiegeln, oder man läuft Gefahr, seines wahren Antlitzes als Begnadeter verlustig zu gehen und sich nur mehr in der Idealität und nicht mehr in der Realität dieses Zustandes zu begreifen. Natürlich läßt sich zwischen dem, was Sie im »Vater unser« beabsichtigt haben, und dem, was Ihre Verse zum Ausdruck bringen, kein Gegensatz konstruieren, im Gegenteil: beides ist Geist von Ihrem Geist, und Sie wissen, welche Erkenntlichkeit ich diesem Geist schulde. Aber hier, in den Versen, spricht Ihre Berufenheit, jede Ichbefangenheit sprengend, unmittelbar in der Aktualität Ihrer Ich-Erschütterung: im Wort von Mensch zu Gott, von Gott zu Mensch, von Mensch zu Mensch, von Mensch zu Tier und aller Kreatur. Das Wirklichkeitswesen, das sich hier ausspricht, sind Sie und sind es nicht. Die Idealfigur, die Sie dort darstellen, sind Sie und sind sie nicht. Merken Sie, welchen fundamentalen Unterschied ich da im Auge habe? Obschon ich nicht verkenne, daß Sie in beiden Fällen einer Eingebung folgen. Ach, könnte ich's Ihnen nur klarer machen! Aber nein: Sie begreifen gewiß, was ich meine!

Gespannt bin ich auf die Opernstile für Webern. Was diese besondere Aufgabe betrifft, da habe ich großes Zutrauen zu Ihnen. Es spricht auch außerordentlich für das Einhorchungsvermögen des Komponisten Webern in die eigene Tonwelt Ihres dichterischen Schaffens, daß er mit dieser Bitte an Sie herangetreten ist. Hier ist ein Übereinkommen, das Ihnen beiden frommen mag. (Übrigens, ich habe mir eben vorhin im Radio die herrliche Schönberg-Aufführung angehört, die Webern dirigieren sollte, aber nicht dirigiert hat, weil – wenn ich den Ansager richtig verstanden habe – Webern unter der Last der Vorbereitung, bzw. den Mühen der Einstudierung, zusammengebrochen ist. Bitte, schreiben Sie mir, ob Webern ernstlich erkrankt ist, und übermitteln Sie ihm meine herzlichsten Grüße und Wünsche!)

Schmachvoll ist die Behandlung, die Ihrem Mann in Wien widerfährt. Er sollte in die Möglichkeit versetzt werden, dieser Stadt den Rücken zu kehren. Ich bin nicht leicht aus der Fassung zu bringen. Aber wie ich diesen plastischen Quargel, diesen ohnmächtigen Hetzkitsch gesehen hab', der an Stelle seiner ungemein beherrschten Matteotti-Statue zur Ausführung bestimmt werden soll, da hat sich wirklich etwas in mir aufgebäumt. Ist denn kein Mensch in Wien, der sich für ihn einsetzt? Sind denn die Leute blind für den klaren Ausdruck seiner Künstlerschaft? Oder sind sie ihm gerade deshalb mißgünstig gesinnt? Gewiß, das Bedeutende spricht für sich selbst, je stummer man sich an ihm vorbeidrückt. Aber wenn ich bedenke, welche Existenzschwierigkeiten ein solcher Zustand für den Einzelnen im Gefolge hat, was einer hinunter würgen muß an Ekel über solche Behandlung, während die nüchternsten Existzen rings um einen herum, sofern sie ihre Dürftigkeit nur entsprechend aufzuplustern verstehen, Ehre und Erfolg einheimsen, dann kann ich begreifen, mit welchen Anfechtungen Freund Humplik zu kämpfen hat. Gleichwohl – er möge den Mut nicht sinken lassen, wenn auch im Augenblick keiner von uns so grotesk »erniedrigt und beleidigt« sein mag wie er; denn er ist dies ja von den Wortführern der Erniedrigten und Beleidigten. Es ist wichtig für ihn wie

für uns alle, daß er sich dergleichen nicht mehr als nötig zu Herzen nimmt. Ich lasse ihn ganz besonders grüßen.

Auch ich erhalte eine Absage nach der anderen, d. h. – um nicht ungerecht zu sein: es ergab sich, daß ich neulich nach einander zwei Absagen aus München erhielt. Die eine von einem kleinen Kunstverlag, der eine leitende Stellung ausgeschrieben hatte, die andere von einem Münchener Zeitungs-Verlag, bei dem ich mich um einen Korrektorsposten beworben hatte. Nichts zu machen. Aber ich muß sagen: mir leuchtet das alles sehr gut ein, und ich empfinde nichts Ungerechtes dabei.

Komisch – haben Sie gelesen, welche Aufklärung der Fall mit den Gedichten aus dem Czernowitzer Irrenhaus gefunden hat? (Kraus hat mir kürzlich durch Dr. Münz 50 Schilling überweisen lassen. Das war mir, unter uns gesagt, etwas peinlich. Obwohl er sich jede Bestätigung verbat, mußte ich ihm doch danken, aber zugleich auch mitteilen, daß ich keine Not leide. Im übrigen meint er es in seiner Art sehr gut.)

Was gibt's Neues bei Ihnen in Wien?

Es grüßt Sie und Ihre Lieben von Herzen

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Dank noch für die hübschen Aufnahmen aus Fuschl. Ihre Frau Schwester hat mir übrigens so ziemlich die ganze Kollektion gezeigt, soweit sie schon entwickelt war.

764 AN HILDEGARD JONE

15. XI. 1928

Verehrte Freundin!

Hätte ich geahnt, daß mein Brief etwas Kränkendes oder gar tief Verletzendes für Sie haben könnte, so hätte ich ihn doch selbstverständlich nicht geschrieben. Ich bin aber überzeugt, daß Sie sich bei ruhiger Überlegung selbst sagen müssen, daß ihm anderes zugrunde liegt, als was Sie aus ihm herausgelesen haben. Es kommt doch sehr auf den Zusammenhang an und was Ausdrücke, die Sie als Kränkungen Ihrer Person empfinden, innerhalb dieses Zusammenhangs sachlich besagen wollen, um meinem Standpunkt gerecht zu werden. Ich denke, es ist in meinen Ausführungen doch deutlich genug zum Ausdruck gebracht, daß mir nichts ferner lag als eine Verdächtigung des Wesens Ihrer Dichtung. Im Gegenteil, was ich darzulegen versuchte, war: daß und warum mir in der Darstellungsform des »Vater unser« – hören Sie wohl: in der Form, nicht im Gegenstand der Darstellung! – Ihr Wesen, sowohl was seine religiöse wie seine dichterische Substanz betrifft, weniger voll und unmißverständlich untergebracht erscheint als in den Gedichten. Dies deutlich zu machen ist mir, wie ich sehe, nicht gelungen. Das muß ich natürlich als meine Niederlage ansehen. Und wenn Sie sagen, daß es Mangel an Liebe

ist, der dieses mein Versagen verschuldet hat, so bin ich gewiß der Mensch, dies zu bedenken und zu beherzigen. Ich wünschte Ihnen um alles in der Welt nie weh zu tun.

Ich bin, wie immer, in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

765 AN DANIEL SAILER

Mühlau, 10. XII. 1928

Lieber Herr Sailer!

Haben Sie Dank für Ihre freundlichen Zeilen! Zum Glück kann ich Ihnen die beruhigende Mitteilung machen, daß ich ab Neujahr eine Anstellung gefunden habe, und zwar als Zeitungskorrektor in der Wagner'schen Druckerei, zum Tariflohn von ca. S 300.- monatlich. Es ist ja mehr oder weniger ein Notunterkommen, aber es ermöglicht mir, meine Familie zum größeren Teil doch wieder selbst zu versorgen. Die Arbeit – eine rein mechanische Arbeit – ist zwar etwas anstrengend, namentlich für die Augen, und auch die täglichen Arbeitsstunden sind ausgibig: von 1/2 8–12 v.m. und 3/4 2–6 nm. (mit Ausnahme von Samstag-Nachmittag, der frei ist). Vielleicht ergibt sich mit der Zeit doch etwas Besseres auswärts. Kurz vorher hatte mir der bekannte Verlag Jakob Hegner in Hellerau bei Dresden eine Korrekturstelle in seiner berühmten Druckerwerkstatt angeboten, aber die Anstellung scheiterte am Widerstand des Betriebsrates, weil ich kein Zeugnis beibringen konnte, daß ich bereits in ähnlicher Verwendung gestanden bin. Bei Hegner hätte ich mich natürlich weit besser am Platze gefühlt und auch mehr Aussicht gehabt, mir wieder eine günstigere Position zu erringen. Aber es muß mir nun auch so recht sein. Jedenfalls verdiene ich mir nun das Zeugnis für den Fall, daß sich mir noch einmal die günstige Gelegenheit, von hier weg zu kommen, bieten sollte.

Aber wie geht es *Ihnen*, lieber Herr Sailer? Auch ich denke oft an Sie und wäre froh zu hören, daß es Ihnen gut geht. Wie lange gedenken Sie denn noch von hier fort zu bleiben?

Wegen Dallago habe ich mich erkundigt. Sein 60. Geburtstag – Gott, wie die Jahre vergehen! – fällt auf den 14. Januar. Schade, daß ich ihm nicht auch entsprechend gratulieren kann. Aber an der Entfremdung, die zwischen uns eingetreten ist, bin ich wohl nicht allein schuld.

Lieber Herr Sailer, ich wünsche Ihnen recht frohe Weihnacht und ein glückliches neues Jahr. Hoffentlich sehen wir uns recht bald wieder!

Es grüßt Sie von Herzen

Ihr Ludwig Ficker

1929

766 VON ERIKA MITTERER

Wien I Hegelgasse 7

12. II. 1929.

Sehr verehrter Herr Dr. Ficker,

ich weiß zwar nicht, wie es mit dem Brenner-Verlag steht und ob seine Zeitschrift noch erscheint, aber ich möchte Ihnen doch diese Gedichte schicken, um von Ihnen gekannt zu sein; wären Sie wohl so freundlich, mir einmal in ein paar Zeilen Ihre Meinung darüber zu sagen?

Veröffentlicht habe ich bisher nur in Anthologien und Zeitschriften (»Individualität«) ich möchte die Gedichte schon sehr gerne in einem Band sammeln, aber bis jetzt ist dazu wenig Aussicht. -- Bitte entschuldigen Sie, wenn ich Ihre Zeit vergeblich in Anspruch genommen habe! – Mit vorzüglicher Hochachtung und im Voraus dankbar für Ihr Zuhören

Erika Mitterer

767 AN ERIKA MITTERER

Mühlau, 15. II. 1929

Sehr verehrte gnädige Frau!

Gerne teile ich Ihnen mit, daß ich Ihre Gedichte mit dem Gefühl, der Stimme einer schönen Begabung zuzuhören, gelesen habe. Gewiß ist es so, daß Ihre Empfindung im Wohlklang des Klangbildes, das ihr zum Gleichnis dient, in eine klar erkennbare Höhe getragen wird, die dem Auge dessen, der hier in Betrachtung verweilt, keine Schwierigkeiten bietet; denn klanglich, rhythmisch, anschaulich löst sich der Horizont Ihrer Dichtung, und schiene er für Augenblicke noch so umwölkt, in jedem Augenblick in Harmonie und Wohlgefallen auf. Das ist sein Vorzug, aber auch sein Mangel, seine Grenze, die die Tragweite Ihrer Stimme – vorläufig wenigstens – bestimmt. Er weist ins Endliche, in das Geklärte einer rundgefugten Form, in der jede Frage sich selbst beantwortet und im Einverständnis mit dieser Antwort sich selbst zur Ruhe bringt – er mißt den Raum Ihrer persönlichen Empfindung aus, und zwar mit Glück und ohne Schwierigkeit, so daß es dem Leser leicht fällt, sich auf Ihren Standpunkt zu stellen, bzw. sich in Ihre Lage zu versetzen, kurz: das zu begreifen, was Sie anspricht aus der Wortwerdung Ihres Erlebnisses heraus.

133

Aber Lyrik hat doch noch einen Sinn und eine Bestimmung darüber hinaus – wenigstens dort, wo sie groß in Erscheinung tritt – und die ist: aus dem Persönlichen heraus so zum Mitmenschen zu sprechen, daß aus dem eigenen Erleben heraus *sein* eigenstes Erlebnis angerührt und so über sich hinausgehoben erscheint, daß es im Unendlichen, im Überpersönlichen zwischen Mensch und Mensch, kurz: im Gleichnis seiner letzten Wirklichkeit, festgehalten und zu resonieren scheint. Man möchte, um es kurz zu sagen, über Ihre Worthimmel hinaus das Firmament geweiter, gelichteter, d. h. aber gewichtiger spüren, als es tatsächlich der Fall ist. In »Traum« ist eine Ahnung davon enthalten. Anderes wieder ist lyrisch referiertes Weltgefühl, alles aber in Klang und Anklang zu sehr »gekonnt«, als daß es tieferen Eindruck hinterließe. Das kann ja aber vielleicht noch anders werden. Nie reflektiert ein Mensch im Augenblick seine letzte Möglichkeit, auch wenn es immer nur im Augenblick sie zu verwirklichen, sie wahrnehmbar zu machen gilt.

Leider bin ich durch den Zusammenbruch meiner äußeren Existenz, der mir die Fortführung des Brenner – der Zeitschrift wie des Verlags – verwehrt, nicht in der Lage, für Ihre Gedichte etwas zu tun. Ich sende sie daher mit bestem Dank zurück.
Ergebnest

Ludwig Ficker

768 AN HANS JAEGER

Mühlau, 17. II. 1929

Lieber Herr Jaeger!

[...]

Ich freue mich, daß Sie Karl Kraus kennen gelernt haben und daß er Ihnen auch persönlich so gut gefiel. Ja, er ist doch immer wieder – gerade weil er ohne Vorbehalt nur sich gibt, von innen heraus ganz ursprünglich nur sich und sein Erlebnis an der Welt im Geiste umsetzt – das stärkste Erlebnis und die zuverlässigste Orientierungsmöglichkeit für jeden, der auch unter bedingteren Verhältnissen und Gesichtspunkten dem Leben des Geistes und der Wahrheit dienen will. Denn das tut er auf *seine* Art – und eine andere hat ihn ja wohl nicht zu bekümmern – in geradezu vorbildlicher Wahrnehmung einer Mission, die so, wie sie ihm auferlegt war, sicherlich die schwierigste und atembeklemmendste war, die eine Zeit je zu vergeben hatte, aber so, wie er sich ihrer entledigt hat, auch seiner und *nur* seiner würdig war. Um wie viel dankbarer ausgeglichener und ausgleichender, ist demgegenüber schon die Aufgabe Haeckers, die ohne das Wirken Kraus', bzw. ohne Kenntnis dieses Wirkens, in ihrer spezifischen Bedeutung und Berufenheit über das konfessionelle Moment hinaus gar nicht wahrzunehmen wäre, ja von denen, in deren Kreisen er heute sein großes, edles Wort führt, tatsächlich kaum wahrgenommen wird. Das ist die Tragik, die *er* wieder mit in Kauf zu nehmen hat.

Leider, lieber Herr Jaeger, kann ich an eine Fortführung des Brenner unter den gegebenen Umständen – aber auch aus Gründen, die tiefer liegen – nicht mehr

denken; nicht nur vorläufig, wie mir scheint, sondern wohl für immer. Ich bitte Sie das auch Herrn Kütemeyer zu sagen, damit er sich zwecks Publizierung seiner Arbeit nicht mehr an den Brenner gebunden erachtet. Schade! Aber es mußte ja und durfte auch getrost so kommen. Was deutlich zu machen war, ist deutlich genug in Erscheinung getreten; darüber hinaus war nichts mehr zu gewinnen und nichts mehr zu verlieren.

Unter der Jugend Deutschlands übrigens regt sich manches von Bedeutung. Lesen Sie z. B. »Das abenteuerliche Herz« von Ernst Jünger, erschienen im Frundsberg-Verlag zu Berlin. Dieses Buch, das mir vor kurzem zugeschickt wurde – es ist eine Sammlung aphoristischer Betrachtungen voll innerer und unbefangen aufgeschlossener Wahrnehmungsgabe – hat mir ausnehmend gut gefallen, und sein Autor – in der Diktion etwas an Santer erinnernd, nur unvermummter als dieser – hätte im Brenner eine gute Figur abgegeben. Schade, daß ich keine Möglichkeit mehr sehe, ihn zur Mitarbeiterschaft einzuladen.

Doch genug für heute! Empfehlen Sie mich bitte Ihrer verehrten Frau Gemahlin und seien Sie selbst auf's freundlichste begrüßt von Ihrem sehr ergebenen

Ludwig Ficker

769 AN FERDINAND EBNER

25. III. 1929

Lieber Herr Ebner,

ich muß Ihnen gleich schreiben, *à tempo* – und wenn's auch nur ein paar Zeilen werden – sonst komm' ich, fürchte ich, nicht dazu. Ich hab' nämlich seit Neujahr eine Anstellung: als Zeitungskorrektor bei den »Innsbrucker Nachrichten«, im Wochenlohn (samt Überstunden) von rund S 80.–. Alle Versuche, mir eine bessere Position zu verschaffen, sind fehlgeschlagen. Wohl hat ein katholischer Verlag vorübergehend und in jüngster Zeit noch ein jüdischer sich für die eventuelle Fortführung des »Brenner« interessiert, aber unter Voraussetzungen, auf die ich nicht eingehen konnte. Was mir heute ganz klar ist, ist dieses: daß ich die ganze Brenner-Sache, ob sie nun der Vergangenheit angehört oder nicht, mit meiner Existenzfrage in keiner Weise verquicken darf. Soll es so sein, daß ein Brenner noch erscheint – vorderhand zweifle ich –, dann kann ich ihn, das weiß ich, herausbringen, und wenn ich Stiefelputzer wäre. Das hat mit der Frage, ob es mir gut oder schlecht geht, gar nichts zu tun; ja, es ist möglich oder doch wenigstens denkbar, daß meine Chancen als Sachwalter des Brenner steigen, je mehr ich mich im äußeren Leben durchfretten muß. Vorderhand bin ich schon froh, wenigstens das Notdürftigste für mich und meine Familie zu verdienen, so daß ich nicht mehr ganz auf die Unterstützung meiner Geschwister angewiesen bin; das war jedenfalls die schlimmste Zeit für mich. Heute weiß ich, daß ich mich im Notfall immer als Korrektor durchschlagen kann, auch noch in älteren Tagen. Was mich angreift, ja erschöpft, ist nur die ungünstige Diensteinteilung, die ich akzeptieren mußte:

Tagtäglich komme ich erst um 1/2 12 Uhr nachts von der Beschäftigung heim, muß aber um 7 1/2 früh (nach Sonn- und Feiertagen schon um 6 Uhr früh) wieder an Ort und Stelle sein. Dazu kommt noch, daß die Arbeit für die Augen anstrengend ist und daß ich sie in einem Maschinensaal leisten muß, in dem der Geruch von Blei und Druckerschwärze vorherrscht und das Geklapper der Setzmaschinen keinen Augenblick zum Stillstand kommt. Die Nachmittle habe ich zwar frei (bis 1/2 7 Uhr abends), aber ich bin immer zu schlafbedürftig und zu augenmüde, um mit ihnen für mich etwas beginnen zu können. Vielleicht kann ich mit der Zeit doch erreichen, daß ich eine bessere Einteilung bekomme, die mich von dem Nachtdienst befreit – vorderhand habe ich tatsächlich die ungünstigste von den 3 Zeitungskorrektoren –, dann ist schon wieder etwas gewonnen. Überhaupt bangt mir um mich weniger denn je; wenn mir die Vorsehung nur noch hilft, meine Kinder halbwegs unterzubringen (Florian und Birgit maturieren heuer), dann will ich mich über nichts beschweren, was mein Leben schwer macht. Denn ich habe gelernt, weder die Zuversicht noch die Geduld zu verlieren; das hat aber mit meiner äußeren Lebenslage nicht viel mehr zu tun.

Wie wär's, lieber Freund, wenn auch Sie Ihre »Leidenszeiten« als eine Art Prüfungsgeschenk hinnehmen wollten? Ich weiß, das sagt sich leicht und hängt auch nicht allein vom Wollen ab. Aber daß Sie von solchen Leidenszeiten heimgesucht sind, ist doch keine absonderliche, sondern eine – fast möchte ich sagen – natürliche Sache, die weniger zu bedeuten hat, als Sie glauben. Verstehen Sie mich recht! Sie sind der einsamste Mensch, den ich kenne, so einsam, daß auch noch Ihre Theorie und das Gebäude Ihres Denkens dazu herhalten muß, es der Welt zu verschleieren; das macht, weil Sie eine tiefe Scham darüber empfinden, so einsam zu sein. Aber ist das Ihre Schuld? Ich weiß, ich höre es Ihnen an: Sie sagen »ja«! Und tatsächlich steht Ihnen auch keine andere Antwort zu Gesicht als diese, die eines Mannes Antwort ist, der sich seiner Verantwortung nicht nur als Denker, sondern auch von Mensch zu Mensch bewußt ist. Daher die Bewußtseinsverdunkelungen in einem Zwiespalt, der nur durch einen Zuspruch der Vorsehung von Zeit zu Zeit, für immer aber nur durch einen Einspruch der Vorsehung zu beheben ist, der heute erfolgen kann, morgen – was wissen wir darüber so Genaues? – und selbst wenn er nicht erfolgt, die Tragweite dieses Zwiespalts in ein so helles Licht rückt, daß er ruhig als Denkmal seiner selbst und seiner Beziehung zum Willen der Vorsehung bestehen bleiben kann – umso ruhiger, da es doch schließlich unser aller Schicksal ist, um dessen willen, was über uns hinaus sichtbar und beglaubigt werden soll, in unserem Persönlichen und Endlichen hingeopfert zu werden. Daher aber auch, und weil dies deutlich wird an Ihnen – unwillkürlich – wie kaum an einem zweiten Menschen, denn keinen, wie gesagt, fand ich so einsam: daher auch die Doppeltiefe, das Doppelgründige Ihrer Erkenntnisse und Ausführungen, das ja das Gegenteil von Zweideutigkeit: die Reduplikation eines Eindeutigen ist. Wäre es anders, ich könnte mir die Liebe und Zuneigung, die ich stets für Sie empfunden habe, (einschließlich meiner Verstimmung über Ihre gelegentliche, wenn auch fast notwendig sich einstellende Kleinmütigkeit) nicht erklären. Nur aus einer gewaltigen *Sehnsuchsbeziehung* des Ichs zum Du, die keine rechte Erfüllung fand, konnte der Schatz einer Erkenntnis gehoben werden, mit dem andere, glücklicher Veranlagte, einleuchtenderweise, mehr anzufangen verstehen als Sie selbst. Ich gebe zu,

hier liegt eine leise Tragik, die das Übergewicht Ihrer Schwermutsanwandlungen von Zeit zu Zeit plausibel macht. Aber, wie gesagt, ist das nicht natürlich und ist's ein Grund zum Verzweifeln? Nein, es ist der Tribut, den die Vorsehung von Ihnen fordert – aber doch nicht, um Sie um den Kredit bei ihr zu bringen, im Gegenteil! Was Ihnen not tut, ist ein Mensch, der Ihnen dies sagt, und wenn das *ich* bin, der's hier tut – aus keinem anderen Grund, als weil ich mich dazu angeregt, bzw. aufgelegt fühle –, so sollen Sie mir das nicht übel nehmen. Es grüßt Sie und die Ihren herzlichst, in alter Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Frohe Ostern! Frohe Ostern!

770 VON FERDINAND EBNER

Gablitz, 1. April 1929

Lieber Herr Ficker!

Nochmals danke ich Ihnen herzlich für Ihren Brief, der mir wirklich eine außerordentliche Freude gemacht hat. Wenn Sie auch mit Ihrer Stellung bei den »Innsbrucker Nachrichten« für den Augenblick wohl nur zur Not untergebracht sind – was diese Stellung Ihnen einträgt, ist für Sie verzweift wenig –, so ist das ja im Vergleich zur Fatalität Ihrer Situation im vorigen Jahre doch eine Sache, derer man froh sein kann. Und glauben Sie mir, ich bin es mit Ihnen. So sehr ich auch das Mißliche u. Peinliche der Ihnen aufgedrängten Arbeitsweise nachfühle. Aber immerhin glaube ich Sie im Lärm u. Bleigeruch eines Setzsaales noch an einem Platze, der Ihnen mehr angemessen ist, als wenn Sie Ihre Arbeit am Schreibtisch einer Redaktion zu verrichten hätten. Nehmen Sie es mir, bitte, nicht übel, wenn ich Selbstverständlichkeiten herschreibe. Für den »Brenner« mag, wenn Sie auch gegenwärtig sein Wiederauferstehen bezweifeln, vielleicht wieder nur, wie während des Krieges, eine mehr oder weniger große »Pause« gekommen sein, wie damals durch äußere Umstände erzwungen, u. vielleicht aber wieder, wie damals auch, tiefer bedeutsam für seine innere Ausgestaltung. Ich komme öfter auf einen Gedanken zurück, den Sie möglicherweise gar nicht als richtig anerkennen könnten. Nämlich: daß der Brenner in den sieben Folgen nach dem Krieg das seinem hier In-die-Erscheinungtreten zugrundeliegende u. es bewegende »Problem« eigentlich bereits gelöst habe, mindestens im Wesentlichen – darin gelöst, daß er das Problem aufrollte –, sodaß also, eben innerhalb seiner eigentümlichen Aufgabe, innerhalb des Prinzips seines »Anspruchs« an den Leser, dazu nichts Neues u. Wesentliches gesagt werden könnte. Daß der Brenner, wie er jetzt vorliegt, auch innerlich abgeschlossen sei, dürfte wohl ebenso wenig der Fall sein, als eine etwa in ihm selber u. seinem Wesen begründete Bestimmung, Torso zu bleiben. Allerdings könnte ich mir nur ungefähr ein Bild seiner etwaigen künftigen Geistesgestalt, seines künftigen Geistesgehalts machen – überdies vielleicht ein gar nicht zutreffendes Bild. Vielleicht ist's wieder

ähnlich wie beim Übergang der ersten Gestalt der Zeitschrift (die ich nur aus einer einzigen Jahresfolge kenne) in die zweite; wie diese schon im Jahrbuch 1915 in Umrissen sichtbar war, so mag auch die am Ende doch kommende dritte Gestalt sich schon angekündigt haben – etwa in den letzten zwei oder drei Folgen. Gewiß wird es nicht anders sein als wie es für Sie selber u. Ihre Zuversichtlichkeit ausgemacht ist: daß dieser Brenner erscheinen wird – gleichgültig ob in einer einzigen oder mehreren Folgen –, wenn es eben sein soll u. in der geistigen Ordnung der Dinge bestimmt ist, daß er erscheint. Und ob sein Herausgeber dann als Zeitungskorrektor sein Brot verdient oder anders, ist nicht nur nebensächlich, sondern belanglos.

Noch etwas, als mir besonders am Herzen liegend, möchte ich zu Ihrem Briefe bemerken. Jedes Wort seiner zweiten Hälfte bezeugt mir, daß Sie denn doch nicht – was wahrlich kein Wunder wäre – mit mir die Geduld verloren haben. Darüber bin ich sehr froh. Und jedenfalls weit entfernt davon, auch nur eines Ihrer Worte übelzunehmen. Wie wäre dies überhaupt möglich, daß ich etwas, das in so herzlich persönlicher Anteilnahme u. Eindringlichkeit mich anspricht, übelnehmen könnte? So gar zerfahren u. verfahren sind die Wege meines Gemüts- u. Gefühlslebens denn doch nicht. Und wenn ich Ihnen für Ihren Brief so sehr, so ganz besonders dankbar bin, so doch vor allem für die Gesinnung, die Sie jene zweite Hälfte schreiben hieß.

Nicht nur ich freute mich über das Lebenszeichen von Ihnen, sondern ebenso sehr meine Frau. Sie hatte es mir das ganze Jahr hindurch immer wieder zum Vorwurf gemacht, daß ich nicht mit einem Brief Ihr Schweigen – das uns beiden schon beängstigend wurde – durchbräche. Sie läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Bitte richten Sie an Florian u. Birgit unsere Grüße aus u. sagen Sie beiden, daß wir Ihnen für den heurigen Sommer zu dem besonderen Anlaß ihrer bevorstehenden Matura recht recht viel Glück wünschen.

In herzlicher Ergebenheit

Ihr Ferdinand Ebner

771 VON THEODOR SAPPER

Theodor Sapper,
Graz, Merangasse 51

25. IV. 1929.

Sehr geehrter Herr Dr!

Vor Jahren erhielt ich von Ihnen das Gedenkbuch für Georg Trakl und seine Photographie. Meine Einstellung haben Sie daraus gewiß erkannt. Heute, nachdem ich viele Jahre schon ohne jeden Erfolg geblieben bin, schicke ich Ihnen einige Gedichte; obwohl ich mehrere Bände Gedichte und Prosa habe, ist so gut wie nichts gedruckt worden. Vielleicht ist es Ihnen möglich, etwas für meine Dichtungen zu tun, wenn sie Ihnen gut erscheinen; ob das der Fall ist, wißte ich sehr gern, ich wäre Ihnen für ein Urteil dankbar. Ich brauche nicht zu sagen, welches Schicksal

heute ein Dichter hat, wenn er nicht mit der Menge geht, und wie zermürbend es ist, wenn nichts, rein gar nichts von seinem Schaffen durchdringt. Für meine Dichtungen ist vor allem Theodor Däubler eingetreten, der mir sagte, daß er Sie kenne, weshalb ich Ihnen schreibe. Däublers Urteil über meine Dichtungen ist restlos gut.

Das, was ich beiliege, ist aus verschiedenen Zeiten – ich weiß nämlich nicht, welche Art von Dichtungen Ihnen für den Brenner-Verlag am besten zusagt, deshalb stelle ich Ihnen Verschiedenes zusammen. Wenn irgendeine Möglichkeit wäre, würde ich nach bestem Wissen das Reifste für einen Gedichtband auswählen; was hier dabei ist, wäre vielleicht, denke ich, für die Zeitschrift brauchbar. Es wäre mir damit sehr, sehr viel geholfen, und ich brauche als Dichter eine solche Hilfe; es kommt nur darauf an, ob Sie der Ansicht sind, daß ich sie verdiene. Ich bitte Sie darüber um Ihr Urteil, das für mich besonders wichtig ist.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebener Theodor Sapper.

772 VOM VERLAG »DIE FACKEL«

VERLAG »DIE FACKEL«
Herausgeber Karl Kraus
Wien, III., Hintere Zollamtstr. 3

Herrn Ludwig Ficker
Innsbruck-Mühlau 102

Wien, 14. Mai 1929

Hochverehrter Herr!

Herr Karl Kraus, der leider über alle Maßen beschäftigt ist, sendet Ihnen mit seinen besten Grüßen den beiliegenden widerlichen Anwurf des Herm Lernet-Holenia gegen das Andenken Trakls und fragt, ob Sie nicht dazu Stellung nehmen wollen.

Mit dem Ausdruck
der vorzüglichsten Hochachtung

VERLAG »DIE FACKEL«
F. Wacha

29. V. 1929

Verehrter Herr Kraus!

Bitte, lesen Sie die beiliegenden Proben der Lyrik des Herrn Lernet-Holenia, und urteilen Sie selbst, ob sich ein possierlicheres Quiproquo denken läßt als seine *coram publico* gewagte Behauptung, Trakl sei ein Abschreiber und Artist gewesen. Gewiß – wer weiß es nicht? –; Trakl ist unter dem Einfluß von Hölderlin und Rimbaud gestanden; und sicher ist, daß er die Kenntnis Rimbauds der trefflichen und von ihm selbst gerühmten Übersetzung K. L. Ammers verdankte. Aber wenn es mit dem Verhältnis Trakls zu seinen Vorbildern keine tiefere Bewandtnis hätte als die von Herrn Lernet-Holenia törichterweise angemerkt, wenn also das, was sein offenes Geheimnis ausmachte und das Maß seiner Bedeutung bestimmte, auf eine solche Unbeträchtlichkeit zu reduzieren wäre, dann müßte man sich doch erstens fragen, woher das Interesse stammt, das dieser Dichter, gerade dieser, gefunden hat, und alle Abhandlungen, die über ihn erschienen sind und heute noch erscheinen, wären überflüssig. (Übrigens können selbst Originale wie Herr Lernet-Holenia lange warten, bis ihnen nach ihrem Tode ähnliches passiert). Zweitens aber und vor allem ist zu sagen: handelte es sich hier nicht um eine im Grunde unvergleichliche und in ihrer Art nicht zu verallgemeinernde Erscheinung der neueren Literatur, also um eine, die im Bestande ihrer Einmaligkeit wie alles einsam Wahre in der Welt auf lange Sicht hinaus nicht zu erschüttern ist, dann wäre doch der Einfluß – der erstaunliche und gewiß oft unausstehliche – nicht zu begreifen, den Trakl auf die Lyrik seiner und der Nachkriegsgeneration und insbesondere auf die Dichtung des Herrn Lernet-Holenia ausgeübt hat. Vielleicht, verehrter Herr Kraus, macht es Ihnen Spaß, eine Probe dieser Dichtung Ihren Lesern vorzusetzen – nur zum Beweis, wie anstandslos, wie mühelos, wie frei vom Schweiße seines Angesichts, Trakl, der entlarvte Abschreiber und Artist, samt dem dazu gehörigen und hier sogar beträchtlichen Zuschuß Hölderlin – auch Rilke ist nicht allzu ferne – in die originelle Lyrik des Herrn Lernet-Holenia aufgegangen ist. Vielleicht versuchen Sie es, seiner Konzentriertheit wegen, mit dem folgenden Destillat:

Auf den Opfertod zweier Jünglinge
von Alexander Lernet – Holenia

Der Anblick der Abgeschiedenen in den offenen Fenstern,
Auferstandner aus rosmarinenen Gräbern,
die Elfenbeinhand-geschmückten Zepter der Arme,
Kronland der Stirn, tragend zwischen Gebüsch delphischen Lorbeers
ungemäßtes Kornfeld gelben, im Tode weitergewachsenen Haars.
O, mit rosenfarbenem, könig-
verschwägertem Blute gefüllter Abendmahls-Kelch in blühenden Lenden
umgeschütteten Leibs auf deinen Altar,
Germanien, frühlingische Patmos.

und ausgestreut das Brot der Engel,
hostienhaft-aphrodisische Schulter.
O, wie leise vergeht, wie Sankt Sebastians,
der Jünglinge Antlitz im bläulichen Herbst.

Schön, nicht wahr? Aber am Ende wird schon alles mit rechten Dingen zugegangen sein. Man darf nur nicht so schwachgläubig sein, daran zu zweifeln. Drum: lassen wir die Toten leben und die Ollapotrida-Köche ruhn! Man kann gar nichts Vernünftigeres tun.

In Ehrerbietung grüßt Sie, Herr Kraus, wie immer
Ihr sehr ergebener

Ludwig Ficker

774 VON GERTRUD VON LE FORT

Baierbrunn i/Isartal
Haus Konradshöhe d. 9. 6. 29

Sehr geehrter Herr von Ficker!

Wie nach dem Erscheinen meines Hymnenbuches so war auch heute Ihr Brief einer der wärmsten u schönsten Klänge, die meinem Roman bisher Antwort gaben. Es ist schwer auf einen Brief wie den Ihren zu danken, denn es liegt in solcher Antwort immer etwas von einem Sich-Zurechnen des Wortes, das doch auch nach Ihrer Meinung – u. die ist das Allerschönste u Tiefste Ihres Briefes – im Grunde für den Autor nur Geschenk u Gabe war, u für das er eigentlich keinen Dank annehmen darf. Weil er also daneben doch ein oft schwer um seine Arbeit ringender Mensch ist, der Mut u Kraft braucht, darum lassen Sie mich Ihnen von Herzen danken, daß sie beide in mir stärkten.

Es grüßt Sie Ihre sehr ergebene

Gertrud le Fort.

775 VON FERDINAND EBNER

Gablitz, 14. Juli 1929

Lieber Herr Ficker!

Seit Ende Juni wartete ich auf eine Nachricht über den Ausgang der Maturitätsprüfung bei Florian u. Birgit. Da sie ausblieb, muß ich beinahe denken, die Sache wäre nicht so ausgegangen als es wünschenswert wäre. Und das täte mir ebenso sehr um Florian u. Birgit, oder wen es traf, als auch um Ihretwillen sehr leid. Doch

mag es ja auch sein, daß Sie aus irgendwelchen anderen Gründen in einer Stimmung sind, die Sie nicht dazu kommen läßt, einen Brief zu schreiben. Aber das täte mir dann auch nicht weniger leid. Gewiß bin ich weit davon entfernt, Sie sozusagen zu einem Brief zu drängen, aber ich will es Ihnen doch nicht verhehlen, daß ich es sehr gerne wüßte, wie es jetzt bei Ihnen steht.

Ich muß Ihnen heute eine Mitteilung machen, die von einigem Interesse für Sie sein dürfte. Im Juni lernte ich Frau Hildegard Jone, Herrn Humplik u. die Mutter der Frau Jone in Wien kennen. Das hat eine kleine Vorgeschichte, über diese jedoch ein anderesmal. Frau Jone erzählte mir, daß Sie sich bereits wieder mit dem Gedanken an eine neue Brenner-Folge beschäftigen. Das zu hören, freute mich, u. noch mehr würde es mich freuen, mehr darüber zu erfahren.

Kürzlich hat mich Frau Jone eingeladen, sie in Ried zu besuchen. Und ich will tatsächlich im August von dieser Einladung Gebrauch machen. Obgleich ich nicht ohne inneres Zögern einen wenn auch nur kleinen Schritt aus der Welt heraus tue, die nun einmal die meine ist u. in der ich mich Gott sei Dank endlich zurecht finde.

Ich lese jetzt Erich Przywaras »Das Geheimnis Kierkegaards«. Und traue meinen Augen kaum. Ein Bakchant, aus der magischen Operette von Kraus u. einem Wiener Literatencafé ausgekommen u. ins Neukatholische übersetzt. Tatsächlich, der hat freilich nicht das Zeug dazu, wie der ehrliche Schrempf Kierkegaard einfach nicht gar zu ernst zu nehmen – dazu gehört eben Ernst – u. so das Geheimnis dieser so sehr überschätzten Persönlichkeit – wir alle beim Brenner überschätzen mit – zu lüften.

Mit herzlichen Wünschen Ihres Wohlergehens

Ihr ergebener Ferdinand Ebner

776 AN THEODOR HAECKER

20. VII. 1929

Lieber Herr Haecker!

Herzlichen Dank für Ihre freundliche Anfrage! Sie beschämt mich umso mehr, da Sie, wie ich erst kürzlich erfuhr, im Juni Ihren 50. Geburtstag feierten – ausgerechnet mir aber muß das Malheur passieren, nicht darauf vorbereitet gewesen zu sein. Aber ich war so sicher, daß Sie Ende Dezember geboren seien, da Sie im Bestiarium seligen Angedenkens, soviel ich mich erinnere, mit dem Sternbild des Steinbocks in Beziehung gebracht waren. (Das kommt davon, wenn man sich auf die Herren Blei und Schmitt verläßt). Es sei also mein Erstes. Sie post festum recht von Herzen zu beglückwünschen, im übrigen aber mich auszuschweigen. Denn was ich und mit mir so viele (immer wieder erfahre ich das durch junge Menschen) Ihnen zu danken haben, wissen Sie ja selbst oder müssen es doch fühlen.

Von hier kann ich Gott sei Dank Gutes berichten. Florian und Birgit haben kürzlich die Matura gut bestanden. Florian, der im Herbst nach Wien auf die Technik kommt – durch ein Arrangement mit meinen Geschwistern und das besondere Entgegen-

kommen eines Brenner-Freundes ist es mir möglich, ihm diesen Wunsch zu erfüllen – ist sofort zum Praktizieren als Lehrling in das hiesige Elektrizitätswerk eingetreten, wo er sich als so geschickt erwies, daß er seit einer Woche auch schon einen Lohn empfängt, er hat aber auch schon ordentlich Schwielen an den Händen. Birgit kommt im Herbst zu meinem Schwager nach Paris, um dessen Kindern Nachhilfeunterricht zu geben und sich selbst in Sprachen auszubilden; vorher will sie auch noch einen Maschinschreibkurs mitmachen. Ich bin recht froh, daß für die Kinder zunächst gesorgt ist und daß sie gut veranlagt und überall gern gesehen sind.

Mich selbst macht ja meine kuriose Beschäftigung als Zeitungskorrektor jetzt im Sommer weidlich schwitzen; denn die 10 Setzmaschinen, bei deren lieblichem Geklapper ich mein Tagespensum von 8 1/2 Stunden absolvieren muß, strömen eine Hitze aus, vor der sogar die Hundtagshitze, die jetzt bei den offenen Fenstern hereinströmt, Reißaus nimmt. Leider habe ich nur Anspruch auf eine Woche Urlaub. Auch muß ich häufig Überstunden machen. Aber merkwürdig: alle Beschwerlichkeiten dieser Art greifen mich nicht im geringsten an; im Gegenteil, mitten in diesem Frondienst fällt mir mitunter ein, daß ich doch eigentlich ein unverbesserlicher Nichtstuer bin. Im Grunde fühle ich mich ganz wohl dabei (was wohl auf einen geistigen Defekt hindeutet, über den ich mir aber nicht weiter den Kopf zerbreche). Nur etwas mehr Schlaf bräuchte ich. Und etwas mehr Lohn. (Denn daß ich für einen ungedeckten Unterhaltsrest noch immer das Entgegenkommen meines Bruders in Berlin in Anspruch nehmen muß, ist das Einzige, das mir nicht paßt).

Ja, mit dem Brenner ist das so eine Sache. Aus manchen Anzeichen glaubte ich schließen zu sollen, daß er ad acta zu legen sei. Er schien mir mit der letzten Folge in die Binsen gegangen, obwohl ich zunächst meinte, es sei nun ein neuer Übergang geschaffen – eine Ansicht übrigens, die sich vielen aufgedrängt hat, die nun einfach nicht glauben wollen, es könnte gerade jetzt zu Ende sein mit dem Brenner. Aber Tatsache ist, daß mir bis heute nichts vorliegt, was sich als Keimzelle für einen neuen Versuch eignen könnte; es ist still um mich geworden auch seitens der Mitarbeiterschaft, aber wohl nur, weil man annehmen mußte, daß die Sache nun doch gescheitert sei und auch ich mit keiner Fortsetzung mehr rechne. In dem Moment aber, wo ich einen Beitrag für den Brenner bekäme, an dem ich wieder Feuer fangen könnte, würde ich wohl in kürzester Zeit die Kräfte mobil gemacht haben, um mich an eine neue Folge wagen zu können. Nichts könnte mir im Augenblick willkommener sein, und wenn Sie mir, lieber Herr Haecker, zu dieser Möglichkeit verhelfen wollten, so wäre das natürlich ein besonderer Ansporn für mich. Gerade seit einigen Tagen habe ich das Gefühl, als sollte mir wieder manches entgegenkommen. Aber ich kann mich auch täuschen.

Das Buch von Przywara über Kierkegaard – kommt mir vor – ist ein rechter Zimmt. Es schmeckt nach Gefrorenem mit Schlagsahne. Die richtige Dessertspeise. Dagegen hat mir Kierkegaards »Begriff der Ironie«, mit dessen Lektüre ich gerade zu Ende gekommen bin, einen großen Eindruck gemacht. Was hier alles entdeckt und ans Licht gehoben ist, dieser ganze Komplex diffizilster Wahrnehmungen und Betrachtungen, durchleuchtet von einem Geist, der sich in seinem Elemente tummelt wie der Fisch im Wasser und während er gründlich in jede Tiefe hinabtaucht und wieder aufsteigt die ganze Tragweite und Stille des Geistes spüren läßt, der über den Wassern schwebt: Das ist immer wieder wunderbar und ein Erlebnis.

Im Mai vorigen Jahres, als ich in Wien auf Stellungsuche war, hat mir Felix Braun, den ich dort kennen lernte, erzählt, daß Hofmannsthal eines Tages bei ihm war und daß ihm dabei das Brenner-Jahrbuch 1915 in die Hand gekommen sei. Er habe es mitgenommen und nie wieder zurückgegeben. Als sie einmal darauf zu sprechen kamen, habe Hofmannsthal bemerkt, daß ihm Kierkegaards »Vom Tode« einen unauslöschlichen Eindruck gemacht habe. Daran mußte ich denken, als der Dichter neulich unter so merkwürdigen Umständen starb. Es war doch etwas *Ergreifendes* daran.

Ihnen und den Ihren geht es hoffentlich gut, Herr Haecker. Waren Sie heuer denn schon auf Sommerfrische? Oder gehen Sie erst? Und wohin?

Mit den besten Wünschen für Sie und Ihre Lieben grüßt Sie, wie immer, in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

777 AN THEODOR HAECKER

Mühlau, 5. IX. 1929

Lieber Herr Haecker!

Dieser Tage besuchte mich ein Freund Hans Jaegers, Herr Kütemeyer, der seinerzeit die Anfrage an mich richtete, ob sich der Brenner-Verlag für eine Übersetzung von Kierkegaards »Begriff der Ironie« interessiere, die er in Arbeit habe. Ich bejahte natürlich, mußte ihm aber dann, als der Verlag in Schwierigkeiten geriet, abschreiben.

Vor etwa dreiviertel Jahren erhielt ich ein Schreiben des Herrn Kütemeyer, worin er mich in folgender Angelegenheit um Rat bat. Er hatte die Übersetzung inzwischen bei Chr. Kaiser in München angebracht und diesem, der die Übersetzung sukzessive in Satz gegeben hatte, schließlich auch den Text des Nachworts eingehändigt, das unbesehen in den Vertrag miteinbezogen war. Als Kaiser nun das Nachwort las, wollte er es nicht drucken und bat, ihn von der diesbezüglichen Vertragsbestimmung zu befreien.

Diesen Sachverhalt also teilte mir Herr Kütemeyer mit der Bitte mit, ich möge in das Nachwort, das er mir gleichzeitig sandte, Einblick nehmen und ihm sagen, ob er nicht recht habe, dem Verlag Kaiser gegenüber auf Vertragserfüllung zu bestehen.

Ich las und war perplex. Ich nahm mir Herrn Kütemeyer gegenüber kein Blatt vor den Mund und schrieb ihm, er könne Gott danken, wenn der Verlag Kaiser, der damit sein Ansehen auf das Spiel setze, sich weigere, dieses Nachwort zu drucken. Ich gab ihm des Näheren zu verstehen, wie ungehörig und im höchsten Grade peinlich dieser Ressentimentsausbruch gegen Sie sei, wie komisch der überhebliche Ton einer Polemik berühre, deren ganze Diktion und Haltung nichts anderes besage, als daß man, ohne es zu ahnen, als Widerpart zur Funktion des Angegriffenen geworden sei, und ob es ihm nicht selbst scheine, daß das alles wie die Faust aufs Auge zum Abschluß eines Buches passe, das vom Begriff der »Ironie« handle.

Darauf erwiderte Herr Kütemeyer nichts mehr, und als vor einigen Monaten Oldenbourg mit seiner Ausgabe des »Begriffs der Ironie«, die mir der Verlag zuschickte, herauskam, galt es mir für ausgemacht, daß Kaiser von seinem Projekt zurückgetreten sei.

Nun erfahre ich von Herrn Kütemeyer zu meinem größten Erstaunen, daß Kaiser mit seiner Ausgabe doch herausgekommen sei, und zwar gleichzeitig mit der Oldenbourg'schen, und daß der Übersetzer den Abdruck seines Nachworts darin durchgesetzt habe. Ich wußte davon bis zu diesem Besuch des Herrn Kütemeyer vor einigen Tagen nichts. Auf die naheliegende Frage, warum er mir kein Exemplar zugesendet habe, erklärte er, er habe es nach meiner scharfen Ablehnung seines Nachworts nicht gewagt. Auf meine Entgegnung, ich verstände diese zarte Rücksicht nicht, nachdem er es doch habe drucken lassen, und auf meine Frage, warum er dies getan, ohne es mir zu erklären, und also diese Sache zwischen uns unbereinigt gelassen habe, erwiderte er, meine Offenheit habe er respektieren müssen, aber mein Standpunkt sei ihm eigentlich unverständlich gewesen. Im übrigen habe er zwar das Ganze unverändert gelassen, da und dort aber doch einiges modifiziert.

Tatsache ist, Herr Haecker: daß mir bis heute noch kein Exemplar dieser Kaiser'schen Ausgabe zu Gesicht gekommen ist. Ich betone dies, weil ich in meinem letzten Brief an Sie auf das Erscheinen des »Begriffs der Ironie« Bezug genommen habe, ohne Ahnung, daß außer der Oldenbourg'schen gleichzeitig jene andere erschienen ist, und weil, wenn ich in Kenntnis dieses Umstandes gewesen wäre, ein geflissentliches Hinwegsehen über diese mich Ihnen gegenüber in den Verdacht der Zweideutigkeit hätte bringen müssen.

Mit herzlichem Gruß an Sie und die Ihren
stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

778 VON THEODOR HAECKER

München 22. Oktober 1929
Möhlstr. 34/2

Lieber Herr Ficker,

herzlichen Dank für Ihre Briefe. Wir haben uns gefreut, daß Ihre beiden ältesten Kinder nun so gute Aussichten haben, ihr eigenes Leben zu beginnen. Ich wünschte, daß Sie es etwas leichter hätten. Angesehene bürgerliche Stellungen haben wir ja beide nicht. Aber wir hätten in solchen ja auch nicht tun können, was wir immerhin getan haben. Manches muß schon so sein, wie es ist.

Von dem Buche Przywaras habe ich nur kurz reden hören. Er schickte das Buch an Gott und die Welt, nur nicht an mich, aus welchen Gründen weiß ich nicht. Ich will annehmen aus Sympathie und ahnend, welche Pein mir sein Stil bereitet. Vor einigen Tagen hat mir Stefl den Kütemeyer aus der Bibliothek gebracht, und ich habe das Nachwort jetzt gelesen. Sonst hat mich der Verlag Kaiser über seine Kgd

literatur stets auf dem Laufenden gehalten. Diese letzte Publikation geht mich scheints nach seiner Ansicht nichts an. In einem höheren Sinne könnte das ja stimmen, aber das kann er nicht wissen; so ist eher die Erklärung die, daß er meint, sie gehe mich nur allzusehr an. Wo aber bleibt hier der Mut ohne h?

Früher oder später mußte das kommen, ich habe lange darauf gewartet – ich wundere mich heute, wie lange! – ich war schon in Versuchung, selber eine »Erledigung« zu entwerfen. Sie wäre sprachlich und sachlich vielleicht besser geworden, aber eben diese existentiell unvorhersehbare schwankende Gestalt hätte sie nicht dichten können. Nicht einmal Kgd und Plato haben den Nietzsche dichten können, wiewohl er in beider Werke schon vorweg genommen ist. Ich kann der Tatsache nicht entrinnen, daß dieser junge Mann – ich hoffe, daß er noch jung ist – mein Schüler ist, (noch heute, nicht bloß war) ohne daß ich je von ihm gehört habe. Das erschreckt mich, denn er zeigt ein Unmaß von Verantwortung, dem ich nicht nur persönlich und zufällig, sondern auch wesensmäßig nicht gewachsen bin. Was ein Mensch tut, wird von unbekannten ihm nicht untertanen Gewalten fortgerissen, seinem Willen und noch mehr seinem Können völlig entzogen! Dämonen oder Engel treiben damit ihr Spiel. Er war kein guter Schüler, er war nur ein Behaviorist und ist darum ein schlechter Stilist. Wunderbar ist die Lagerung der Gedärme im Leibe des Menschen, aber ihr schreckliches Widerspiel ist eine Darmverschlingung – zuerst ist doch die Ordnung. Zuerst ist die hierarchische gedankenbefohlene Ordnung einer Periode bei einem großen Schriftsteller, ehe einer hoffnungs und lieblose, grausam schmerzende Satzverschlingungen verschulden kann, wie dieser Kütemeyer. Ich bin kein Lehrer gewesen, so ist er ein schlechter Schüler geworden allein dadurch daß er meinte, mein Schüler sein zu müssen. Ein Mißverständnis. Und doch glaubte ich gesagt zu haben, wer Lehrer ist, und daß ich es nicht bin. Als einzigen sachlichen Einwand gegen mich finde ich, daß ich Sätze der Pseudonyme Kgds – ganz bestimmte natürlich, nicht alle – Kgd selber zuschreibe. Das sei eine Falschmünzerei; ein Verbrechen! Die Pseudonyme Kgds sind nun aber zur guten Hälfte nichts anderes als eine Zeitmode, sind Romantik. Behaupten, daß die Glaubensphilosophie des Johannes Climacus nicht auch die Glaubensphilosophie – nicht der Glaube natürlich, sondern eben die Glaubensphilosophie – Kgds gewesen sei; dieses zu behaupten, emphatisch, dogmatisch und mit einem von Beleidigungen strotzenden Vokabularium ist so hirnrissig, von so grotesker und subalterner Albernheit, daß diese Behauptung allein genügen könnte, ihren Verfechter als möglichen Diskussionsgegner auszuschalten. Der Glaube Kgds hatte das wahre Paradox zum Gegenstand: die Inkarnation, von der der gewaltigste Kirchenvater der Christenheit, der Heilige Athanasius der Große sagt, sie sei: pragma paradoxon alethos, also das wahre Paradox. Aber das Paradox der Glaubensphilosophie Kgds ist etwas ganz anderes, ist einfach ein Nonsense und eine Absurdität. Zweimal verhöhnt mich dieser junge Mann – ich hoffe, daß er noch jung ist – weil ich die Jugend davor warne, mit dem »Augenblick« anzufangen, ohne wie es scheint auch nur von Ferne zu spüren und zu ahnen, daß er das Opfer der Mißachtung dieser Warnung, ein so trauriges Ausrufezeichen hinter ihr geworden ist. Denn der ganze Jammer kommt daher, daß er mit dem »Augenblick« angefangen hat. Dieser junge Mann ist ungefähr der Antipode des Ironikers, denn wenn dessen Nichtwissen auf einem echten Wissen ruht und das sein Geheimnis ist, so ist das Wissen unseres

Kütemeyer ein offenbares Nichtwissen dessen, worum es sich handelt. Er läßt sich von der objektiven Ironie auf ein Piedestal stellen. Er ist imstande, den Ironiker zu beschämen ob des leichten Falles: ja er ist schließlich noch imstande, den Ironiker überhaupt in die Flucht zu schlagen dadurch daß er in den Dämmergebieten der Affekte wandelt und sich der Psychoanalyse als erwünschtes Objekt zur Verfügung stellt. Ich kann rein menschlich nur beklagen, daß ein junger Mann – ich hoffe, daß er noch jung ist – so wenig Stolz hat, so wenig Mann ist, daß er zu solcher psychischer Exhibition sich verdammt, in solche Tiefen seelischer Verwirrung sich fallen läßt, wo aus Liebe Haß, aus Haß Liebe wird, Triübungen und Hegeleien, die es im Lichte des Geistes nicht gibt. Dieser junge Kirchenstürmer will mich mit seinem Haß verfolgen, mit *seinem* Haß (wie großartig!) – das läßt er drucken und Chr Kaiser verlegs – er wirft mir dann Pathos vor, ein Übermaß von Pathos, aber er wird lange suchen müssen, bis er bei mir einen pathetischen Satz findet, der komisch und so komisch wirkt, wie der seine: er ist kaum ein substantieller Denker, der ebenso viel Pathos wie Komik hat, er ist als Pathetiker nicht zugleich Komiker und ist eben darum: komisch – er will mich mit seinem Haß verfolgen, bis ich entweder bekenne, daß jeder, welcher mit einem Pseudonym einer Meinung ist, mit Kgd nichts gemein hat, oder eine Professur annahme. Welch ein komischer Pathetiker. Wenn ein echter Pathetiker ein Entweder-Oder aufstellt, so wird dieses doch eines sein, wird einen objektiven Sinn haben; die beiden Glieder werden objektiv, sachlich, nicht durch ein subjektives Dekret bloß, eines das andere ausschließen, und hinwiederum wird eines von ihnen sein, es können ja nicht beide zugleich nicht sein. Indes, was hindert denn einen Professor der Philosophie, ebenso himmrisig und grotesk albern zu sein, wie mein haßliebesrasender Schüler, und zu behaupten, auch bei Kaiser oder Diederichs drucken zu lassen, daß jeder, welcher mit einem Pseudonym einer Meinung ist, mit Kgd nichts gemein hat; und hinwiederum, wo läge denn ein innerer Widerspruch, wenn ich *weder* bekennte, daß jeder, welcher mit einem Pseudonym einer Meinung ist, mit Kgd nichts gemein hat, *noch* eine Professur annähme. Was für ein Stümper im Denken, dieser Augenblicksschüler! Im übrigen überschätzt der junge Mann bedeutend meine Möglichkeiten. Um eine Professur annehmen zu können, muß einem doch zuerst eine angeboten werden; da kann aber ich und er lange darauf warten, bis mir eine angeboten wird. So wird er nicht umhinkönnen weiter zu hassen, will er seinem gedruckten Fluch und Schwur treu bleiben, denn allerdings darauf, daß ich mich zu seiner stupiden Behauptung bekenne, wird er auch länger als mein und sein Leben dauert, warten müssen. Doch so jugendlicher Überschwang hält die Wirkung der Zeit nicht aus, und schon daß diese Haßliebe sich nicht verschließt, sondern sich publiziert, sich exhibitioniert ist ein begrüßenswertes Heilmittel. Damit ist die Hälfte des Giftes schon verspritzt. Dieser junge Mann wird wenigstens von dieser Krankheit gesund werden. Es wird eine Zeit kommen, wo er mich so wenig mehr hassen wird, wie Herr Lissauer heute etwa noch England haßt. (Ich gebe zu, daß dieser England überhaupt nie real gehaßt hat, während Herr Kütemeyer in einer Sphäre lust und leidvoller Verwirrung mich wirklich noch haßt) Dann wird er auch aufhören, über die Schnur zu hauen und keck zu sein. Hoffentlich. Hoffentlich. Denn wenn ich ihm auch reichlich mildernde Umstände zubillige, so können sie doch nicht einen Freibrief abgeben, der ihn schließlich jegliche Grenze der Keckheit, die er sich gegen mich erlaubt,

ungestraft überschreiten läßt. Ihn, den Charakter! Das ist der Clou des Ganzen, das in sich nichts ist: hic Talent, hic Charakter. Der junge Mann macht es sich zu leicht. Wenn sein Satz absolut wahr wäre, daß Talent Mangel an Charakter ist; so möchte er ja vice versa seinen Charakter einleuchtend bewiesen haben, aber sein Satz hat einen Haken, an dem er hängen bleibt. Ich fordere sowohl klarere Talentproben als auch ehrlichere, eindeutigere Charakterproben. Auch ich bin mehrmals aufgefordert worden, mit Schrempp als Herausgeber Reden Kgd's zu übersetzen. Nachdem ich aber scripsi quod scripsi, habe ich ein Haar dabei gefunden und abgelehnt, wiewohl ich nicht einen Augenblick daran gezweifelt habe oder zweifle, daß Schrempp ein Charakter ist und daneben sogar noch Talent hat, und wiewohl ich ihn niemals einen »Falschmünzer« also einen Verbrecher genannt habe; jener junge Mann aber, ich hoffe, daß er noch jung ist, der ihn auf Grund seines »Nachwörtes« notwendig bei Chr Kaiser Verlag so nennt und nennen muß, gibt heute schon mit Schrempp zusammen Reden Kgd's bei Diederichs heraus. So also sieht ein Charakter aus im Gegensatz zu einem Talent. Aber die Aussicht wird noch reizender. Ich glaube, daß man im allgemeinen zu rasch bei der Hand ist, das Lachen nur dem Menschen zu reservieren als ein Absolutum. Analogien gehen voraus. Tiere schon können beinahe lachen. Ich habe Bilder eines Hundes, der lacht. Und unter ihnen noch wird man vielleicht Ansätze dazu finden. Hier aber glaube ich, daß sogar schon Steine so etwas wie lachen müssen, wenn ein Kütemeyer – etwas zimmerlich und mit schlechtem Gewissen, gewiß, noch schlechterem als sonst – anzudeuten wagt, daß Kgd in seinem Angriff auf die Staatskirche und die Theologieprofessoren vielleicht doch mit einer Verbeugung Halt gemacht hätte vor der Theologie und der Professur der Barth und Freunde, Halt gemacht hätte gleich ihm, dem Kütemeyer, seinem Rächer bis in den Tod an mir, dem Verräter, gleich ihm, seinem nun doch wohl berufensten Interpreten, gleich ihm, den Chr. Kaiser verlegt, der Verleger der Barththeologie. Fürwahr, das muß Steine erweichen, damit sie lachen können. Wenn man mit solchen Geschossen nach mir werfen sollte, dann werden die Herren zusehen müssen, wie sie aus den Scherben ihrer Glashäuser herauskommen. Barth und Schüler sind theologisch nicht mehr als Rasmus Nielsen war, sie haben für ihre Bücher nur ein größeres Absatzgebiet. Kgd ist niemals wie sein Augenblicksschüler so »ausschweifend« gewesen, den Papst anzugreifen, ihn etwa einen »Rabenvater« zu nennen (was Chr Kaiser Verlag ruhig verlegt) solange es noch Pastoren gab. Von wie maßloser Lächerlichkeit ist das alles! Warum ist denn diesem meinem traurigen Schüler nicht aufgefallen, was ihn vor dem Abfall oder doch vor dem Ausfall gegen mich bewahrt haben würde, daß ich zu einer Zeit, als ich noch als furibunder Protestant gelten konnte und es auch in einzelnen Stücken noch war mit einer eigentlich unerklärlichen Scheu von dem Amte des Papstes sprach; daß ich in einem ihm, dem Kütemeyer, wie es scheint unvergeßlichen Nachworte als einzige offizielle Stimme, frei von aller Schmach der damaligen Welt, die Stimme des damaligen Papstes hörte, erkannte und öffentlich pries?! Warum hat dieser Charakter, dieser mein Richter, nicht wenigstens so viel Talent aufgebracht, um hier eine geheimnisvolle Entfaltung zu ahnen oder wenigstens rückhörend die einfache Geschichte eines Rückrufes zu vernehmen, anstatt stur und keck drucken zu lassen (und Chr Kaiser verlegt's) mich habe wenn nicht die Reichsmark – aber sie wird genannt, die Reichsmark wird genannt – so doch die

Anerkennung der heutigen Katholiken zum Verräter Kgds gemacht. Dieser junge Mann, der zwischen Überschätzung und Unterschätzung meiner taumelt, unterschätzt mich hier. Um eine Suppe, gekocht nach dem Rezept dieser Zeit, also kaum wohlschmeckend wie das Linsengericht Esaus, das zubereitet wurde in einer Zeit, die noch kochen konnte, meint er, verkaufe ich meine Zukunft in Zeit und Ewigkeit, gebe ich mein Anrecht preis auf die Wahrheit. Dieser junge Mann hält mich in Wahrheit nicht für ein Talent, sondern für einen Idioten, aber er merkt das nicht, dieser Ironiker. Er hat ein taubes Ohr und er hat eine wüste Stimme. Das erste mag das zweite erklären und entschuldigen, er hört seine eigene Stimme nicht, was nichts anderes ist als: er weiß nicht, was er tut. Aber es ist eine wüste Stimme, und es ist erstaunlich, daß der Verlag Chr. Kaiser diese verlorene Stimme mit seinem eigenen Ruf vereinigt, der doch dadurch auch verloren gehen könnte. Denn heute, ausgerechnet heute, den gegenwärtigen Papst, der heute die einzige in Würde und Unerschrockenheit beschwörende *offizielle* Stimme gegen die Sünde des Nationalismus ist, ohne zugleich die Würde und den Wert der »Nation« zu verletzen aus einem baren frechen Nichts heraus zu beschimpfen, ist entweder eine den Arzt angehende Nervenkrankheit oder eine simple Büberei, deren ja gewiß Barth und Freunde nicht fähig wären, deren aber auch ihr Verleger Chr. Kaiser eigentlich sich schämen müßte. Ein furor protestanticus, der eine solche eiternde Furunkulose hervorruft, gehört eingesperrt und in die Zwangsjacke gesteckt, nicht aber gepflegt und ausgestellt von dem Verlag Chr. Kaiser in München.

Dieser mein Schüler hat leider nicht den Mut gehabt, sein Nachwort, wiewohl er es an sich erlebt hat, was ein wirkliches »Nachwort« sein kann, dorthin zu tun, wohin es gehört – in den Papierkorb. Wohin es gehört, sowohl als stilistische Leistung, also als Talentprobe, wie auch als Charakterprobe, nämlich als öffentliche Äußerung einer unreifen, von trüben Affekten beschworenen Privaterinnerung. Er hat Sinn und Wesen von Satire und Polemik durchaus nicht erfaßt. Ich will ihm einen Teil des Geheimnisses verraten. Ich habe grundsätzlich nur gegen Schwache, niemals gegen Starke gekämpft. In mir ist nicht eine Spur von Tollkühnheit, kein Funken von prometheischem Trotz, ich bin immer peinlich darauf bedacht, auf der Seite des Starken zu sein, dem der Sieg gewiß ist, am Ende gewiß ist. Auf der Seite des wesentlich Stärkeren also meine ich, auch dann, wenn er durch eine besondere Zeitverwirrung der faktisch Schwächere wäre. Auf diese Weise habe ich immer gekämpft, feige und klug und ängstlich darauf bedacht, auf die rechte Karte, auf die Karte des Gewinnenden, des am Schlusse Gewinnenden zu setzen, vom intellektuell-mystischen Geschlechte Pascals eher, als vom rational-irrationalen Nietzsches! Wenn ich die Wahrheit auf meiner Seite habe, nicht die, die bloß ich dafür halte oder die irgend ein anderer dafür hält, sondern die es ewig *ist*, dann kann ich einen Satz schreiben, im anderen Falle bin ich die Talentlosigkeit selber in persona und bringe nicht einen Laut, geschweige denn ein Wort oder gar einen Satz hervor. Mit anderen Worten. Wenn ich Kütemeyer wäre, würde ich nicht gegen Theodor Haeccker polemisieren, sondern nur gegen Kütemeyer. Den ersten Grundsatz aller mit den ewigen Mächten verbündeten Satire und Polemik hat mein unbesonnener Schüler nicht erfaßt: *nur* gegen die Schwachen zu kämpfen.

Ich kann ihm nun am Ende weder in der Liebe, die er einstmals für mich hatte, noch in dem Haß, in den sie jetzt umgeschlagen ist, weil er die Konsequenzen

meiner Prämissen nicht erkennen kann, folgen; davon bin ich weit entfernt und dahin kann ich nicht gelangen. Dieser Weg ist mir versperrt. Umsomehr mag er auf einen Rat hören – schließlich war er doch einmal mein Schüler – den ein Gefühl der Verantwortung, trotz allem, mich ihm geben heißt. Er lasse von seinem Haß gegen mich, noch ehe er auf natürliche Weise nachläßt, er vergesse mich, er verfolge nicht mich mit seinem Hasse, sondern mit all seiner Liebe die Wahrheit, dann wird er mich entweder ganz vergessen oder meiner frei von entehrenden – ihn nicht mich – Affekten und Exhibitionismen gedenken. Ich sage das wahrlich nicht, weil ich mich vor seinem Hasse und seiner Verfolgung fürchtete. »Der gewaltige Gott, der die Geister prüft im Streite« weiß, daß ich das nicht tue, weiß, daß im Gegenteil eine niedere Lust und Sucht in mir eher nach solchem Kampfe verlangte, in welchem ich aus Gründen, die ich ihm oben verraten habe, unbezwiglich bin, in welchem ein gewisser Sieg mich und andere hinrisse in allzu irdische Freuden kraft der schönen Folge gerader Gedanken mitten im Liebesspiel verschlungener Sätze. – Ich sage das, weil ich selber vom Irrtum zur Wahrheit kam und unter der großen Verantwortung schreibe, einen Menschen nicht von der Wahrheit ablenken zu dürfen, am wenigsten durch Satire und Polemik. Ich weiß, daß ich nicht aus Furcht das sage und meine Hoffnung ist meine Gewißheit, daß auch mein haßerfüllter Verfolger das im Innersten seines Herzens genau weiß. Auch er weiß, daß ich ihn nicht fürchte.

Kein Mensch ist die Wahrheit, noch ist er das Leben; aber auch der Weg ist kein Mensch. Das ist ein fester Lehrsatz, ein herrliches Dogma in einer Zeit, die wie die unsere im Mythischen, im Prophetischen, im Göttlichen immer und immer leichtsinniger oder auch schwermütiger dilettiert. Auch der Weg ist kein Mensch, auch der Weg ist nur Gott selber, der inkarnierte Gott und *Seine Kirche*. Der Weg, den mein enttäuschter Liebhaber in seinem Nachwort geht, ist ohne allen Zweifel objektiv ein falscher Weg, aber wenn er ihn mit gutem Gewissen geht – ein furchtbarer Nachdruck liegt hier auf »gutem« – dann kann er ihn immer weiter und muß ihn schließlich auf unzugängliche Klippen führen, von denen er abstürzen muß und vielleicht – nicht ohne schmerzliche Wunden – gerade auf den rechten Weg. Und dann war sein Weg doch der rechte Weg – für ihn! Das ist die Dialektik des Weges. Wehe, wenn sie verkannt wird! Wenn es keinen objektiven Weg gibt, wenn er geleugnet wird, so führen alle subjektiven Wege in die Irre und in die Nacht.

Lieber Herr Ficker, dieser Brief geht, glaube ich, den Brenner an. Wenn dieser noch erscheinen würde, müßte er wohl in ihm als »Offener Brief an den Herausgeber des Brenner« veröffentlicht werden.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Theodor Haecker

779 AN KARL KRAUS

27. X. 1929

Verehrter Herr Kraus!

»Le papillon est mort« ist eines Ihrer wunderbarsten Gedichte! Man kann ihm unendlich lange nachsehen, nachlauschen. Ist es nicht, als sei sogar die Gottesliebe in einem Augenblick der Ewigkeit verstummt? Denn wer in dieses Schweigen, diese fürchterliche Pause, einzugehen vermag, der bleibt wohl, selber keines Wortes mehr mächtig, mit dem Unergründlichen der Schöpfung und dem Schicksal aller Kreatur in ihr für eben diesen namenlosen Augenblick allein.

Kaum wagt man, nachher wieder aufzuatmen.

Mit ergebenstem Dank und Gruß

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Darf ich Sie auf ein kleines Versehen aufmerksam machen? In der Anekdote, Seite 8 unten, muß es »*molto difficile*« heißen (nicht *tre*). Und noch eins: Der Autor des Nachworts zu Kierkegaards »Begriff der Ironie« heißt nicht Küstenmayer (S. 77), sondern Kütemeyer.

Vielen, vielen Dank auch weiterhin für das Geschenk der Fackel!

D. O.

780 AN WERNER KRAFT

12. XI. 1929

Sehr geehrter Herr Doktor!

Entschuldigen Sie bitte, daß ich erst heute Ihre freundliche Anfrage beantworten kann.

Es ist für mich sehr schwer, den Fall Halsmann zu beurteilen, da ich den Verhandlungen nicht beiwohnte und auch sonst keine Gelegenheit hatte, mehr zu erfahren als was in den Zeitungen stand. Das Gerücht vom Hungerstreik wurde von der Gefangenhausverwaltung dementiert und wenn man von der sonstigen widerlichen Stimmungsmache absieht, die in die auswärtige Presse lanciert wurde, darf ich wohl sagen, daß auch ich mich nicht getraut habern würde, ein Schuld-Votum auf mein Gewissen zu nehmen. Nicht weil ich von H.s Unschuld überzeugt wäre – seine Verantwortung, in beiden Verhandlungen nicht konform, hat sich der jeweiligen Prozeßlage sehr geschickt und elastisch angepaßt – nein, weil seine Schuld für mich nicht unbedingt feststeht; denn die *Möglichkeit* der Einwirkung eines Dritten ist eben doch nicht auszuschließen, auch wenn sie nicht wahrscheinlich ist und sensationelle Enthüllungen, die die Verteidiger in dieser Hinsicht angekündigt hatten, ein klägliches Fiasko erlitten haben. Die Art und Weise überhaupt, wie die

Verteidiger über jedes vernünftige Ziel schossen, war geradezu peinlich und mußte sich schließlich umso katastrophaler auswirken, als Vorsitzender und Staatsanwalt sich der größten Zurückhaltung und Gewissenhaftigkeit befleißigten. Übrigens ist ja die Nichtigkeitsbeschwerde eingereicht und somit die Möglichkeit, daß die Sache noch ein drittes Mal zur Verhandlung kommt, gegeben.

Auch sagt man mir, daß Jakob Wassermann in der »Neuen Freien Presse« einen Appell an den Bundespräsidenten zur Begnadigung Halsmanns erlassen hat. Ich habe also den Eindruck, daß geschieht, was geschehen kann. Aber auch wenn das nicht wäre und die Sachlage so, daß ich mich mit gutem Gewissen für H. einsetzen könnte: wer *bin* ich, glauben Sie, denn, daß ich den Leuten imponieren könnte? Mich und meine Sache kennt doch die Öffentlichkeit, die da in Betracht kommt, nicht. Wissen Sie denn, wie ich seit anderthalb Jahren, seit dem Zusammenbruch meiner äußerer Existenz, lebe? Daß ich mich von Verlag zu Verlag angeboten habe – in Wien, München, Berlin –, nur um ein Unterkommen zu finden? Alles umsonst. So daß ich schließlich noch froh sein mußte, um nur den notdürftigsten Lebensunterhalt zu haben, als mein früherer Drucker mir einen Posten als Zeitungskorrektor im Wochenlohn antrug. Den versehe ich nun seit bald einem Jahr, jeden Abend von 1/2 7 bis 11 Uhr und jeden Morgen von 1/2 8 bis 11 1/2 Uhr und was gelegentlich noch an Überstunden dazukommt. Das ist alles, was nach außen von mir übrig geblieben ist.

Entschuldigen Sie, daß ich das überhaupt erwähne! Mir geschieht gewiß Recht und dem Halsmann vielleicht Unrecht. Aber wie könnte ich, dürfte ich mich zu seinem Anwalt aufwerfen mit einem solchen Defizit an Ansehen vor der Welt! Sie ahnen nicht, wie unbekannt hier meine Sache ist, geschweige ich selbst! Kein Mensch würde es verstehen. Nein, wir müssen schon vertrauen, daß ihm auch so sein Recht werden wird.

Mit Dank und Gruß, in Hochschätzung

Ihr sehr ergebener Ludwig Ficker

781 VON THEODOR HAECKER

München
Möhlstr 34/2

21. Nov. 1929

Lieber Herr Ficker

vielen Dank für Ihren Brief. Ich war verreist, u. a. in Münster, wo ich Karl Barth beim Bier kennen lernte. Er scheint mir ein fröhlicher unbefangener Schweizer zu sein, der von den Konsequenzen seines Systems – die der Wahnsinn wären – keine Ahnung zu haben scheint!

Was den Fall Kütemeyer anlangt, so habe ich gegen Ihren Plan, ihn mit meinem Brief vor einer Veröffentlichung bekannt zu machen, die größten Bedenken. Er kann ja dann daran drehen und wenden, davon weglassen, wie und was er will,

wenn kein authentischer Text vorliegt. Auf jeden Fall dürfte er ihn nicht *allein* erhalten, sondern nur mit anderen wie: der Verlag Kaiser, die Redaction (Pfarrer Merz) von »Zwischen den Zeiten«, Karl Barth, Gogarten u. a. Sollte eine Veröffentlichung in Frage kommen, würde ich den Brief noch wesentlich erweitern.

Ich komme in den ersten Tagen des Dezember nach Luzern und Olten zu Vorträgen. Sollten Sie die Adressen von Hugelshofer und Walser wissen, dann bitte ich doch, sie mir gleich mitzuteilen.

Sind Sie umgezogen? Oder hat Ihr Haus nur eine andere Bezeichnung bekommen?

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Theodor Haecker

782 AN THEODOR HAECKER

23. XI. 1929

Lieber Herr Haecker!

Leider weiß ich die Adressen von Hugelshofer und Walser nicht. Ich habe seit mehr als zwei Jahren nichts mehr von den beiden gehört.

Ihre Bedenken wegen Kütemeyer leuchten mir vollkommen ein. Ich war gerade dabei, ihm zu schreiben, als ich Ihren Brief erhielt, und möchte Sie bitten, mir kurz zu sagen, ob Sie mit der beiliegenden vorläufigen Mitteilung an ihn einverstanden sind. Ich denke mir nämlich, es wäre für alle Fälle gut, ihm die Möglichkeit, im Brenner zu replizieren, offen zu halten. Er hat dann nur zwei Möglichkeiten, wenn Wort für Wort Ihre Ausführungen voranstehen: Entweder in sich zu gehen, was ihm gut anstünde und, wie mir scheint, akzeptiert werden könnte; oder aber, noch frecher werden und sich vollends um den Verstand reden, in welchem Falle ich ihm zu verstehen geben würde, daß er seine Selbstmordabsicht besser außerhalb des Brenner verwirklicht. Ich kann ihm das dann mit umso besserem Gewissen nahelegen, da ja Chr. Kaiser und der Barth-Kreis über eine eigene Zeitschrift verfügen. Die werden sich freilich hüten, die Blamage auf die Spitze zu treiben, denn ich bin überzeugt, sie ist ihnen schon in dem jetzigen Format peinlich genug. (Daß Kaiser sich geweigert hatte, das Nachwort, als er es zu Gesicht bekam, zu drucken, K. aber auf Vertragserfüllung bestand, glaube ich Ihnen ja schon mitgeteilt zu haben; auch scheint mir, hat Kütemeyer, als er diesen Sommer mich besuchte, eine Andeutung gemacht, als habe man ihn im Seminar zu Gießen (oder Göttingen?), wo er das letzte Sommersemester verbrachte, geschnitten, als man erfuhr, daß er mit dem Autor dieses Nachworts identisch sei.) Ich würde ihn also in diesem Fall mit gutem Recht und Grund an die Redaktion von »Zwischen den Zeiten« verweisen, halte es aber für gänzlich ausgeschlossen, daß Pfarrer Merz sich auf die Sache einläßt. Eher halte ich es für möglich, daß von dieser Seite – unter Ausschaltung und Desavouierung des K. – eine Erklärung in eigener Sache auf Ihre Ausführungen hin erfolgt. Es ist doch gar nicht anders denkbar, als daß diese

Leute selber den K. für ein Kuckucksei ansehen, das ihnen die Vorsehung ins Nest praktiziert hat.

Leider kann ich auch in diesem Augenblick noch nicht sagen, ob ich wirklich weiter einen Brenner herausbringen kann – vieles ist mir heute schwer gemacht, was mir früher leicht fiel, und umgekehrt. Aber in längstens zwei Wochen hoffe ich Ihnen gültigen Bescheid geben zu können.

Alles Gute für die Schweizer Reise! Wie ich Ihnen durch D' Stefl ausrichten ließ, plant eine Gruppe (Neuland) der Wiener katholischen Studentenschaft, Sie zu einer Vorlesung an der Wiener Universität einzuladen. Die Leute trauten sich, wie es scheint, nur noch nicht recht, an Sie heranzutreten; ich habe aber ihrem hiesigen Mittelsmann, der sich in dieser Angelegenheit an mich wandte, Mut gemacht und ihm versichert, daß Sie keine übertriebenen Forderungen stellen würden.

Gott sei Dank haben wir aus unserer alten Wohnung noch nicht herausmüssen, trotzdem mir der Hausherr wegen Eigenbedarfs schon lang gekündigt hat. Sobald er eine einigermaßen entsprechende Ersatzwohnung aufgetrieben hat, werden wir freilich in den sauren Apfel beißen müssen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr ergebener Ludwig Ficker

1930

783 AN THEODOR HAECKER

15. I. 1930

Lieber Herr Haecker!

Ich verstehe Ihren Standpunkt vollkommen. Aus einem bestimmten, freilich sehr äußerlichen Grund tut mir Ihre Absage allerdings auch wieder leid. Es besteht nämlich die Aussicht – das wußte ich jedoch bei meiner letzten Anfrage noch nicht –, daß ich demnächst den Brenner-Verlag zurückkaufen, ja möglicherweise in bescheidenen Grenzen wieder produktionsfähig machen kann, und da wäre mir natürlich nichts lieber gewesen für den Anfang als die Herausgabe einer Schrift von Ihnen. Ausgekommen ist diese Sache sozusagen über Nacht, und zwar so:

Ein mir persönlich unbekannter Professor an der Wiener Technik, Architekt D' Jaray, hatte mich zur Mitarbeit an einem Register für die Fackel eingeladen, das er herauszugeben beabsichtigte. Ich lehnte ab mit einem Hinweis auf meine momentan etwas beengten Lebensverhältnisse, die mir honoris causa die Beschäftigung mit einer so zeitraubenden Sache nicht erlaubten. Darauf erhielt ich ein sehr freundliches Schreiben mit der Bitte, ihn näher über meine Lage zu orientieren, da er als ein dankbarer Leser des Brenner die Absicht und, wie er hoffe, auch die Möglichkeit habe, etwas für mich zu tun. Fast gleichzeitig kam Herr v. Grothe zu mir und fragte mich, ob ich ihnen nicht einen Käufer für den Brenner-Verlag wüßte, sie seien momentan in einer Verlegenheit und bereit, mit dem Verkaufspreis so tief wie möglich herabzugehen. Zugleich erklärte er mir – und ich habe mich auch überzeugt, daß das stimmt –, daß der Umsatzgewinn des Brenner-Verlags im letzten Jahr, wo nur die laufenden Bestellungen ausgeführt wurden, über 4000 Schilling betragen habe und daß man mit einem Jahresgewinn in dieser Höhe auch weiterhin rechnen könne. Das stimmte nun natürlich nur, wenn man von gangbaren Werken wie Kierkegaards Tagebüchern, deren erste Auflage in absehbarer Zeit erschöpft sein wird, eine Neuauflage veranstalten kann. Grothe gab dies zu und meinte, sie selbst seien nicht in der Lage, für den Brenner-Verlag noch irgendwelche Aufwendungen zu machen, andererseits sei ihnen daran gelegen, möglichst bald einen Barbetrag von etlichen tausend Schilling in die Hand zu bekommen, weshalb sie eben mit dem Verkaufspreis bis an die unterste Grenze des Möglichen zu gehen bereit seien. Ich fragte noch, ob die Herren eventuell die Auslieferung und die kaufmännischen Agenden des Brenner-Verlags weiter übernehmen würden, womit sich Grothe gegen 5 % vom Reingewinn einverstanden erklärte. Daraufhin war mein Entschluß gefaßt, ohne daß ich Grothe zunächst etwas davon andeutete. Ich setzte Prof. Jaray sofort von dieser günstigen Chance, meine Sache zurückzuerwerben, in Kenntnis mit der Bitte, mir mitzuteilen, ob er mir die Summe, die zum Rückkauf und späterhin zur

Sicherstellung nötiger Neuauflagen in Frage kommt, beschaffen könne, und ich erhielt zur Antwort, daß dies möglich sei. Die Sache ist insoferne ohne Risiko für mich, da ich, um den Verlag nicht weiter zu belasten, entschlossen bin, vorderhand in meiner jetzigen Stellung zu verbleiben, was mir unter den gegebenen Auspizien natürlich wesentlich leichter fällt als bisher. So kann ich aus dem Umsatzerlös des Verlags (den zu betreuen die freien Nachmittagsstunden, die mir mein gegenwärtiger Broterwerb läßt, gerade hinreichen) in absehbarer Zeit das aufzunehmende Kapital zurückzahlen mit der Aussicht, nach Abtragung meiner Verbindlichkeiten mir selbst doch wieder mehr Atemraum schaffen zu können. Mich sieht diese Lösung deshalb so an, weil sie nicht nur in meinem, sondern auch im Interesse, glaube ich, der Autoren ist, die mir ihre Werke seinerzeit anvertraut haben.

In Anbetracht des Umstandes, daß ich nun voraussichtlich bald wieder Eigentümer des Brenner-Verlags bin, glaube ich es verantworten zu können, wenn ich ohne Befragung der gegenwärtigen Eigentümer sage, daß einer Aufnahme des »Jagdhund des Himmels« in die geplante Anthologie englischer Lyrik von Seite des Verlags nichts im Wege steht. Nur würde ich mir ausbedingen, daß für den Fall der Anbringung eines Quellennachweises vermerkt wird, daß Ihre Übertragung dem Buch »Francis Thompson« aus dem Brenner-Verlag entnommen ist.

Es grüßt Sie und die Ihren in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

784 VON MAX VON ESTERLE

Innsbruck, 11. April 1930

Lieber Freund!

Durch Röck, den Registratur, wurde ich darauf aufmerksam, daß Sie 50 werden und gleichzeitig ein Brenner-Jubiläum feiern.

Es wäre abscheulich, wenn nicht auch ich mich der schönen Zeiten erinnern und mit meinem Gratulationssträußchen einstellen würde. Meine Blumen sind allerdings nicht mehr von erster Frische und riechen schon mehr nach Gewesenheit als nach Zukunft. Aber verlangen Sie von einem ausgeleierten Herzen, das nicht zur rechten Zeit zersprungen ist, nicht mehr, als es leisten kann, als rechtschaffene Freude an dem Ehrentag eines Kameraden, mit dem es so viele Ähnlichkeiten in Bau und Schicksal verbinden. Meine Glückwünsche seien Ihnen in verehrender Erinnerung an Ihre für Tirol und die ganze deutsche literarische Welt bedeutungsvolle, wenn auch zu kärglich erkannte und anerkannte, Lebensleistung dargebracht. Das was im höheren Sinne Ihr Egoismus war, war eigentlich ein Wegbereiter für Andere, und darauf wieder konnte ein Segen ruhen, dessen sich nicht bald jemand in einer ähnlichen Laufbahn rühmen dürfte: mitten in der Allerweltswirtschaft einmal Geistiges von allem Erwerbhaften isoliert zu haben. Dieser seltene Segen möge Sie auch künftighin in Ihrem wirklichen Wirken begleiten!

Aber auch als Freund und Weggenosse möchte ich Ihnen bei dieser Gelegenheit Dank sagen und alles Glück wünschen, dessen Sie bedürfen. Da es für uns in keine Rangsklasse eingeteilten Reservisten der Europäischen Kultur keine Automatik der Alters-Würden und -Ehren gibt, können Sie überzeugt sein, daß ich auch an Werktagen Ihrer mit Freundschaft gedenke.

Ad multos annos benedictos!

Immer Ihr alter M. Esterle

785 VON DANIEL SAILER

30. Mai 1930.

Lieber Herr von Ficker!

Zum zwanzigsten Geburtstage des »Brenner« (am 1./6. 1930) bitte ich Sie, auch meinen Dank hinzunehmen für so viele wertvolle Anregungen, die ich von dieser Zeitschrift empfangen; vor allem für das große Erlebnis Georg Trakl; ohne den Brenner wäre es mir vor dem Kriege und in dieser Stärke niemals zugefallen. Heute schon ist Georg Trakl aus der Geisteswelt unserer Tage nicht mehr fortzudenken. Was er den Zukünftigen bedeuten wird, kann man einigermaßen ermessen, wenn man bedenkt, daß seine schmerzliche Vision sich ja erst ganz wenig erfüllt hat; durch wie viel selbstverschuldetes Elend, durch wieviel Unrat u. Tränen die Welt hindurchmuß; sie, die eine Begegnung in geistiger Tiefe u. damit ihre Gesundung fürchtet, in wieviel Schützengräben sie erst Tiefe gewinnen muß, bis endlich der Nacht über schweigenden Hügeln »der rosige Knabe« entsteigt.

Ja, heute ist es leicht, Trakls Bedeutung zu erkennen. Aber ich denke noch sehr gut der Zeit, wo die Herrschaften, die ihn heute »in Liebe« neben »ihrem« Hölderlin aussprechen, zum Gegenstand ihres Gespöttes gemacht haben; ihn (hier in Innsb.) als unheilbaren Narren bezeichneten; in ihren Blättern (T. Anz. 1913) seine Gedichte verhöhnten, in Faschingsnummern, die heute, zur Scham ihrer Herausgeber, freilich eine seltsame Bedeutung erlangt haben (Faschingszeitung 1914, d. Volksz.) Ich weiß wohl auch, daß Trakls Bedeutung schon zu Lebzeiten von ernst zu nehmender Seite eine Würdigung erhalten hat, die die Anrepelungen armer Winkelrezensenten wohl ertragen, ja gewiß sehr bald humoristisch, komisch, also so nehmen ließ, wie wir es heute alle tun. Aber ich muß die feindliche Haltung der ganzen Sippe gegen den Lebenden, der sie leidend durchschauen mußte, dennoch betonen. War Ihnen, lb. Herr von Ficker, Trakls Bedeutung vom ersten Tage an gewiß, ja vielleicht die Erfüllung einer längst gehegten Erwartung; war Ihnen deshalb die Notwendigkeit, den Dichter der Öffentlichkeit vorzustellen, kein Wagemut, sondern etwas, was Sie mit *Selbstverständlichkeit* zu tun bereit waren: dies eben erhebt Ihr Werk über das aller »Verleger« und macht Sie zum einsamen Nachfahren eines edlen, um die Bewegung des Geistes begeisterten u. besorgten Mannestypus: des Herausgebers, der produktiv ist, weil er im »fremden« Werk sich selber ausgibt. Mögen diejenigen, die heute noch solchen Ehrennamens anmaßend sich wert erachten, schamrot wer-

den (ein frommer Wunsch!), stumm werden vor dem Opfermute, der Sie, lb. Herr von Ficker, befähigte, Gesundheit, Geld u. vieles andere gering zu achten vor Ihrem Werke. Hier ist Eros! Und der stille und ganz gewiß nicht unberechtigte Glaube, daß mit Ihrem Werke Ihr Wesen im Ewigen geborgen ist wohl auch der tiefste Grund, daß Sie Ihr gegenwärtiges Schicksal so manhaft heiter ertragen. Denn was wie eine Ironie erscheint; daß der Mann, der Todfeind alles toten Wortes, nun verurteilt ist, um armseligen Lohn Tag u. Nacht den Unrat seines Gegners hinabzuwürgen – ein Hohn, der vor dem rechtlichen Auge sofort zu einem großen *Ernste* wird, und dem Fernstehenden die Bedeutung Ihres Werkes u. Ihrer Person deutlicher macht, als es ein anderer Umstand vermöchte. –

Darf ich Sie auch fernerhin um Ihre Freundschaft bitten? Sie haben mir in den letzten Tagen einen so großen Dienst erwiesen, haben mir gute Worte gesagt, die ich Ihnen *nie* vergessen werde. Und wollen Sie mir in Dankbarkeit ein offenes Wort erlauben; als vor 5 Jahren jenes große Schicksal über Sie u. Ihre lb. Familie hereinbrach, da habe ich mich zu den Ihren gezählt, bis zu diesem Tage. Lieber, sehr verehrter Freund, es ist zwischen uns damals zu harten Auseinandersetzungen gekommen, ich rechne den Großteil jener Härten meinem wildblütigen Naturell zu; es konnte die Art meines Ausfalles wohl zu Mißverständnissen Anlaß geben, doch der Vorwurf geistigen Hochmutes war nicht zutreffend. Ich habe, das darf ich sagen, nie in meinem Leben einen Menschen im *Herzen* verurteilt, nie! Seinen stärksten Anwalt hatte mein Gegner immer in mir! Ich habe Sie zeitlebens als den besseren Menschen gehalten, als mich; aber eben deshalb um unserer Freundschaft willen, bei der Sie, lb. Herr von Ficker, mich um mein Urteil gebeten haben, habe ich so gesprochen u. gehandelt, wie ich es für Recht befunden habe. In keiner Weise streite ich ab, daß ich in der *Form* gefehlt habe, wollen Sie mir *diese* vergeben; nicht aber im Inhalte, zu dem ich mich heute bekenne wie damals. Lb. Herr v. Ficker, und glauben Sie mir, daß ich alle von diesem Schicksale Betroffenen, alle, achte u. liebe. Gestatten Sie mir aber auch, daß ich wie bisher auch fernerhin ein Freund Ihrer mir so teuren Familie sein darf.

Nochmals vielen Dank für alles! Ich wünsche Ihnen, lb. Freund, daß die Morgenhelle des Hofgartens, in der ich diesen Brief schreibe uns allen u. namentlich Ihnen, einen schönen; dauernden Tag verbürge.

In Liebe

Ihr D. Sailer

786 AN DANIEL SAILER [Entwurf]

1. VI. 1930

Herzlichen Dank, lieber Freund, für das schöne Geschenk Ihres Briefes, über das ich mich sehr gefreut habe!

Selbstverständlich sollen Sie meiner Familie der gute Freund bleiben, der Sie ihr immer waren. Ich bitte Sie sogar darum. Bin ich doch überzeugt, daß diese Ihre gerechte Haltung, gerade weil Sie Ihnen von Herzen kommt, im Kreise meiner

Familie, die Ihre Besorgtheit um sie gewiß nicht weniger zu schätzen weiß als ich, nur Gutes zu stiften berufen ist.

Im übrigen halten Sie mich, hoffe ich, heute für unbefangen genug, um mir zu glauben, daß ich, der Gott als seinen Richter über sich erkennt, ihn gegenwärtig spürt im Nächsten wie im Fernsten, und der ich somit weder Grund noch Macht habe, an seiner Allmacht und Barmherzigkeit zu zweifeln, wohl nicht mehr der Versuchung unterliegen kann, je noch mein eigener Anwalt sein zu wollen. Ein Blick gerade in die Tiefe des Erlebnisses, das mich zu diesem Geständnis nötigt, ein Blick des weiteren auf die Liebe, die Sie mir entgegenbringen, und schließlich auch die Überzeugung, daß jede Preisgabe der Seele, die einem Ruf des Geistes gehorcht, sich *notwendig* – auch noch im Augenblitze, da sie vor dem Geist versagt – die Form des Ausdrucks schafft, die ihrem Wahrnehmungs-, ihrem Verantwortungsbedürfnis, kurz ihrer Ergriffenheit von dem Geist entspricht: all dies läßt mich hoffen, daß diese Feststellung, die Ihre andersbetonte, weil andersbedingte Auffassung solcher Dinge natürlich unangetastet läßt, alles Mißverständliche zwischen uns von früher her beseitigen wird. Ich kann und darf also Ihr heutiges Bekenntnis, das Ihr früheres in einer Form wiederholt, die Ihrem Freundesherzen alle Ehre macht, mit der ruhigen Erkenntlichkeit eines Menschen hinnehmen, der Ihre Vorsicht, Ihren Vorbehalt versteht und Ihre Beweggründe, die ihm klar zu sein scheinen, respektiert. Andererseits habe ich auf dem Grunde meiner Prüfungen, meiner Erfahrungen im Glauben, diesem heimgesuchten Ort, so festen Fuß gefaßt, daß die Erkenntnisse, die mein Herz dabei gewonnen, mir schwerer wiegen als die Zweifel, mit denen man sie und auch mich selbst bedenken kann. Das heißt aber, daß ich in keinem Augenblick und mit keinem Atemzug mehr, den mir Gott noch schenken will, um ihn zu preisen, an Ihnen zum Verräter werden könnte, so sehr verpflichten sie mich bis ans Ende. Dies sage ich, trotzdem oder gerade weil mir selbst diese Erkenntnisse nur insoweit gerechtfertigt und verbindlich scheinen, nur insoweit mir teuer und als Orientierung maßgebend sind, als sie von der *Geduld und Zuversicht*, mit der sie mein ausgesetztes Herz erfüllen, an andere Herzen abzugeben vermögen. Dies liegt aber wiederum nicht in meiner Macht, wenigstens nicht allein in meiner – und so bleibt mir in diesem Fall (den ich gleichwohl für einen unvergleichlich hoffnungsvollen halte) nur noch zu sagen, daß Sie, mein Freund, den wiederzulieben mich wahrlich keine Anstrengung kostet, alles eher auf Ihr Gewissen nehmen sollten als die Geneigtheit, in mir einen besseren Menschen zu erblicken als in Ihnen; denn damit tun Sie sich, weiß Gott, selber das größte Unrecht an, und mir eine Ehre, die ich nicht verdiene.

Und nun auf Wiedersehen – und nochmals Dank!

Es grüßt Sie herzlichst

Ihr Ludwig Ficker

19. VI. 1930
(Fronleichnam)

Meine geliebte Petra!

Hab Dank für Deine Aufmerksamkeit! Um es Dir gleich zu sagen: ich halte den Brief Deines Bruders an Dich für eine nicht nur für Dich, sondern auch über Dich hinaus wichtige und bedeutsame Kundgebung. Es ist so merkwürdig: immer bedarf es einer konkreten Situation lebendiger Gewissensnöte in einem Menschen, der berufen ist, damit der Seelsorger, der von der Vorsehung in diesem Augenblitc aufgeboten ist, um ihm – so oder so – zu helfen, das Stichwort bringen kann, das auch die theologische Auseinandersetzung einer Zeit zu befriedigen vermag. Diesen Eindruck aber habe ich – abgesehen von der persönlichen Hilfe, die er Dir gebracht haben mag – von dem Brief Deines Bruders durchaus. Seine sachliche Bedeutung ist konform der großen Liebe und dem großen Ernst, mit dem Dein Bruder – nun ganz Seelsorger, der eine theologisch gestellte Gewissensfrage auch theologisch gewissenhaft beantwortet – Dir darin begegnet: die schönste Begegnung zweier Geschwister im Geiste einer Erkenntlichkeit, die – ganz von dieser Zeit – doch einem Ruf der Wahrheit hörig ist, die nicht von dieser Welt ist. Laß uns hier nichts durcheinandermisschen und vergegenwärtige Dir z. B., was Dein Bruder über die Beichte sagt. Ich würde hier rein sachlich – d. h. theoretisch – und aus einer Erfahrung heraus, die ich allerdings nur von meiner Kindheit her besitze (aber in dieser Situation muß ja auch der Erwachsene, und gerade der, das tröstliche Bewußtsein haben dürfen, in der Barmherzigkeit eines allwissenden Vaters geborgen zu sein, oder er ist von vorne herein der Ohnmacht nahe, der Ohnmacht, seine Sünden zu bekennen) – der katholischen Beichte den Vorzug geben. Gerade, weil sie »menschlicher« erscheint, indem sie in der Person dessen, der die Beichte abhört, alles »menschlich« Begabte, persönlich namhaft und verantwortlich zu Machende, das der Bekenntniswillige aus irgend einem »menschlichen« Grunde zu scheuen Anlaß haben könnte, ohne daß er deshalb verstöckt zu nennen wäre, zugunsten der Anonymität einer priesterlichen Vollmacht auslöscht, die von Gott verliehen – und nicht bloß von Amts wegen zur Geltung gebracht – nur deshalb erscheint, weil in dem sakralen Demütigungsprozeß des bekennenden Sünder vor Gott die Person des Mittlers, der an Stelle des göttlichen Mittlers das Ohr lehnt und das »Te absolvo!« spricht, verhüllt und jeder persönlichen Annäherung in dieser Funktion entrückt ist. Daß das die Gefahr eines Beichtbetriebs mit sich bringt, der die Scham nicht so an den Tag bringt, ja eine Art Unverschämtheit, Sorglosigkeit in der Seele des allzeit beicht- und anliegebereiten Gläubigen erzeugen kann, die dem Einzelnen wie der Menge der zum Katholizismus sich Bekennenden nicht immer frommt, und daß faktisch das »fortiter pecca!« dem Katholiken leichter fällt als dem Protestant, den es in die tiefere Gewissenszwangslage versetzt, weil ihm die Losspredigung schwerer gemacht ist, das ist klar. Andererseits stellt der sakramentale Charakter der Beichte den Katholiken, wenn schon »menschlich« vor geringere Schwierigkeiten, doch am Ende vor ein strengeres Gericht. Wo aber

dieser Charakter fehlt oder zweifelhaft ist, wird mir sofort die Funktion des Mittlers, der ja dann in seinem Persönlichen nicht ausgelöscht ist und nicht auf die Gelübde verpflichtet ist, die den katholischen Priester – wenigstens der Idee nach – ehrwürdig machen, fragwürdig. Woher käme es denn sonst, daß einem der evangelische Pfarrer, und sei er ein Muster der Sittenreinheit – als *Figur*, als an kein Zölibat Gebundener – weniger bevollmächtigt erscheint als die Figur des katholischen Priesters, der unter Umständen tiefer zerstört werden kann auf Grund seiner Gelübde als jener auf Grund seiner Befreitheit von diesen Gelübden. Nie wird er sich erhoben fühlen können im Beichtstuhl, sondern hingerichtet vor dem Herrn, sei er nun ein Heiliger in seinem Leben oder trage er den Mühlstein um den Hals. Uns darf doch nur das Ursprüngliche im Geiste angehen, das nie versiegt, und das Abgeleitete, das in der Dürre dieser Zeit Versickernde, nur insoweit, als es das Ursprüngliche aufzutauen und faßbar zu machen geeignet ist. Immer wird der Berufene da und dort möglich sein, der entscheidend Gedemütigte; denn wie ich heute bei Hilty in seinen Erläuterungen zum Evangelium las: »Eine große Demütigung geht jeder großen Berufung voran (Matt. 11,29; 23,8–13; Mark. 8,34–35; Luk. 14,26–33).« Im Dienste welchen Bekenntnisses er *letztlich* stehen wird, kann er nicht aus sich selbst entscheiden, braucht es aber auch so lange nicht, als es noch Menschen gibt, die ihrem protestantischen Glauben, daß Luthertum reformierte katholische Kirche *sei* (nicht bloß als solche gedacht war) so ernsten persönlichen Nachdruck zu verleihen vermögen wie Dein Bruder. Freilich wird man seiner Frage: »Warum wollte sich die katholische Kirche nicht von Luther belehren lassen?« entgegenhalten dürfen: »Warum hat Luther dies nicht vermocht?« Und ist man der Ansicht, daß die katholische Kirche Luther auf dem Gewissen hat, so hat sie freilich auch, sie selbst, die – Jesuiten auf dem Gewissen, die ja die Reaktion auf Luther sind. Aber hängt von diesen historischen Entwicklungsfragen des Christentums, die ja am Ende der Zeiten geklärt sein werden, wirklich das Heil unserer Seele ab? Haben wir nicht vielmehr die Pflicht, uns hier in Geduld zu fassen, es anzunehmen, wenn da und dort, wo Christus erkannt wird, Gott die Berufenen weckt, die sein Wort, das lebendig machende, weiter tragen, um die Menschheit zum Heil zu führen. Denn Gottes Wege sind wunderbar, und allen, die im Geist der Wahrheit, der den *Unmündigen* offenbar ist, unterwegs sind, ihn zu suchen, wird er als der, *der sich zu erkennen gibt*: als Herr und Heiland, begegnen!

Gleichwohl oder gerade deshalb, Petra, möchte ich Dir raten, den Appell Deines Bruders, der Dich liebt und Deine Schwächen kennt, so ernst zu nehmen, wie er es verdient, ja ihn in einer Weise zu beherzigen, die möglicherweise etwas Erschreckendes für Dich hat. Denn meines Erachtens liegt hier in diesem Zeugnis eines unerschrockenen Seelsorgers, der *eines Blutes* mit Dir ist, ein »Zeichen« für Dich vor. Was Dich zum Katholizismus zieht und was kein Vorwand theologischen Erkenntnisdranges bemütern kann, ist das Bedürfnis, Deine Schuld in einer Form zu beichten, die Gottes Willen für Dich und für die Gabe, die er Dir verliehen hat, entspricht. Ich glaube nicht, daß die Beichtgelegenheit, die Dir die katholische Kirche bietet, *vorerst* das geeignete Mittel ist, diesen Stein von Deiner Brust zu wälzen. Ein ungewöhnliches Heilsschicksal (*ich aber, der ich Dich erkennen mußte, wie Dich kein Bruder kennen darf, weiß um diese künftige Möglichkeit in Dir!*) bedarf auch ungewöhnlicher Mittel, es zu klären. Du weißt um das Gewicht dieser

unerlösten Möglichkeit, dieser ungehobenen Schuld in Dir; denn Du wolltest es »literarisch« heben, und da versagte sich Gott Dir und der Gabe, die er Dir verliehen hat. Nun steht plötzlich Dein Bruder vor Dir, ganz Seelsorger, ganz aus evangelischem Geist, und spricht, von Dir angesprochen, von der offenen Beichte, die vor den Augen des Pfarrers vor sich geht und die umso viel schwerer sei als die andere, die mehr verbirgt, da sie die Scham nicht so an den Tag bringe. Petra, verwünsche mich nicht, aber ahnst Du, was ich Dir meine? Verstehst Du das Zeichen? Vielleicht ist das die enge Pforte der Demütigung, durch die Deine Seele hindurch muß, ehe sie ihrer Berufung habhaft werden kann, ehe sie wieder, den Stein vom Herzen, aufatmen kann in die weitere Bestimmung ihres von Gottes Schöpferkraft erleuchteten Wesens. Am Ende ist das auch der Tribut, der schwere Tribut, den Du der Religion, in der Du aufgewachsen bist und in der Dein Bruder berufen ward, Dir zu helfen, erst leisten mußt – jawohl, als Deinen *persönlichsten* Einsatz erst leisten mußt, ehe Du Dich mit gutem Gewissen, und so es dann Gottes Wille noch sein sollte, bereit halten kannst, Dich in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen. Damit hast Du Dich vor Gott gebeugt, indem Du Dich vor Deinem leiblichen Bruder als seinem in diesem Fall besonders berufenen Mittler beugst – und was das rückwirkend wieder für Deinen Bruder bedeuten kann, indem er am Ende wie Du eine Sendung zu erfüllen haben könnte, die sich ihm erst erhellen muß, das brauche ich Dir ja nicht erst anzudeuten. Aber ich dränge Dich zu *nichts*, Petra, was nicht in Dir selbst die Gestalt der Erlösung annimmt, wenn seine Zeit gekommen ist – Du darfst und sollst mit Dir Geduld haben, wie Du sie mit uns hast, die wir Dich lieben, ohne daß wir Dir anders helfen können als dadurch, daß wir uns auf Gottes Hilfe, der Dich uns finden ließ – so groß ist seine Liebe –, verlassen. Denn was ist anders ausgedrückt als dieses in den schönen und wahren Worten, mit denen Dein Bruder seine Epistel an Dich beschließt: »Du weißt, daß ich nur das Gute für Dich will. Ich habe persönlich weder eine Abneigung noch einen Schrecken davor, daß Du katholisch würdest. Ich bin aber nicht sicher, ob das wirklich *der* Weg für Dich ist, und ich zweifle nicht, daß es der christliche Weg nicht ist.« (Wie wahr, Petra, wie wahr!) »Wir sind alle etwas heimatlos. Warum soll nicht jeder in seiner Kirche bleiben und helfen an seinem Ort und mit seinen Gaben, daß in ihr die Wahrheit wieder sichtbarer wird? Es wird sich dann und so für einen persönlich und für das Allgemeine die Wahrheit am besten zeigen.« (Das war übrigens auch die Meinung Hiltys, den Haecker so hoch schätzt).

Das sind Worte eines wahrhaft gefaßten Christen, der an seinem Platz das Seine wirken wird, und nichts wäre verhängnisvoller für Dich als wenn Du bei einem Entschluß, der für Dich alles oder nichts entscheidet, einem Kurzschluß in der Voraussicht dessen, was Dir frommt, verfielest. Ich bin überzeugt, Du siehst das auch ohne weiteres ein und erwarteest Dein Heil nicht von etwas, wofür Du eine »Schwäche« hast. Aber über all das wollen wir uns noch mündlich näher aussprechen.

— — —

Ich habe nun noch eine Bitte an Dich. Ich möchte den Brief Deines Bruders Haecker unterbreiten. Darf ich das? Du weißt, daß Haecker nun daran geht, dem Kütemeyer im Brenner zu antworten. Da er dabei ins Weitere gehen will, um den

Barth'schen Kreis zu treffen, hielte ich es für überaus wichtig, ihm aus der protestantischen Jugend, soweit sie theologisch orientiert und darin kompetent ist, eine Stimme zu Gehör zu bringen, deren Ernst und mögliche Berufenheit sich nicht überhören läßt. Vielleicht hätte Haecker bei dieser Gelegenheit die Möglichkeit, sich mit den Argumenten Deines Bruders zu befassen – jedenfalls würden wir aus der Art, wie er darauf reagiert, viel zur eigenen Orientierung, soweit sie theologischer Unterscheidungen bedarf, entnehmen können. Einstweilen schicke ich Dir den Brief Deines Bruders noch einmal zurück, weil Du ihn sicher selbst noch nicht mit der gehörigen Sammlung zu lesen Zeit fandest. Überleg Dir meinen Vorschlag und wenn Du ihn akzeptieren kannst, schick mir den Brief zurück oder gib mir ihn, wenn wir uns am nächsten Sonntag wiedersehen sollten.

Ach ja, auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!

Immer, Liebste,

Dein Ludwig

788 AN FRANZ GLÜCK

21. VI. 1930

Lieber Herr Doktor!

Seien Sie schönstens bedankt für Ihre letzten beiden Nachrichten! Was den Vorschlag Loos angeht, so bin ich nicht abgeneigt, ihn zu akzeptieren, obwohl ja natürlich diese Sachen ein bisschen aus dem Rahmen des Brenner-Verlags fallen und ich noch immer schlechte Erfahrungen mit solchen Extratouren gemacht habe. Den Band »Ins Leere gesprochen« kenne ich. Darf ich erfahren, was der zweite Band enthalten soll, und auf welchen voraussichtlichen Umfang Sie ihn taxieren? Des weiteren: würden Sie mir, Herr Doktor, für den Fall, daß wir uns auf die Herausgabe des Bandes einigen, auch bei der Herstellung desselben an die Hand gehen? Da auch Prof. Jaray an der Sache Interesse nimmt und sie fördert, hielte ich es nämlich für am besten, daß das Buch in Wien hergestellt würde, zumal es ja dort auch am meisten Beachtung finden dürfte. Sie sind Fachmann, wissen, welchem Drucker man in Wien einen solchen Auftrag am besten anvertraut, und werden, wenn Sie den Band schon inhaltlich zusammenstellen, am Ende froh sein, wenn Sie auch für sein Äußeres in einer Art besorgt sein können, die Ihrem Bild von der Sache am besten entspricht. Wie meinen Sie? Es wäre schön, wenn Sie Ihre Absicht, mich im Sommer zu besuchen, recht bald verwirklichen könnten, damit wir dieses und anderes, worüber ich mich mit Ihnen gerne unterhalten hätte, näher besprechen können. (Nur deshalb habe ich ja nie geschrieben, weil mir briefliche Auseinandersetzungen zu pflegen heute nicht leicht fällt). Jedenfalls freue ich mich sehr, Sie hier begrüßen zu dürfen – hoffentlich haben Sie nicht die Absicht, es in einem Tag abzumachen, und bleiben bei mir zu Gast und über Nacht. (Vorherhand also denke ich: die Sache Loos läßt sich machen – vorausgesetzt, daß Loos selbst damit einverstanden ist. Den Nachlaß Janowitz habe ich auch längst für Sie parat liegen und möchte ich Ihnen dann zur Durchsicht mitgeben.)

Ich gedenke nun doch auch einen Brenner herauszubringen, wenn er auch vielleicht nur ganz schmächtig ausfallen und voraussichtlich nichts anderes enthalten wird als jene notgedrungene Polemik Haeckers, von der schon einmal die Rede war. Gleichzeitig, um dieser Sache das dazugehörige Relief zu geben, würde ich eine kleine Schrift von Haecker »Der Wahrheitsbegriff bei Søren Kierkegaard« separat publizieren. Vielleicht haben Sie die Güte, diese meine Absicht auch gleich Herrn Prof. Jaray, den ich zu grüßen bitte, mitzuteilen.

Empfehlen Sie mich bitte Ihrer Frau Gemahlin und seien Sie aufs verbindlichste
gegrüßt von Ihrem ergebenen

Ludwig Ficker

789 AN FERDINAND EBNER

21. VI. 1930

Lieber Herr Ebner!

Entschuldigen Sie, daß ich mich so sehr lange nicht nach Ihrem Befinden und nach Ihrem Schaffen erkundigt habe. Aber mir selbst ist die Zeit seit dem letzten Herbst ohne ein Zeichen verlaufen, daß im Äußeren meines Daseins – inwendig allerdings habe ich viel Tröstliches erfahren – und damit im Schicksal des Brenner, das ich (entgegen Ihrer Meinung, erinnern Sie sich?) für besiegt hielt, noch eine Änderung eintreten könnte. Und nun hat sich gleichwohl, und sozusagen über meinen Kopf hinweg, etwas Merkwürdiges ereignet: ich bin wieder Eigentümer des Brenner-Verlags. Die Herren vom Wagner-Verlag bemühten sich seit zwei Jahren, seit sie mich entlassen hatten, einen Käufer für den Brenner-Verlag zu finden. Sie fanden keinen (was ich übrigens vorausgesehen hatte). Nun wandten sie sich im Frühjahr an mich, ob nicht ich ihnen am Ende doch einen Käufer verschaffen könnte, da sie in einer momentanen Klemme seien und sonst daran denken müßten, die Werke einzelweis zu verschleudern. Das war natürlich auch eine Art Pression, weil sie sich denken konnten, daß ich alles daran setzen würde, um zu verhüten, daß die Interessen der Autoren so ohne weiteres preisgegeben werden. Kurz vorher aber hatte sich folgendes zugetragen: Ich erhielt eines Tages eine Zuschrift des mir gänzlich unbekannten Architekten Professor Dr. Jaray in Wien mit der Einladung, an einem Gesamtregister der »Fackel« mitzuarbeiten, das der Genannte mit einem sorgfältig ausgewählten Mitarbeiterkreis herauszugeben gedenke. Ich lehnte ab mit der Motivierung, daß mir eine solche Arbeit nicht liege, aber selbst wenn ich mich dazu verstehen könnte, mir meine gegenwärtigen Existenzverhältnisse nicht erlaubten, eine so anstrengende und zeitraubende Kleinarbeit mir aufzuladen. Daraufhin bat mich Prof. Jaray sofort um nähere Auskunft über meine Lage und ob und wie er mir helfen könne. Ich machte ihn auf die Möglichkeit der Rückgewinnung des Brenner-Verlags aufmerksam, zu der ich unter den gegebenen Umständen, wenn irgend möglich, beinahe moralisch verpflichtet sei. Es hatte zur Folge, daß er mir zusammen mit einem wohlhabenden Freunde die nötige Summe

als unverzinsliches Darlehen, rückzahlbar in fünf Jahren, zur Verfügung stellte und falls ich weiterzuproduzieren gedachte, mir entsprechende Kapitalshilfe in weitere Aussicht stellte. Natürlich geht der Verlag nur sukzessive, nach Maßgabe der Abtragung meiner Verbindlichkeiten, in mein Eigentum über, aber ich hoffe aus dem laufenden Absatz in der angegebenen Frist meine Schulden abtragen zu können. Freilich muß dabei der Verlag so unbelastet bleiben wie jetzt, d. h. ich konnte mich auf die Sache nur einlassen, indem ich dabei in meiner jetzigen Stellung als Korrektor in der Wagner'schen Druckerei verbleibe. Da mir die Herren vom Wagner-Verlag die rein geschäftlichen Agenden gegen entsprechendes Entgelt weiter besorgen, bot dieser Entschluß weiter keine Schwierigkeiten für mich. Ideell bleibt die Führung des Verlags nach wie vor mir allein überlassen, das versteht sich von selbst.

Ich gedenke nun doch wieder – als Erstes – einen »Brenner« herauszubringen, und zwar Haeckers wegen, der eine Polemik abzuführen genötigt ist, die nur im Brenner wirksam am Platze ist. Gleichzeitig damit beabsichtige ich eine Schrift von Haecker »Der Wahrheitsbegriff bei Søren Kierkegaard« separat zu publizieren. Ich möchte Sie nun fragen, wie es mit Ihrem Schaffen steht und ob Sie inzwischen Neues geschrieben haben, das Sie eventuell dem Brenner zur Veröffentlichung überlassen würden. Ich habe mich vor etwa einem halben Jahre bei Frau Jone erkundigt, ob sie über neue Schriften von Ihnen etwas wisse; sie konnte mir aber keine Auskunft geben. Ehe ich aber keine rechte Möglichkeit zur Weiterführung des Brenner sah – auch hat sie ja für mich noch kein ganz volles Gesicht (aber das kann sich von heute auf morgen ändern) –, wollte ich Ihnen mit einer Erkundigung nach Ihrem Schaffen bei Ihnen selbst, was ja immer eine gewisse Behelligung darstellt, nicht lästig fallen. Jetzt aber halte ich den Augenblick für gekommen, wo ich das mit gutem Gewissen wagen darf. Bitte, schreiben Sie mir recht bald und wie es Ihnen geht!

Von allem, was ich in der letzten Zeit gelesen habe – es war ja allerdings nicht viel –, haben mir die Romane des Franzosen Bernanos »Die Sonne Satans« und »Der Abtrünnige« (deutsch bei Hegner erschienen) einen großen Eindruck gemacht. Mir scheint, auch Sie sollten sie lesen. (Den »Abtrünnigen«, den ich besitze, könnte ich Ihnen leihen.)

Herr Sailer, der sich als mein wahrster Freund hier bewährt hat, läßt kaum eine Gelegenheit, da wir zusammenkommen, vorübergehen, ohne die tiefsten und schönsten Ansichten über Ihre Gedankenwelt zu äußern. Immer versichert er mir und weist es mir nach, wie viel er Ihnen zu danken habe. Er bat mich, Sie zu grüßen.

Ihnen und den Ihren alles Gute wünschend in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

[wahrsch. Anfang Aug. 1930]

Lieber Herr von Ficker!

Nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich nach so langer Zeit erst Ihnen von meinem gegenwärtigen Leben Mitteilung mache.

Hoffentlich sind Sie gesund, ich möchte auch wünschen, daß jene stille Heiterkeit, die, namentlich in den letzten Monaten, trotz der widrigen Verhältnisse, in denen zu leben Sie gegenwärtig gezwungen sind, Ihrem Wesen eigen war, auch weiterhin in Ihnen bleibe. Wollte Gott doch, daß sie auch in mir wäre!

Ich bin nach zehntägigem Aufenthalte in Straßburg hierher in die Vogesen gewandert, in die Gegend von Fouday, wollte anfangs gleich wieder weiter, habe nun aber doch in Bellfouse ein Zimmer gemietet, die Hütte steht etwas abseits von den andern am Walde, die Leute sprechen fast alle französisch, ein willkommener Umstand, mir überflüssige Gesellschaft fernzuhalten, (es sind allerlei Sommergäste hier) anderseits mein einsames Herumwandern genügend zu begründen. Ich gehe morgens vom Hause weg und bin bis Einbruch der Nacht allein in der Landschaft, die sehr sanft und gütig ist.

Ich habe einiges von meinen geplanten Arbeiten aufgeschrieben, freilich nur im ersten Entwurf, so auch meine Gedanken über das Kind, den Jüngling, den Mann. Was mir sehr am Herzen liegt: ein größerer Aufsatz über Georg Trakl, will nicht Wort gewinnen. Obwohl ich diesen Dichter fast ganz auswendig kann (weil *inwendig* stark von ihm getroffen, gleich bei der ersten Begegnung!) so lese ich doch viel in seinen Dichtungen und je öfter ich darin lese, desto bedeutungsvoller erscheint mir sein Werk. Aus dem jammervollen Gefühle seiner Verworfenheit dieser Schrei nach Reinheit, nach Einfalt, Friedfertigkeit, Gerechtigkeit, Sanftmut. Dieses Leben war ein Schlachtfeld. Aber in den Ruhepausen, Lohn und Zeichen des Sieges, erscheint das entsühnte Wort in ursprünglicher Stärke. Trakl erwähnt die »ernsten Veilchen«, zwei Worte, und doch steht der erste Frühling vor mir. Verwundet und getröstet von den acht Seligkeiten der Bergpredigt, acht Sterne, die über der Nacht seines Geistes standen, hat dieser Selig-unglückselige die Entartung seines Geschlechtes auf sich genommen, darunter einsam gelitten und ist vor gräßlichen Visionen, die nun in unseren Tagen Haut und Bein bekommen, nicht zusammengebrochen; er hat den rosigen Knaben auferstehen gesehen. —

Doch werde ich in solchen Arbeiten kaum der Unruhe los werden, die mich in die Fremde getrieben hat. Ich habe oft große Angst vor meiner Zukunft. Ich mühe mich um neue Sicherheiten und kann sie nicht erringen. Fest entschlossen bin ich, auf das Pensionsgehalt zu verzichten, nicht zu Gunsten des Landes natürlich, das wäre Narrheit, sondern so, daß ich die Geldsumme der Tiroler-Lehrerkammer zur Verfügung stelle; diese möge dann den Betrag verteilen unter armen Kindern, Arbeitslosen, oder wie sie sonst für gut findet. Ich will mir nur vorbehalten, daß mir in Not ein Teil zugewiesen wird. Finde ich eine Stelle, die mich halbwegs ernährt, so wird mein Anspruch nicht groß sein. Fände ich nur eine, ich wäre ja mit allem zufrieden! Ich ginge auch in die Fabrik. Hier im Elsaß wäre es nicht

schwer, unterzukommen. Ich habe hier Menschen getroffen (Straßburger) die mich, einen Fremden, liebevoll aufgenommen und bewirkt haben. Es war ein eigenartiges Zusammentreffen, hoffentl. kann ich Ihnen einmal davon mündlich erzählen. Von diesen guten Menschen dürfte ich erwarten, daß sie mir in dieser Sache hilfreich an die Hand gingen; aber es ist mir nicht möglich, dauernd außerhalb Österreich zu leben. – Ich muß zuwarten.

Nochmals viele Grüße

Ihr dankb. D. Sailer

791 VON LISL EICHHOLZ

München, den 15. Sept. 1930.

Lieber Herr von Ficker,

durch Horwitzens haben wir mit Freude gehört, daß Sie in der nächsten Zeit gedenken nach hier zu kommen; wir würden uns natürlich sehr freuen, wenn Sie wieder bei uns wohnen würden. Ich bitte Sie, uns Ihre Ankunft, wenn möglich, rechtzeitig vorher mitzuteilen, da wir gelegentlich auch anderen Besuch, wenn auch nicht so lieben, bekommen.

Im übrigen bin ich heute von dem Wahlergebnis so erschlagen, (die ganze Nacht schrieen die Nationalsozialisten, die neben uns ihr Parteibüro haben die Ergebnisse in die Luft) daß ich nicht mehr schreiben kann.

Herzliche Grüße

von Ihrer Lisl Eichholz.

Bitte kommen Sie!

Auch meine herzlichsten Grüße

Ihr A. Eichholz.

792 AN HILDEGARD JONE

17. IX. 1930.

Liebe Frau Jone!

Seien Sie herzlichst bedankt für Ihre gütigen Zeilen! Ich habe mich sehr gefreut über die Kritik, die Sie mir schickten und die ich hier zurückgebe. Das merkt man schon, daß hier nicht einer spricht, der Ihre eigene oder eine fremde Meinung ausgehorcht hat, sondern daß es sich um ein Erlebnis vor Ihren Bildern handelt. Der Mann hat einfach die Bedeutung Ihrer Bilder empfunden, hat ihre Bann- und Löskraft, ihre zauberische Art, dem Blick, der in die Seele dringt, sich zu entschlei-

ern, dem anderen aber, dem profanen, überhaupt verhülli, bzw. undurchsichtig zu bleiben, als das Wesentliche ihrer Wirkung (hinter dem Geheimnis, dem sich eigentlich offenbarenden, ihrer Technik) erkannt und den Erlebnisvorgang des Sehens vor dem gebotenen Kunstwerk sehr gut als ein Entrücktwerden in eine andere Welt gekennzeichnet. Mir selbst ergeht es ja immer so vor Ihren Bildern: Erst sind sie wie der geschlossene Vorhang über den Dingen dieser Welt, der transparent zu werden beginnt. Dann heben sich Schleier um Schleier, eine Tiefe tut sich auf, und schließlich hat der Aspekt der Schöpfung, den das erstaunte Auge hier im Gleichenfaßt, ganz das Gesicht eines entrückten Daseins, in manchen, in zwingendsten Momenten sogar das eines erlösten Diesseits. Es ist schon gut, daß wieder Augen für solche Sachverhalte wachsen, an solchen Wahrnehmungsprozessen sich klären, denn alles, was bestimmt ist, in die Zukunft zu wirken, rückt damit allmählich in die Geistesgegenwart des Zeitlosen und wird auf diese Weise faßbar. Wir, die wir einander kenntlich sind in der Erkenntnis solcher Zusammenhänge, die wir am Ende befähigt und berufen sind zu solchem überzeitlichen Einverständnis, solchem überräumlichen Aufeinandereingehen, wir haben, scheint mir, nicht nur dort, wo wir einer für den anderen, sondern auch dort, wo wir einer gegen den anderen zu stehen scheinen, die schöne Pflicht und Schuldigkeit, das bischen Zeiträumliche, das uns mit diesem Leben gegeben ist, mit nichts zu erfüllen als mit unserer großen Liebe und Geduld – denn dann wird Gott ein übriges tun und uns, seine sterblichen Geschöpfe, ins Unvergängliche seines Schöpferwillens und unsere Ohnmacht in seine Allmacht aufgehen lassen. Nur so wollen und können wir einander im Auge behalten, ohne einander Unrecht zu tun und ohne die Ehrfurcht zu verletzen, die wir Gott schuldig sind.

Immer – und immer *dankbar* für jede Nachricht, die Sie von sich senden –
Ihr Ludwig Ficker

Haben Sie keine Reproduktionen der Bilder, die Sie gemalt haben? Ich würde sie umgehend zurücksenden. Ja, wie schön wäre es, könnte ich wieder einmal Näheres über Sie erfahren! Grete Wiesenthal habe ich im Sommer einmal getroffen, die zu meiner Freude von Ihnen sprach.

Mit Ebner stehen Sie wohl in keiner Verbindung mehr? Seine letzte Nachricht vor Monaten war entsetzlich traurig und resigniert – so, als wisse er um ein Schicksal Bescheid, das niemand, auch Gott nicht, von ihm abwenden könne. Was hatten Sie für einen Eindruck von ihm? Wissen Sie, wie es ihm geht?

793 AN FRANZ GLÜCK

12. X. 1930

Lieber Herr Doktor!

Unbedingt den neuen Titel! Er hat das kategorische Gewicht einer sachlichen Feststellung mit paradox-ironischem Einschlag, paßt also zu der ganzen Sphäre, in der sich das Buch bewegt, weit besser als der entlehnte biblische Posaunenstoß. Dann der große Vorteil für uns: wir können dann das andere, eindrucksvollere Bild von Loos – das mit der Hand am Ohr – für den Umschlag verwenden. Das wirkt ausgezeichnet. Es ist, als habe Loos einem Gegner zugehört und in die Diskussion soeben das Wort geworfen: »Was notwendig ist, geschieht trotzdem.« Dieses »Trotzdem« ist *echtester Loos* – *bleiben* wir bei dem Titel! Er wirkt in seiner Originalität – wie alles bei Loos – *gefunden*, nicht gesucht!

Entschuldigen Sie nur: ich hab' Sie nämlich unnötig alarmiert. Die Auskunft der Druckerei hat sich als ein Mißverständnis herausgestellt. Die restlichen Korrekturen sind gestern an Sie abgegangen.

13. X.

Soeben Ihre beiden Karten erhalten. Also »das Entscheidende« muß es heißen? Mir hat »Was notwendig ist«, bzw. »das Notwendige« besser gefallen; es mag weniger präzis sein, aber es ist einprägsamer. Aber darüber wollen wir keine Debatte abführen. Schreiben Sie mir wofür sich Loos *endgültig* entschieden hat, es ist aus verschiedenen Gründen wichtig, den Titel bald feststehen zu haben (ich habe z. B. der Frankfurter Ztg. die Aushängebogen zu eventuellem Vorabdruck und Hinweis auf das Erscheinen versprochen). *Bild auf dem Umschlag also: mit der Hand am Ohr. Wie verhält sich's mit der Reproduktions-Erlaubnis?* Wenn Sie dem Wagner-Tiefdruck ein gutes Zeugnis ausstellen, ziehe ich natürlich vor, den Umschlag hier herstellen zu lassen. Ich bitte Sie nur beizeiten um den Text der Schroll-Anzeige für die Rückseite.

Und nun eine Gewissensfrage: Ich habe den Eindruck, daß das Buch *einschlagen* wird. Sollen wir nicht lieber eine Auflage von 2000 riskieren? Was meinen Sie? In Zusammenhang damit: Ich habe Herrn Prof. Jaray noch immer keinen Kostenvorschlag gegeben, weil ich ihm in dieser Hinsicht möglichst präzise Angaben machen möchte, und dies erst in der nächsten Zeit möglich sein wird. Falls Sie ihn sehen oder telefonisch sprechen, wollen Sie ihm dies bitte mitteilen und mich entschuldigen, daß ich dann sozusagen erst im letzten Augenblick mit meiner Kostenaufstellung komme.

Daß Herr D' Münz die Abzüge von »Architektur« und »Keramika« nicht erhalten hat, kann ich mir nicht erklären; sie sind bestimmt an ihn abgegangen. Die vorletzte Fahnensendung an Loos und Herrn D' Münz habe ich zurückbehalten lassen, um sie mit dem Rest der Abzüge, der rasch nachfolgen sollte, senden zu lassen. Aber die Druckerei hat sich mit dem Fertigsetzen offenbar Zeit gelassen und auf meine Reklamation in der Verlegenheit keine andere Auskunft zu geben vermocht als die, daß schon alles gesetzt und geliefert und kein Manuskript mehr vorhanden sei.

Daraus ist der ganze Wirbel entstanden, dessentwegen ich Sie nochmals um Entschuldigung bitten muß. Das Fehlende wurde sowohl Herrn Dr. Münz wie auch Loos mit der letzten Sendung zugestellt, dem letzteren nach Prag, Hotel Paris. Hoffentlich ist nun alles in Ordnung, sodaß ich in Bälde die Korrekturen zurückverwarten darf. Habe ich sie in Händen, so kann ich Ihnen meinen Abzug für Herrn Architekt Kukla zur Verfügung stellen, bzw. ihn diesem direkt zusenden.

Bis zum 7. Nov. Buch, bzw. Prospekt herzustellen, ist für ersteres ausgeschlossen, für letzteren allenfalls möglich. Aber den Prospekt auszugeben, bevor das Buch zu haben ist, empfiehlt sich nicht. Fürs erste wird Ihr Vortrag an sich gute Vorarbeit leisten, wenn Sie, was ja wohl anzunehmen ist, auf die beiden Publikationen aufmerksam machen. Also von Herzen Hals- und Beinbruch!

Mit schönsten Grüßen

Ihr Ludwig Ficker

794 VON RICHARD LÁNYI [Rundschreiben]

Wien, Oktober 1930.

Adolf Loos wird am 10. Dezember 1930 60 Jahre alt. Es gilt, ihm eine Freude zu bereiten und eine Pflicht großen Dankes abzustatten.

Alle, die glauben, der Menschheit etwas gesagt zu haben, was sie zu wissen hat, aber noch nicht wußte; alle, die es für wichtig halten trotz dem gefühlten Widerstand der Welt; alle, die imstande waren, ihre Werke zu vollenden, weil ihnen die Welt die Möglichkeit gewährt hatte: sie alle sollten durch ein Bekenntnis zu dem großen Mann, dem die Welt diese Möglichkeit genommen hat, der Zukunft eine Warnung zuteil werden lassen.

ALBAN BERG. OSKAR KOKOSCHKA. KARL KRAUS.
ARNOLD SCHÖNBERG. ANTON von WEBERN.

795 AN FRANZ GLÜCK

[12. II. 1930]

Lieber Herr Doktor!

Also bitte, beurteilen Sie, ob Sie das brauchen können, oder ob es zu sehr aus dem Rahmen fällt, weil es stellenweise ein bisschen in »die enteren Gründ'« schwébt. Ich bin auf Veröffentlichung nicht erpicht. Aber vielleicht entspricht's – vorausgesetzt, daß nicht der Bücherschwemmer Lányi die letzte Entscheidung zu treffen hat!

Mit herzlichem Gruß

Ihr Ludwig Ficker

796 VON THEODOR HAECKER [P]

Herrn
Ludwig Ficker
Innsbruck-Mühlau
Schloßfeld 9

[Poststempel: Wien, 29. XI. 1930]

L. H. F.

wider Erwarten habe ich hier *viele* und willige Hörer gefunden und ich bin sehr zufrieden. Die »Neuländer« sind ganz prächtige Menschen, die einem Hoffnung geben. Ich freue mich so sehr, auch Florian nach dem Vergilvortrag begrüßen zu dürfen.

Herzliche Grüße Ihnen und den Ihren

Theodor Haecker

797 VON OTTO STOESSL

Wien, 3. XII. 30

Sehr geehrter Herr Ficker, ich danke Ihnen sehr für das schöne Loos-Buch, welches für tausend nicht schöne Zeitbücher entschädigt durch sein Genie der Selbstverständlichkeit. Sicher werden Sie uns auch einmal ein Haecker-Buch mitteilen, wonach mich sehr verlangt nach dem Wunder seines Virgil-Vortrages. Wenigstens möchte ich es Ihnen wünschen, denn Sie hätten ein Anrecht darauf.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Stoessl

798 AN BRUNO SANDER

CAFÉ-RESTAURANT
WEISS

Innsbruck, am 7. XII. 1930

Lieber Freund!

Mein Einwand gegen etwas, wovon gestern flüchtig und freilich auch mehr spaßhaft als im Ernst die Rede war:

Das geistige Debacle des Menschen wie der Menschheit besteht für mich in dem Verlust der Scham. Sie ist für mich der Quell der großen, der schöpferischen Befangenheit, die die wahre Unbefangenheit der menschlichen Beziehungen erst

erschließt und ihr Grund und Tiefe, sich zu fühlen, gibt. Sie ist es ja doch auch allein, die Scham, die heut noch ihre Haut zu Markte trägt und jedem Zugriff, der sie bloßstellt, – *worüber* denn errötend? – standhält. Geht *sie* verloren, ist der Sterilisationsprozeß der menschlichen Gesellschaft gar nicht aufzuhalten, und die einzige Ausdrucksmöglichkeit zwischen den Geistern wie zwischen den Geschlechtern wird am Ende der Rictus sein. Ich neige zu der Ansicht, daß hier die Psychoanalyse von sich aus mehr entstellt als richtig gestellt und mindestens ebensoviel verschleiert als enthüllt hat.

Mit herzlichem Gruß

Dein Ficker

799 AN FRANZ GLÜCK

17. XII. 1930

Lieber Herr Doktor!

Ich war an Halsentzündung erkrankt – entschuldigen Sie daher, daß ich erst heute schreibe! Die Sache mit der Frankfurter Zeitung hat sich ja noch ausgezeichnet gemacht – ich habe Ihren Aufsatz *mit Freude* gelesen und fand auch die Idee mit den Beglückwünschungen auswärtiger Architekten sehr gut. Es ist gerade das, was man in der »Festschrift« vermißt – Äußerungen von Menschen, die »vom Bau« sind und deren Wort sozusagen »spezifisches« Gewicht hat. Jetzt, wo das *höchst verdienstliche und wichtige* Werk bei Schroll herausgekommen ist, sieht man erst, wie überflüssig, ja stellenweise peinlich diese Festschrift ist. Seit ich sie gelesen habe, kann ich mir die Menschheit, von der sich Loos Dank erwartet, nur mehr in Gestalt der Karin Michaelis vorstellen, die auch noch in einem Sarg ruhen möchte, den Loos gezeichnet hat und zu dem er das Holz ausgesucht hat – so eine Urschel! Stellen Sie sich vor, daß Loos heute stirbt – wo ist da der *Ernst* der Liebe geblieben, die man einem Menschen von seinem Format schuldet! Diese Exhibition des Überflüssigen wäre besser unterblieben, sie wirkt angesichts des Schrollwerkes, das erst zeigt, was Loos für eine große Erscheinung in der Geschichte der Baukunst ist, und neben »Trotzdem« mehr oder weniger komisch.

Der Absatz von »Trotzdem« ist recht zufriedenstellend, besonders Lányi bestellt ein suite. Jetzt kommen auch Bestellungen aus Deutschland – in Stuttgart war sogleich das Interesse rege – und auch in Wien wachsen ein paar Buchhandlungen auf. Allein am letzten Montag sind rund 70 Exemplare bestellt worden – ich weiß nicht, ob es nicht besser gewesen wäre, gleich 2000 Stück zu drucken. Einen Brief der Frau L. (die ja ein allerliebstes Geisteskindchen zu sein scheint) von Anfang des Monats samt meiner Antwort lege ich bei.

Die Verbindung mit der »Frankfurter Zeitung« sollten Sie aufrecht erhalten, lieber Herr Doktor! Die Feuilleton-Redakteure sind zwei gute Bekannte von mir, der Schweizer Gubler und der junge Graf Wickenburg aus Wien; beides Kraus-Verehrer und Kenner des »Brenner«. Auch bringt die Frau des Herausgebers, Frau

D^r Simon, mit der ich diesen Sommer durch ihren Bruder Baron Schey bekannt wurde, unseren Bestrebungen viel Interesse entgegen. Ich hatte das Eintreffen Ihres Aufsatzes letztthin gleich telegraphisch avisiert und man war dort sicher *froh*, Ihre Ausführungen, die mir *sehr* gefielen, bringen zu können.

Die Exemplare, die Sie Lányi für den Hagenbund weggenommen haben und die vom Verlag ergänzt wurden, wurden mit Lányi verrechnet. Die vier gebundenen Exemplare, die Sie heute für sich bestellten, können Ihnen erst morgen geliefert werden, da der Buchbinder mit dem Aufbinden kaum nachkommt. Fünf broschierte für den Hagenbund sind heute an Sie abgegangen. Wenn die Bestellungen auch *nach Weihnachten* so anhalten, werde ich bald eine neue Auflage drucken müssen.

Nochmals: *Das Schrollwerk ist eine Überraschung für die Welt und im schönsten Sinne eine Tat*, an der so verdienstlich mitgewirkt zu haben Sie sich gratulieren dürfen.

Mit herzlichem Gruß

Ihr Ludwig Ficker

1931

800 VON JOSEF SCHULZ

Hotel Pitter, Salzburg

Salzburg, am 3 Königstag 31

Oft und oft habe ich das Gezeter um das »Eingehen« des Brennerverlages anhören müssen; jetzt aber, seit dem Loos-Buch, tun sie, als hätten sie eh nix gesagt. Und wie lebendig alles ist!

Allerlei Leute kommen zu mir, sich Bücher holen; Leute, die tagsüber auf dem Baugerüst stehen, die aus ihrem Sehnen nach Besserem keine Pfründe machen. Vom Herzen hätte ich Ihnen den Anblick gegönnt, wie mir so einer, ein Baupolier, das »Trotzdem« zurückbrachte, eingewickelt wie ein Schatz und mit einem Blick, der für Loos mehr wert ist, als die besten Rezensionen. Das Holz, aus dem die Apostel geschnitzt werden lebt schon noch und wenn auch die Mächtigen vorderhand damit einheizen, wird doch mancher Prügel einem Richtigen zukommen.

Es war für Viele eine große Wohltat, daß Sie mir die Bücher sandten; ich selber weiß aber nicht, wie ich dazukam. – Die Hirten brachten dem Kindlein zu essen, die drei Könige aber lauter Kostbarkeiten, was mag das wohl bedeuten?

Ich möchte es malen, wie ich es fühle, aber ich stehe wie ein Stummerl da und kann nicht heraus damit. Und glaube ich, es wäre ein Stück gelungen, dann kommen die »Gelernten« und Gelehrten und reden so dumm, daß ich wünsch das Bild wäre aus Blei und ich könnte es ihnen auf den Kopf hauen. Und schenk ich's einem Armen, so meint er, es sei nichts wert, weil ich's hergebe. Scheißen!

Immer besoffen sein kann man nicht; die Zeit, wo der Rausch in Ansehen stand, ist vorbei und Aufhängen ist auch so eine Sache. Es wundert mich wirklich nicht, daß mich die Bekannten für einen Narren halten. Aber keiner kommt und sagt was ich tun soll, wenn ich nimmer weiter kann.

Angst, Ungeduld, böses Gewissen, Zorn, Sehnsucht und Abscheu, daneben größte Freude über jede gute Kleinigkeit; da soll man ein Mensch sein!

Denken Sie hie und da an mich, der ich nicht weiß, was voller ist. Herz oder Hosen!

Mögen die drei Könige bei Ihnen zusprechen und Ihnen das bringen, was Sie so schön zu verwalten verstehen!

Ihr Schulz

801 AN ADOLF LOOS

Herrn Architekt
A. Loos
Pilsen

Innsbruck, den 12. 1. 1931

Verehrter Herr Loos!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst heute für Ihre letzte Mitteilung danken kann. Sie bildet für mich natürlich eine unliebsame Überraschung. Denn Ihre Bedingung einer Tantieme von 20 % macht mir nicht nur die Übernahme von »Ins Leere gesprochen« in den Brenner-Verlag unmöglich, sie stört mir auch das Konzept für die 2. Auflage von »Trotzdem«. Es liegt, denke ich, im beiderseitigen Interesse, daß ich mich hierüber so klar wie möglich ausspreche. Also hören Sie bitte:

Es ist fraglos, daß dem bisherigen guten Absatz von »Trotzdem« zwei Umstände außerordentlich zustatten gekommen sind: die Feier Ihres 60. Geburtstages und das Erscheinen des Buches zu einem Termin, der es gerade für das Weihnachtsgeschäft noch zurecht kommen ließ. Für diese Chance, die namentlich Lanyi in Wien gut auszunützen verstand, war wiederum nicht ohne Bedeutung, daß das Buch einen Preis hatte, der die Anschaffung weiteren, auch weniger bemittelten Kreisen ermöglichte. Ein Verleger muß ein Fingerspitzengefühl dafür haben, wieviel ein Buch von einem bestimmten Typ kosten darf, um das Interesse von Buchhändler und Kundschaft in gleicher Weise wach zu rufen, bzw. wachzuhalten. Der Erfolg beweist, daß ich meinem Gefühl hierin vertrauen konnte. Es wäre die größte Torheit von mir, wenn ich jetzt, wo der Absatz des Buches – auch wenn er natürlich nicht mehr so stark ist, wie um Weihnachten – in Schwung gebracht ist, bei gleichbleibender Ausstattung des Buches eine Erhöhung des Kaufpreises vornehmen würde. Kein Käufer, kein Buchhändler würde dies verstehen. Der Buchhändler muß riskieren, daß ein Käufer, der von Lesern der ersten Auflage das Buch und seinen Preis kennt, in diesem Fall sich nicht nur überhalten wähnt und den Kauf unterlässt, sondern den Buchhändlern auch noch mehr oder weniger deutlich zu verstehen gibt, daß das Buch anderwärts billiger zu haben sei. Daß vom *V e r l a g* der Preis heraufgesetzt sei, wird der Buchhändler dem Kunden nicht weismachen können, denn dieser sagt sich mit Recht: einen Verleger, der zur Zeit des besten Absatzes den Preis eines Buches erhöht, ohne daß die Gründe sichtbar zu Tage liegen, einen solchen Esel kann es nicht geben. Damit ist aber schon Verärgerung auf beiden Seiten und eine Mißstimmung gegen das schuldlose Verkaufsobjekt erzeugt, die sich an diesem unbedingt rächt.

Nein, Herr Loos, die Absatzchance von »Trotzdem« ist weiterhin nur gegeben, wenn der bisherige, nach reiflicher Überlegung auf Grund der Vertragsbestimmungen festgesetzte und in alle Buchhändlerkataloge zur Orientierung der Kundschaft aufgenommene Preis beibehalten werden kann. Ich gehe davon nicht ab, denn ich weiß, daß eine solche Maßnahme den Absatz drosseln würde, und Sie dann erst riskieren, mit 20 % schlechter abzuschneiden, als mit 10 % auf Grund der bisherigen Abmachungen.

Ich kann Ihnen ruhig sagen, Herr Loos, daß diese erste Auflage ein ballon d'essai für mich war, daß ich an ihr so gut wie nichts verdiene, da ich bei 900 abgesetzten Exemplaren erst auf die reinen Herstellungskosten komme. So sehr war mir daran gelegen, das Buch unter Ausnutzung des Geburtstages und der Weihnachtskonjunktur zunächst so zu lancieren, daß es infolge seines zugkräftigen Preises möglichst vielen Selbstkäufern in die Hände kommt, was bekanntlich die beste Propaganda für ein Buch ist. Ich glaube damit auch in Ihrem Sinn das Richtige getroffen zu haben – und jetzt, wo das Interesse über jene speziellen Anlässe hinaus geweckt und eine neue Auflage nötig ist, wollen Sie mich in einer Zeit des allgemeinen Preisabbaus zu einer Preiserhöhung zwingen, die den ganzen Erfolg im entscheidenden Moment in Frage stellen, mich um jede Gewinnmöglichkeit bringen und Sie um die Illusion ärmer machen müßte, daß bei 20 % mehr für Sie herausschauen wird, als bei 10 %. Wir werden uns beide schneiden, nur werde *ich* es empfindlicher spüren – denn meine Berechnung, die erst von Neuauflagen sich Gewinn versprechen konnte, wird über den Haufen geworfen sein.

Daß ich aber nicht beides kann: daß ich nicht den alten Preis beibehalten und Ihnen 20 % Tantieme einräumen kann, werden Sie ohne weiteres verstehen, wenn Sie bedenken, daß ich dem Buchhändler 40 % Rabatt und bei Partiebezug auf 10 Stück ein Freixemplar geben muß, daß der Kommissionär 5 % bekommt, weitere 5 % mich hier die Auslieferung kostet, und daß ich erst jetzt einen erhöhten Betrag für Propagandaspesen einsetzen muß. Ich bitte Sie daher mir umgehend mitzuteilen, ob Sie auf Ihrer Forderung von 20 % bestehen. Wenn ja, werde ich die Vorbereitung der 2. Auflage, die dringlich ist, sofort sistieren, um Ihnen eine evtl. vorteilhaftere Wahrnehmung Ihrer Interessen durch einen anderen Verlag zu ermöglichen.

Mit ergebensten Grüßen

802 AN KARL THIEME

23. I. 1931.

Lieber Herr Doktor!

Schönsten Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Ihre Bemerkungen zu den diversen Kierkegaard-Interpreten sind, scheint mir, recht gescheit, ohne daß sie auf diese besonderen Eindruck machen dürften. Alle Ihre Urteile, Ihre Überzeugungs-Aktsetzungen scheinen mir etwas labil und wie am laufenden Band Ihrer Intelligenz erzeugt. Ihr Standpunkt, mag man noch so viel für ihn übrig haben – bzw. für die Einsicht, die ihm zugrunde liegt –, hat am Ende doch so etwas Beiläufiges, daß es für Sie noch immer leichter sein dürfte, ihn festzuhalten, als für andere, ihn festzustellen. Nähert man sich Ihnen, wird man schon von weitem in den sanften Wirbel eines gewissen Feststellungsdranges gezogen, in dem es außerordentlich schwer ist den Kopf oben zu behalten und die Tragweite Ihres Anspruchs von der Tragweite seines Ansprechenden, seiner inneren Überzeugungskraft, den Aufwand von dem Ergebnis zu scheiden. Am Ende hat man den Eindruck, daß Sie der Wahrheit, ohne

sie zu fälschen, von sich aus, ohne es zu wissen (oder doch ohne es sich recht klar machen zu können) immer etwas schuldig bleiben. Das ist schade. Dadurch kommt oft eine gewisse Präpotenz in Ihre Äußerungen, die mit dem programmatisch Demütigen Ihrer Haltung oft komisch kontrastiert und an sich Richtigem Ihrer Erkenntnis einen peinlich uneigenmächtigen Charakter im Geistigen gibt. Dürfte ich mir nicht klar darüber sein, daß Sie dies selbst oft spüren, würde ich es Ihnen gar nicht sagen. So aber mögen Sie es mir und dem Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit, das ich jedem Menschen, der mich menschlich anspricht, gegenüber habe, zugute halten, daß ich Sie wieder einmal aus dem Fuchsbau Ihrer sich über die eigene Fassungskraft hinaussteigernden Selbstzufriedenheit ein bischen aufstöbere. Es ist von mir aus gern geschehen, solange Sie selber nichts dagegen haben.

Ein Buch wie das von Ihnen und Dr. Gurian, den ich sehr schätze, geplante werde ich wohl schwerlich in Verlag nehmen können. (Passen denn eigentlich Ihre Aufsätze zusammen? Ich bezweifle es). Aber vielleicht geben Sie mir, wenn die Sache zusammengestellt ist, Einblick in die Vorlage. Dann würde ich mich verpflichten, rasch eine verbindliche Entscheidung zu treffen.

Mit schönstem Gruß

Ihr Ludwig Ficker

803 AN FRIEDRICH T. GUBLER

8. III. 1931

Lieber Herr Gubler!

Entschuldigen Sie bitte vielmals, daß ich erst heute den Brief von Sailer zurückschicke, der in der Tat sehr schön ist – umständlich, aber schön! Daß mit Sailers Anregungen praktisch nicht viel anzufangen sein wird, dürften Sie ja selbst gespürt haben. Röck, den ich kürzlich sprach, hat mir das für seine Person bestätigt, und, wie er mir mitteilte, hat auch Dr. Leitgeb seinerseits in diesem Sinn an Sailer geschrieben. Es war vorauszusehen. Tirol ist ja kein Boden, der leicht Mitteilungsfrüchte trägt. Und wenn, dann bleibt es eine Ernte zwischen Felswänden, die nach außen ihre Schröffheit wahren. In ihrem Ausschließungsbedürfnis oft überraschend weitschweifig, sind sie im Grunde doch stets von sich selber eingenommen, und wenn sie auf etwas stolz sind, so ist es gerade dieser Umstand, unter dem sie heimlich leiden: der Umstand, daß sie mit sich selber nicht vom Fleck kommen können. Ich spreche von den wenigen hierzulande, die überhaupt ein geistiges Charaktergepräge aufweisen: es gipfelt in einer notgedrungen monologischen Haltung, oft von bizarren Ausdrucksformen. Das Eigenfremde spricht das Eigenfremde an und versteht sich in dem Schweigen der Zurückhaltung, das ihm begegnet. Darin liegt etwas Imponierendes, gewiß, und einen Gutteil der Wirkung des Brenner habe ich der Würdigung dieses Phänomens zu danken. Aber letztlich geht es doch jedem um die Antwort, um die Resonanz, die er im anderen findet. Und da zeigt sich, daß diesem Phänomen der Selbstbehauptung am Ende doch nur der gewachsen ist,

der sich von ihm nicht blenden läßt, und sei es auch nur, daß er unwillkürlich, in einem Augenblick der Eingebung, die Augen davor schließt. Dann sieht er mit geschlossenen Augen diese Welt der vielfältig erstarrten geistigen Überlegenheit des einen über den anderen. Diese Klarheit der geschlossenen Aussicht kann er zugleich in dem Gefühl gewinnen, daß ihm der Boden unter den Füßen wegsinkt – es ist ein aufthauendes Element, und es war am Ende mein Erlebnis mit dem Brenner. Aber als ich die Augen aufschlug und mich stehend auf meinem Platze fand, da stand in der Welt des Brenner nichts mehr auf seinem Platz. Oder vielmehr: es stand wohl da, aber im behaupteten Widerstand, im schweigenden Widerspruch zu mir. Da wußte ich Bescheid und wußte, daß das Schicksal des Brenner besiegt sei. Ich kann nicht sagen: schade; denn was hier ausgelöscht scheint, leuchtet ja in Wahrheit fort. Es geht am Ende in eine Form und eine Weise des Erscheinens ein, die außerhalb der Existenznotwendigkeit des Brenner liegt. Hier stirbt nichts, was im Grunde nicht am Leben bliebe, und was versickert ist in diesen Grund, das sammelt sich zu einer Quelle neuer Mündigkeit, die den Brenner, den verstummt, ebenso begraben sein lassen wie aufs lebendigste in Erinnerung rufen wird. Zu welchem *anderen* Leben sollte er auch noch zu erwecken sein als zu jenem der Ergebenheit in den Ratschluß der Vorsehung, der seinem Wagnis ein Ziel gesetzt und seine Bewegung, die ein Vorläufiges war, im Charakter dieser Vorläufigkeit zum Stillstand gebracht hat! Um den Konsequenzen dieser Wahrnehmung gefaßt ins Auge zu sehen, bedarf es nur der Selbstbescheidung eines Mutes, dem alles Übermütige ferne liegt. An diesem Wagemut hat es mir Gott sei Dank in keinem Augenblick gefehlt, am allerwenigsten in jenem, der mich scheinbar meiner Aufgabe entfremdet hat und den so viele – Gott, wie gut verstehe ich das! – für den Augenblick meiner Verblendung hielten. In Wahrheit hat mich nichts so sehend gemacht wie dieser Augenblick, der als mein vorgesehenes Verhängnis über das vorläufige Schicksal des Brenner entschied. Ich erwähne dies alles so ausführlich, weil mich Ihr Vertrauen in ein Wiederaufleben des Brenner ehrt, aber zugleich um anzudeuten, wie wenig da meine Zuversicht der Zuversicht jener Getreuen ähnelt, die mich am liebsten wieder am alten Platz in meine frühere Funktion eingesetzt sehen möchten. Ich glaube nicht daran. Es gibt keine rückläufige Bewegung in mir, die nicht dem Bedürfnis entspränge, dem Vorläufigen in mir, das seine Grenzen, aber nicht seine Bestimmung kennt, weiteren Spielraum zu gewinnen. Hierin liegt keine Vermessenheit. Denn ich folge einer Willkür, die mich über die eigene hinausführt, um mir zu weisen, was ich ihr schuldig bin. So hat sich vieles in mir gelichtet, gerade in der letzten Zeit. Und davor verschwindet das bischen Mühsal des äußeren Lebens, das ist klar. Das Walten der Vorsehung ist groß und überwältigend, und wenn man es in seinem Gewicht erst einmal zu spüren, in seiner Tragweite zu ahnen bekommen hat, erübrigkt sich jede andere Haltung davor als die der unbedingten Ehrfurcht.

Was sich im Äußeren noch zu meinen Gunsten wenden läßt – die Bedachtnahme darauf bin ich ja meinen Kindern schuldig –, das suche ich auf Basis des Verlags, den ja eine seltsame Fügung wieder in meine Hände gespielt hat, im Einklang mit meinem inneren Wahrnehmungsvermögen so gut es eben gehen will, zu verwirklichen. Loos, der soeben in zweiter Auflage erscheint, war ja kein übler Anfang. Wenn meine weiteren Aussichten das halten, was sie versprechen – und was ich

aus Begeisterung wage, ist ja nie ohne den tragfähigen Grund einer Voraussicht, die auf Vorsicht beruht, auch wenn es wenig Rücksichten zu nehmen scheint –, dann hoffe ich doch auf den Zwangsdienst bei der Zeitung (der mir Augen und Ohren schwächt, aber sonst nichts Kränkendes für mich hat) eines Tages wieder aufgeben zu können. Aber wenn auch nicht – was tut's! Es ist ein großes Flügelrauschen in der Luft – das höre ich, auch wenn um mich die Setzmaschinen scheppern, rieseln, zuweilen dröhnen, dann wieder lieblich und voll Unschuld wie ein Wasserfall. Man setzt sich drunter, den Kopf bis zum Nabel eingezogen, und bietet dem Anprall Schultern und Rücken dar. Das erfrischt und verjüngt noch im vergehenden Bewußtsein, daß es im nächsten Augenblick erschlägt. Man wacht doch immer zum Leben auf, wenn man die Augen schließt!

Es grüßt Sie herzlich, in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Wissen Sie, wenn ich noch einmal einen Brenner machen sollte, dann muß er aus seiner alten Konzeption herausgetreten sein in eine neugewonnene Klarheit! Sonst hat es keinen Sinn.

804 AN FRITZ SCHEY

15. III. 1931

Lieber Herr Baron!

Entschuldigen Sie bitte vielmals, daß ich mich erst heute zu Ihrer letzten Anregung äußere, die nun schon Monate zurückliegt. Ich bin mir damals eigentlich nicht ganz klar geworden, wie Sie sich die Sache vorstellen, durch Abhaltungen besonderer Art aber kam ich nicht dazu, mich damals mit dem Vorschlag näher zu befassen. Das mag auch sein Gutes gehabt haben. Denn mittlerweile hat sich Folgendes begeben:

Es ist mir zu Ohren gekommen, daß ein Arzt in Deutschland, ein Psychiater, dem Chorónoz als ein Phänomen, dessen Bedeutung und Tragweite er erkannte, keine Ruhe mehr ließ, im Begriffe steht, ein Werk über dieses Buch zu schreiben, das nach Ansicht meines Gewährsmannes, der Einblick in die Aufzeichnungen jenes Arztes nehmen konnte, einiges Aufsehen erregen dürfte. Sie können sich denken, daß ich mich sehr für diesen Fall (der mich eigentlich nicht sehr überraschte, denn mit solchen Möglichkeiten war – nur nicht vielleicht so bald – zu rechnen) zu interessieren begann. Nun hatte ich vor kurzem selbst Gelegenheit, mich durch Einblick in einen Teil dieser Aufzeichnungen über Anlage, Charakter und Absicht des entstehenden Werkes (dessen Verfasser mir noch persönlich unbekannt ist) zu orientieren. Der Eindruck auf mich war so stark, daß ich mir sofort das Verlagsrecht dieses Buches sicherte, obwohl es an Umfang stärker werden dürfte als das Originalwerk von Paula Schlier, auf das es sich bezieht und das es – nach einer allgemeinen Einleitung – Kapitel für Kapitel analysiert und so in seinem inneren Zusammenhang,

seiner seherischen Sendung und somit in seiner vorgesehenen Bedeutung für unsere Zeit klarstellt. Das große Verdienst des Verfassers, der alle Voraussetzungen dazu besitzt, besteht darin, daß er – mit dem entsprechenden Wissen und der entsprechenden Einfühlungsgabe ausgestattet – Stück für Stück die Mauern intellektuellen Vorurteils und geistiger Befangenheit niederlegt, die dem Verständnis von Chorónoz und der Erkenntnis seiner Bedeutung noch entgegenstehen, und daß die Deutung, die *er* gibt, dem Leser plötzlich die Augen öffnet, ihm die Weite und Freiheit des eigenen Blicks zurück- und damit die Möglichkeit gibt, die erschlossene Aussicht auf die Tragweite des Buches zu eigenen Deutungs- und Entdeckerfahrten zu nutzen. Der Verfasser zertrümmert den Spiegel nicht, den der Psychoanalytiker, der sich hinter diesem Spiegel versteckt, der Welt vorhält. Aber er zeigt den Selbstbetrug auf, dem der Psychoanalytiker am Ende verfallen ist, wenn er im Rahmen dieser unhaltbaren Situation ein Phänomen zu fassen vorgibt, das ihn selbst schließlich in seinem Anspruch als Phänomenen bloßstellt. Das geschieht jedoch ganz unpolemisch, unwillkürlich; es ergibt sich einfach aus der Perspektive des Verfassers, dessen Deutung des Schlier'schen Buches von einer Transparenz ist, daß sich die Grenzen der psychoanalytischen Wissenschaft und die Unzulänglichkeit ihrer Methode zur Beurteilung von Phänomenen, die der religiösen Sphäre angehören, von selbst erhellen.

Gerade deshalb aber dürfte dieses Buch, das in seiner Art – das liegt schon in den Voraussetzungen, auf denen es beruht – einzig dastehen wird, Aufsehen erregen. Behalte ich in dieser meiner Voraussicht recht – und daran zweifle ich keinen Augenblick –, so kann die Rückwirkung auf das Buch von Paula Schlier, auf das nun erst die Aufmerksamkeit gelenkt werden wird, nicht ausbleiben.

Habe ich Sie nun recht verstanden, so ging Ihr Vorschlag dahin, daß der Brenner-Verlag vorläufig das Schlier'sche Buch vom Kurt Wolff-Verlag in Kommission übernimmt, wobei es ihm unbenommen bleibt, durch Änderung des Titelblattes das Buch bereits als in den Bestand des Brenner-Verlags übergegangen auszuweisen. Haben Sie das gemeint, so ließe sich gerade im Hinblick auf die Sache, die ich Ihnen soeben mitgeteilt habe, in der Tat, wie mir scheint, keine glücklichere Lösung für beide Teile ausfindig machen. Kurt Wolff hätte den Vorteil, daß »Chorónoz« in absehbarer Zeit etwas einbringen würde, und ich, daß ich die Übernahme des Buches in den Brenner-Verlag in einer Art bewerkstelligen könnte, die mich nicht zu stark belastet. Kurt Wolff wird ja einschen, daß ich dem Buch keine bessere Reklame machen könnte als durch die bereits beschlossene Herausgabe eines Werkes über »Chorónoz«, auf das ich große Hoffnungen setze; damit sich die neue Absatzchance für »Chorónoz« dann aber auch entsprechend günstig auswirkt, wird es nötig sein, mit dem Preis des Buches etwas herabzugehen (was sich ja in dem Moment leicht machen läßt, wo das Buch für Außenstehende als in den Brenner-Verlag übergegangen erscheint).

Bitte, schreiben Sie mir nun, ob sich auf dieser Basis eine Vereinbarung treffen läßt, und wenn ja; dann bitte veranlassen Sie den Geschäftsführer von Kurt Wolff, mit einem konkreten Vorschlag an mich heranzutreten. Ich glaube, wir werden uns dann rasch einigen können. Nur leiten Sie bitte in meinem Namen die Verhandlungen ein – Sie kennen meine Lage und wissen, wie wenig freie Zeit ich habe. Es wäre mir eine große Erleichterung, mich Ihrer vermittelnden Hilfe bedienen zu dürfen.

Mit ergebensten Grüßen

stets Ihr Ludwig Ficker

805 VON FERDINAND EBNER

Gablitz, 17. März 1931

Lieber Herr Ficker!

Verzeihen Sie, bitte, daß ich Ihnen erst nach wahrhaft unziemlich langer Verzögerung das Buch von Kierkegaard zurückschicke. Wollten Sie mich fragen – was Sie ja wahrscheinlich nicht tun wollen –, warum ich es Ihnen heute erst schicke, obgleich ich Ihnen schon vor fast einem Jahr die Rücksendung angekündigt hatte – was ich aber inzwischen keineswegs einfach vergessen habe –, so könnte ich Ihnen nichts anderes sagen als: Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß für mich die Zeit der Beschäftigung mit Kierkegaard vorbei ist. Vielleicht aus einer Verarmung meiner intellektuellen Erfassungskraft heraus, die mich der Kierkegaard eigentümlichen Problemstellung u. Problemverwicklung nicht gerecht werden läßt. Vielleicht wegen eines tieferen seelischen u. geistigen Mangels, der mir schließlich Kierkegaards geistige Gespanntheit in der Erfassung des Christentums u. des Christseins als etwas nicht sehr angenehm Empfundenes erscheinen läßt. Vielleicht. Vielleicht aber doch auch nicht. Sie wissen, daß ich mich Jahre lang mit Kierkegaard beschäftigte u. also einigermaßen vertraut mit ihm wurde. Und das Ergebnis dieser Beschäftigung? Eigentlich nichts als die Frage: was wäre aus Kierkegaard geworden, wenn ihm aus irgend einer Ursache die dogmatische Voraussetzung, mit der er ans Christentum heran- u. in sein »Gottesverhältnis« eintrat, abhanden gekommen wäre? Führt das geistige Werk Kierkegaards tatsächlich über seinen Autor hinaus oder doch nicht im letzten Ende zu diesem zurück, zurück zum »Problem Kierkegaard«? (Nicht Kierkegaards!) – Haeckers »existenzielle« Konsequenz seiner Kierkegaardbegegnung ist nicht unverständlich. Sogar sehr verständlich, glaube ich. Freilich hat Christoph Schrempf eine ganz andere (jedoch nicht weniger »existenzielle«) Konsequenz gezogen – weil er die »Voraussetzung« Kierkegaards nicht bestehen ließ.

Verfrüht zwar, wünsche ich Ihnen recht herzlich gute Osterfeiertage. Und wiederhole die Bitte meines letzten Briefes: vielleicht finden Sie einmal die Zeit u. in Ihnen selber einige Neigung, mir über Sie u. Ihr derzeitiges Leben, über den Verlag u. seine gegenwärtigen Aussichten einiges zu berichten. Damit würden Sie mir eine rechte Freude machen. Von mir selber würde ich ja wirklich kaum etwas zu

schreiben – so sehr lebe ich ein recht wenig sagendes (ich will nicht sagen nichtssagendes) »Privat«leben. Daß einer die Oresteia nicht ohne Bewegtheit u. mit nicht geringem ursprünglichen Staunen liest, ist ja schließlich kein besonderes Ereignis.

Nocheinmal bitte ich Sie um Verzeihung wegen der so arg verspäteten Zurücksendung des Buches.

Herzliche Grüße von
Ihrem stets ergebenen

Ferdinand Ebner

806 AN FERDINAND EBNER

20. III. 1931

Lieber Herr Ebner!

Gestern habe ich Ihnen den beiliegenden Brief geschrieben, den ich aber heute als ziemlich anmaßend und anspruchsvoll empfinde. Trotzdem lasse ich ihn an Sie abgehen mit der Bitte, seine gute Absicht gelten zu lassen, denn das, was er Ihnen sagen wollte, sagt er Ihnen, glaube ich, doch besser, als das, worüber er sich sonst verbreitet. Das nämlich, wie sehr ich mich über Ihren letzten Brief gefreut habe und wie sehr er mir einen Stein vom Herzen genommen hat, dessen Gewicht mir doch zu schaffen gemacht hat. Also nochmals – nichts für ungut!

Ihr Ludwig Ficker

BEILAGE: LUDWIG VON FICKER AN FERDINAND EBNER

Josefitag, März 1931

Lieber Herr Ebner!

Ich muß Ihnen gleich schreiben, wie glücklich mich Ihr letzter Brief macht. Ich war nicht gefaßt auf ihn, so sehr ging mir noch der vorletzte nach, aber trotzdem entsprach er einer Erwartung in mir, die fast etwas Vermessenes, um nicht zu sagen: Verzweifeltes, hatte. Sofort gewahrte ich, daß dieser Brief ein Zeichen an der Stirn trägt, ein Gnadenzeichen, das mich berührte wie der sichtbare Ausdruck eines erhörten Gebetes. Sie können sich natürlich nicht aus sich hinausstellen, um es zu bemerken wie ich, aber was Sie selbst in diesem Augenblick empfinden, sagt Ihnen sicher deutlich – und sei es auch nur im Faßbaren der Hoffnung, die dem Glauben an die Liebe Gottes entquillt –, daß mich mein Blick nicht trügt. Es ist mir so deutlich ablesbar, was jetzt in Ihnen vorgehen mag, um sich auf seinem (*Seinem!*) Wege klarzustellen (dem ja der unsere so oft, doch schließlich immer ohnmächtig, zuwiderläuft), weil ich aus einer lebendigen Glaubenserfahrung heraus, die mich

um- und umgeackert hat und das Unterste nach oben gekehrt in meiner Erkenntnis des Guten und des Bösen, *sehend* geworden bin in diesen Dingen, deren wahres Gesicht sich keinem Glaubenshochmut, sondern nur der Glaubensdemut, die sich schuldig weiß vor Gott, enthüllt. Ich wußte, als ich Ihren vorletzten Brief in Händen hielt, daß jetzt die Stunde der Entscheidung für Sie geschlagen hat: ich sah förmlich das Damoklesschwert über Ihrem Haupt und spürte, daß gerade das, was einem Mut und Zuversicht für Sie machen konnte: die klare Erkenntnis, daß Sie am Ende Ihrer geistigen Kräfte seien, Sie um die weitere, so notwendige Erkenntnis betrügen konnte, daß diese geistigen Kräfte ja bisher *Widerstandskräfte* waren in dem ungeheuren *Auseinandersetzungsprozeß* eines Selbstbehauptungsbedürfnisses in der Form der Selbstverhüllung also des *scheinbar* Objektiven, mit dem Willen Gottes, der das Objektive in Wahrheit dort statuiert, wo das Persönliche im Menschen den Willen und die Kraft hat, sich in ihm klarstellen zu lassen, indem es seinen Anspruch auf Geltung aufgibt vor ihm. So lag die Gefahr nahe, daß Sie am Ende Ihrer Kräfte – denn es war ein Erschöpfungsprozeß, aber einer von respektablen Dimensionen und von eminent salvierender Bedeutung (das wird Ihnen selbst vielleicht am spätesten aufdämmern, denn Sie sind ein mißtrauischer Geist!) – sich hinter der heroischen Resignation verschanzen würden, die Ihnen die Erkenntnis Ihrer Lage nahe zu legen schien, und daß Sie in dieser Entschlossenheit, auch noch in der Selbstpräisgabe die letzte Position Ihrer Erkenntnis vor dem Ratschluß der Vorsehung zu behaupten, am Ende doch auch noch einen Akt der Ergebenheit in Gottes Willen erblicken würden. Aber sagen Sie selbst –, Sie, der Sie *mit Recht* von sich sagen dürfen (und wenn Sie finden, daß es Ihnen nicht zusteht, so müssen es diejenigen bekennen, die wissen, was sie Ihnen zu danken haben), daß Sie in der reinsten Absicht Ihres Werkes, unter Furcht und Zittern Ihres Daseins, durch soviel mühselige Anstrengungen, sich des Heils Ihrer Seele zu bemächtigen, und durch alle menschliche Ohnmacht hindurch – denn wer von uns vermag es, mit der Verantwortung des eigenen Lebens dem Worte Gottes ganz im Bild zu bleiben! – doch immer Gott gedient haben, *aber auch Er Ihnen über Ihren Kopf hinweg* (o glauben Sie das endlich am Ende Ihrer Kräfte, auf dem Gipelpunkte Ihrer Ohnmacht!) –: ja, sagen Sie selbst, würde diese Art Kapitulation vor etwas *scheinbar* Unabänderlichem nicht die trotzige Ergebenheit in Gottes »*harten*«, in Gottes »*unbarmherzigen*« Willen bedeuten?! Und könnten Sie, dessen preisgegebenes Werk so vielen die Augen geöffnet hat für das, was nach dem Willen Gottes uns Menschen dieser Zeit (auch Ihnen! auch Ihnen!) in Wahrheit not tut: könnten Sie diese Auflehnung gegen den Glauben an Gottes Allmacht und Barmherzigkeit in der starren Maske der Ergebenheit in Gottes Willen vor Ihrem Gewissen verantworten?! O gewiß ist Ihnen dieses letzte Opfer der Erkenntlichkeit angesichts der Überlegenheit einer *scheinbar* unerschütterlichen Erkenntnis über dem Wahrnehmungsgrunde einer wahrhaft erschütternden geistigen Notlage besonders schwer gemacht, das verstehe ich. Aber wo Gott, der die Liebe ist, einen Auflösungsprozeß im Herzen eines Menschen in Gang gebracht hat, mit dem sein Gehirn, das leichter zu Erschöpfende als sein Geist, nicht fertig wird, wird kein Blick der Erkenntnis aus seinem Elend heraus, und scheine er noch so klar, einem Menschen die Kraft geben, die Wahrheit über sich und sein Verhältnis zu Gott auszusagen, solange dieser Blick ein Blick der Notwehr ist gegen die Thräne, die ihn auslöschen will.

Vielleicht ist, was ich hier sage, mehr aus der Erfahrung meines Herzens geschöpft als aus dem Angesichte, dem verhüllten, Ihrer Not. Aber gerade das ermächtigt mich vielleicht, Ihnen so nahe zu treten ohne den Anspruch und die Absicht, Ihnen etwas anderes zu enthüllen als die Züge des eigenen Gesichts, indem ich mir die Ihren, die ich nie vergessen werde, anschau. Und da sage ich: *Wie aufgethaut sind diese Züge in Ihrem letzten Brief! Wie feucht Ihr Blick vom Anwehen einer neuen Zuversicht!* Und sage: *Gott sei Dank!* Denn aus dem Wunderlichen, von dem Sie noch benommen sind – nie weiß man, wie einem geschieht, wenn Gottes Gnade wirksam wird in einem –, wird, eher als Sie selbst für möglich halten, jenes Wunderbare sich erheben, das sich Ihnen so wenig versagen wird, wie es sich mir versagt hat, da ich am Ende meiner Kraft, aber nicht am Ende meines Glaubens war. [...]

Aber nun leben Sie für heute wohl, lieber Herr Ebner! Vom Äußeren meines Lebens habe ich keine Änderung zu berichten. Ich mache noch immer meinen Dienst als Zeitungskorrektor, Abend für Abend und Morgen für Morgen, täglich (mit etwelchen Überstunden) meine acht Stunden und mehr. Dazu kommt noch, was ich nachmittags im Verlag zu erledigen habe. Aber das alles macht mir nichts aus, ich fühle mich dabei ganz wohl und gesund wie noch nie. An eine Fortsetzung des Brenner glaube ich nicht mehr, aber ich werde vielleicht das eine oder andere Buch herausbringen können, das klar machen kann, wohin sein Impuls münden müßte. Was sich einmal so gründlich verlaufen hat, soll man nicht wieder sammeln wollen. Und vielleicht darf auch vom »Brenner« gelten: »Wenn das Weizenkorn in die Erde fällt und nicht stirbt, so bleibt es allein; stirbt es aber, so bringt es viele Früchte.«

Mir scheint, wir werden die Früchte sehen!

Es grüßt Sie, lieber Freund, Ihre Osterwünsche aufs wärmste erwidernd, in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Bitte entschuldigen Sie, daß dieser Brief so gestümpt ist! Lassen Sie sich's nicht verdrießen, ihn für sich leserlicher zu machen, als er ist!

807 VON FERDINAND EBNER

Gablonz, 30. März 1931

Lieber Herr Ficker!

Über Ihren Brief – er wurde mir nach Neustadt geschickt, wo ich mich eine Woche bei meiner Schwester aufhielt – habe ich lange nachgedacht. Weit entfernt, ihn für anmaßend u. anspruchsvoll zu halten – so weit entfernt, daß ich es gar nicht begreife, wie Sie selbst ihn so empfinden könnten –, las ich aus ihm nichts anderes heraus als Ihre außerordentliche freundschaftliche Anteilnahme an meinem Geschick u. freue mich darüber dankbaren Herzens. Sie haben sehr richtig in mich hineingese-

hen, wenn Sie erkennen, daß meine geistigen Kräfte bisher nur als »Widerstandskräfte« sich betätigten – u. sich aufbrauchten. Daß sie sich als solche aufbrauchten, das ist gut. Überschätzen Sie es aber, bitte, nicht, wenn es mir jetzt wieder »besser« geht (so gut, daß ich – Gott sei Dank – endlich wieder Briefe schreiben, die Verbindung mit den mir lieben u. teuren Menschen herstellen kann). Eine zehnjährige Erfahrung hat mich die Art u. Natur meines Leidens sehr genau kennen gelehrt, so, daß ich z. B. heute ganz gut weiß, wann wieder der »Umschwung« eintreten wird, dessen einzelne Verlaufsphasen ich ebenfalls im vorhinein anzugeben imstande wäre. Wenn ich nun eine so deutliche Erkenntnis meines Übels habe, wenn ich mich bemühe, diese Erkenntnis nicht aus dem Auge zu verlieren – ohne Bemühung geht das, eben bei der Natur meines Leidens, nicht u. oft genug war mein Bemühen erfolglos gewesen –, so ist das wahrlich nicht der Ausdruck eines mich ganz beherrschenden Lebensmißtrauens u. auch nicht der Ausdruck einer Verzweiflung an der Barmherzigkeit dessen, in dessen Hand unser Leben immer liegt. Das darf [ich] sagen von mir: in den tiefsten u. peinlichsten Nöten meines inneren Lebens blieb mir doch immer wieder der Gedanke, daß Gottes Barmherzigkeit etwas so unendlich Großes ist, daß sie kein Mensch, nicht in der Enge, nicht in der Weite seines Lebens hier in der Welt, je ganz zu erfassen vermöchte.

Ich spreche viel von mir, aber notgedrungen auf Ihren Brief hin.

Nicht weniger tief erfreut bin ich über das, was Sie von dem Ausgang der leidensvollen Geschehnisse Ihrer letzten Lebensjahre zu sagen haben. Ich glaube, daß alles das keinen anderen Ausgang nehmen konnte u. durfte als diesen. Ob ich aber wirklich der Mensch wäre, der Sie u. Ihr Schicksal in den letzten sechs Jahren restlos zu verstehen vermöchte? Bedenken Sie, daß ich Ihnen einmal schrieb, wie ich nie über alles das nachzudenken vermochte, ohne immer wieder in innere Verwirrung zu geraten. Und erinnern Sie sich doch auch, daß ich einmal über die mir Ihnen gegenüber zustehende menschliche Befugnis hinausging u. eine Auffassung bekundete, die Sie mir übelnehmen mußten. Mit Recht – wie ich gerne zugestehe. Sei das aber wie immer. Herzlichst beglückwünsche ich Sie zu der inneren Wendung, die nun Ihr Leben genommen hat.

Gern würde ich es hören, daß Sie Aussicht hätten, dem Frondienst in der Zeitungsdrukerei zu entrinnen. Daß Sie den »Brenner« aufgegeben haben, tut mir leid. Ich selber glaube noch immer an die Möglichkeit seines dritten »Gesichts« – das ich mir allerdings als das abschließende denke.

Meine Frau hat mich gebeten, Ihnen herzliche Grüße von ihr auszurichten. Oft spricht sie von Ihnen u. denkt immer gern an die Tage, die wir im Oktober 1923 in Ihrer Gesellschaft verbracht haben.

Ich wünsche Ihnen nochmals frohe Ostertage. Herzlich grüßend

Ihr ergebener Ferdinand Ebner

Ich erlaube mir, diesem Brief ein Bild von unserem Walther beizulegen. Bitte nehmen Sie es freundlich auf. Lassen Sie sich durch den Blick auf der Photographie nicht irreführen. Er blickt sehr munter in die Welt hinein, oft genug zu munter! So sah er übrigens vor seinem ersten Schultag aus.

Gablitz, 19. April 1931

Lieber Herr Ficker!

Seit längerem schon habe ich die Absicht, Ihnen über das Buch von Adolf Loos, das Sie mir vor Weihnachten zugeschickt hatten, einiges zu schreiben. Bitte, erwarten Sie jetzt aber nicht, irgend etwas besonderes von mir zu hören. Keineswegs. Aber ich hatte eine große Freude über dieses schöne Buch u. habe sie noch. (Daß es für den Verlag auch ein gutes Geschäft bedeuten möge – was ja wahrscheinlich ist –, nicht eines wie mit meinen Fragmenten, wünsche ich Ihnen als dem Verlagsinhaber.) Selbstverständlich hat der Kampf des Loos gegen das Ornament in uns allen längst seine Früchte getragen u. das Buch ist wohl nicht als Fortsetzung eines Kampfes gemeint, der schon entschieden ist, sondern hält uns die so außerordentlich sympathische geistige Physiognomie seines Verfassers vor Augen. Und was für ein wundervolles Deutsch schreibt Loos! Ich nun glaube, daß dieser Kampf, wie ihn Loos gegen das Kunstgewerbe geführt hat, nur ein einzelnes [Moment] eines weiterumfassenden ist, der tiefer im Sinn des geistigen Lebens unserer Zeit wurzelt. Ich meine das so: nicht nur an den Gebrauchsdingen des alltäglichsten Lebens hatten wir unser Leben durch das Ornament unwahr gemacht – unserem geistigen Leben selber haftet das Ornament an u. macht es, da wir uns zu sehr an dieses klammern, schließlich unwahr. Das gilt auch vom Religiösen, das gilt vor allem vom Christentum u. seinem zweitausendjährigen Mißverständnis. Wie weit dieser Gedanke seine tatsächliche Berechtigung hat, vermag ich eigentlich im Augenblick nicht zu beurteilen, obwohl er bei mir gewiß nicht von heute, vielmehr mir schon bei der ersten Lektüre des Buches aufgetaucht ist. In einer Hinsicht scheint mir Loos zu enge u. zu kurz gesehen zu haben. (Vielleicht wird meine Meinung hier anmaßend.) Der »Mensch«, den er in all seinen Gedanken als vorbildlich sieht, dieser »gute Amerikaner« erscheint mir nicht so ohne weiteres als eindeutig. Er ist doch wesentlich der »Geldverdiener« (dessen geistige Bedürfnisse erst recht als bloßes Ornament seinem Dasein aufgepickt sind) u. seine menschliche Kehrseite ist das Verbrecherwesen größten Stils.

Das ist nun alles, was ich Ihnen über das Buch schreiben wollte, aber ich will auch noch einen mir merkwürdigen Umstand erwähnen. Nach mehr als zwanzigjähriger Pause lese ich wieder den Platon, kürzlich aber mitten in diese Lektüre hinein einige Stücke aus dem Buch von Loos. Und es vertrug sich durchaus. Ich halte es für keinen Zufall, daß der Philosoph der metaphysischen Ferne u. der Bedenker der nächsten Lebensgebrauchsdinge in einem Kopf, der ja nicht gerade ein Wirkkopf ist, nebeneinanderstehen können, ohne Mißton, fast ineinanderklingend.

In Ihrem letzten Briefe schrieben Sie, daß Sie sich wie noch nie wohl u. gesund fühlen, und ich wünsche Ihnen sehr herzlich die stete Fortdauer dieses Wohlbefindens. Begierig wäre ich auf die nächste Publikation Ihres Verlags. Was ist es mit den Gedichten von Hildegard Jone? Was für Schätze des Lebens liegen da begraben.

Ich hätte eine Bitte an Sie, die nämlich, den Verlag zu veranlassen, daß mir Lechleitners »Bildwerk« zugeschickt werde.

In herzlicher Ergebenheit

Ihr Ferdinand Ebner

809 VON RICHARD SCHAUKAL

DR. RICHARD V. SCHAUKAL.
Wien, XIX/4, Cobenzlgasse 42

27/4 1931

Verehrter Herr Dr. Ficker!

Eine in die gemeinsamen Wiener Studienjahre zurückreichende, trotz manchen Abweichungen in Weltanschauung und Haltung tief in Gemeinsamem wurzelnde und unwandelbare innere Beziehung verknüpft mich mit Karl Kraus; ebenso fühle ich mich Theodor Haeger nahe und verwandter noch in den seelisch-geistigen Grundlagen des Bekenntnisses. Endlich ist Sören Kierkegaard eine alte Liebe, der ich treu geblieben bin.

Und wie wir drei lebenden Kämpfer, Denker und Künstler in Selbständigkeit zusammengehören, so nennt uns ja auch vereinzeltes Verständnis immer wieder seit Jahren als die (etwa noch durch Stefan George und Rudolf Borchardt erweiterte) Trias der Maßgebenden.

Es wäre mir erfreulich als einem oft sich meldenden Bedürfnis erwidernd, wenn ich auch nach außen für diese dereinst von der Geschichte des Geistes als eine Tatsache festzustellende Zusammengehörigkeit zu bekunden Gelegenheit erhielte, indem ich dem Brenner-Kreise nähertrate.

Ich möchte mit einer bedeutenden Arbeit dort, falls Ihnen dies willkommen wäre, eine hoffentlich andauernde Verbindung einleiten und frage auch an, ob Ihnen ein großer *Essai über Adalbert Stifter und Marie von Ebner-Eschenbach* – ein Vortrag, den ich im Dezember 1930 im Verein »Altösterreich« gehalten habe – zugehen darf.

(Er könnte etwa auch späterhin mit je zwei bis drei bereits veröffentlichten über die zwei österreichischen Dichter als ein nicht unansehnliches Buch herauskommen.)

Derweilen legen ich Ihnen einen Aufsatz über Gide bei, den ich gern an einer Stelle, wie sie der »Brenner« bedeutet, in dieser erweiterten und verbesserten Gestalt wiederholte.

Mit dem aufrichtigen Ausdruck der Wertschätzung bin ich Ihr ergebener
Richard Schaukal

4. 5. 1931

Lieber Herr Haecker!

Entschuldigen Sie bitte vielmals, daß ich mich erst heute für den *herrlichen* Vergil-Aufsatz bedanke, auf den ich schon so gespannt gewesen bin. Hatten mir doch verschiedentlich Leute, die ihn schon früher durch Ihren Vortrag kennen gelernt hatten, über den tiefen Eindruck berichtet, den er auf sie gemacht hat. (So schrieb mir z. B. Otto Stoessl nach der Wiener-Vorlesung, dieser Vergil-Aufsatz sei »ein reines Wunder«; und besonders Schönes habe ich seinerzeit, nach dem Vortrag in München, in einem Briefe von Frau Horwitz gelesen.) Ja, diese poésie des secondes noces, die in einem wunderbar zu begreifenden Beispiel (gerade, wenn man Ihrer Darstellung gefolgt ist!) in der Aeneis vorliegt: scheint sie nicht das Abgeschöpfte, das ausschöpft, also der *notwendige* Schöpfungsprozeß zu sein, der der Geburtsstunde des Christlichen im Geiste der Menschheit, der Stunde der Wiedergeburt des Menschen in Christus, vorangehen muß wie die Reife der Frucht den Wehen, die sie ans Licht bringen?! Das ist im historisch Zeitfälligen nicht anders wie in der Schicksalsstunde des persönlichen Erkennens und Erkanntwerdens im Leben des Einzelnen, das heißt aber: es ist vom Ewigen her bestimmt und also kein Zweifel von ungefähr. Und ich denke, kein Vorbehalt aus dem Blickfeld einer noch so talmudisch weitstirnigen, doch, wie mir scheint, christlich engherzigen Katholizität wird den Blick dafür trüben können, daß das Nachgebildete bei Vergil sich nur im Vordergründigen einer Form abspielt, und daß der neue Geist, der sich dahinter ankündet, ein Geist der Rücksicht noch in der Voraussicht des verwandten Gesichts der Erde, nur umso ehrwürdiger hindurchspricht (»personiert«), je vollommener er den Geist des Vorbilds, aus dem er hervorzugehen bestimmt war, in sich begriffen hat, je pietätvoller er das Ursprüngliche der Überlieferung in seiner Form bewahrt. Ein Vergil, stehend auf den Schultern des Homer, gestellt vor die Mitte der Zeiten, hat nichts Untergeordnetes, nichts in den Schatten Gestelltes; er ist ein von seinem Vorbild Emporgetragenes – ein Lichumwittertes gerade dort, wo er sich dunkler und begrenzter vom Horizont seiner Schöpfung abzuheben scheint. Das, glaube ich, machen Sie genügend deutlich, und darauf kam's Ihnen wohl vor allem an.

Für mich wenigstens ist es immer wieder das Erlebnis, das mich zunächst angeht und das mir die Augen geöffnet hat: ich staune unverdrossen – und gerade wieder im Ausschnitt dieses Vergil-Aufsatzes – in die großartig und doch, weiß Gott, so mühselig aufgeschlossene Natur Ihrer Geisteslandschaft, in der das Letztursprüngliche – das heißt aber: das Höchstursprüngliche – dem Begnadeten gehört. Ich liebe diese Landschaft, die alle Gründe [...]

Dresden, 6. Mai, 1931.

Herr Professor Baeumler hat ein Nietzschebuch geschrieben. Auf Seite 109 dieses Buches steht der Satz: »Will man behaupten, daß der Germane für das Christentum vorgebildet und vorbestimmt gewesen sei, so darf es einem nicht an Unverschämtheit fehlen. Denn das Gegenteil ist nicht nur wahr, sondern auch handgreiflich. Woher sollte auch die Erfindung zweier ausgezeichneter Juden, der zwei jüdischsten Juden, die es vielleicht gegeben hat, gerade die Germanen mehr anheimeln als andere Völker«. Auf der übernächsten Seite folgt der Satz: »Ich begreife nicht, wie ein Deutscher je christlich empfinden konnte.« Und auf Seite 164 steht: »Was ehemals bloß krank war, heute ward es *unanständig* – es ist unanständig heute Christ zu sein«. Also zitiert Herr Baeumler, zustimmend, Nietzsche. Das Christentum ist eine Form der Todfeindschaft gegen die Realität. Das interpretiert Professor Baeumler auf seine Weise, und das ganze Buch soll diese Interpretation einleuchtend machen: »Siegfried steht hinter dem Angriff Nietzsches auf das Christentum. Das *nordische Heidentum* ist der unermeßliche, dunkle Hintergrund, auf dem der kühne Kämpfer gegen das christliche Europa hervortaut (S. 103). Und endlich: »Das ist seine (Zarathustra-Nietzsches) Sendung: aus germanischer Substanz heraus den Tod des Christengottes zu verkündigen« (S. 98). Diese Interpretation ist, sofern sie nicht Nietzsches Sache ist, seine Sache. Man erfährt daraus, daß Baeumler den Kampf gegen das Christentum in all seinen Formen für seine Pflicht und Neigung hält, um das germanische Wesen vor seinem Untergang zu retten. Gelingt es nicht, das Christentum zu vernichten, einen neuen Staat aufzubauen, in dem das Christentum bedeutungslos ist, so ist Europa verloren. Das sind große Worte über weite Ziele und hohe Aufgaben.

Wer sollte aber glauben, daß das Ganze nur dazu dient, dem wahren Christentum Raum zu schaffen? daß Baeumler nicht davor zurück schreckt, ein Germanentum an den »vielleicht jüdischsten der Juden, Jesus« zu verraten? Davon hört man allerdings nichts in seinen Äußerungen über Nietzsche; in dem Nietzschebuch kommt »das wahre Christentum« nicht vor, und in der Einleitung der Nietzscheausgabe bei Kröner schreibt Baeumler: »Es wäre ebenso sinnvoll in Kierkegaard ein heimliches Heidentum zu entdecken, wie es sinnvoll ist in Nietzsche einen inwendigen Christen zu finden.« (S. XXIV) Das soll heißen, sinnlos. Daß es ein *wahres* Christentum für Baeumler gibt, davon liest man zum ersten Male in dem Schreiben vom 18. April, das er für die ihm und mir gemeinsamen Bekannten verfaßt hat, um sie darüber »aufzuklären«, warum er mir das Vertrauen entzog, nachdem er sich ein Jahr lang so stark für mich eingesetzt hat, einem Schreiben, in dem er sich weit heftiger und vorbehaltloser gegen mich einsetzt als er sich je für mich eingesetzt hat. Dort liest man: »Meine Einstellung zu Kütemeyer litt von Anbeginn unter einem Mißverständnis. Wegen seiner anhaltenden Beschäftigung mit Kierkegaard, vermutete ich in ihm immer einen Anwalt wahren Christentums im Gegensatz zu allem Scheinchristentum. Auf die Idee, daß jemand sich zu Kierkegaard bekennen könne ohne ein Verhältnis zu Jesus zu haben, daß jemand von Kierkegaard also das Christentum zu subtrahieren vermöge, bin ich nicht gekommen.« Was bedeutet

das? Sollte Baeumler inzwischen festgestellt haben, daß Christus doch ein Arier war, germanischen Geblüts und nordischer Rasse? Oder sollte er den platten Versuch (s. Einl; S. XXIII) fortsetzen, Kierkegaard zwar als Gegner des Bestehenden im »Negativen« zu benutzen, ihn aber im »Positiven« unschädlich zu machen dadurch daß er ihn mit dem »volksfremden Christentum«, das er, Baeumler, als unanständig, ja die germanische Substanz bedrohend, bekämpft, identifiziert? Oder sollte er den jungen Mann, für den er sich »wegen seiner ungewöhnlichen dialektischen Begabung« (als ob die nicht, und nicht nur unter Juden, feil wäre wie Brombeeren) stärker eingesetzt hat als für irgend einen anderen«, bei dem christlichen Bewußtsein seiner Umgebung anzuschwärzen suchen als einen der kein Verhältnis zu Jesus habe? Wie aber in aller Welt, nein, in der germanischen Welt, kann er feststellen, daß dieser junge Mann kein Verhältnis zu Jesus hat? Ganz abgesehen davon, daß es wiederum seine Sache ist, und eine hoffnungslose Sache, sich zu Kierkegaard zu bekennen und das Christentum aus der germanischen Substanz heraus anzugreifen. Oder ist es nur, schlicht und einfach, eine jener unbedachten Äußerungen, wie sie bei Baeumler üblich sind und auch in Aufsatzform vorliegen (siehe den Aufsatz »Hegel und Kierkegaard« aus dem Jahre 1924 – wo Hegel als ebenbürtig und in seiner Ebenbürtigkeit verwandt neben Kierkegaard gestellt wird, derselbe Hegel, in dem Baeumler heute den »zum Staat konkretisierten Geist von Weimar« bis aufs Messer bekämpft (siehe Nietzschebuch S. 135) – den als »Pubertätserzeugnis« abzulehnen er selbst sieben Jahre später einsichtig genug ist), jener unbedachten Äußerungen, die als private Spielformen weiter unten noch eine »aufklärerische« Rolle spielen müssen. Wie dem aber auch sei, und wenn es eine Mischung dieser drei Möglichkeiten sein sollte, es reicht zur Erklärung nicht aus, es bleibt unerfindlich, warum Baeumler bei einem jungen Mann seiner Umgebung ein Bekennnis zu Jesus erwartet und vermißt, das er für seine Person als unanständig ablehnt.

Doch dies ist nicht das einzige Mißverständnis unter dem Baeumler gelitten hat. Es muß ja mancherlei passiert sein, ehe ein Mann wie er in der Lage ist, die Entziehung seines Vertrauens so zu begründen, wie er es in diesem Schreiben tut. Ich bedaure es, daß Momente eines persönlichen Zerwürfnisses, und gerade als facta bruta, in ihrer Undurchsichtigkeit also, in eine Sphäre der Öffentlichkeit gebracht werden. Nachdem es aber geschehen ist sehe ich mich sehr wider meinen Willen genötigt, diese »Fakten« in ihren Zusammenhang zu bringen und zu berichten. Wobei die Notwendigkeit in umständlicher Weise ausführlich zu werden das geringste der mir aufgenötigten Übel ist.

Es handelt sich, wenn man dem Schreiben Baeumlers glauben soll, um 335 Mk. Für einen »armen« Schriftsteller sicherlich keine Kleinigkeit. Baeumler sieht das Ordinäre meines Verhaltens darin, daß ich das Ganze, das heißt 60 Mk. für die Reise von München nach Dresden und zurück, das (mehr als zweimalige) wochenlange Beherbergen in seinem Hause, 100 Mk. für die Auslösung des Gepäcks in München, 30 Mk. auf telegraphischen Hilfruf »in tiefster Not« aus Berlin, zuzüglich 3 Mk. Telegrammgebühren, wiederum 10 Mk. bei einem Besuch Baeumlers in Berlin »als Gabe des Onkels vom Lande«, die ganzen 335 Mk. und viele alltägliche Kleinigkeiten vom ersten Frühstück in München bis zum letzten Mittagessen in Dresden (wovon, wie man sieht, Baeumler Wesentliches verschwiegen hat) »zu kommunisieren das heißt auf das ökonomische Geleis zu schieben suchte«. Baeum-

ler beginnt bei der Darstellung des Falles mit meinem »verwahrlosten Zustand in München«. Ich möchte mit dem Anfang beginnen und hoffe dabei auch das Ökonomische in seinen Zusammenhang zu bringen.

Im Winter vor einem Jahre lebte ich in München als »freier« Schriftsteller, »unfrei« aber in den Sorgen ums tägliche Brot. Im März erhielt ich eine Karte von »A. Baeumler. Professor in Dresden«, auf der er fragte, ob ich bereit sei mich mit ihm in München zu treffen. »Das Unvermutete dieser Zeilen mag der Umstand mildern, daß ich von einem uns gemeinsamen Ort der geistigen Welt an Sie schreibe«. Dallago Innsbruck nämlich. Ich wußte von Professor Baeumler bis dahin nichts als daß er in den Münchener Neuesten Nachrichten einen einigermaßen anerkennenden Artikel über Dallago geschrieben hatte. Wir trafen uns, und ich freute mich, von dem Ergehen Dallagos, der, wie ich wußte, sich schon seit langem in großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten befand, wieder unmittelbar zu hören. Am nächsten Tage erschien Baeumler, den ich schon auf der Reise nach Dresden glaubte, mit seinem Schwager in meiner Wohnung, um mich zu fragen, ob ich bereit sei mit ihm zusammen eine Zeitschrift zu gründen. Über das Unvermittelte dieses Vorschlauges war ich nicht wenig erstaunt. Zwar hatte ich am Tage vorher mit großem Interesse durch Baeumler gehört, daß Dallago sich mit dem Plane trage, eine neue Zeitschrift herauszugeben, zum Ersatz gleichsam für den »Brenner«, zumal auch ich dann (was mir damals fehlte, und auch heute noch) ein Organ gehabt hätte, in dem ich unbekümmert um Angebot und Nachfrage des literarischen Marktes über die Forderung des Tages schreiben konnte. Baeumler war mir jedoch weder in seinem Zusammenhang mit dem »Brenner« (ohne den für mich eine neue deutsche Zeitschrift sinnlos war) noch überhaupt in seiner Art deutlich. Immerhin sollte Kierkegaard für die Zeitschrift bestimmd sein, daneben auch Nietzsche, was mir, soweit mir Nietzsche gegenwärtig war, zwar schwierig aber möglich dünkte. Und dann mußte Baeumler sage ich mir, der meine öffentliche, eben für diese anstößigste, Mißtrauenserklärung gegen »die Professoren«, in der übrigens das Geld eine entscheidende Rolle spielte, kannte, wenn er [sich] als Professor gerade an mich wandte, ja wissen warum er es tat. Die Zeitschrift sollte in München, womöglich im Verlage Reinhardt erscheinen, und ich, in München, die Redaktion übernehmen, womit für mich auch die Frage meines Lebensunterhaltes wesentlich gelöst war. Als Hauptmitarbeiter war vorläufig Dallago in Aussicht genommen. Ich hoffte allmählich meine Freunde von Trott und Jaeger hinzuziehen und Baeumler glaubte noch Friedrich Georg Jünger gewinnen zu können. So stimmte ich zu in der Absicht, diese seltene Möglichkeit zu ergreifen, den Versuch zu wagen, und dafür Sorge zu tragen, daß die Problematik der Zeit an dem Punkte aufgegriffen würde, bis zu welchem sie in vorbildlicher Weise durch den »Brenner« geführt worden war und zuletzt in der Form des Zwiespaltes zwischen Haecker und Dallago auftrat; jedenfalls aber mich nur solange dafür einzusetzen als mir dieses möglich erschien. Dies war der Beginn des Baeumlerschen Versuches, mit mir eine Zeitschrift herauszugeben. Aufschlußreich für die Richtung welche ihr gegeben werden sollte ist noch, daß Baeumler bei jenem Besuche begeistert aus Lenin vorlas.

Baeumler verschwand nach Dresden, nachdem er die Verhandlungen mit dem Verleger Reinhardt eingeleitet hatte, dem ich in nächster Zeit vergeblich klarzumachen suchte, wie sich auf Kierkegaard und Nietzsche eine Zeitschrift begründen

lasse. Bald bekam ich mit der gerade erschienenen Einleitung der Nietzscheausgabe von Baeumler einen Brief, in dem er mich, wiederum völlig unerwartet, für ein paar Wochen zu sich einlud, damit wir mit einem gemeinsam ausgearbeiteten Plane an die Öffentlichkeit treten könnten. Das Reisegeld stellte er mir zur Verfügung. In den drei Wochen, welche ich darauf hin in Baeumlerts Hause zubrachte, einigten wir uns auf ein »Programm«. Am 18. April 1930 vollzog Baeumler feierlich den Akt der Gründung. Er malte das Titelblatt: »Abgrenzungen, herausgegeben von Alfred Baeumler«. Seiner Antipathie gegen die Demokratie, die in zwei Herausgebernamen zum Ausdruck komme, Raum gebend, fungierte ich am Schluß als verantwortlich. Reinhardt hatte sich inzwischen als sehr wenig geneigt erwiesen, den Verlag zu übernehmen. Baeumler, der gewillt gewesen war, das Vornehmen bei Reinhardt, wenn nötig, finanziell zu unterstützen, dachte jetzt daran, das große finanzielle Opfer zu bringen und die geschäftliche Seite ohne einen Verleger von sich aus zu erledigen. Die Frage nach der Druckerei, dem Erscheinungsort, dem Preis, dem Format, ja der Farbe des monatlich erscheinenden Heftes wurde erörtert. Ich sollte als Redakteur in Berlin leben und vorläufig ein Existenzminimum von 100–150 Mk. monatlich bekommen. Nachdem wir noch eine genaue Inhaltübersicht der ersten vier Hefte und eine allgemeinere der folgenden aufgestellt und Dallago, der von Anfang an von dem Plane wußte, näheren Bescheid gegeben hatten (Jünger war nicht zu erreichen) verließ ich Dresden über Berlin.

In den alltäglichen, eifrigen Auseinandersetzungen dieser Wochen hatte ich zwar reichlich Gelegenheit gehabt, den starken professoralen Einschlag in Baeumlerts Leben und Denken festzustellen, und daß von dem Geist des »Brenner« allerdings wenig in ihm lebendig war; aber ich bewunderte seine Kurzschlüssigkeit, die immer wieder hervortretende Spontaneität seiner Entscheidungen, in der ich eine, zwar nicht durch die Reflexion bewährte aber im Schweigen gewachsene Unmittelbarkeit sah. Diese Unmittelbarkeit in einer behutsamen Art, doch mehr kontemplativ, sah ich auch in seinen früheren Schriften, soweit er mich während dieser Zeit mit ihnen bekannt machte, am Werke, wenn auch hier wiederum seine wesentliche Unzulänglichkeit, die Beschränktheit auf eine Sphäre bewußtseinsfremder Natürlichkeit in ihrer Zweideutigkeit, klar zutage lag. Mit diesem mythologischen Vorurteil (das Dallago an Hand der Bachofeneinleitung in seinem »Römischen Geschwür« charakterisiert) stand mir die Unzugänglichkeit des specifisch Christlichen, und damit die Unverständlichkeit Kierkegaards für ihn fest. Gleichzeitig war mir klar, daß die »vornehme« aesthetisierende Hochschätzung des Elementaren ihn gesellschaftlich nach »oben« ziehen mußte, daß seine Rassenmythologie und sein Volksgötzendiffekt dahin neigten, das einfache Volk zu entrechten und die Sklaverei als Grundlage eines Gemeinwesens für möglich zu halten, daß endlich seine positive Haltung zu Lenin ein individualistisches Mißverständnis seiner aesthetischen, »großen« Persönlichkeit war. Doch sah ich dies im Zusammenhang, ja als Kehrseite jener Ursprünglichkeit, von der man besonders nach der Erregtheit der Nietzscheeinleitung hoffen konnte, daß sie in einer späten Entwicklung in Bewegung geraten, ihrer inneren Dialektik bewußt über sie hinausgetrieben und in die Reflexion und zu sich selbst kommen würde. Jedenfalls glaubte ich mit Baeumler etwas zu tun zu haben und hatte es auch. Hatte er sich nicht, den Professor dahinten lassend, der reinen Sache wegen an einen nichts weniger als prominenten jungen Mann gewandt, und war

er nicht bereit, die äußerer Vorteile seiner Position dieser Sache zu opfern? Ich war dieser Meinung, und auch der, daß der Ausdruck dieser Gesinnung als Moment in einer Zeitschrift, wie ich sie meinte, seinen guten Platz finden könnte. Alle Unsinnigkeiten, Plattheiten, ja Albernheiten seiner Schriften, auf die auch von anderen immer wieder hingewiesen wurde, verteidigte ich in Hinsicht und unter Hinweis auf jene Ursprünglichkeit, ja wohl gar als Momente einer instinktiven Taktik. Wäre ich jedoch überzeugt worden, daß Baeumler mit diesen Dingen Fangball spielte, daß sich die Nachhaltigkeit seiner Entschlüsse in einer seriösen Geschäftigkeit erschöpfte, daß der Plan eine Zeitschrift zu gründen kaum mehr als Ausfluß einer Laune war, so hätte ich ihn für einen Popanz, und zwar für einen ziemlich gefährlichen halten müssen. Ich habe nahezu ein Jahr gebraucht um mich zu vergewissern, daß Baeumlers Ursprünglichkeit sich in der Richtung ihrer Undurchsichtigkeit entwickelte, daß er sich immer mehr auf die Vieldeutigkeit des öffentlichen Scheins festlegte, was ihn dazu nötigte, auch im Privaten »Politik« zu treiben.

Noch vor Beginn des Sommers verließ ich München und siedelte nach Berlin über. Um die Redaktion der Zeitschrift vorzubereiten, mußte ich mir erst das, was ich an äußerer Lebensbedingungen in München aufgegeben hatte in Berlin neu zu schaffen suchen. Nach dem ersten, von Geldsorgen erfüllten Wochen (in die auch das oben erwähnte Telegramm fiel) sah ich Baeumler in Dresden wieder. Ihn beschäftigte damals schon nicht mehr so sehr die Zeitschrift als die im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung stark einsetzende Politisierung der Jugend. Es schien mir, als wolle er die Zeitschrift irgendwie in den Dienst dieser »Bewegung« stellen, besonders aber sein jetzt in den Vordergrund geschobenes Projekt, zur Sammlung und Schulung »seiner jungen Leute« im Erzgebirge »ein Männerhaus« zu bauen. Der von einem Architekten entworfene genaue Bauplan lag schon vor. Baeumler riet mir zwar noch in Berlin möglichst wenig Beziehungen anzuknüpfen, welche mit dem großen Werk das wir vorhatten (lies: der Zeitschrift) nicht in direkter Verbindung ständen, und »den Draht nicht abreißen zu lassen« d. h. mich in Geldnoten sofort, und früh genug, an ihn zu wenden; aber diesmal verließ ich sein Haus wesentlich enttäuscht, zum ersten Mal im Zweifel, ob seine Spontaneität nicht doch bloß Wurzellosigkeit, eine Narretei auf eigene Faust, ob seine eifrige Tatkraft nicht doch Mangel an geistesgegenwärtiger Ruhe und Ausdruck eines kompakten Interesses wäre. Angesichts dessen, was wir miteinander vorhatten, fand ich das aber grotesk. Ich beschloß die Bedenken zurückzustellen und zu warten. Die Zeit mußte ja für mich arbeiten, und Baeumler offenbar werden, um so mehr und eher, je weniger er von meinem Zweifel wußte.

Baeumler wollte in unserer Angelegenheit in 14 Tagen nach Berlin kommen. Meine äußerer Schwierigkeiten wurden inzwischen immer größer; da Baeumler ja bald kommen würde, unterließ ich eine Benachrichtigung. Baeumler kam an dem verabredeten Tage nicht. Ich wartete noch einen Tag. Als ich ihn dann anrief, stellte sich heraus, daß er es völlig vergessen hatte! Er konnte erst vier Wochen später kommen. Inzwischen löste er, einer früheren Verabredung gemäß, mein Gepäck in München aus, ließ aber sonst nichts von sich hören. Ich stellte meine Bedenken zurück und wartete. Und es wurde immer deutlicher. Als Baeumler Ende August kam, um im Rundfunk einen Nietzschevortrag zu halten, war von der Zeitschrift – überhaupt nicht mehr die Rede. Ich vermied es absichtlich, das

Gespräch darauf zu bringen, und Baeumler, wenn er nicht vergessen hatte, daß er je einen solchen Plan hegte, hielt es nicht für der Mühe wert eine Änderung dieses Planes zu erörtern. Aber man hatte, wie ich hörte, für das »Männerhaus« im Erzgebirge einen Bauplatz gefunden, wohin man hin und wieder wallfahrtete. Auch das »Männerhaus« jedoch stand nicht mehr an erster Stelle des Interesses. Das neueste Projekt einer politischen Aktion waren für Baeumler »Stuben in jeder größeren Stadt Deutschlands«, in welchen »bei Wurst und Kakao« den jungen Leuten Unterschlupf gewährt werden sollte, welche geeignet wären »den Staat von innen her zu zersetzen«. Daneben führte Baeumler verschwörerische Reden und brachte Trott, den er kennen lernte, und mich mit einigen »arischen Freunden« zusammen. Meine äußersten Schwierigkeiten waren statt besser eher schlimmer geworden. Zwar hatte mir Baeumler seine Hilfe nicht ausdrücklich entzogen; aber hatte er sie mir nicht nur in Verbindung mit der Zeitschrift zugesagt, und war nicht anstelle der Zeitschrift ein eng umrissenes politisches Programm getreten, mit dem ich wohl kaum etwas zu tun hatte? Daß Baeumler versuchte mir eine Stelle in einem großen Verlag zu verschaffen, verstand ich als deutliches Zeichen, daß er endgültig eine kompaktere Art öffentlicher Wirksamkeit erwählt hatte, und mich direkt nicht mehr gebrauchen konnte, begrüßte es aber als Verdienstmöglichkeit sehr. Trotz allem hielt ich es jedoch für möglich, daß ich Baeumlerts Verhalten von einem höheren Bezugspunkt aus, den ich noch zu suchen hatte und zu finden hoffte, auch vor mir würde rechtfertigen können, zumal er immer rückhaltloser, aphoristischer, kategorischer, monologischer redete (gerade darum aber nichts weniger als einsilbig), immer weniger bereit in einer Unterredung sein Verhalten in die Dialektik zu setzen, und so eine Scheidung seiner realen Motive von den ausgesprochenen, vorgegebenen erschwerte. Mein Zweifel, die Spannung zwischen der Wahrscheinlichkeit, die mir nur allzusehr einleuchtete, und der Unwahrscheinlichkeit, die ich wahr haben wollte, um mit Baeumler, dem letzten Repraesentanten des Bestehenden für mich, umgehen zu können, wurde immer größer. Ich mußte halsbrecherische Versuche machen, um Baeumlerts »Position« zu erklären, besonders wenn sie angegriffen wurde (so Dallago, Jaeger, von Trott gegenüber). Kurz nach seiner Abreise bekam ich von Baeumler den Bescheid, daß es sich um den Verlag Reklam handele, und ich mich am ersten Oktober vorstellen und mit der Arbeit beginnen könne. Um die Zeit der Wahlen vom 14. Sept. war ich, mit Trott, wiederum eine Woche in Dresden bei Baeumler. Baeumler hatte in letzter Zeit aus seinem National-socialismus kein Hehl mehr gemacht. Nach dem nationalsozialistischen Wahlerfolg sah er alles unter diesem Aspekt. Trott vertrat demgegenüber den Kommunismus und betonte (was ich, um privaten Mißverständnissen vorzubeugen, bis dahin unterlassen hatte) die Wichtigkeit des Ökonomischen, als einer offiziellen Form des Einfältigen, in welcher sich, und ganz besonders heute, jegliche Gemeinschaft zu bewähren habe. Baeumler opponierte heftig, lehnte das als aufklärerisch-marxistisch ab (wiewohl er der Forderung nach Abschaffung des Privateigentums zustimmte) und verwies auf die Grundlagen allen Gemeinwesens, auf die organischen Einheiten von Sippe, Volk, Rasse, in denen das Ökonomische gar keine Rolle spielt.

Dies war der Auftakt zur existentiellen Einübung der Problematik dieser Frage zwischen Baeumler und mir. Denn die Stelle bei Reklam bekam ich nicht, und da

sie mir als sicher in Aussicht gestellt war, und ich damit gerechnet hatte, stand ich in pekuniärer Hinsicht vor dem Nichts. Mit dem Rest einer Honorarnachzahlung von Reklam fuhr ich »wiederum als völlig Gescheiterter« nach Dresden zu Baeumler. Es folgten qualvolle Tage in seinem Hause, während deren er es aussprach, daß er von mir enttäuscht sei und daß ich kein Ziel habe. Er versuchte mir eins in der nationalsozialistischen Bewegung zu geben und mir in ihrer Presse einen Lebensunterhalt zu schaffen. Scheinbar ging ich mit anhaltendem Fleiß darauf ein. Bald mietete ich jedoch ein Zimmer mit voller Pension, wiewohl ich nicht wußte, wovon ich beides bezahlen sollte. Denn auch mir leuchtete es ein, daß ich nun bei ihm ausziehen müsse. Am Ende des Monats bat ich Baeumler um 35 Mk. Er machte ein so gequältes Gesicht, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu versprechen, daß ich es ihm zurückgeben würde, »ausnahmsweise muß ich ja wohl nun schon sagen« fligte ich hinzu, worauf er noch einmal zum Ausdruck brachte, daß es ihm sehr schwer würde, besonders in Hinsicht auf das Christfest. Als bestimmte Möglichkeit der Rückzahlung nannte ich ihm die erste Rate des Reclamhonorars (Verhandlungen hinsichtlich einer Kierkegaardübersetzung über Luther und den Protestantismus, deren Grundgedanke zweifellos von Baeumler stammt, war inzwischen zum Abschluß gekommen). Auch mit Junker, mit dem mich Baeumler in Berlin bekannt gemacht hatte, schwieben Verhandlungen. Junker zahlte mir damals einen Vorschuß von 200 Mk. mit dem ich die dringendsten Schulden bezahlen konnte. Auf Baeumlers Einladung hin, nahm ich an seinem staatsphilosophischen Seminar teil, wo ich mich in aller Ausführlichkeit vergewisserte, daß er sich um eine reaktionäre Staatslehre bemühte. Im Übrigen drängte mich Baeumler, eine Besprechung seiner Nietzscheeinleitung zu schreiben, die ich mit dem Kunstwart vereinbart hatte (wiewohl mir immer unklarer wurde, was darin stand, oder so klar, daß ich vorläufig nicht darüber schreiben konnte); wobei ich im Zweifel bleiben konnte, ob es ihm auf die Besprechung oder die 50 Mk. ankam, die ich dafür bekommen sollte. Denn es ließ sich ja nicht verheimlichen, bei meiner Existenzweise blieb Baeumler nichts übrig, als immer wieder auf meinen Unterhalt bedacht zu sein. Bis Weihnachten bekam ich von Baeumler auf die oben angedeutete Weise noch 200 Mk. Bei meiner Rückkehr aus den Weihnachtsferien fand ich ihn in allereifrigster Tätigkeit. Er war nicht nur damit beschäftigt, Nietzsche politisch dienstbar zu machen und ein Nietzschebuch zu schreiben, sondern auch eine »Wachtstube zur fröhlichen Wissenschaft« einzurichten, als erste jener Stuben, die »als Dynamit in den größten Städten Deutschlands den Bau der Republik sprengen sollten«. (Den Plan eines »Männerhauses« hatte er aufgegeben) Würde daraus nichts, so müßte Deutschland zugrunde gehen. Meine Zurückhaltung diesem Unternehmen gegenüber erklärte er daraus, daß ich »durch das Christentum völlig korrumpt« sei. Ich hatte bis dahin im Ganzen und Großen immer noch geschwiegen. Anfang Februar, als Baeumler mich bat, ihm beim Korrekturlesen seines Nietzschebuchs zu helfen, und ich nicht mehr den Omnibus bezahlen konnte, um zu ihm zu gelangen, drückte er mir, diesesmal ohne jegliche Auseinandersetzung und ohne daß ich ihn darum gebeten hätte, 100 Mk. in die Hand. Jetzt schuldete ich ihm 335 Mk. Einige Tage später – er entfaltete zuschlechterletzt eine antisemitische Propaganda unter den Studenten, indem er entsprechende Redner nach Dresden holte – bat ich ihn zu einer Aussprache in meine Wohnung. Ich versuchte besonders,

was ihm, wie bei der Lektüre Kierkegaards überhaupt, so auch bei der des Manuskripts meiner Kierkegaardauswahl, das ich ihm deshalb besonders ans Herz gelegt hatte, nicht aufgegangen war – ihm eben an Hand dieses Manuskriptes deutlich zu machen, daß seine »Position« sich *in keiner Weise* mit der Kierkegaards vertrige. Ein Verständnis war natürlich nicht zu erwarten. Leider entbehrt die Situation, wider Erwarten, der Schärfe und Klarheit. Die überreichlich vorhandene Komik unserer Beziehung insbesondere war noch nicht zu ihrem Recht und Ausdruck gekommen: Trott, der seit Mitte Februar in Dresden war, fragte ihn, in einer kurzen Unterredung ein paar Tage später, ob er bereit sein würde, einen Koffer mit gestohlenen Kirchengeräten, von deren Ertrag eine Zeitschrift gegründet werden solle, aufzubewahren. Dieser Plan diente dazu, ihm das Kindische seiner Reden (wie die: daß er mit vollster Absicht und von Anfang an die Professur nur erstrebt habe, um – vermutlich in Gestalt obiger Dynamitstuben – die Jugend politisch in die Hand zu bekommen; ferner: da durch die Berufung Nicolai Hartmanns an die Universität Berlin Berlin für die nächste Generation unbrauchbar sei, müsse man einen S. A. Mann finden, der Hartmann um die Ecke bringe; dann auch seine antichristlichen Kindereien, u. a. m.) in realer Dialektik aufzuweisen. Aber er fuhr in seinem caesarischen Wahn fort: In einer Unterredung mit mir machte er meine Beziehung zu ihm davon abhängig, daß ich mich mit seiner »Wachtstube« identifizierte. Ich lehnte ab. Baeumler schickte mir daraufhin aber doch noch sein Nietzschebuch und ließ mich zu meinem großen Erstaunen nach mehreren Wochen durch Dr. Nussbächer zu einer mit diesem gemeinsamen Besprechung in Angelegenheit meiner Kierkegaardauswahl, an der auch er »interessiert« sei, zu sich einladen. Ich denke natürlich nicht daran, eine kontrahierte Schuld prinzipiell nicht anzuerkennen. Wider alle Voraussicht – weil die Fertigstellung des Manuskripts viel mehr Zeit erfordert hatte, auch das Erscheinen von dem April auf den September verschoben wurde – war ich nicht in der Lage mein »Versprechen« zu halten. Ich erklärte Baeumler deutlich, daß ich ihm das Geld zurückzahlen würde, sobald ich es könnte; und das wäre vielleicht schon in den nächsten Wochen. Daraufhin verlangte Baeumler eine Zession von der zweiten Rate des Reclamhonorars, er wolle es nicht mir überlassen zu entscheiden, wann ich zur Rückzahlung in der Lage sei (Baeumler wurde, wie er sagte, auch von einem Gläubiger bedrängt). Diese Äußerung befremde mich, und ich sagte, ich wolle es mir überlegen; womit er einverstanden war. Trotzdem verlangte er dann im Beisein Dr. Nussbächers einen Schuldschein. Es widerstrebt mir jedoch, das Ganze vom Persönlichen ins Geschäftliche zu übersetzen und, auf dem Hintergrunde des bürgerlichen Gerichtes, nachträglich, einen Schuldschein auszustellen, insbesondere das Ganze, worüber wir im Nebenzimmer schon eine halbe Stunde geredet hatten, in geschäftlicher Manier und vor Dr. Nussbächer noch einmal breitzutreten. Ich habe nicht geahnt, daß ich Baeumler von der Befriedigung dieses Bedürfnisses auch auf diese Weise nicht abhalten würde. Aber auch wenn ich es geahnt hätte, hätte ich ihm nicht ersparen können, mich als ordinär kennen zu lernen. Denn Herr Professor Baeumler hat wohl selten Gelegenheit sich über die Grundlagen seines Denkens und Handelns so klar zu werden wie in diesem Fall.

Ergeht an:
Dallago, Innsbruck
Dr. Junker Berlin
Dr. Nussbächer, Leipzig
Salomon, München
Prof. Baeumler Dresden

Wilhelm Kütemeyer

Außerdem noch an:
Ficker, Innsbruck
Trott Dresden

812 VON ALFRED BAEUMLER

ALFRED BAEUMLER
DR. PHIL.
O. PROF. A. D. TECHN. HOCHSCHULE

DRESDEN – WEISSEN HIRSCH
SONNENLEITE 29
18. V. 31.

Lieber Herr Ficker,

da Kütemeyer Sie freiwillig von dem Konflikt mit mir unterrichtet hat, bin ich gezwungen, Ihnen auch die beiliegende Erklärung zu senden. Mein erstes Schriftstück, das den Anstoß zu dieser merkwürdigen Korrespondenz gegeben hat, steht Ihnen auf Wunsch zur Verfügung. Ich habe es Ihnen seinerzeit nicht zugesendet, um K. zu schonen – Sie wissen ja, daß Ihr Urteil für ihn unmittelbar praktisch gefährlich werden kann. Außerdem erinnerte ich mich, daß Sie von K. nichts gehalten hatten, und sandte das Schriftstück deshalb nur an diejenigen, die viel von ihm hielten, oder ihn durch mich kennen gelernt hatten.

Wie geht es Ihnen? Ist es möglich, daß Sie noch immer in dem ölrückenden Raum bei den Maschinen leben und sich die Augen verderben? Und was macht der »Brenner«? Vor einem Jahr hatten Sie noch Hoffnungen auf eine Fortsetzung – da nichts erschienen ist, fürchte ich, sind diese Hoffnungen verschwunden.

Ich grüße Sie herzlich und bitte Sie, mich auch Ihrer Gattin zu empfehlen.

Ihr A. Baeumler

BEILAGE: VON ALFRED BAEUMLER [Rundschreiben]

Dresden, den 18. April 1931.

Ich habe mich für Wilhelm Kütemeyer ein Jahr lang so stark eingesetzt, daß ich erklären muß, warum ich ihm jetzt mein Vertrauen entzogen habe.

Vor einem Jahr griff ich Kütemeyer in München in verwahrlostem Zustand auf, beherbergte ihn drei Wochen in meinem Hause, und löste sein Gepäck mit Hilfe von 100 Mk. in München aus, damit er nach Berlin zu seinem Freunde Werner von Trott übersiedeln konnte. Es gelang Kütemeyer nicht, in Berlin Fuß zu fassen, dagegen war es mir möglich, das Interesse zweier Verlage für seine Übersetzungen aus Kierkegaard zu erwecken. Es ist des Folgenden wegen notwendig zu erwähnen, daß der Grundgedanke beider Veröffentlichungen von mir stammt. Ein gut vorbereiteter Versuch, meinem Schützling eine Stelle in der Propagandaabteilung eines großen Verlages zu verschaffen, schlug zuletzt fehl, weil der Bürovorstand bei der persönlichen Vorstellung Kütemeyer ablehnte. Wiederum kam Kütemeyer als ein gänzlich Gescheiterter zu mir, ich beherbergte ihn wiederum und entwarf mit ihm einen Plan, der ihn in den Stand setzen sollte, zunächst einmal ein Jahr lang ruhig zu arbeiten. Da der Verlag Reklam, bei dem die erste Arbeit (Kierkegaard über Luther und den Protestantismus) erscheinen sollte, einen Vorschuß nicht gab, übernahm ich es, Kütemeyer zunächst zu finanzieren. Ich lieh ihm bis Weihnachten successive 335 Mk. Die Rückzahlung sollte von der bei Ablieferung des Manuskripts fälligen ersten Hälfte des Honorars erfolgen. Nach Vollendung der Arbeit für Reclam sollte Kütemeyer einige Artikel und Aufsätze schreiben, für die ich die Verbindung schon hergestellt hatte.

Voraussetzung unseres Planes war, daß Kütemeyer arbeitete. Er tat dies zunächst auch mit anhaltendem Fleiß, und ich hatte den Eindruck (seine Äußerungen bestätigten es mir), daß er sich in diesen arbeitsreichen Wochen vor Weihnachten endlich einmal wohlfühlte.

Nach der Rückkehr aus den Weihnachtsferien, während deren er Herrn von Trott wiedergesehen hatte, änderte sich Kütemeyers Verhalten. Ich hatte in der Zwischenzeit seine Kierkegaard-Lutherauswahl gelesen, und gab ihm nach der Rückkehr eine ausführliche Kritik, deren positiven Vorschläge angenommen wurden. Dann erschien von Trott in Dresden. Ende Februar bat mich dieser um ein kurzes Gespräch. Er fragte mich, ob ich bereit wäre, einen Koffer mit gestohlenen Kirchengeräten aufzubewahren. Ich verneinte, und suchte ihm das Kindische des Planes: Kirchengeräte zu stehlen und mit dem Erlös eine Zeitschrift zu gründen, auszureden. Ich versuchte das noch einmal bei einer zweiten Zusammenkunft, die auf meinen Wunsch stattfand. Außerdem traf ich mich noch einmal mit Kütemeyer, der sich selber »unsicher« nannte, was ich so verstand, daß er zwischen v. Trott und mir schwanke.

Am 2.4. fand in meiner Wohnung eine Besprechung zwischen Dr. Nussbächer als dem Vertreter Reclams, Kütemeyer und mir statt, in der ich die Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Herren ausglich und einen Titel vorschlug, der beide befriedigte. Dr. Nussbächer hatte 400 Mk. Honorar bei sich. Ich fragte Kütemeyer, wieviel er mir davon geben könnte; seine Antwort war: Nichts. Daraufhin bat ich ihn, mir das geliehene Geld vom Rest des Honorars zu zedieren, oder

mir einen Schuldschein auszustellen. Dies verweigerte mir Kütemeyer vor Dr. Nussbächer mit den Worten: »Da müßte ich mich erst erinnern«. Eine Minute vorher hatte er mir im Zimmer nebenan die genaue Höhe des Schuldbetrages, die ich nicht wußte, freiwillig genannt.

Ich war mir der Heikelkeit der Situation sofort bewußt: auf der einen Seite der »arme« Schriftsteller, auf der andern der »reiche« Professor. Aber Kütemeyer war nicht in Bedrägnis, denn ich hatte ihm meine Hilfe nicht entzogen. Das Ordinäre seines Verhaltens sah ich darin, daß er durch seine Weigerung das Ganze zu kommunizieren d. h. auf das ökonomische Geleis zu schieben suchte: als ob in dem ganzen Verhältnis zwischen uns das Geld eine Rolle gespielt hätte! Ich hatte mit Geld ausgeholfen wo es nötig war, und hätte es nach meinen Kräften weiter getan, bis er von seinen Arbeiten hätte leben können. Auf die Zahlung von der ersten Hälfte des Honorars hatte ich ja schon verzichtet. Kütemeyer erklärte jedoch, daß er aus Princip sich weigere, eine kontrahierte Schuld anzuerkennen. Durch diese Nichtanerkennung wollte man mir also, ebenso wie durch die Geschichte mit dem Koffer beweisen, daß ich ein »Bürger« sei, der auf diese Weise die Überlegenheit des Kommunismus kennen lernen sollte.

Ich habe diesen Fall von Salon-Kommunismus ernst genommen. Es wäre bequemer gewesen, sich auf den Standpunkt vornehmer Innerlichkeit zu stellen. Ich habe es aber vorgezogen, mich durch den Verdacht, zu »meinem« Gelde kommen zu wollen, nicht irre machen zu lassen, und Herrn Kütemeyer die Folgen seiner Besinnung in realer Dialektik aufzuzeigen. Daher habe ich die Bürgschaft, die ich für ihn an der hiesigen Bibliothek leistete, zurückgezogen, ich werde die Summe, die er mir schuldet, einklagen, und habe es für notwendig gefunden, die vorstehende Aufklärung für die ihm und mir gemeinsamen Bekannten zu verfassen.

Zur Erklärung möchte ich noch bemerken: Ich habe mich für Kütemeyer stärker eingesetzt als für irgend einen anderen jungen Mann in meiner Umgebung, weil ich in ihm eine ungewöhnliche dialektische Begabung vorfand. Freilich litt meine Einstellung zu Kütemeyer von Anbeginn unter einem Mißverständnis. Wegen seiner anhaltenden Beschäftigung mit Kierkegaard vermutete ich in ihm immer einen Anwalt des wahren Christentums im Gegensatz zu allem Scheinchristentum. Auf die Idee, daß jemand sich zu Kierkegaard bekennen könne, ohne ein Verhältnis zu Jesus zu haben, das jemand von Kierkegaard also das Christentum zu subtrahieren vermöge, bin ich nicht gekommen. Erst die Ereignisse haben mich belehrt, daß es sich [bei] Kütemeyer lediglich um die subjektive Dialektik Kierkegaards handelt, und daß für ihn Kierkegaards Begriffe nur ein Mittel sind, um eine »kommunistische« Besinnung zeitgemäß auszudrücken.

gez. A. Baeumler.

Ergeht an: Dallago, Innsbruck
Salomon, München
Dr. Junker, Berlin
Dr. Nussbächer, Leipzig
Kütemeyer, Dresden.

Nachtrag.

Wie aus dem Obenstehenden hervorgeht, nahm ich zunächst ein ideelles Motiv für Kütemeyers Verhalten an: den ihm durch seinen Freund v. Trott vermittelten Kommunismus. Lediglich aus diesem Grunde gab ich Kütemeyer noch einmal Gelegenheit zu einer Unterredung. Diese Unterredung belehrte mich jedoch, daß es Kütemeyer ausschließlich darum zu tun ist, im Besitze des Geldes zu bleiben. Er scheute sich nicht, sich nach all dem Gewesnen auf die »Menschlichkeit« zu berufen. Die Argumente wechseln, das Ziel bleibt dasselbe – ein Ernstnehmen ist damit nicht mehr möglich.

Bei der erwähnten Unterredung bot mir Kütemeyer (in Worten, nicht in Wirklichkeit) einen Schulterschein an, der ihn zu Nichts verpflichtete. Ich hielt dagegen selbstverständlich an dem das Reclamhonorar betreffenden Schulterschein fest. Als Kütemeyer beleidigend wurde, brach ich die Unterredung ab. Es ist mir jetzt nicht mehr möglich, in die Abwicklung der Sache einzutreten.

gez. A. B.

Dresden, den 17. 5. 1931.

Meiner Darlegung habe ich nach Kenntnisnahme der Antwort Kütemeyers nichts hinzuzufügen, da in dieser Antwort u. a. zwar auch von den Gegenständen die Rede ist, die ich berührt habe, eine Stellungnahme zum Sachverhalt aber vermieden wird. Auf eine Widerlegung im Einzelnen glaube ich angesichts der in dem Schriftstück sichtbar werdenden Gemütsverfassung, für die menschliches Tun und Reden unwahrnehmbar bleibt, verzichten zu können.

A. Baeumler

813 AN ALFRED BAEUMLER

Herrn
Prof. Dr. Alfred Baeumler
Dresden – Weißer Hirsch
Sonnleite 29

Mühlau, 23. V. 1931

Lieber Herr Doktor!

Gewiß, Sie haben recht – diese ganze Sache geht mich eigentlich nichts an, und ich habe auch keine Lust, dazu Stellung zu nehmen. Sachlich könnte ich ohnedies nur feststellen, daß hier anscheinend zwei verschieden geartete, am Ende aber wohl gleich offenerherzige dialektische Begabungen schön auf einander hereingefallen sind. Die eine mehr geradezu, die andere mehr gewunden. Mehr läßt sich par distance nicht ausnehmen. (Übrigens: wieso mein Urteil über Kütemeyer diesem unmittelbar praktisch gefährlich werden könnte, sehe ich nicht ein. Wenn man mich

früge, würde ich mit meiner Meinung nicht zurückhalten, meine Auskunft aber doch so einzurichten wissen, daß sie ihm nützt. Versteht sich, wenn der Fragende danach ist und Kütemeyer inzwischen zugelernt hat.)

Wie ist's – kommen Sie diesen Sommer nicht nach Tirol? An den uns gemeinsamen Ort der geistigen Welt – unten beim Koreth?! Vonderhand fallen einem zwar noch die Maikäfer in den Wein, aber nachher ist's sicher der geeignete Ort, sein Verhältnis zum Christentum wie auch zum stahlhelminischen Deutschland, ohne daß ein Bodensatz von Wehrmut bleibt, zur Klärung und in Ordnung zu bringen. Der Garten mit den alten Roßkastanien steht unverändert, nur die Glasveranda hat sich vergrößert und nach Westen zu die Offensive ergriffen.

Also prost – verhinderter Herausgeber der Abgrenzungen! Und wenn Sie wieder einmal einen Redakteur brauchen, mit dem der liebe Gott auf Vorschuß zwischen Kierkegaard und Nietzsche hausieren und am Ende stampeln gehn kann, dann denken Sie an mich! Ich treff' das besser als der Kütemeyer.

Inzwischen grüßt Sie schönstens und ohne Vorbehalt

Ihr unerschütterlich ergebener

Ludwig Ficker

814 AN BIRGIT VON FICKER

26. VI. 1931

Meine liebste Birgit!

Wenn Dein Selbstvertrauen im Hinblick darauf, wie Du wohl das Leben bestehen wirst, noch Schwankungen ausgesetzt ist, so macht das gar nichts. Das beweist ja nur, daß Du Dir Rechenschaft über den Ernst des Lebens gibst, und das gibt einem jungen Menschen, der Verantwortungsgefühl besitzt, einen sicheren Existenzboden unter die Füße, auf dem er sich der Welt gegenüber behaupten kann, als wenn er unbekümmert in den Tag hineinlebt oder mit übertriebenem Selbstbewußtsein das Leben dadurch meistern zu können glaubt, daß er auf die Bedürfnisse seiner Umgebung möglichst wenig Rücksicht nimmt. Gewiß liegen die Schwierigkeiten der Generation, der Du angehörst, darin, daß sie ohne religiösen Halt ist, aber das hat nicht diese Generation zu verantworten, sondern ist eine lange Schuld der vorhergehenden Geschlechter, die im Grunde viel gottferner waren als die heutige Jugend, in der sich die Schuld der Väter offenbart –, aber wie ich fest überzeugt bin, zum *Heile* dieser Jugend, denn wo sie sich des rechten Weges bewußt wird, stehen ihr heute, gerade heute, Aussichten und Möglichkeiten offen, im Glauben an Gott zu sich und zur Wahrheit ihres Lebens zu kommen, wie kaum einer früheren Generation. Das sollst Du im Herzen festhalten und nicht vergessen, daß Du Gott und dem, was man Schicksal nennt, immer als *Einzelner* gegenüberstehst, und daß, um in *dieser* Entscheidung bestehen zu können (die schließlich die wichtigste ist), es weniger darauf ankommt, daß Du ein Mensch von Wissen (im Sinne eines Kollektiv-Wissens) bist, als vielmehr darauf, daß Du ein Mensch von *Gewissen*

bist. Darauf aber ist, wie ich heute schon sehe, alles in Deinem Wesen angelegt, und das ist, auch wenn Du dadurch mehr Bedrängnissen ausgesetzt sein magst als mancher andere Mensch, ein so großer Vorzug und eine Gewähr, Dich im Leben zu behaupten, daß mir aus diesem *einen* Grunde schon gar nicht bange um Dich ist, ja daß ich froh bin, Dich mit Eigenschaften ausgestattet zu wissen, von deren Besitz ich weiß, daß sie den Menschen durch alle Fähnisse des Lebens tragen – sicher, wie in Gottes Hut!

[...]

Ich freue mich, Birgit, daß Du selbst das Gefühl hast, Dich den Eltern immer anvertrauen zu können, und umarme Dich herzlichst

als Dein Vater

815 AN HILDEGARD JONE

12. VII. 1931

Liebe Frau Jone!

Seien Sie von Herzen für Ihre Mitteilung bedankt! Sie hat mich tief bewegt, und ich habe gestern noch, schweren Herzens, Ebner ein paar kurze Zeilen geschrieben. Bitte, haben Sie die Güte, mich sofort telegraphisch zu verständigen, sobald das Leben unseres teuren Freundes zu Ende gegangen ist. Ich möchte zu seinem Begräbnis kommen, ich werde trachten, dies möglich zu machen. Wir wollen dann bei diesem traurigen und doch im Grund so trostreichen Wiedersehen uns klar darüber werden, was über dem Grab des Teuren zu seinem Gedächtnis wahrzunehmen und in der Folge vorzukehren ist. Denn sicher hat es seine unvergeßliche Bedeutung, daß es diesem armen und herzzerreißend abseitigen Leben durch die Gnade seines Schöpfers gegeben war, so herzerhebend seines Sinnes im Tode mächtig zu werden und als die vollendete Zuversicht eines von Demut getragenen Glaubens in Gottes heiligen Willen aufzugehen. Leidend *und* liebend, liebe Frau Jone, werden wir des Menschen im Licht seines Liebenswerten, im Licht seiner Bestimmung als Mitmensch gewahr. Was dürfte an ihm uns anderes noch begreiflich erscheinen als dies, das die Liebe eines Menschen zum anderen sagen läßt: ich kann dich *leiden*, und das, *begriffen* – auch wenn es uns wie nichts sonst zu Bewußtsein bringen mag, welch ein Abgrund des verlorenen Paradieses in der Erkenntnis zwischen Mensch und Mensch sich hier eröffnet – am Ende doch unsere ganze »*gerettete Freude*« vor Gott ausmacht! Denn es geht uns um *Ihn*, den Unbegreiflich-Begreiflichen, wenn wir den Menschen lieben müssen, dem bange wird bei der Frage, ob es Gott wohl auch um uns gehe. Welch eine gestillte Antwort auf diese erschöpfende Frage, welch ein schweigender Aufbruch des ewigen Lebens im enthüllten Antlitz der Wahrheit ist da der Tod eines Menschen wie Ebner! Wir werden seiner *erlöster* gedenken als zu seinen Lebzeiten. Ahnen Sie, was das heißen will?

Es grüßt Sie und die Ihren herzlich

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Für die *nächste* Woche würde mich, falls Ihr Telegramm mich abruft, eine kurze weitere Verständigung, wann das Begräbnis ist, an die Adresse meines Bruders: Prof. Dr. Rudolf F., Wien I, Karlsplatz 1, erreichen.

816 VON THEODOR HAECKER

München
Möhlstr 34

5. Aug. 1931.

Lieber Herr Ficker

wenn es noch Sinn und Zeit hat, dann schicken Sie bitte Ebner meine sehr herzlichen Grüße und meinen Dank für seine Anerkennung, die mich damals beschämte, weil ich mich ihr nicht, auch heute nicht, natürlich, gewachsen fühlte. Mein Kgd wird eben abgeschrieben. Sie werden ihn wohl bis Montag erhalten. Auch die Abschrift eines Briefes über »Sprachlehre«, der Sie interessieren wird.

Herzlich

Ihr Theodor Haecker

817 VON MARTINA WIED

St. Georgen, d. 14. August 1931

Lieber und verehrter Freund,

Sie können sich wohl kaum vorstellen, wie schmerzlich es mich berührt hat, daß ich Sie in Wien so knapp versäumt hatte! Bei der geringsten Ahnung von Ihrem bevorstehenden Besuch wäre ich nicht abgereist und hätte Hanno – für den es freilich Zeit war, aus der Stadt fortzukommen – allein vorausfahren lassen. Ich weiß ja nicht, wann sich wieder eine solche Möglichkeit des Zusammentreffens ergibt – und wenn meine Anhänglichkeit an Sie sich wohl auch ohne die Nahrung von persönlicher Begegnung, ja sogar von brieflicher Verständigung zäh erhält, – als etwas Übersinnliches, das keines irdischen Brennstoffes mehr bedarf – so wäre ich doch sehr glücklich gewesen, Sie wiederzusehen und Ihre Stimme wiederzuhören. Dieses unzerstörbare Gefühl erhält sich wohl dadurch daß ich immer – auch in den Augenblicken in denen Sie mir am wehesten getan haben – Ihr ganzes Wesen in Bausch und Bogen bejaht habe, selbst dann, wenn seine Auswirkung gegen mich gerichtet war. Ohne es zu wissen, haben Sie immer auf mich eingewirkt und wenn ich es über mich gebracht habe, zu meinem Mann, von dem ich mich aus schwerwiegenden Gründen getrennt hatte, so daß ich bereits bei meinem Advokaten die Scheidung eingeleitet hatte – im Augenblick als er krank wurde und mich brauchte,

zurückzukehren und bei ihm unter eigener Lebensgefahr, auszuhalten bis zum bitteren Ende – so waren Sie es und Ihr Beispiel, was mir die Kraft dazu gegeben hat. Ich sage das abermals nicht, um mir etwa ein »Bildel« bei Ihnen einzulegen – mögen Ihre Augen auch an Kurzsichtigkeit zugenommen haben, so schauen Sie ja doch dem Menschen bis auf den Grund der Seele, Ihnen kann man nichts vormachen – sondern weil ich Ihnen damit beweisen will – was Sie ja ohnedies wissen – daß keine Tat, keine Handlung, keine Entschuldigung verloren geht, daß sie notwendig weiter wirken muß. Diese mystische Verkettung ist es ja einzig, was mich Ungerechtigkeit, private Bedürftigkeit, »der Redaktionen Übermut und die Schmach die Unwert schweigendem Verdienst erweist« (das bezieht sich natürlich nicht auf mich – oder nicht auf mich allein) ertragen läßt – und nicht etwa die Furcht vor dem »was nachher kommen möchte.« Aber, immer vorausgesetzt, daß die Nerven mir nicht eines Tages den Dienst versagen, – mit meinem bewußten Willen bin ich entschlossen, auszuhalten, weil auch diese Selbstüberwindung notwendig weiter wirken muß.

Daß Sie endlich mit Stoessl bekannt wurden, ist mir sehr lieb, daß Sie sich mit ihm gut verstehen würden, wußte ich immer. Er ist ein ausgezeichneter Mensch von großer Beherrschtheit, ein wirklicher Mann, ein Stück Sokrates, der seine Xanthippe (Sie müssen wissen, Xanthippe war ja nicht schlecht und bissig, sie war beschränkt, sanft, zäh und völlig unbelehrbar) und das nicht leichte Schicksal, auf jene Frauen die ihm gefallen, immer nur als guter Freund und Onkel zu wirken, mit großer Würde ertragen hat und weiter erträgt – mit dem reizenden Humor, der nicht nur in seinen Büchern zu finden ist sondern auch in seiner Rede. Ich konnte nie begreifen, daß Kraus den Umgang mit ihm so völlig aufgeben konnte – aber freilich fehlt Stoessl völlig die Gabe »Jünger« zu sein, auch wo er der jüngere ist, (mir scheint immer, er müßte schon mit seinem netten Greislerbart zur Welt gekommen sein) und Kraus verlangt eben völliges Aufgehen in *seinen* Interessen, als Gleichgewicht zu dem Dienst, der Jüngerschaft, an Werken der toten Dichter – darin liegt seine Gerechtigkeit oder Rechtfertigung.

Etwas Ähnliches vollzieht sich ja auch hier in St. Georgen: Paul Ernst verlangt ebensolche völlige Selbst-Entäußerung von den Menschen mit denen er umgeht, er setzt, ganz bewußt, jedem gewöhnlichen Anspruch sein Werk entgegen. Er macht sich – ebenso wie Kraus es tut – zum Maßstabe: weil die deutschen Bühnen und das deutsche Publikum mit seinen Dramen nichts anzufangen wissen, sind beide zum Untergang reif! Was aber Ernst menschlich und grundsätzlich – mehr als die nationale Einstellung des einen und die antinationale des anderen – von Kraus scheidet, ist sein Macht- und Besitzwahn, der sich auf Materielles bezieht. Bekäme Kraus heute den Nobel-Preis, er würde ihn fortschenken, Ernst rechnet mit ihm (wie das Milchmädchen in der Fabel) und hat sich schon die Grundstücke ausgesucht, die er um diese Summe erwerben und zur Arrondierung seines Besitzes zukaufen will! Es ist mit ihm jetzt kaum von anderem zu reden, als von seinen Einkünften, Honoraren, wirtschaftlichen Plänen, es beginnt bei ihm jene seelische Vergletscherung die medicinisch Sklerose heißt, aber sicherlich die Ursache, nicht die Folge der physischen Krankheit ist – und mir fällt es nicht leicht, diesem Verfall zuzusehen.

Dazu kommt, daß ich das hiesige sciroccale Klima gar nicht vertrage, überdies habe ich mir auf den 600jährigen Fliesen des Schlosses den Fuß verstaucht und

bin eine Woche gelegen, Hanno hatte vom Baden eine Ohrengeschichte, die eine Fahrt nach Graz zum Spezialisten nötig machte: kurz unser Aufenthalt hier ist bis jetzt unter keinem guten Stern gestanden. Aber nichts von alle dem geht mir so nah, wie das, daß ich Sie in Wien versäumt habe. Was Sie von Ebner sagen bekümmert mich, weil es Ihnen sicher nahegeht, ist es ein unheilbares Leiden?

Vielleicht finden Sie doch einmal Zeit, Lust und körperliche Spannkraft um mir ein wenig mehr von sich zu sagen, als in Ihren knappen Nachrichten zu finden ist!

In alter Freundschaft

Ihre Martina

818 AN THEODOR HAECKER

8. IX. 1931

Lieber Herr Haecker!

Kütemeyer war im August durch etliche Wochen unten beim Koreth, um mit Dallago, der im benachbarten Arzl wohnt, eifrig über eine neue Zeitschrift zu beraten, die Kütemeyer in Berlin zusammen mit Dr. Bruno Adler als Monatsschrift herausgeben will. Als ein Hauptmitarbeiter ist eben Dallago gedacht, und auch mit sonstigen Brenner-Mitarbeitern hier hat K., so viel ich weiß – ich traf ihn höchst selten und er selbst hat nur gelegentlich zu mir davon gesprochen – in dieser Sache Fühlung genommen. Von Kütemeyer selbst soll in der ersten Nummer ein Aufsatz über Kierkegaard erscheinen (er gab ihn mir zu lesen: ein Versuch, Kierkegaard und Marx unter einen Hut zu bringen), das Ganze war als Vorwort zu jener Auswahl aus Kierkegaards Tagebüchern gedacht, die Reclam bevorschubt hatte. Reclam, der mehr für nationalsozialistische Frisur ist (was er von einem Protektionskind Bäumlers natürlich auch erwarten durfte), war aber natürlich enttäuscht und hat abgewunken. Ich schicke dies voraus, weil es für die Beurteilung der Frage, ob eine Abrechnung mit Kütemeyer als Anhang zu Ihrer Schrift angebracht sei, Ihnen selbst vielleicht einen Fingerzeig geben kann. Nach meinem Empfinden, und an sich halte ich es nicht für nötig, K. eine Abfuhr zu erteilen (offen gestanden, stört mich sogar schon der eingeschaltete Hieb auf Barth). Andererseits sage ich mir, daß hier faktisch – und zwar gerade in der Art, wie Sie es vorschlagen: als kleingedruckter Appendix – die einzige und eine ausgezeichnete Gelegenheit vorhanden ist, K. und den Kreisen, die ihm Mut zu solcher Haltung machen, einen Denkzettel zu versetzen. (Man täte vielleicht auch ein gutes Werk an der neuen Zeitschrift, die dann wenigstens einen Anlaß hat, ins Leben zu treten und in Schwung zu kommen; denn meine heimliche Sorge ist noch immer, daß sie nicht zustandekommt). Also, wenn Sie glauben, daß der *Sache*, um die es in Ihrem Aufsatz geht, gedient ist, indem Sie die Kütemeyer'sche Reaktion aufs Korn nehmen (was ich mir wohl vorstellen kann) – dann los; dann bin ich selbstverständlich einverstanden! Vielleicht teilen Sie mir dann umgehend mit, bis wann ich den Nachtrag erwarten darf.

Ebner scheint doch noch einmal aufzukommen; es ist fast wie ein Wunder.
Hegner hat nun, wie ich höre, doch verkauft. Schade!
In herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Gerade fällt mir ein, daß ich noch gar keinen Vertrag geschickt habe – entschuldigen Sie! Aber es bleibt ja wohl bei den alten Bedingungen: 5 %!

819 AN HILDEGARD JONE

27. [IX.] 1931

Liebe Frau Jone!

Ja, wenn ich nur noch wüßte, was ich Ihnen geschrieben habe! Ich hab' ja so gut wie keine Ahnung mehr von dem Zusammenhang. Ich weiß nur, daß mir die Situation vor Augen gestanden ist, die das so merkwürdig Gewonnene über allem Verlorenen unsrer Beziehungen betrifft, und daß mir scheinen wollte, als fiele das, was unsere Wahrheit ausmacht vor Gott (und dafür hat uns Gott in unserem Gewissen ein untrügliches Organ der Wahrnehmung gegeben), oft seltsam aus dem Rahmen unserer Offenheit, besonders wenn sie wie die meine dazu neigt, gegen ihren Willen das Gebot der Liebe zu verletzen. Wie das der wunderbare Trost dann ist, zu spüren, wie über unserer notgedrungenen Zurückhaltung und Entfremdung und allem Dunkel hier auf Erden sich doch das Sternenzelt der Liebe Gottes, das göttliche Erbarmen wölbt, ob wir nun irregehen in unserer Liebe zu einander, in unserer Wahrheitsliebe, oder nicht. Mehr wollte ich wohl nicht sagen, mehr brauche ich auch nicht zu sagen, um von Ihnen verstanden zu werden, und was darüber allenfalls hinaussinnt in mir und unverständlich wird, wenn es sich ausdrücken will, ist meine Schuld Ihnen gegenüber, die schweigend besser begriffen wird, auch von Ihnen, das ist klar.

Daß Sie von Ebner gute Nachrichten haben, darüber bin auch ich froh. Gewiß ist es bitter, einen Menschen, er einem teuer ist, sterben zu sehen, aber nur, wenn er schwer stirbt. Dann ist es herzerreißend. Sonst aber ist das viel Furchtbarere, einen ungeliebten Menschen, mit dem man zusammenleben mußte, einen, den man nicht leiden möchte, vom Tod getroffen zu sehen. Mir ist das einmal im Feld passiert – mit einem Kameraden, der gefallen ist. Mir steckt die Kugel, die ihn getroffen hat in die Stirn, noch heute irgendwie im Gehirn. Ich will damit nur andeuten, wie gut alles auf der Welt ist, auch das Sterben, für Menschen, deren Leben von der Liebe bewegt ist. Und wie tödlich alles, wenn die Liebe fehlt. Manchmal erschrecke ich fast darüber, wie leicht und schwer zugleich sie mir heute fällt. Ja, im Grunde bin ich ein betrübter Mensch, Frau Jone. Darum liebe ich den Frohsinn so sehr. Aber im Philosophischen, wissen Sie, da liebe ich keine Dialektik, die der persönlichen Erleichterung dient; da muß es schon schwarz auf weiß und schwer auf leicht hergehen, da muß der Abgrund, der geschaute, vorhanden sein,

ehe die Brücke der Zuversicht mir imponiert, die der Gedanke darüber im Geiste des Glaubens schlägt. Nur dem sich Fürchtenden über dem Unheimlichen dieser Welt glaube ich den Bannspruch; Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Es ist der Moment, in dem einer das Kreuz schlägt, weil der Teufel hinter seiner Weisheit her ist. Ist er der Gefahr entronnen, hat er leicht aufatmen wie ein Rekonvaleszent, der nicht mehr weiß, ob und wie lange ihm die Sinne schwanden. Wer nie von diesem Schwindel ergriffen war und kein Organ hat für die Heimsuchungen des Menschen in der Ausgesetztheit seines geistigen Lebens, gleichgültig ob er, der Mensch, vor Gott sich beugt oder seinem Schöpfer trotzt, der wird z. B. kaum den richtigen Blick dafür haben, in welchem Schicksalsverhältnis die aphoristischen Aufzeichnungen Ebners (dieses unverkennbare Rekonvaleszenten-Geschenk, das Sie, die barmherzige Schwester, mit Recht lieben) zu dem ungleich verpflichtenden Charakter seines zwar zwiespältigen, aber im Grunde unverrückbaren Hauptwerkes stehen. Die Aphorismen gehen eigentlich nur die Menschen an, die den Ebner lieben, denn sie sind mehr oder weniger ein persönliches Bekennen des Verfassers des »Worts und der geistigen Realitäten«; was aber Ebner als *Denker* bedeutet, ist in diesem seinem Hauptwerk beschlossen; gegen diesen Zuchthausbau eines Herzens, das von einem großen Gedanken, einer Grundeinsicht erfüllt ist, bedeuten die Aphorismen nur Gedankensplitter, freilich aus einem menschlich befreiteren und persönlich erleichterten Herzen! Der Hahn, der kräht, wo gab's das früher bei Ebner! Er hat gleichsam ein Übergangsorgan bekommen – hinüber? herüber?, das muß sich ja entscheiden, und je nachdem wird die Frage der Drucklegung spruchreif werden. Vorderhand entspreche ich Ihrem Wunsche und stelle Ihnen das Manuskript zurück. Sehr viel für die Frage, ob ich den Verlag noch weiter produktionsfähig halten kann, wird ja davon abhängen, ob ein größeres Werk, dessen Herausgabe ich für nächstes Jahr vorbereite, Erfolg haben wird oder nicht.

Ich sitze gegenwärtig wieder einmal meine drei Wochen Asthma ab – eine schreckliche Zeit! Aber ihr danke ich's, daß ich überhaupt noch zum Briefschreiben komme, obwohl mich die Anfälle immer sehr schwächen.

Wie früh es heuer dunkel wird! Wann reisen Sie wieder nach Wien? Wenn es Ihnen recht ist, würde Ihnen Florian sicher gerne einmal einen Besuch im Atelier abstatten.

Es grüßt Sie und die Ihren herzlichst

Ihr Ludwig Ficker

Bitte, grüßen Sie Ebner vielmals von mir, wenn Sie ihm schreiben. Ich lasse ihm von ganzem Herzen Genesung und alles Gute wünschen, aber ich kann ihm – merkwürdigerweise – vorerst selbst gar nicht schreiben.

Wien d. 9. II. 1931

Lieber Herr v. Ficker!

Sicher wollen Sie schon lange einige Zeilen über unseren uns vorausgegangenen Freund haben. Ich konnte aber nichts schreiben. – Ich schaue ihm immer nur nach. – Und dieser mein Blick, der ihm folgt, führt sehr tief in mich selbst. Was soll ich auch sagen, daß mir hier wirklich als Erschöpfendes erschien? Ich teile Ihnen nur mit, daß er sehr schwer gestorben ist: er hat schwer körperlich leiden müssen und wäre noch so gerne bei uns geblieben. Am Tage seines Todes sagte er: »Ich muß sterben« u. ließ sich dies nicht mehr ausreden. Der Geistliche von Gablitz, den er ungemein schätzte, hat ihn an diesem letzten Tag versehen. Er war nur ganz wenige Minuten bei ihm u. hat dann zu der Frau gesagt: Diesen Menschen muß ich mit keiner Frage mehr plagen, der hat sich sein ganzes Leben für diese Stunde vorbereitet. Er sagte dann noch einmal bevor er in Agonie verfiel: »Leb wohl Walther, bleib recht brav.« Seine Frau hatte er schon Tage vorher seiner Liebe zu ihr versichert. Er hat noch 14 Tage vor seinem Tod meine Gedichte zu lesen verlangt und sich im Laufe dieses Sommers einigemale bemüht mir zu schreiben. Über die Anrede kamen diese Briefe kaum hinaus.

Er ist in der Nacht vom Freitag auf den Samstag um 3^h gestorben. Am Samstag bin ich nach Wien gekommen. Ich durfte ihm noch in das leidenserstörte teure Totengesicht schauen. Im Sommer hatte ich immer gebetet, ihn doch ja noch einmal sehen zu dürfen.

Mein großer Lebenswunsch ist, daß mir Gott helfe, so zu leben, daß ich einmal bei meinem Sterben dieser Freundschaft, dieser Liebe wert gewesen bin.

Ich habe eine Bitte an Sie, lieber Herr v. Ficker, wollen Sie mir die Manuskripte der im Brenner erschienenen Aufsätze von Ebner senden? Er hat es sich gewünscht, daß ich sie besitze. Wenn Sie sich aber selbst schwer davon trennen, dann sehen Sie bitte diese Worte als nicht gesagt an.

Ebner liegt auf dem wunderschönen Gablitzer Friedhof an einer niederen Mauer. Wenn man von seinem Grab den Blick erhebt, so sieht man auf seine geliebten Hügel des Wienerwaldes.

Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für alles *Liebe und so reichliche Güte*, das Sie dem Freunde erwiesen haben! –

Ich grüße Sie u. die Menschen, die Ihnen teuer sind vielmals. Herzliche Grüße auch von Pepo.

Auch unser Freund Webern ist erkrankt.

821 VON WILHELM KÜTEMAYER

Bln-Zehlendorf
Am Dublemer Weg
Straße 104
Nr. 15–17

16. Nov. 31.

Sehr geehrter Herr von Ficker.

Mit der Zeitschrift ist es nun so weit, daß der Druck beginnen kann Sie soll »Der Sumpf« heißen mit dem Werk von Kierkegaard: Die Schwierigkeit mit der ich zu kämpfen habe gleicht der Schwierigkeit, ein aufgelaufenes Schiff wieder hochbringen, wenn der Grund ringsum so lockerer Boden ist, daß jeder eingetriebene Pfahl hältlos nachgibt. – Der Verlag ist noch unbetreut. Die erste Nummer wird enthalten: den Kierkegaardaufsatz von mir, den Sie gelesen haben. Gedichte von Friedrich Punt. Und »Die Kath. Aktion« von Dallago. Auswahlstellen aus Kierkegaard. Trott über den oekonomischen Nihilismus. –

Leitgeb wird wahrscheinlich mitarbeiten, Santer habe ich noch nicht gebeten.
Darf ich Sie für diese neue Zeitschrift, für die »Der Brenner« immer vorbildlich sein wird –, auch wenn er und sein Herausgeber ihr ferne gerückt bleiben müßten – um die Abonnentenliste des Brenner bitten?

Mit den besten Grüßen

Ihr Wilhelm Kütemeyer

822 VON MAX VON ESTERLE

Ibk. 16. XI 31

Lieber Freund!

Herzlichen Dank für Ihre neuerliche freundliche Widmung, die mir wie das erste Loos-Buch große Freude machen wird. Der Titel ist fast unheimlich, besonders wenn man im Buch blättert und sieht, daß die heutige Leere noch tiefer gegangen ist, als Loos damals geahnt hat, und daß er sich Sorgen gemacht hat, die fürchterlich schnell unzeitgemäß wurden. Man sieht wieder, wie unglücklich oft der Zufall wirkt, zu spät gedruckt zu werden. Hätten nur alle Verleger, die die Mittel haben, Ihre Witterung!

Nochmals herzlichen Dank u. Gruß von

Ihrem alten M. Esterle

823 VON JOSEF SCHULZ

26. Nov. 31

Lieber Herr Ficker!

In recht verworrender Zeit ist mir Ihr Geschenk ein Trost, den ich gerade von Ihnen nicht verdiene. Wenn Sie glauben, daß etwa die Zeit, wo Loos begriffen wird, da sei, täuschen Sie sich. Mit Grauen sehe ich die Leute in eine Schnörkelromantik hineintrotteln und nebenher geht ein guter Kopf nach dem andern aus Verzweiflung zu Grunde. Ich habe in Berlin grauenhaftes gesehen. Trotzdem wäre ich glücklich, wenn ich dort leben könnte. Aber ohne Kurt Lechner.

Hier war vor Kurzem der Goethegaukler Pannwitz und hat unfreiwillig mit dem hiesigen Intelligenzschnoder »Literatur« von Karl Kraus aufgeführt.

Ein pannwitziger Salzbürger hat mir den Auftrag, den Kampel zu malen, gegeben, ich sage er soll Knapp an einer Klage.

Ich wohne nun ganz in der Villa Sch. unter dem Dach und habe die Tobzelle nach meinem Geschmack eingerichtet, besuche aber meine frühere Kindsfrau recht oft, da sie recht arm und einsam geworden ist. Sie läßt Sie herzlich grüßen, ebenso die Familie Sch. So oft ich unsere gemeinsame Reklametafel bei Adam sehe, muß ich lachen. Er hat mir übrigens unlängst eine Landschaft abgekauft.

Daß hier für Sie jederzeit ein Zimmer bereit ist, sei Ihnen eindringlich ans Herz gelegt.

Sonst ist auch alles wie immer, hie und da ein Eselsrausch als Cäsur.

Noch einmal Vergeltsgott für das Loos-Buch und herzliche Grüße

von Ihrem Schulz

Bitte schreiben!

824 VON CARL DALLAGO

20. Dez. 31

Lieber Freund!

Dank für Deinen Brief. Die Auskunft genügt mir u. es steht mir ferne Einblick in die Einzelheiten nehmen zu wollen. Daß Kraus nicht mitbestimmend ist, – wenigstens nicht in persona – für die Aufnahme von Werken in den Br. Verlag u. Du allein bestimmst, ist uns wesentlich. Auch verstehe ich, daß Du in Hinsicht aufs Pekuniäre sehr sorgsam zu Werke gehen mußt, um den Verlag halten zu können. So ist auch Loos am Platze, der ja die Protektion von Kraus hat, was immerhin Absatz garantiert. Und daß Du Haecker verlegst, ist gut; doch hätte H. genug andere Möglichkeiten unterzukommen durch sein kirchlichkatholischsein. Zwangsvorstellung hab ich wohl nicht, so arg liegt die Sache nicht; auch ist Berechtigung

da, so manchem Gehörten nach, anzunehmen, daß Kr. es nicht ungern sieht, daß der Br. Verlag mich nicht mehr bringt. Doch lassen wir das! Ich hab so wenig freie Zeit: frühmorgens um 6 Uhr fort u. gegen 6 Uhr abends erst zurück. Samstag ab Mittag frei. Der Dienst doch nicht schwer, immerhin doch mich nicht zu mir kommen lassend. Da bin ich abends müde. – Falsch ist Dein Vorwurf, das meinem Verhalten zum Br. gilt. Meine Abkehr war wirklich begründet, ja notwendig, sie hätte eher früher erfolgen sollen. Denn es ist weder schön noch gut zu bleiben, wenn man zu fühlen bekommt, daß man nur mehr wie ein fünftes Rad am Wagen ist durch Haecker u. noch anderes, das ich nicht berühren will, bin ich Dir eben sozusagen feil geworden. Doch lassen wir auch dies: die Zeitschrift »Der Brenner« ist etwas geworden, zu dem ich nicht mehr gehörte. Wenn ihr Wesentliches nun darauf hinauslief, das Christliche mit der Romkirche zu identifizieren, verlor sich auch der Gehalt des Brenner Mottos: denn die Weltzeitrechnung Roms erhält sich nicht die Stunde, die der Ewigkeit gilt. Auch hab ich mich nicht im geringsten dahin verlautbart, als war mir die Mitarbeit am Br. ein Opfer gewesen: Das ist Zwangsvorstellung von Dir. Ich spreche es offen aus, daß ich am Brenner stets mit Freude mitgetan habe u. mich durch ihn gefördert gefühlt habe u. daß der Br. meiner Entfaltung als Schriftsteller genützt hat. Später änderte sich das eben durch Dein Verhalten als Korrektor wie als Verleger, das mir eben das Feilgewordensein fühlbar machte. Das Aesthetische hatte neben dem kirchlich Katholischen wesentlich Macht erlangt, was so manches erklärlich u. auch weniger der Verurteilung zugänglich macht. Was mein Brief aussprach ist nur: daß mir durch so langjährige Mitarbeit an nur einer Zeitschrift nun das Unterkommen sehr erschwert ist, was doch jeder-mann zugeben muß. Und was in »Nach 30 Jahren« ausgesprochen ist, sagt doch auch, daß im Br. nun das Ästhetische die Führung erlangt hat, was für unsere Zeit u. dort, wo das Br. Motto Geltung haben soll wesentliche Verfehlung ist. Ich habe hier sicher nicht falsch gesehen, noch falsch gewertet. – So ist mir dem nach, wie sich der Br. entwickelt hat, das Auftreten Kütemeyers wirklich wie ein Fund, an dem die Vorsehung beteiligt ist; es ist da innere Zusammenstimmung in wesentlicher Hinsicht, basierend auf Kierkegaard. Und ich muß um jede Förderung von solcher Seite froh sein. Ich brauche ja nur leben zu können u. was ich schreibe ist sicher auch so beschaffen. Dem das Wort zu reden, daß alle Menschen leben können, denn die Schöpfung ist die Fülle. Und nur infamen Machtmenschen – innerlich machtlos – verwandeln mit ihrem Gewalttun die Fülle in Mangel. In Italien u. Deutschland haben wir solche Canaillen, u. daß sie aufkommen u. sich halten können ist durch den immensen Betrug, der eine weltliche Machtinstitution autoritative Trägerin des Christentums sein läßt, in die Wege geleitet. Hierin liegt der Grund alles Übels u. es wird von Tag zu Tag schlimmer. Wer jetzt dem polit. Einfluß der Romkirche unterliegt, übt Verrat an dem Menschen als Geschöpf Gottes, denn für Roms Existenz ist die Verbundenheit mit dem Mammonismus bereits eine Notwendigkeit. In diese Richtung geht auch mein Schrifttum. Wohl wird es bald nur mehr schwarz o. rot geben, aber die offene Gottlosigkeit des Rot's ist Gott näher als die Gottlosigkeit die mit Gott laboriert. Geschrieben hab ich seit unserer Trennung: »V. christlichen Leben« eine kl. Schrift gegen Barth, »Geschichtsphilosophie u. christl. Glaube« gegen Reisner, »Politik u. Glaube« gegen Petras, »Im Kampf um Nietzsche« gegen Bäumler u. »D. kath. Aktion«, die Aussicht hat, bald

zu erscheinen, u. kleinere aktuelle polit. Aufsätze, die für keine politische Partei verwendbar sind u. unter dem Titel »Ex tempore« einst herauskommen sollen, was freilich fraglich bleibt. Die Schriften »Untergang u. Aufgang«, u. »Welt u. Mensch« als *Ganze* standen Dir zu Verfügung. Und es wird sich vielleicht einmal merkwürdig ausnehmen, daß der Br. für derlei nicht mehr zu haben war. Doch nun Schluß. Mit Mühe u. Not brachte ich diese Zeilen zustande aus Mangel an Zeit u. an Ruhe. Nun Dir u. Deiner ganzen Familie frohe Weihnacht u. ein frohes neues Jahr, sofern Froheit in dieser Zeit noch aufbringbar ist

Mit den besten Grüßen

C. Dallago

825 AN CARL DALLAGO

30. XII. 1931

Lieber Freund!

Mir scheint, es ist das Beste, wir lassen es bei Deinem Brief bewenden. Wohl habe ich versucht, mich mit seinem Inhalt auseinanderzusetzen. Aber ich sehe schon, es geht nicht. Es fällt mir faktisch schwer, eine menschliche Beziehung noch erträglich zu finden, in der mir ernstlich zugemutet wird, auf Scheelsucht und auf Querulanz zu reagieren. Ich hoffe daher, Du siehst es nicht als eine Ausflucht an, wenn ich einer unfruchtbaren Korrespondenz hiemit ein Ende setze. Denn schließlich mußt Du doch begreifen, daß auch rein sachliche Erörterungen von Gewicht nur auf dem Boden persönlichen Vertrauens, nicht aber in einer Sphäre von Argwohn, Ressentiment und Überheblichkeit gedeihen können.

Zum Schlusse nur noch dies:

Ob es viel war oder wenig (*zu* wenig, wie Du andeutest), was ich für Dich tat und tun konnte, weiß ich nicht. Ob Du klüger daran getan hättest, dem Brenner schon viel früher den Rücken zu kehren, kann ich auch nicht recht beurteilen. Und ob man es später einmal merkwürdig finden wird, daß für derlei Auseinandersetzungen, wie Du sie in Deinem Briefe anführst, im Brenner kein Platz mehr war, das darf mich heute schon gar nicht kümmern. Denn erstens kann ich Dir und Deinem Selbstausbretungsbedürfnis nicht bis zur Selbstverleugnung alle Häupter meiner Lieben opfern, um über ihrem Grab im Brenner schließlich nur noch Dein Licht leuchten zu lassen (es genügt, daß mir ein Haecker einmal um Dich »feil« gewesen ist). Und zweitens weiß ich nicht, was eine solche Andeutung überhaupt für einen Sinn haben soll im Munde eines Mannes, der mir soeben noch erklärt hat, daß er dem Brenner eigentlich zu spät den Rücken gekehrt habe. Übrigens bin ich überzeugt davon, daß, wer immer sich einmal mit diesen Dingen befassen wird und dabei nicht ganz vernagelt ist, am Ende schon von selbst darauf kommen wird, wie sie sich in Wahrheit verhalten haben. Ob ich bei einer solchen Nachprüfung wirklich nur als der Aesthet abschneiden werde, der für seinen offenkundigen Mangel an Verantwortungsgefühl nicht voll verantwortlich zu machen ist, und Du als der

bevollmächtigte Religiosus, der von der Höhe seines Rechtschaffenheitsbewußtseins so gnädig auf mich armen Sünder herabzusehen berechtigt war, möchte ich bezweifeln. Aber selbst wenn dies der Fall wäre, meine Zuversicht in diesem Punkt also vermesssen wäre, so dürfte ich zu meinen Gunsten doch immer noch das Eine anführen, daß ich für die Mitarbeiter des »Brenner« – also auch für Dich – so ziemlich alles eingesetzt habe, was sie unter den gegebenen Verhältnissen von mir erwarten konnten; und daß ich bei Ausübung dieser Funktion, die eine freiwillig übernommene und nach allen Seiten unabhängige war, meine Person und meinen Vorteil nicht in den Vordergrund gestellt habe. Ist da aber einem, dem ich auf diese Weise durch Jahrzehnte gutgestanden bin, dies plötzlich nicht genug und gibt er mir – nota bene: nachdem er mir die längste Zeit hindurch (wie einer, der sich's eben leisten kann) die kalte Schulter gezeigt hat – nun auf so merkwürdige Art zu verstehen, daß ich ihm das Letzte schuldig geblieben sei, so darf ich seinen Anspruch wohl etwas übertrieben finden und ihm das Sprichwort ins Gedächtnis rufen: *Ein Schelm, der mehr gibt, als er hat!*

Auch Dir im neuen Jahr alles Gute wünschend
mit schönstem Gruß

Dein Ficker

P. S. Soeben hat mir die Korethwirtin den beiliegenden Zettel heraufgeschickt, aus dem zu ersehen ist, daß Herr Kütemeyer vom Sommer her noch S 78.12 schuldet. Sie dringt auf Ordnung der Angelegenheit. Da ich von der Sache nichts weiß, mich ihrer auch nicht annehmen kann, so hast wohl Du die Güte, das Weitere zu veranlassen.

1932

826 AN THEODOR HAECKER

6. I. 1932

Lieber Herr Haecker!

Allerdings etwas verspätet, erlaube ich mir, Ihnen und den Ihren von Herzen ein gutes neues Jahr zu wünschen; ich wäre froh zu erfahren, daß bei Ihnen alles wohlauft ist, denn oft denke ich an Sie und immer mit dem Wunsche, es möge Ihr Leben augenblicklich frei von Sorge sein; anders kann und könnte man ja solchen Gedenkens nie recht froh werden.

Für heute habe ich aber noch eine andere Frage: Wann und wo wird der »Dialog über Europa« erscheinen, der dem Vergilbuch das Motto gegeben hat? Mir liegt diese Frage, bzw. die Frage, ob Sie sonst noch etwas in nächster Zeit zu publizieren gedenken, deshalb am Herzen, weil ich die Absicht habe, dieses Jahr – spätestens bis Pfingsten – einen neuen »Brenner« herauszubringen. Ich möchte – sozusagen als Herzstück – Ebner ein kleines Denkmal setzen, da ihm der Brenner so viel Dank schuldet; er hat einen abgeschlossenen Band aphoristischer Betrachtungen hinterlassen, für den ich werben möchte, und – wie mir Hildegard Jone schreibt, die mit ihrem Mann Ebner in seiner letzten Zeit sehr befreundet war – ein philosophisches Werk aus früherer Zeit, das ich demnächst zur Durchsicht erhalten soll. Ich kann aber an die Herausgabe eines neuen Brenner – jetzt nach mehrjähriger Pause – nur denken, wenn ich ihm ein ganz reines und bedeutendes Gesicht zu geben vermag. Dann allerdings, scheint mir, würde er gerade jetzt ein besonderes Aufsehen machen (Aufsehen auch als Hinweis auf gewisse Werke, die ich zu verlegen gedenke). Ohne einen Beitrag von Ihnen könnte ich mir aber diesen – gerade diesen Brenner (der mir im übrigen schon ziemlich deutlich vor Augen schwelt) nicht vorstellen. Ich frage daher beherzt und auf gut Glück an, ob Sie dem Brenner etwas in Aussicht stellen könnten, das ihm, an erster Stelle placiert, gleich den großen Ton verleihen würde, dem ich auch das Übrige unterordnen würde. Mir läge daran so viel, daß wir uns über Ihren Honoraranspruch wohl unschwer einigen könnten.

Herr Kütemeyer hat mir vor etlichen Wochen mitgeteilt, daß seine Zeitschrift, bzw. deren erste Nummer, zum Druck bereit liege, der Verleger sei noch nicht bestimmt. Sie solle unter Bezugnahme auf eine Stelle bei Kierkegaard »Der Sumpf« heißen (inzwischen ist K. aber, wie ich von anderer Seite höre, von diesem ominösen Titel wieder abgekommen). Er hat sich zugleich die Freiheit genommen, mich um die Abonnentenliste des »Brenner« zu bitten, was ich unter Hinweis darauf, daß ich den »Sumpf« unmöglich sozusagen als Brenner-Ersatz, bzw. dessen legitime Fortsetzung autorisieren könne, natürlich abgeschlagen habe. Als Kuriosum lege

ich auch einen Briefwechsel mit Dallago bei, dem nicht zu helfen ist. (Hätte ich nicht wieder den Verlag in die Hand bekommen, hätte er mir natürlich weiter keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt).

Der Absatz von »Begriff der Wahrheit b. Kgd.« läßt sich recht zufriedenstellend an.

Nun nochmals alles Gute! Von Herzen grüßt Sie

Ihr ergebener Ludwig Ficker

827 AN HILDEGARD JONE

26. I. 1932

Liebe Frau Jone!

Das ist wirklich eine erfreuliche Nachricht, die mir Ihr letzter Brief bringt. Natürlich: der Dr Räuscher war der berufene Mensch, hier einzugreifen. Er hat schon seinerzeit über das erste Buch von Ebner einen so ausgezeichneten, die Bedeutung des Werkes klar herausstellenden Aufsatz im »Hochland« geschrieben, daß mich seine Intervention jetzt gar nicht wundert, im Gegenteil: auch mir scheint die Vorsehung jetzt alles so wunderbar zu fügen, daß es mir als das Natürliche von der Welt erscheint. Wie merkwürdig, daß ich auf den Dr Räuscher so ganz vergessen konnte – es macht wohl, weil Ebner in den letzten Jahren, seit R. nach Berlin verzogen war, nicht mehr viel persönlichen Kontakt mit ihm hatte! Aber wichtiger ist ja, daß er nun als ein sozusagen Bevollmächtigter in dieser Sache auf den Plan tritt! Daß schon um Frau Ebner und Walthers willen diese Lösung auf das freudigste zu begrüßen ist, versteht sich ja von selbst. Aber auch das Buch an sich hat ja natürlich bei Kösel eine voraussichtlich größere Verbreitungsmöglichkeit – wenn auch vielleicht, rein ideell, ein gewisser Nachteil darin besteht, daß es von Kösel aus fast ausschließlich nur in die offiziellen katholischen Literatur- und Buchhandelskreise dringt, was deshalb schade ist, weil Ebners christliche Erlebnis- und Erkenntniswelt konfessionell so gar nicht, jedenfalls nicht nach außen, betont ist und gerade das, was ihn bewegt und auszeichnet, zwar nicht protestantischer, wohl aber evangelischer Geist im wahrsten Sinn des Wortes ist. Gerade jener Geist, der manche Starrheit in der katholischen Welt aufzuthauen befähigt und berufen ist und dessen gutes, erfrischendes Wehen gläubige Herzen gerade im katholischen Lager heute so freudig begrüßen. In dieser Hinsicht brauchen Sie gar nicht ängstlich zu sein, liebe Freundin, und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, so ist es der: Senden Sie Dr Räuscher, der ja von Muth voraussichtlich mit der Redaktion des Buches, bzw. des Nachlasses, für die Drucklegung betraut werden wird, nicht nur Ihre Abschrift, sondern Ebners vollständiges Original-Manuskript, zur Einsicht ein – nur damit ihm das ursprüngliche Ganze auch einmal vorgelegen ist und auch er entscheiden kann, inwieweit Streichungen dem Ganzen für die Buchpublikation zugute kommen. Man kann da dem Dr Räuscher und seinem Feingefühl – auch im Hinblick auf das Milieu, in dem das Buch herauskommen soll – unbedingt vertrauen.

Vielleicht darf ich Sie bitten, mich über diese Sache auf dem Laufenden zu erhalten, von der ich spüre, daß sie dem Andenken an Ebner in unvorhergesehen glücklicher Weise dient, und wenn Sie einen Rat brauchen, so stehe ich selbstverständlich immer zur Verfügung.

Unter diesen Umständen werde ich von der Herausgabe eines neuen Brenner wieder einmal absehen – mir fällt das heute leichter als einen zu planen – es sei denn, daß sich außerhalb des Muth'schen Projektes eine Möglichkeit, bzw. Gelegenheit ergäbe, das Andenken unseres toten Freundes auch im Brenner zu feiern. Was ich, in Unkenntnis des weiteren Nachlasses, von hier aus nicht beurteilen kann.

Nun muß ich Sie für heute noch vielmals um Entschuldigung bitten, daß ich die Reproduktionen Ihrer Bilder, die zu betrachten immer wieder ein Erlebnis ist, so lange zurück behalten habe. Ich mache nun aber wirklich Ernst und sende Ihnen diejenigen, die nicht mir gehören, zurück, nicht ohne Ihnen nochmals von ganzem Herzen für diejenigen zu danken, die ich behalten darf.

Bitte, grüßen Sie auch Frau Ebner, so oft Sie Gelegenheit dazu haben! Weiß Gott, das wär die richtige Erholung für sie, wenn sie mit dem kleinen Walther ans Meer könnte!

Ihnen und Pepo alles Gute! Sagen Sie ihm, wir werden schon noch zusammen kommen – verteufelt gottergebener und erleuchteter, als wir heute eh' schon sind!

Immer und von Herzen der Ihre!

Ludwig Ficker

828 VON HILDEGARD JONE

28. I. 32.

Lieber Herr v. Ficker!

Vielen herzlichen Dank für Ihren so lieben Brief. Ich möchte Ihnen Folgendes dazu sagen: Wenn das Weglassen der Stellen in Ebners Manuscript einen auf katholische Kreise einstillerischen Beweggrund gehabt hätte, so könnte ich mir denken, Dr. Räuscher den Beschuß zu überlassen. – Da diese Abschrift aber meinem peinlich befragten Gewissen zufolge geschehen ist – sie wäre mir die für jeden Verlag gemäße – so möchte ich doch, daß hier *mein* Gefühl entscheidet. Weshalb sollte das Feingefühl eines anderen mehr Kompetenz als das meine haben? Ich glaube wohl sagen zu können, daß Ebner kein Mensch geistig näher gestanden ist als ich. Er hat es mir in einem unserer letzten gemeinsamen Augenblicke ja gesagt. Es war mir durchaus nur darum zu tun, die Stellen, die die große Herrlichkeit des Buches etwas trüben könnten, auszulassen. Ich habe jede Stelle stehen gelassen, die eine fruchtbare Kritik sein könnten, z. B. alle, die »christlich« unter das Apostroph der Fragwürdigkeit setzen, sogar die gegen den hl. Augustinus, die gegen die Frömmigkeit der meisten Geistlichen usw., usw., alle halt, die einen wirklich auflockern Widerstand gegen alles katholische Leben bedeuten könnten, wo es sich von dem Gebot der Liebe event. abwendet. Ich habe nur die Stellen fortgelassen,

die verletzend sein müssen für den reinen Willen, wie er heute unter den Katholiken immer mehr offenbar wird. Ebner selbst ist dies zeitweise deutlich geworden. In seinen Tagebüchern finde ich aus dem Jahre 1927 12. Nov. die Stelle »Die Schildgossen hielten Wort: heute erhielt ich 5 Hefte dieser sehr schönen u. beziehungsreichen Zeitschrift. Freilich wäre es Zeit für mich den Katholizismus der Gegenwart in anderer Perspektive zu sehen, als wie sie einem in diesem geistigen Krähwinkel Österreich durch die christliche Regierung Seipels aufgedrängt wird. Eigentlich habe ich doch die Fühlungnahme mit dem geistigen Leben der Gegenwart verloren.«

Ich glaube wirklich mit Recht sagen zu können, daß dieses Buch niemanden so teuer ist als mir, (nicht einmal Ihnen, lieber Freund) – Bitte, sehen Sie das aber *ja nicht* als Vorwurf an! – und so wird es vielleicht Gottes Wille sein, – wenn er es nicht sein sollte, wird das Buch nicht herauskommen! – daß es durch mich herauskommt u. dann wird mir dazu auch der Verstand gegeben werden sein.

Ich verwalte Ebners literarischen Nachlaß, Frau Ebner hat mir alle Vollmacht gegeben. Ich würde mich ja so riesig freuen, wenn ein Brenner zu Ehren des Freundes heraußkäme! Bitte, wenn einmal dazu die wirtschaftliche Möglichkeit gegeben sein sollte, stelle ich Ihnen ungedruckte Manuskripte des Nachlasses mit der allergrößten Freude zur Verfügung.

Lieber Freund, so bald als es mir möglich sein wird, lasse ich Ihnen die beiden Photos meiner Bilder machen.

Pepo ist in Salzburg

Seien Sie mir allerbestens, allerherzlichst begrüßt

Ihre Hildegard J

Viele liebe Grüße von Mama
Bitte, schreiben Sie mir recht bald wieder!
Was machen Ihre Augen? Ich denke sehr oft daran.

829 AN THEODOR HAECKER

2. II. 1932

Lieber Herr Haecker!

Entschuldigen Sie bitte, daß ich mich erst heute für Ihre freundlichen Zeilen bedanke! Mit dem Brenner eilt es mir gar nicht – das mit Pfingsten sollte eigentlich mehr ein ballon d'essay sein, ob ich mir einen allenfalls fertigen »Dialog über Europa« für den Brenner sichern könnte, und ein Hinweis darauf, daß ich mir dann vornehmen würde, ihn bis Pfingsten herauszubringen. Also nur, wenn es Ihnen möglich gewesen wäre, mir etwas schon Fertiggestelltes anzuvertrauen, hätte ich alles daran gesetzt, mich an diesen Termin zu halten. Nunmehr ist es mir umso leichter gemacht, das Projekt für einen späteren Termin – etwa bis zum Herbst – zurückzustellen, als auch die Gefahr beschworen ist, daß das Andenken an Ebner, der schon 1909 in sein Tagebuch eintrug: »Der Sterbende vereinsamt – ich sterbe

lebenslänglich«, verloren gehen könnte. Mittlerweile hat sich nämlich Professor Muth für Ebners Nachlaß zu interessieren begonnen und will sich, soweit ich orientiert bin, dafür verwenden, daß Ebners nachgelassenes Aphorismenwerk (für das ich den Titel »Die Nachtwachen« vorgeschlagen habe) bei Koesel erscheinen kann, womit auch der Witwe und dem Kind, die beide erholungsbedürftig sind, etwas geholfen wäre. Sie sehen also, lieber Herr Haecker, daß ich mich mit dem Brenner – vorausgesetzt, daß überhaupt heuer einer fällig werden sollte – ganz nach Ihnen richten kann. Nur für den Fall, daß Sie selbst in die Lage kommen sollten, irgend eine Arbeit, die Sie noch nicht anderweitig versprochen haben und mit deren Fertigstellung Sie noch in diesem Jahre rechnen, im Brenner publiziert zu wünschen, sollen Sie wissen, daß ich mich dafür bereit halte. Ich möchte Sie dann nur bitten, mir zeitig einen Wink zu geben, damit ich alles Übrige entsprechend vorbereiten kann.

Inzwischen ist ja auch der ominöse »Sumpf« erschienen (der Name wurde – wohl um seiner Zugkraft willen für die Berliner Straßenkolportage – beibehalten), und ich nehme an, daß Ihnen das Heft bereits zu Gesicht gekommen ist. Von den vier Leuten, die es bestreiten, wirkt nur ein einziger, Werner Trott, verhältnismäßig besonnen und sympathisch. Im übrigen bin ich schon recht froh, daß ich mit dieser »Richtung«, die das Anti-Pfäffische in einer Art zu Ehren bringt, die ihrer selbst spottet und weiß nicht wie, nichts mehr zu tun habe. Nur schade, daß von Kütemeyer, wie aus einer Notiz ersichtlich ist, eine zweibändige Auswahl aus Kierkegaards Tagebüchern in Reclams Universal-Bibliothek erscheint, das ist natürlich ein Schlag für unsere Ausgabe. Nach welchen Gesichtspunkten diese Auswahl orientiert sein dürfte, darüber gibt ja dieser Beitrag Kütemeyers Aufschluß, der als Vorwort dazu gedacht war, aber von Reclam offenbar nicht verdaut wurde.

Zu Ihrer Vorlesung am 16. in Heidelberg wird Birgit von Mannheim herüberkommen. Sie freut sich schon sehr darauf. Sie wird auch Dr. Gutkind und Frau (den Leiter des Dolmetscher-Instituts) und ihre Freundin Baronesse Schilling und deren Familie in Heidelberg zur Vorlesung mitbringen.

Mit allen guten Wünschen für das Befinden Ihrer Frau Gemahlin und das Wohlgedeihen der Kinder, lieber Herr Haecker bin ich, Sie herzlich grüßend, in dankbarer Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Sektionschef a. D.
DR. RICHARD V. SCHAUKAL
Wien XIX., Cobenzlgasse 42

5. 3. 1932

Sehr geehrter Herr,

die Liebe und der Geschmack, die Herausgabe und Gestaltung Ihrer Theodor Haeckers Werk gewidmeten Verlagsarbeiten auszeichnen, bestimmen mich dazu, Ihnen eigene Schriften anzubieten. Ich brauche mich Ihnen nicht umständlich vorzustellen: mein Schaffen ist seit vierzig Jahren auch denen bekannt, die sich ihm fern halten. Daß man mich immer wieder als einen der drei großen Prosaiker neben Kraus und Haecker nennt, daß ich als Kritiker unbedingtes Ansehen genieße auch bei meinen durch Gerechtigkeit und Unerbittlichkeit gegenüber dem Halbschlächtigen wohlverdienten Feinden, daß ich als Lyriker für die Einsichtigen längst den ersten Platz nicht nur in Österreich behauptet, das alles ist Literaturgeschichte. Aber Leben heißt, daß ich, den 1906 Georg Müller von verschiedenen Seiten in seinem damals jungen Verlag zusammengetragen hatte, seit dem Tode dieses verständigen Verlegerfreundes von dessen wechselnden Nachfolgern niederträchtig behandelt und als Buchverfasser allmählich geradezu dem Verkehr entzogen worden bin. Das ist nun, seit der Verlag Georg Müller A.G. aus jüdischen in die Hände des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes und eines tüchtigen neuen Direktors übergegangen ist, gewiß besser geworden, es ist denn auch seit 1917 endlich 1931 wieder ein neues Buch, »Gedanken (1911–1931)« erschienen und hat begeisterte Würdigung erfahren, aber im Georg Müller Verlag herrscht eine Gruppe (Paul Ernst, Kolbenheyer, Schäfer), deren Verdienstlichkeit ich nicht verkenne, der ich aber, unabhängig und meines eigenen starken Glaubens, als Österreicher, Katholik, Aristokrat, Lateiner, strenger Stilist, scharfer Satiriker, Klämpfer überhaupt ganz fern stehe, während Direktor Pezold in ihr den Kern seines im übrigen einer mir ganz uninteressanten Romanproduktion gewidmeten Verlages erblickt. Ich habe nicht das Gefühl, in meiner einsamen Eigenart und Vielfalt erfaßt zu sein, wo alles auf liebevolle Pflege ankommt. Ich bilde mir ein, daß ich seit je – es soll nicht zu spät geworden sein – in den Brenner Verlag gehört hätte, zumal da Haecker der einzige deutsche Schriftsteller ist, den ich außer Kraus, meinem wahlverwandten weltanschaulichen Antipoden, unbedingtmaßen schätze und liebe. Ich biete mich Ihnen also an und zwar mit Büchern, die ich in vielen Jahren zu ihrem Inhalt gesammelt habe: einem Lebens- und Bekenntnisbuch, das die Betrachtungen, Er- und Bekenntnisse seit »Erlebte Gedanken« (1917) mit Erinnerungen vereinigt und das ich entweder, so wie es vorliegt als ein reifes u. reichliches buntes Ganzes unter dem Titel »1001 Tag Bekenntnisse und Betrachtungen. Ein Lebensbuch« oder, wenn Sie das vorziehen sollten, erleichtert um die idyllischen Erinnerungen und leichteren Betrachtungen, als ein Weltanschauungsbuch streng gedankenmäßiger Bekenntnisshaltung unter dem Titel: »Neuer Zettelkasten. Bekenntnisse und Betrachtungen eines Andersgläubigen« (anknüpfend an den Titel »Zettelkasten eines Zeitgenossen«,

1913/14 meines Lieblingsbuches, das Sie wohl kennen) herausbringen möchte; ferner den seit 1921 (»Jahresringe. Neue Gedichte 1918–1921«) gesammelten Gedichten, meiner reifsten, reinsten, vorwiegend religiösen Lyrik (sämtliche 100–150 Gedichte sind im Laufe der Jahre an zahlreichen Stellen gedruckt); endlich mit gesammelten Essais, die drei Bände umfassen: Österreicher (von Grillparzer bis Altenberg, Hofmannsthal, Winterholler), Franzosen (von Pascal bis Gide), Deutsche (von Lessing bis Rudolf Huch), auch diese Essais sämtlich in verschiedenen Zeitschriften u. Zeitungen gedruckt, viele davon endgültig – Scheffel, Ebner, Ricarda Huch, Hofmannsthal etc –, nicht wenige schon berühmt, alle gediegen u. sicher, ein Lebenswerk.

Da ich 1934 60 Jahre alt zu werden hoffe u. dann bei Müller als meinem Hauptverleger, vielleicht als Anfang einer Reihe »Gesammelter Schriften«, eine, die 5^o seit 1904, Sammlung (Auswahl) meiner »Gedichte« erscheinen soll, müßte mir der Inhalt der jetzt vor allem (unterm Titel »Herbsthöhe. Neue Gedichte (1921–1923)«) herauszugebenden Gedichte für diesen Sammelband freibleiben. Das Buch ist wichtig, weil es in der Reihe der seit 1893 herausgegebenen Gedichtbände die letzte einheitliche Epoche, die große Lyrik des »Eingekehrten«, ausmacht. Ich stelle mir einen kleinen Band (16^o) von etwa 10 Bogen vor, in höchstens 1200 bezifferten Stücken, von denen etwa 100 für die Versendung bestimmt wären, 50 dem Autor zukämen und 50, auf Büttten abgezogen u. signiert, eine Luxusausgabe vorstellen, die, gleichfalls broschiert, um etwa 10–12 Mark verkauft würde. Ich hätte auch nichts dagegen, wenn die ganze Auflage, beschränkt auf 800 Stück etwa, als Liebhaberveröffentlichung hinausginge. Wichtig ist mir sodann das philosophische Prosabuch. Die Essais stehen als eine große Unternehmung in einiger Entfernung.

Auch einen Band scharfer Polemik und Satire (Ponten, Zweig, Thomas Mann etc) hab ich gesammelt. Sie kennen daraus wohl die stärksten Stücke (in Deutschlands Erneuerung, Deutsches Volkstum, Hochland etc). Endlich wäre ein Band französische Lyrik in Nachdichtung (von Ronsard bis Mallarmé) eine Gabe für Feinschmecker.

Ich würde mich freuen, von Ihnen zu hören, daß Sie mich willkommen heißen.
Ihr aufrichtiger

Richard Schaukal

831 AN ERICH WEISZ

Mühlau, den 13. Sept. 32

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ich danke Ihnen sehr für Ihre mich so überraschende Mitteilung. Seien Sie überzeugt, ich weiß sowohl das sachliche Verdienst der Initiative, die Ihrem Projekt zugrundeliegt, wie insbesondere die persönliche Auszeichnung, die Sie damit für mich verbinden, sehr wohl zu schätzen. Trotzdem kann und darf ich Ihr gütiges Anerbieten nicht annehmen, will ich nicht meiner eigenen Aufgabe untreu werden.

Es fügt sich nämlich seltsamerweise so, daß mich Ihre Anfrage in einem Augenblick erreicht, da ich einen neuen Brenner in Satz zu geben im Begriffe bin. Dadurch ist eine Situation geschaffen, die es mir unter keinen Umständen erlaubt, mit meinem Namen für die Herausgabe einer anderen Zeitschrift einzutreten, und diene diese auch den edelsten Zielen. Ich bin nur an dem Platz möglich, auf den ich mich gestellt fühle und den ich willkürlich nicht verlassen kann. Es ist zum Teil beschämend, daß ich mir dies eingestehen muß und es auch anderen nicht verfehlen darf, aber daß ich andernteils aus dieser Einsicht meine ganze Kraft zu einem Einsatz schöpfe, der ohne meine einsamen Voraussetzungen nicht auf so unaufdringliche und, wie ich glaube, demnach eindringliche Art der Wahrheit zu dienen vermöchte, das hoffe ich gerade mit den nächsten Brenner beweisen zu können. Sie werden dann sehen, wie wichtig es heute ist, klare Positionen zu beziehen, für jeden, dem die Wahrheit und das Wohl der Mitmenschen am Herzen liegt. Und daß es ein Unterschied ist, ob man diesen Kampf mit den Mitteln einer Kollektiv-Bewegung und in propagandistischer Absicht führt oder vom Standpunkt einer menschlichen Preisgegebenheit aus, die außerhalb jedes Betriebsschemas fällt. Der Kampf kann dort so notwendig sein wie hier. Aber hier dringe ich durch und dort unterliege ich – dafür habe ich als Kämpfer ein sicheres Gefühl; und darum wäre es gerade im Interesse der Sache, der ja auch Sie und der edle Professor Jaray dienen wollen, verfehlt, wenn Sie mich, so vornehm das von Ihnen beiden gedacht ist, auf einen Platz stellen wollten, an dem ich unbedingt versagen müßte.

Es wird mich, sehr geehrter Herr Doktor, sehr freuen, wenn Sie mir Gelegenheit geben wollen, Sie persönlich kennen zu lernen. Ich bin an jedem der genannten Tage zwischen 2 und 5 Uhr zuhause.

In Hochschätzung, mit ergebensten Grüßen

L. F.

832 AN THEODOR HAECKER

27. IX. 1932

Lieber Herr Haecker!

Hier sende ich einstweilen rasch das Manuskript zurück. Die Korrekturfahnen werden teils morgen, teils übermorgen folgen.

Ich bin ganz begeistert. Dies wird ein Brenner von historischer Bedeutung werden: von Ihrem großartigen Intoleranzedikt angefangen bis zum Schluß weitherrzig und einheitlich in seinem Geist: die wahre Gegenaffiche zu Wittenberg! Die Wirkung kann nicht ausbleiben.

Schön wär's, wenn D' Bernhart einen Hinweis darauf bringen könnte!
Herzlich grüßend, in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

833 AN HERMANN HESSE

22. XII. 1932

Sehr verehrter Herr!

Für Ihre freundliche Karte an den Verlag sage ich Ihnen meinen verbindlichen Dank – ich habe mich so sehr darüber gefreut. Stößt doch der Brenner in seiner Ausgesetztheit auf eine so merkwürdige Teilnahmslosigkeit in der Öffentlichkeit (auch in der offiziell katholischen, versteht sich), daß mit diesem Heft, wenn auch es kein Verständnis, keine Beachtung findet, sein Schicksal wohl besiegelt ist. Nehmen Sie es, bitte, daher nicht allzu ungütig auf, wenn ich diese nie wiederkehrende, nicht gesuchte, aber gerade deshalb mir so recht willkommene Gelegenheit beim Schopfe packe und Sie bitte, dem neuen Brenner gelegentlich ein paar Zeilen zu widmen. Ein gutes Wort von Ihnen, für die Sache des Brenner eingelegt, könnte unter Umständen – darüber bin ich mir im Augenblick ganz klar – Wunder wirken und dem Verständnis der Grundkonzeption dieses Heftes, auf die mir so viel ankommt, die Wege ebnen. Kein Mensch, der den Brenner in der Hand hat, ahnt ja übrigens, mit welchen Opfern die Unabhängigkeit einer Position wie der seinen erkauft ist. Vielleicht darf ich Sie bitten, dies zu berücksichtigen, falls Ihnen das Anliegen, das ich hier vorbrachte, etwas zu unbefangen scheinen sollte.

Es begrüßt Sie, verehrter Herr, in Hochschätzung

Ihr sehr ergebener

Ludwig Ficker

834 VON HERMANN HESSE

[wahrsch. Ende Dez. 1932]

Hochgeschätzter Herr Ficker

Danke für Ihren lieben Brief. Ich habe daraufhin, obwohl es mir schwer fiel, den Versuch gemacht, ein Wort über den Brenner zu sagen. Da ich in Deutschland längst keine einzige Zeitung mehr habe, wandte ich mich an die Neue Zürcher Ztg mit der Frage, ob sie einen kurzen Text von mir über das letzte Brennerheft, d. h. speziell über Haeckers Aufsatz bringen wollten. Sie sagte sofort Ja, ich schrieb meinen Text, und sofort bekam ich ihn wieder zurück, da sie ihn leider doch nicht bringen könnten. Ich kann nun nicht mit meiner kleinen Arbeit bei Redaktionen hausieren gehen, und schicke sie Ihnen. Falls Sie ein Blatt wissen, wo sie erscheinen kann, so bin ich einverstanden. Andernfalls will ich die Zeilen Ihnen wenigstens gezeigt haben. Das Schreiben fiel mir schwer, da ich Häcklers Aufsatz in einzelnen Teilen für eine schwere Entgleisung halte, nicht nur der Wut wegen, mit welcher er die Nöte von heute an Luther auslassen möchte, sondern auch weil die Unbeherrschtheit ihn diesmal an mehreren Stellen zu sprachlichen Uebertreibungen und

Fehlgriffen verleitete, die bei ihm wehe tun. Dennoch nahm ich seinen Aufsatz sehr ernst, indem ich eben hinter ihm auch den ganzen übrigen Autor Haecker, soweit ich ihn kenne, mit einbezog.

Es grüßt Sie Ihr ergebener

H. Hesse

1933

835 AN MAX STEFL [P]

Herrn
Dr Max Stefl
München
Prinzregentenstr. 12

5. I. 1933

Lieber Herr Stefl!

So – der Reck-Malledetto ist Konvertit? Schön von ihm! Bis jetzt war ich immer nur im Zweifel, ob er beim siegreichen Untergang des Abendlands als Faltbootfahrer oder als apokalyptischer Herrenreiter starten wird. Aber wenn Sie glauben, daß er die Sache schon glänzend verdeixeln wird – mir kann's recht sein! Übrigens wird auch der Stapel gewaltig vom Leder ziehen, wie ich einer Zuschrift des »Deutschen Volkstums« entnehme, das ein zweites Rezensionsexemplar anforderte, da auch noch ein anderer Bearbeiter mit der Abfuhr betraut wird. Es denkt sich offenbar: Doppelt genäht, hält besser! Also, die Sache scheint allmählich in Schwung zu kommen. Die Adressen, die Sie mir angeben, wurden beliefert. Vielen Dank dafür!

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Ludwig Ficker

836 VON WILLY STADLER

Thalwil den 8. Jan. 1933
Dorfstr. 60

Lieber verehrter Herr v. Ficker,

beiliegende Rezension dürfte Sie interessieren.

Sie ist geschrieben von Hans Barth, Privatdozent für Philosophie an der Univ. Zürich, Neffe von dem Dogmatiker Barth. (Beide, könnte man scherzen, verhalten sich wie gepflegtes Spitzbärtchen zu struppigem Vollbart.)

Das Brennerheft hat mich herzlich erfreut, besonders durch die Arbeit Haeckers. Seit 5 Jahren selber Katholik, und immer wieder um geistliche Erkenntnis bemüht, darf ich dazu folgendes sagen:

1. – es ist *absurd* und völlig unerlaubt, irgendetwas darüber auszusagen, wie Luther gestorben ist: ob selig oder unselig. Was legitimiert Herrn H. zu solchen Behauptungen?

2. – ist es *absurd*, heute noch sich zu enthusiasmieren für Ketzerverbrennungen, nachdem schon seit reichlich 300 Jahren diese von den Theologen unserer Kirche verworfen wird. K. Adam spricht von einem negativen Begriffsrealismus, der *das Böse* auszurotten glaubte, indem er *den Bösen* austilgte. Aber dadurch irrte man, und auch H. dürfte es wissen.

Nur die lästige politische Situation hat ihn so erhitzt, daß er offenbar dergleichen Dinge vergaß. Das ist schade, denn er verscherzt sich dadurch, wie auch durch takt- und geschmacklose Polemiken* sehr viel. Vielleicht – Sie sind sein Freund – sagen Sie ihm das mal!

Im übrigen wissen Sie aus einem Innsbrucker Kaffeehaus-Gespräch, wie hoch ich H. schätze und wie sehr ich immer wieder von ihm lerne (gerade auch aus dieser letzten Arbeit!).

Herzliche Grüße und gute Wünsche Ihnen und den Ihren!

Ihr W. Stadler.

* Christlich erlaubt ist natürlich die *Satire*; einzelne Aussprüche des göttlichen Heilandes selber sind Satire (z. B. jener von den überfüllten Gräbern). Aber unerlaubt ist der gehässige *Kalauer*!

837 VON RUDOLF BORCHARDT

Villa Bernardini
Saltocchio
Lucca
Italien

8 Jan. 33

An die Redaktion des
Brenner
Innsbruck

Sehr geehrter Herr

Sie übersenden mir ein Heft Ihrer Zeitschrift mit einer Bitte um Beachtung die sich, soviel ich sehe, nur auf den Beitrag des Hrn. Theodor Haecker beziehen kann, und ich würde Ihnen dies Heft zurückgegeben haben, wenn ich nicht um es zu lesen, es bereits hätte aufschneiden und entwerten müssen. Ich muß es bei einem Autor von den vielseitigen Kenntnissen und dem scharfen Geiste Ihres Mitarbeiters als eine frivole Verantwortungslosigkeit bezeichnen, in einem Augenblicke in dem die edelsten protestantischen oder dem Protestantismus entstammenden Kräfte daran arbeiten die Lutherschen Positionen geschichtlich und religiös zu überwinden, – ein solches Produkt drucken zu lassen. Auch kann ich eine so fürchterliche Selbster-

niedrigung des Wahrheitssinnes keinem unglücklichen Momente zuschreiben, denn auch sein Vergilbuch schädigt vieles in ihm ausgezeichnet Gedachte und bemerkenswert Gesagte durch das Element der Halbwahrheit und der Beweisbeugung in dem es ganz und gar lebt, und das mit einzelnen fragmentarischen Erkenntnissen eine unheimliche Mischung macht. Ich muß vielmehr wünschen und zu befördern suchen, daß in diesem und analogen Fällen der »Geist« nicht wieder tötet was der Buchstabe »lebendig« macht und daß die Sophistik der Orthodoxie aus der gleichen Thüre hinausfliegt wie die Sophistik der Häresie; und ich muß es gerade, weil sachliche Einzelübereinstimmungen Ihres Mitarbeiters mit meinen eigenen Schriften bemerkt worden sind, vorziehen von ihm als entschiedenster Gegner betrachtet zu werden, im Interesse aller erforschten und geglaubten Wahrheiten, denen ich nicht wünschen kann daß er sie durch seinen Beitritt bei allen Besonnenen und Gesitteten verdächtig macht.

Hochachtungsvoll

R. Borchardt

838 AN HERMANN HESSE

Mühlau, 13. I. 1933

Sehr verehrter Herr Hesse!

Sie haben mir durch Ihren freimütigen Hinweis auf den Brenner und Ihr gütiges Begleitschreiben eine wahre Freude bereitet. Leider habe ich nach auswärts keine Verbindungen in der Pressewelt. So habe ich Ihre Besprechung dem Abendblatt der »Innsbrucker Nachrichten« überlassen, in deren Betrieb ich selbst seit vier Jahren einen Existenzunterschlupf als Korrektor gefunden habe. Sie ist auch bereits erschienen. Ein Belegexemplar lasse ich Ihnen gleichzeitig zugehen.

Ihre Stellungnahme zu Haeckers Reichs-Aufsatz verstehe ich sehr gut. Es ließe sich wohl über jede ironische Absicht hinweg die Ansicht begründen, daß heute die Versuchung, für Luther im nachhinein den Scheiterhaufen zu reklamieren, nur einen geborenen Protestant anwandeln konnte. Und ich glaube: Die Macht zu solch feurigen Akten der Liebe, wie sie Haecker im Geiste noch vorschweben, wird heute faktisch niemand lieber vermissen als die katholische Kirche, von deren Theologen ja, soweit ich unterrichtet bin, die Ketzerverbrennung schon seit mehr als dreihundert Jahren verworfen wird. Offen gestanden, war es mir mit dem letzten Brenner, der mich, den Herausgeber, ja vor allem als *Ganzes* angeht, gerade um den Nachweis zu tun, daß es heute auf ganz andere Akte der Liebe ankommt, um das Walten der Vorsehung nicht nur im Leben des Geistes, sondern als Keim und Reis der göttlichen Liebe auch im Verhalten von menschlichen Herzen zu einander deutlich zu machen. Das ist aber, das geb ich zu, nicht von so durchsichtiger Aktualität und steht als schwerer Wahrzunehmendes im Hintergrund. So bin ich schon froh und herzlich einverstanden damit, daß zunächst Haeckers Aufsatz ein Interesse erweckt, das hoffentlich auch dem Brenner zugute kommen wird. An

Auseinandersetzungen mit Haeckers Thesen und Vorbehalten ganz im Sinne der Ihrigen wird es ja, wie es schon jetzt den Anschein hat, nicht fehlen.

Indem ich Ihnen nochmals für Ihre große Aufmerksamkeit von Herzen danke, verbleibe ich in besonderer Hochschätzung

Ihr sehr ergebener

Ludwig Ficker

839 VON THEODOR HAECKER

München
Möhlstr. 34

25. Jan. 1933.

Lieber Herr Ficker

vielen Dank für Ihre Nachrichten. Sie werden mit Schaukal schon recht haben. Den Brief Borchardts werde ich Ihnen nächstens schicken; Stefl will zuerst graphologische Studien treiben. Ich habe Borchardt schon seit langem für einen schlimmen Hochstapler (nicht nur des Geistes) gehalten, daß er so subalterm ist, wußte ich noch nicht.

Was meinen Vortrag anlangt, so ist mir ein Samstag ganz angenehm (wenn es dem Besuch der Vorlesung keinen Eintrag tut) wegen der Sonntags Karte und weil ich dann ev. Johannes mitnehmen kann. Das Honorar überlasse ich den Kräften des Vereins. Ich möchte nur nichts darauf zahlen müssen.

Herzliche Grüße

Ihr Theodor Haecker

Im »Reichsboten« Organ des Ev. Bundes ist am 20. Jan. ein Leitartikel mit langen Zitaten (zurechtge»schnittenen«) erschienen. Kläglich. Diese Leute vermuten in mir einen Mann, der »Fäden« spinnt zwischen Paris – Wien – München etc.

840 AN WILLY STADLER

27. 1. 1933

Lieber, verehrter Herr Stadler! Entschuldigen Sie bitte, daß ich Ihnen erst heute für Ihre so freundliche Aufmerksamkeit danke. Aber auf diesen Brenner hinauf hat's Sensationen von Zuschriften gegeben, die sich auch jetzt noch nicht ganz verlaufen haben. Denn auch in katholischen Kreisen ist Haeckers Aufsatz mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden, und ich selbst bin ja auch der Meinung, daß der Versuchung, für L. heute den Scheiterhaufen zu reklamieren, nur ein gebürtiger Protestantgeist unterliegen kann. Aber man wird ja auch öffentlich

dazu Stellung nehmen, und so trägt dieser Ausfall doch hoffentlich zu einer Klärung der Situation bei. K. B. Heinrichs letzte Bücher habe ich mit Freude und Staunen über dieses seltsam gerettete Leben gelesen. Wenn Sie ihn sehen, Grüßen Sie bitte von mir!

Ihnen selbst alles Herzliche von Ihrem

Ludwig Ficker

841 VON HERMANN HESSE

Montagnola Ende Januar 33

Hochgeschätzter Herr Ficker

Ich muß Ihnen noch für die Zusendung des Abdrucks in den Innsbr. Nachr. danken, u. für die Zeilen, mit der Sie ihn mir sandten.

Natürlich hatten meine paar Worte über den Brenner keineswegs die Absicht, etwas Kritisches über ihn auszusagen, sondern nur den, den Lesern der Zürcher Zeitung einen Antrieb zu geben, ihn in die Hand zu nehmen. Es ging mir dabei mit Häckers Arbeit wunderlich; ich schätzte ihn vom Vergilbuch her hoch, ging an diesen neuen Aufsatz mit Freude u. Eifer, u. davon war noch, als ich über ihn schrieb, viel vorhanden; nachher erst wirkte das Erlebnis des Erschrecktwerdens durch Häckers rabiate Aufhetzung sich ganz aus, u. jetzt hat dies Erlebnis mir, wie ich glaube, über Konversion u. Konvertitentum eine neue Erkenntnis gebracht, die mich in Vielem korrigiert.

Aber nicht dies wollte ich mitteilen. Sondern ich bin in den 14 Tagen, seit ich Ihre Zeilen bekam, den Eindruck von stiller Trauer nicht losgeworden, in der Sie jene Zeilen schrieben.

Ich kann mir denken, was es für Sie bedeutet, auf eine Fortsetzung des Brenner verzichten zu müssen. Aber was mit ihm getan worden ist, u. das Vorbild das er war, bleibt bestehen, auch wenn er wirklich nicht fortgeführt werden kann. Ich stehe ihm fern u. sah ihn nur selten, aber sein Geist hat mich berührt, u. hat mir wohlgetan, u. hat mir (der ich nie das Glück einer solchen geistigen Kameradschaft u. Kampfgenossenschaft genoß) den Mut gestärkt.

Inzwischen verwandelt auch mein Erlebnis mit Ihrem letzten Brennerheft sich u. verspricht Bereicherung: durch die Arbeit F. Ebners.

Ich habe keine Macht, dem Brenner von außen her zu helfen. Die Presse, die mir zur Not offensteht, ist eine liberale, flauie, nahezu wertlose Presse. Aber ich glaube, es wird sich gerade unter meinesgleichen, unter Menschen außerhalb der Kirche, langsam ein Bewußtsein bilden, u. es wird von dort dem künftigen Brenner vielleicht eine neue Leserschaft zuwachsen.

Es grüßt Sie Ihr ergebener

Hermann Hesse

Innsbruck, 6. Feber 1933.

Sehr verehrter Herr Ficker!

So überraschend mir die Anzeige von Ihrem Austritt aus unserer Kirche kam und so sehr ich ihn bedaure – für Ihre liebe Frau und für Ihre Kinder, die durch Ihren Schritt natürlich am stärksten berührt werden, aber auch für unsere Kirche und Gemeinde – so muß ich sagen, daß ich nach Ihren freundlichen Zeilen und nach der Lektüre des letzten Brenner Ihren Schritt vollauf verstehe und gutheißen muß. Ja, noch mehr: ich könnte es nie verstehen, wenn Sie als Herausgeber des Brenner und als solcher vollverantwortlich für einen Artikel, wie es der von Haecker ist, auch wenn sich Ihre Anschauung mit der Haeckers nicht deckt, noch Protestant bleiben könnten. Das wäre für Sie, aber auch für uns untragbar. So kann ich es Ihnen nur hoch anrechnen, daß Sie aus Ihrer inneren Einstellung die Konsequenz gezogen haben. – Ich muß sagen, daß mich der Artikel von Häcker sehr befremdet, ja wirklich innerlich erregt hat. Einen solchen leidenschaftlichen Haßgesang gegen den »Häresiarchen Luther« sind wir selbst aus der Hand eines Jesuiten nicht gewohnt. Es wäre mir ein leichtes, hinter der zweifellos glänzenden Diktion die ganze Unsachlichkeit, die hinkenden Vergleiche (König Saul – Friedrich II) und mannigfachen Widersprüche aufzuzeigen, dazu den grenzenlosen geistigen Hochmut Haeckers, der sich förmlich berauscht an dem Schwung und der Kraft seiner Polemik und dabei leicht in Gefahr gerät, nicht mehr Ernst genommen zu werden. Z. B. das Hakenkreuz das Symbol des Dreh. Ich bin der festen Überzeugung, daß Sie geistig so selbständige und hochstehend sind, daß Sie über das Wesen des Protestantismus, seine religiöse und geistige Bedeutung anders denken und urteilen als Haecker, der Renegat.

So nehme ich Ihren Schritt als ernsteste Gewissensentscheidung im Letzten und Höchsten, die ich als Protestant hoch achte und ehre und die meine Wertschätzung Ihrer Person nur steigern kann. Und ich weiß, daß Sie den Glauben Ihrer Frau und Ihrer Kinder achten und ehren, weil er Ihnen Gewissenssache ist.

In bleibender Wertschätzung
Ihr sehr ergebener

Dr. Martin Putschek.

843 VON THEODOR HAECKER

München
Möhlstr. 34

15. Feb. 1933

Lieber Herr Ficker,

mir ist der 4. März recht; ich bitte also, diesen Tag festzuhalten. Ein Bild werde ich Ihnen ehestens zugehen lassen.

Für die große und reine Freude, die Sie mir durch Ihre Nachricht von Ihrer Rückkehr in die Kirche bereitet haben, herzlichen Dank. Meine Frau und ich werden Ihrer am Samstag gedenken. Tun Sie das auch für uns, bitte

Herzlich Ihr Theodor Haecker

844 VON HANS KESTRANEK

München 16 Februar 1933.
Adalbertstraße 46/41.

Lieber Herr Ficker!

Gestern ward mir durch Herrn Theodor Haecker die Mitteilung, daß Sie im Begriffe sind in den Schoß der Römisch-Katholischen Kirche zurückzukehren. Ich wußte vorher nicht, daß Sie je ausgetreten waren – oder wie immer man es nennen soll. Nie ließ mich auch in allen Gesprächen mit Ihnen irgend etwas schließen, daß Sie ihr entfremdet wären. Auch die Richtung in der sich der »Brenner« bewegte, deutete nicht unbedingt dahin. Er war stets ein rein geistiger Kampfplatz, der mir nicht außerhalb des weiteren Gebietes der allumfassenden Gemeinschaft der Kirche zu liegen schien. Jeder gangbare Weg ist der rechte und alle diese Wege müssen sich schließlich treffen; baut sich an dem Vereinigungspunkt eine Stadt auf, alles aufzunehmen was sich auf jenen Wegen zu ihr hinbewegt und nennt man sie Rom, dann »führen alle Wege nach Rom«. Der günstige Platz, Wegkreuzungen, haben ja stets die Anlage von Städten bestimmt, und so ist auch für Geistesstädte der Ort im geistigen Raume durch Kreuzungspunkte geistiger Wege bestimmt, aber nur eine kann die Stadt aller Städte sein. Man nennt sie ausschließlich – und sie ist es auch – vielmehr aber muß sie einschließlich genannt werden: *nulla salus extra – nichts was zum Heile dient soll außen bleiben*. Solche Weitherzigkeit und starke Toleranz ist mir auch an Ihnen mein lieber Herr Ficker immer lieb gewesen, Sie sind in Ihrem Wesen stets der Sohn der Kirche geblieben. Sie selbst sind auch gewissermaßen eine Stadt mit vielen weiten hohen Toren, die stets offen stehen für den der in Frieden kommt, verschlossen für den der sie benennt. An Ihrem gastlichen Herzen ist mir in Ihrer Gegenwart immer warm geworden.

Wenn nach einem Augustinus-Worte Viele die zur Kirche gehören, außerhalb, Viele die ihr nicht angehören, innerhalb derselben stehen, und Sie Herr Ficker den letzteren beizuzählen waren, so bleibt dennoch der Entschluß zur Rückkehr aus der Erkenntnis Ihres Standpunktes wichtig genug. Wo keine Folge da auch kein Grund: dieser logische Satz gilt in allen Sphären des Geschaffenen. Nun stehen Sie denn auf festem Grund und an Ihnen werden sich alle seine Segnungen bewähren. –

Kaum brauche ich Ihnen zu sagen *wie sehr* mich mit Th. Haecker und anderen unseres kleinen Kreises Ihr Entschluß gefreut hat, und wie Haecker ihn aufgenommen hat, wird in seinem Briefe an Sie wohl zum Ausdruck gekommen sein. Am Tage Ihrer Rückkehr, diesen kommenden Samstag, werden wir mit unserem besten Gedenken mit Ihnen sein.

Im Laufe des Frühjahrs will ich auf einige Tage nach Innsbruck kommen um wieder einmal schöne Stunden mit Ihnen zu haben.

Seien Sie recht herzlich begrüßt von Ihrem

Hans Kestranek. –

845 VON THEODOR HAECKER

München
Möhlstr. 34

[vor dem 23. 3. 1933]

Lieber Herr Ficker

vielen Dank für Ihren Brief. Ich habe eine große Bitte an Sie. Meine persönliche Sicherheit ist nach der Ansicht verschiedener Personen ziemlich gefährdet. Darum wäre es nötig, die Auslieferung des »Brenner« in Deutschland vorerst einzustellen. Bitte, überlegen Sie einmal, ob Ihnen das möglich ist.

Herzlich

Ihr Theodor Haecker

846 AN THEODOR HAECKER

23. III. 1933

Lieber Herr Haecker!

Ich teile Ihre Befürchtung *nicht*. Aber es versteht sich, daß das kein Grund sein darf, nicht das Entsprechende in Ihrem Interesse vorzukehren. Ich habe mir die Sache überlegt, sie auch mit den Herren im Verlag besprochen, und wir sind übereinstimmend zu der Ansicht gelangt, daß der Entschluß, die Auslieferung des Brenner nach Deutschland einzustellen, gerade das Gegenteil von dem bewirken müßte, was damit bezoagt werden soll.

Ich nehme an, daß Ihre Anregung und die Beunruhigung, der sie entsprungen ist, auf die Mitteilung in meinem letzten Brief zurückgeht, daß sich der Absatz des Brenner recht gut anlässe. Das ist aber keineswegs so zu verstehen, als sei man nun in auffälliger Weise auf den Brenner aufmerksam geworden, im Gegenteil: aus den Bestellungen, die mehr oder weniger weiter »tröpfeln«, wie aus den Gegenden und Firmen, von denen sie stammen, ist deutlich zu ersehen, daß das Interesse nach wie vor ein abseitiges und vereinzeltes und vorwiegend von katholischer Provenienz ist. Es handelt sich durchwegs um Festbestellungen, die ich seit dem Umschwung in Deutschland aus gebotener Rücksicht auf Ihre Person und um mir als österreichischer Verleger keine Freiheit herauszunehmen, die reichsdeutschen Kollegen heute abgeht, auch ohne Propagandaschleife ausführen lasse, so daß nicht einmal der unorientierte Buchhandlungsgehilfe etwas merkt. Nehmen Sie dazu den unverfänglichen Gesamttitle Ihrer Betrachtungen, die den Reichsaufsatzen enthalten, die heute noch schwer ablesbare, aber auch schwer zu verdächtigende Gesamphysiognomie des letzten Brenner sowie seinen nicht sehr zugkräftigen Preis, so werden Sie zugeben müssen, daß sich sein Absatz nicht in diskreteren, unprovokanteren Formen abspielen könnte als es tatsächlich der Fall ist. Sie werden sich erinnern, daß Sie und Ihre nächste Freundesumgebung noch vor wenigen Monaten gerade hierin eine Schädigung Ihrer Intentionen erblickten und mir den Vorschlag machten, den Reichsaufsatzen separat herauszugeben und zu billigem Preis in einer Massenausgabe zu verbreiten. Dagegen wehrte ich mich aus begreiflichen Gründen und nicht zuletzt aus einer instinktiven Witterung heraus, daß man die Aktualität, die Ihren Ausführungen innenwohnt, nicht zu sehr nach außen kehren dürfe, daß man sie sozusagen in einer Respektszone des Zeitentrückten belassen müsse, um ihren Denkmalscharakter nicht mutwillig zu gefährden. Wie recht ich damit hatte, wie über den Zeitverfall hinweg aber auch gerade dieses Denkmalartige Ihrer großen, einsamen Herzensklage an Boden, an Respektsboden gewinnen muß, hat ja der Verlauf der Ereignisse überraschend deutlich gemacht.

Würde es sich also um eine solche Separatausgabe Ihres Aufsatzes, wie Sie sie vorschlugen, handeln, die zu politischen Zwecken und mit entsprechender Propaganda in den Handel gebracht worden wäre, so könnte ich Ihre Besorgnis und auch Ihren Wunsch, diesen Mißgriff zu korrigieren, verstehen. In diesem Falle würde ich auch kein Bedenken tragen, Ihrem Wunsche zu entsprechen. So aber, unter den gegebenen Umständen, trafe die Zurückziehung den *Brenner*, den *ganzen Brenner*, und das kann ich nicht gut auf mein Gewissen nehmen, auch Ihnen zuliebe nicht. Denn er macht so vieles deutlich, das, wenn es begriffen und beherzigt wird, gerade heute ein großer Trost und den Menschen, die eines guten Willens sind, ein Anlaß zur Besinnung sein kann. Jedenfalls macht er das eine deutlich, daß es im deutschen Sprachbereich noch einen Mut der Wahrhaftigkeit zur Wahrheit gibt, der über allen nationalen Übermut, der sich allenfalls an ihm vergreifen wollte, weit hinausreicht. Gerade wer Ihre Ausführungen gelesen hat und die Sphäre zu würdigen vermag, in der sie publiziert sind, der wird, wenn er den Kreisen angehört, von denen her Sie Ihre persönliche Sicherheit bedroht fühlen, dafür Sorge tragen, daß das begreifliche Ressentiment gegen Sie sich nicht in einem Angriff auf Ihre Person Luft macht. Das ist klar. Gienge ich aber auf Ihren Vorschlag ein und stelle ich die Auslieferung des *Brenner* nach Deutschland ein, so würde gerade dadurch jene Aufmerksamkeit

erregt und unfehlbar nach außen getragen werden, die Sie – und sicher auch die Kreise, die Ihnen gram sein müssen, auch wenn und gerade weil sie ans Ruder gelangt sind – zu vermeiden wünschen. Praktisch aber bliebe diese Maßnahme ohne jede Wirkung, denn der Bezug von draußen könnte ja ohne weiteres über oesterreichische Buchhandlungen erfolgen, ohne daß ich als Verleger eine Möglichkeit der Kontrolle, also auch keine, dies zu verhindern, hätte. Das Ganze wäre also ein Schlag ins Wasser, der mir unter Umständen sogar – gerade weil man seine Notwendigkeit nicht einzusehen vermöchte – als ein gewagter Reklametrick ausgelegt werden könnte. Außerdem müßte ich aber die Einstellung der Versendung wohl im Börsenblatt anzeigen; das käme vollends einer Kapitulation vor Windmühlen gleich, und dieser erste Versuch eines oesterreichischen Verlegers, dem unfreiwilligen Beispiel reichsdeutscher Kollegen freiwillig zu folgen, müßte das Aufsehen und das Kopfschütteln aller interessierten Kreise hervorrufen und nicht zuletzt das befriedigte Grinsen jener, auf deren Verständnis man es abgesehen hätte. Darauf kann ich mich nicht einlassen. Ich bin durchaus ein Mensch, der sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen stellt und ihre Tragweite abzuschätzen vermag; aber zu diesen Tatsachen gehört auch, daß ich nicht nur der Verleger, sondern auch der verantwortliche Herausgeber des Brenner bin und daß ich mir als solcher meiner Verantwortung so sehr bewußt bin, daß ich es nie dulden würde, daß für die Tatsache der *Veröffentlichung* Ihres Beitrages nicht ich, sondern Sie verantwortlich gemacht würden. Das erkläre ich hier ausdrücklich, gerade weil ich diesen letzten Brenner mit besonderer Liebe und so gutem Gewissen herausgebracht habe, daß ich vor jedem Forum für ihn einstehen kann, soferne dies nur überhaupt einen Thau von solchen Dingen hat. Das scheint ja im Fall von »Deutschlands Erneuerung« nicht der Fall zu sein, das täppisch genug ist, von Ihnen, dem Schöpfer des Vergilbuchs, als von »einem Herm Theodor Haecker« zu sprechen. Aber muß man denn diesen Geistern entgegenkommen, wenn man sie als Rachegeister erkannt hat? Im übrigen hat man sich ja doch bereits mit Ihren Ausführungen auseinandergesetzt – ich bin überzeugt, daß niemand, der dies mit Anstand besorgt hat und sich dabei des Schutzes des neuen Regimes erfreut (ich denke da an Männer wie Albert Mirgeler), es zuließe, daß man Ihre persönliche Freiheit bedroht. Diese Schmach würde auf die zurückfallen, die sie sich zuschulden kommen ließen.

Zum Schlusse bitte ich Sie mir zu glauben, daß ich es nicht darauf abgesehen habe, in diesem Falle »Haltung« zu markieren (die einem in Oesterreich ja vorderhand noch leicht gemacht ist). Ich verstehe, wie Ihnen ums Herz sein muß. Wüßte ich, daß das Mittel, das Sie vorschlagen, wirklich zu Ihrer Sicherheit und zu Ihrem Heil beitragen könnte, ich würde es zu Ihrer und namentlich zur Beruhigung Ihrer Frau Gemahlin einsetzen und das Odium der Inkonsenz, ja des Verrats an meiner Sache, am Ende gerne auf mich nehmen; denn mir liegt nichts an der Achtung und nichts an der Mißachtung der Welt, mir genügt es, daß bei Gott, der in die Herzen sieht, die Wahrheit offenbar und ihre Opfer aufgehoben sind. Aber da ich das Gegenteil befürchte, da ich mir keinen Vorteil für Sie davon verspreche, so möchte ich Ihnen doch vorschlagen, daß wir hier keinen Eingriff versuchen, sondern dem Walten der Vorsehung vertrauen.

Mit schönstem Gruß und allen guten Wünschen für Sie und die Ihren
Ihr Ludwig Ficker

847 VON THEODOR HAECKER

München
Möhlstr 34

29 März 1933.

Lieber Herr Ficker,

vielen Dank für Ihren ausführlichen Brief. Ich bin im Grunde mit Ihnen einig, im nächsten Hochland erscheint zu einem Essay über das Chaos der Zeit die hier beiliegende Anmerkung. Meine Sätze werden von jeher teuer erkauft mit viel Leid und Leiden. In gewissem Sinn wäre es für mich und meine Mission besser allein zu sein, aber das ist auch nur eine vorüberziehende Meinung. Vanitas vanitatum, wenn Gott nicht die Erklärung gibt und den Frieden. Es kommt noch etwas anderes hinzu. Wenn schon die Zeiten kommen, da es gar kein Problem mehr sein wird, ob man für die Wahrheit sich totschlagen lassen darf, so muß doch volle Klarheit sein, daß es für die *reine* Wahrheit geschieht und nicht für eine Mischung mit zeitlicher Politik,

Es ist möglich, daß ich nächste Woche einige Tage Ferien nehme und nach Lans komme. Ich werde Ihnen dann schreiben.

Die Schrammelmusik über das Reich in den M. N. N. wird Ihnen zu Ohren gekommen sein.

Herzliche Grüße

Ihr Theodor Haecker

848 VON THEODOR HAECKER

München, den 4. April 1933.

Einschreiben

Lieber Herr Ficker,

infolge des Regierungswechsels und auf Grund der seit 30. Jan. erlassenen Presseverordnungen bitte ich Sie, den »Brenner, Herbst 1932« nicht mehr auszuliefern, ohne daß in meinen »Betrachtungen über Vergil, Vater des Abendlandes« die Seiten 30 bis 31 entweder geschwärzt oder ganz entfernt worden sind.

Ich bitte Sie um eine umgehende kurze Empfangsbestätigung, die ich hier vorlegen kann.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Theodor Haecker

Leipzig, den 6. Mai 1933.

Verehrter und lieber Herr von Ficker!

Heute kam Ihr Brief und hat mich tief bewegt. Ich kann wohl sagen: Keines Menschen Heimkehr zur Mutter-Kirche ist für mich ein deutlicheres Zeichen als die Ihre und Paula Schliers. Wenn *sie*, die ich Elisabeth Langgässer gegenüberstellen wollte unter der Überschrift Sibylle *evangelisch* und katholisch; wenn Sie, aus dessen Zeitschrift in Verbindung mit Ebners Buch ich im Frühjahr 1926 zum ersten Mal* begriff, was evangelisch Christ sein ist; wenn Sie beide *katholisch – sind* (und es auch äußerlich werden); was gelten dann noch die vereinzelten ernsten aber nicht in die letzte personale Tiefe hinabreichenden Bedenken, die mich immer einmal wieder an der Wahrheit der römisch katholischen Kirche zweifeln lassen, von der ich im Ganzen doch von Jahr zu Jahr tiefer überzeugt werde.

Außere Konsequenzen aus dieser Überzeugung zu ziehn, habe ich noch niemals ernsthaft in's Auge gefaßt, weil sie mir nur als Kollektivschritt, als gemeindlicher Vorgang sinnvoll erschienen, weil ich noch eine viel zu große Aufgabe für die »Katholiken« innerhalb der reformatorischen »Kirchen unter dem Kreuz« als zu erfüllend glaubte.

Schließlich wurde ich Professor an einer *evangelischen* Pädagogischen Akademie, evangelisch getraut; es schien sich ein konkreter Stand für mich gefunden zu haben, in welchem ich auf meine Weise der katholischen Wahrheit zu dienen hoffte.

Nun aber ist nicht nur mir persönlich der Ansatzpunkt genommen – das könnte auch vorübergehen – sondern vor allem eine öffentliche Wendung eingetreten, die den deutschen evangelischen Kirchen das Restchen katholischen Erbes, das sie noch in Gestalt ihrer bisherigen Gesamtverfassung von der »christlichen Obrigkeit« her besaßen, zu nehmen droht, die in Angriff genommene »Gleichschaltung«. Gerade heute sagte ich mir unwillkürlich beim Lesen der neusten Programme der »Deutschen Christen«: Wenn Das nun verwirklicht wird, muß man konvertieren!

Dabei quält mich freilich die Frage, was meine Frau dazu sagen würde, die zwar theoretisch-objektiv von der geschichtlichen Mission der Kirche überzeugt ist aber subjektiv aus einem tiefen Protest gegen das Christentum lebt und vor allem gegen die Erscheinungsformen des Katholizismus. – Sie hat wohl »gewußt« aber nicht gespürt, was es mir bedeutet, ehe sie mich heiratete; und wir haben schon schwer darum gerungen seither; sie sorgt sich um die Erziehung des Kindes. Und ob die uns überlassen bliebe?

Ich schreibe Ihnen das alles so, wie ich immer zu Ihnen sprechen durfte; es gäbe noch viel mehr. Ich will aber heute nur das Eine befügen, daß meine tiefe Bitterkeit gegen Haecker also keinerlei antikatholisches Ressentiment sondern die schwere Enttäuschung darüber bekundet, daß er sich zu so unkatholischer (weil ungeschichtlicher) Hetze verleiten ließ!

Anliegend meine vorigen Sonntag geschriebene Ebner-Notiz, welche ich wahrscheinlich nicht zurückerbitten muß.

In tiefer Verbundenheit grüßt Sie
Ihr dankbar ergebener

Karl Thieme.

* und in all jenen Gesprächen von 1927 bis 1930 wieder!

850 AN HERMANN HESSE [Entwurf]

21. V. 1933

Verehrter Herr Hesse,

ich lese jetzt viel Hugo Ball.
Wie unmittelbar er die Wirklichkeit sieht,
wie voll er sie im Geiste wahrnimmt
und im Mitmenschen das Menschenwesen!
Wahrlich, die Deutschen haben keine Ahnung,
wo und in welcher Verbannung ihre
tapfersten Geister, Ihre Gottesstreiter, bei Ihnen
zuhause sind!

Es grüßt Sie ergebenst

Ihr Ludwig Ficker

851 VON THEODOR HAECKER [P]

[Poststempel: München, 29. V. 33]

L. H. E

ich vergaß zu fragen, ob Aussicht ist, daß die Kritik der Gegenwart wieder erscheint. Was unsern Staatspädagogen Bäumler betrifft, so können Sie bei Gelegenheit meinen Fall mitteilen, der auch sonst nicht zu verschweigen ist. Er muß nur wahrheitsgemäß erzählt werden: cruciatus minime corporeus, immo moralis atque intellectualis.

Herzlich Ihr Th.

15. VI. 1933

Meine geliebte Petra!

Entschuldige, daß ich Dir erst heute für Deine lieben Zeilen und die 20 Mark danke, die Du für Birgit geschickt hast. Aber das sollst Du nicht, ich habe ja sofort meinem Schwager nach Paris geschrieben, er möge Birgit die Summe, die sie benötigt, gegen Schuldschein vorstrecken, ich würde sie ihm auf das Kokoschka-Bild sicher stellen. Hoffentlich geht er darauf ein.

Aber eine andere Sache: *Mir droht der Abbau*. Rück hat mir vorgestern im Vertrauen mitgeteilt, die Lohnliste in der Druckerei müsse wöchentlich um 2000 S gesenkt werden, das gehe nur unter Reduzierung des Personals auf das notwendige Minimum, und der Personalreferent – Buchroithners Bruder (von dem ich immer schon gespürt habe, daß er einen Pick auf mich hat) – bestehe darauf, daß auch ich abgebaut werde. Das sind alles Auswirkungen der hirnrissigen Politik, die die »Innsbr. Nachrichten« getrieben haben und welche schuld daran ist, daß sich in Tirol die Situation so heillos zugespielt hat. Um zu verhindern, daß die Nationalsozialisten das schwindsüchtige Parteiblatt »Alpenland« der Großdeutschen hier zusammenkaufen und zu einem Tagblatt umgestalten, hat Buchroithner seinerzeit die »Nachrichten« aus eigenem Antrieb auf Nationalsozialismus eingestellt, hat diesen jungen Sohn des evangelischen Pfarrers, einen S. A.-Mann, als Exponenten dieser Politik als Redakteur angestellt und durch diesen Scharfmacherkurs sich in eine solche Sackgasse hineinmanövriert, daß er sich – nachdem sich die Wirkungen eingestellt hatten: 1000-Mark-Sperre, d. h. Fremdenverkehrsunterbindung, Repressalien der Regierung – nicht mehr daraus zurückziehen konnte. Man hat die »Nachr.« zum gut Teil für die verhängnisvolle Entwicklung der Lage verantwortlich gemacht, der junge Redakteur, der sich als Provokateur betätigte und dafür 3 Monate ins Gefängnis kommen sollte, ist nach Deutschland geflohen – die »Nachrichten« schwenkten, als sie das Unheil sahen, von heut auf morgen um, boten einen regierungsfreundlichen Kurs an, als sie sahen, daß die Regierung das Heft in die Hand bekam, aber die Regierung hat die »Nachrichten« abblitzen lassen und dem ganzen Bergland-Verlag die Aufträge entzogen. Zugleich wurde der ganzen Bevölkerung hier offenbar, daß die »Nachrichten« reine Konjunkturpolitik betrieben, was einen Massenabfall von Abonenten und für die Druckerei auch den weiteren Entzug von behördlichen und privaten Aufträgen zur Folge hatte. Faktisch müssen jetzt 2000 Schilling wöchentlich an der Lohnliste eingespart werden – sich selbst ziehen die Herren ja keinen Groschen ab – und die Folge ist, daß wieder ein paar arme Teufel daran glauben müssen.

Ich bin nun aber gestern gleich zu Buchroithner gegangen – sein Bruder war auch da – und habe ihn direkt gefragt, ob es auf Wahrheit beruhe, daß er auch mich abzubauen gedenke. Er drehte sich vor Verlegenheit und meinte, er könne es jetzt noch nicht sagen, er sei eben daran, nach einer Lösung zu suchen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, er möchte doch einmal nachsehen, wieviel Aufträge der Druckerei durch den Brenner-Verlag zugekommen seien und ob ich meinen Ver-

pflichtungen stets nachgekommen sei. Wenn ich ihm jetzt entbehrlieb sei, dann dürfe er sich nicht wundern, daß ich auch als Treuhänder des Brenner-Verlags die Konsequenzen daraus ziehen werde. Daraufhin wurde er noch kleinlauter, stotterte herum und meinte, wenn es sich vermeiden lasse, werde er natürlich von meiner Kündigung absehen.

Ich glaube ja, daß für den Augenblick die Gefahr beschworen ist, aber ob auf länger hinaus – das scheint mir doch noch in Frage zu stehen.

Für heute alles Herzliche! In Liebe

Dein Ludwig

853 AN FRANZ GLÜCK

27. VII. 1933

Lieber Herr Doktor!

Schönsten Dank für Ihre freundliche Karte! Selbstverständlich haben Sie recht getan – und ich danke Ihnen noch speziell dafür –, daß Sie gegen dieses Attentat auf Trakl Stellung genommen haben. Nicht nur, daß die Auswahl ganz oberflächlich und offenbar nach dem Gesichtspunkt der Gemeinverständlichkeit getroffen wurde – deshalb mußten wohl auch von einem so in sich geschlossenen Gedicht wie »Sebastian im Traum« zwei Drittel geopfert werden: die Schnoddrigkeit des Nachworts, das nicht einmal das Todesdatum richtig angibt und alle Literatur über Trakl ignoriert, setzt dieser hanebüchlichen Gewissenlosigkeit die Krone auf. (Von albernen Geschmacklosigkeiten wie, daß Trakl ein Offizier wie tausend andere gewesen sei, ganz abgesehen). Das Ganze ist eine anonyme Büberei, die umso niederträchtiger ist als sie von den Vielen, die auf diese Weise Kenntnis von Trakl erhalten, als solche nicht erkannt wird. (Ich vermute einen Billinger-Verehrer vom Schrage des Freiherrn v. Taube dahinter oder sonst einen Inselschiffer, der zu diesem Rammversuch in den Hafen der Anonymität eingelaufen ist). Sie werden, soviel ich weiß, nicht der Einzige sein, der dagegen Stellung nehmen wird – es ist in diesem Fall wichtig, daß die Abwehr nicht von Seite des »Brenner« erfolgt, dessen Eintreten für Trakl ja mitgetroffen werden sollte. Hoffentlich gibt die Frankfurter Zeitung Ihren Zeilen Raum. Ich selbst bin, offen gestanden, es schon müde, auf solche Unanständigkeiten, die mir ja auch persönlich nahegehen, zu reagieren, zumal ich augenblicklich durch den Verlust meiner Stellung neuerdings in schwere Existenzsorgen gestürzt bin. (25 Leute wurden in der Druckerei auf einmal abgebaut, darunter ich, der ich bei Wagner fast immer alles drucken ließ!) A propos, sollten Sie jemand wissen, der eventuell geneigt wäre, mein Kokoschka-Bild zu erwerben, so bitte ich um einen Wink.

Ich freue mich schon sehr, Sie wiederzusehen, und bedaure nur, daß anscheinend Ihre Frau Gemahlin und Wolferl diesen Sommer nicht hieher kommen. So grüßen Sie bitte beide schönstens von mir und seien Sie selbst mit allen guten Wünschen für die Ferienzeit

gegrüßt von Ihrem ergebenen

Ludwig Ficker

854 AN PAULA SCHLIER

7. VIII. 1933

Meine geliebte Petra!

[...]

Daß Deiner *Natur* und vielleicht auch Deinen *geistlichen Wünschen* das Leben nicht entspricht, das Du jetzt führen mußt, das läßt sich ja verstehen, ebenso wie Dein Ausruf: »Gehorsam und Armut der Orden – wie haben die es gut!« Aber gerade das Kloster, das ist vielleicht die große Verlockung, der es heute zu widerstehen gilt; denn es bietet für unsere Zeit, in der alles zerfällt, fast ein Zuviel noch an geistlicher wie weltlicher Geborgenheit, sodaß ein Gottesstreiter, dem auf dem Plan dieser Welt zu erscheinen und auf ihn einzuwirken bestimmt ist, zunächst wohl unkenntlicher und preisgegebener in Erscheinung treten muß, um seine Aufgabe nicht zu verfehlten. Wir leben, was den Geist betrifft, der uns umgibt, am Ende einer Renaissance, die kein Mittelalter mehr heraufbeschwören wird, sondern den großen Umbruch der Endzeit, von dem geweissagt ist. »Der tiefste Grund dessen, was jetzt vorgeht, liegt darin, daß in der europäischen Menschheit kolossale Hohlräume entstanden sind, die vom entschwundenen Christentum herrühren, und in diese Hohlräume stürzt nun alles ein.« Das ist ein Ausspruch des russischen Kulturphilosophen Rosanow, der in den ersten Jahren der Bolschewikenherrschaft Hungers gestorben ist und der in seiner letzten Zeit in den Straßen von Leningrad Zigarettenstummel gesammelt hat. Es kommt eben jetzt wirklich auf den Einsatz des Einzelnen an – mehr als jemals früher –, und zwar auf seinen Einsatz für den anderen, ohne andere Rückendeckung als die der eigenen Preisgegebenheit vor der Welt, dieser Welt der institutionellen Sicherungen, die dem Berufenen nie einen Freipass in sein Wagnis mitgibt – auch die Kirche nicht. Gott sei Dank, muß man da sagen, denn wo bliebe sonst die Allmacht Gottes, die ihre Heiligen sich einverlebt aus Berufungen heraus, die in ihrem Nachlaut, ihren Wirkungen, faßbarer sind als in ihrer Ursache, ihrem Urlaut, der aus Gottes Schweigen kommt, auch wo er Wort und Fleisch geworden ist und in seinem eigentlichen Wesen unübertragbar ist. Keine Sehnsucht nach dem Kreuz, kein Bedürfnis Dich zu heiligen, sollte außerhalb der Wachsamkeit stehen, die mit den gegebenen Voraussetzungen rechnet. Und gerade Du mit Deinem Einsamkeitsbedürfnis, Deinem Heiligungsbedürfnis, solltest wie über eine Gnade froh darüber sein, daß die Vorsehung Dir und D' Weindler nach außen eine Wirkungsmöglichkeit gegeben hat, die Euch mit lebendigen Men-

schen in Berührung bringt, mit leidenden, die oft sich vielleicht gar keine Rechenschaft darüber zu geben vermögen, was sie Euch zu verdanken haben, nur daß sie Euch etwas zu verdanken haben, was mit der Heilserfahrung des Körpers, wo diese ihnen gegeben ist, nicht zu Ende ist. Ich glaube, wenn Ihr Euer Tagwerk, das ja eines mit reichen Möglichkeiten in mancherlei Hinsicht ist, so ernst und gewissenhaft verrichtet wie es sich gehört, trotz aller Bedrängnisse im Grunde also unverdrossen, so wird Euch Gott die Früchte reifen lassen, auch die Glaubensfrüchte, die heute aus keinem Klostergarten mehr zu holen sind, soferne er nicht, von der Welt umbrandet, mitten im eigenen Herzen liegt. [...]

Dein Ludwig

855 AN FRANZ GLÜCK [T]

Innsbruck, 25. VIII. [1933]

= ihnen und allen die Loos liebten herzliches gedenken =

ficker =

856 VON FRANZ GLÜCK

27. VIII. 33

Lieber Herr Ficker,

haben Sie vielen Dank für Ihr Telegramm, einen Dank, den ich wohl im Namen derer aussprechen darf, die Loos liebten und lieben.

Ich habe ihn am Tage nach seinem Tode noch einmal gesehen. Das, was so tief in seinem Gesichte gesessen hatte, das völlig Diesseitige der Lebenskraft und Lebenslust, das dauernde Abhorchen des Lebendigen, war völlig daraus gewichen – die Züge lagen in völliger Reinheit da und sprachen Größe aus. Die großen schmalen Hände lagen ruhend über der Brust.

Vorgestern gegen Abend begleiteten wir ihn zu seinem Grabe auf dem schönen Kalksburger Landfriedhof (wo er freilich wohl nicht wird liegenbleiben, da die Gemeinde Wien ihm ein Ehrengrab gewidmet hat). Nach der Einsegnung in der kleinen Dorfkirche war es ein langer Weg über einen jener mit Wein bestandenen Hügel, wie sie überall rings um Wien liegen. Es war gelungen, der Öffentlichkeit und vor allem der Presse den Zeitpunkt des Begräbnisses zu verbergen, so daß es fast nur Freunde waren, die dem Sarge folgten. Am Grabe sprach, nachdem der Geistliche ein paar unbeholfene Worte gesagt hatte, Karl Kraus, mitten aus einer schweren Arbeit gerissen und sehr erregt, aber doch mit der wunderbaren wortklaren Stimme, die wir alle kennen, Gedenkworte.

Wir wollen nun versuchen, trotz den Widerständen, die zweifellos sich aus gewissen hysterischen Gegenden entwickeln werden, die Ordnung des Nachlasses ein wenig in die Hand zu bekommen, um hier das zu tun, was sich etwa noch als notwendig erweisen wird.

[...]

In herzlicher Verehrung
Ihr getreulich ergebener

Franz Glück

857 AN KARL THIEME

Mühlau, 16. X. 1933

Lieber Herr Dr. Thieme!

Ich habe eine große Bitte an Sie. Würden Sie mir erlauben, den Brief, den Ihnen Paula Schlier geschrieben hat, im »Brenner« zu veröffentlichen? Er ist zwar in einer Art an Sie gerichtet, die Sie persönlich angeht; aber als Reaktion auf eine Anfrage, die Sie öffentlich gestellt haben, hat dieser Brief doch alle Qualitäten, auch weitere Kreise zu interessieren – und gerade in der Form eines persönlichen Bekennnisses, die er hat, die Leser des »Brenner«, der ja Paula Schlier aus dem Dunkel und, wenn dieser Brief erscheinen kann, auch gleichsam aus der Taufe gehoben hat. Wenigstens nach außen, der Öffentlichkeit gegenüber Sie verstehen, daß und aus welchen tieferen Gründen ich den größten Wert darauf legen würde, diese Sache im »Brenner« bringen zu können. Auch glaube ich nicht, daß die Veröffentlichung, zumal die private Ansicht des Briefes hervorgehoben ist, der Petition, die Sie vorbereiten, präjudizieren würde, wohl aber, daß sie dem Ernst und dem Mut Ihrer Initiative coram publico eine Reverenz erweisen würde, der gegenüber es protestantischen Kreisen doch schwerfallen müßte, die Bedeutung Ihres Schrittes zu unterschätzen. Denn in der Art, wie er erfolgt ist: als Konsequenz eines vor der Öffentlichkeit erstatteten persönlichen Rechenschaftsberichtes, kann er gar nicht ernst genug genommen werden. Und als Resonanz darauf, wie mir scheint, auch Paula Schliers Äußerung nicht. Wollen Sie mir daher bitte möglichst umgehend Ihre Genehmigung zur Veröffentlichung erteilen, da ich noch vor Weihnachten mit diesem Brenner herauskommen möchte; sollten Sie besondere Wünsche – etwa hinsichtlich einer einbegleitenden Notiz – für die Veröffentlichung haben, so werde ich sie selbstverständlich gerne berücksichtigen und bitte Sie in diesem Falle um Mitteilung, eventuell um Abfassung einer Fußnote, die Ihrem Bedürfnis in der Sache entspricht.

Indem ich Ihnen und Ihrer Aktion, die ein flagrantes und einzigartiges Zeichen religiöser Gewissensbeunruhigung im heutigen Deutschland darstellt, in allem Gottes Segen wünsche, verbleibe ich in herzlicher Ergebenheit

stets Ihr Ludwig Ficker

5. XI. 1933

Sehr verehrter Herr Křenek!

Ich habe mir die Adresse des Dr. Anton Böhm, den ich selbst hier einmal flüchtig kennen lernte, sofort verschafft. Er wohnt: Wien 19, Nußwaldgasse 14.

Dr. Böhm übernimmt auch nächstens, wie mir mitgeteilt wird, die Redaktion der Zeitschrift »Neuland«, da Dr. Pflieger, der sie bisher so sympathisch geleitet hat, infolge Überbürgung mit Seelsorger-Verpflichtungen keine Zeit mehr dazu hat.

Den luftleeren Raum, von dem Sie sprechen, den kenne ich nur zu gut. Aber er ist gerade der Raum, in den hinein ich meinen Einsatz mit dem »Brenner« leisten kann, so aussichtslos im weltlichen Verstand mir dieses mein Beginnen auch erscheinen muß. Zum Glück bin ich schon abgehärtet im Kampf mit diesen atmosphärischen Schwierigkeiten, und so schicke ich mich wohl oder übel in die Tatsache, daß ich zu Ehren der vaterländischen Front noch weiter stempeln gehen muß, während ich gleichzeitig einen neuen Brenner vorbereite, der nächstens erscheinen wird. Er wird – von schmächtigem Umfang – eine Art Sonderheft sein mit nur zwei Beiträgen, in denen die Situation der Kirche von innen wie von außen beleuchtet werden wird.

Ich begreife aber, wie hemmend diese Widerstände für einen schöpferischen Künstler mit Ihren Intentionen sein müssen. Und da kann ich nur wünschen, daß jene Kreise Ihnen entgegenkommen und für Sie bereit stehen, mit denen Sie aus einem geistigen Bedürfnis heraus Kontakt suchen. Optimist bin ich da keiner. Gerade Zentralstellen und dergleichen sind die Mauslöcher, in denen die lebendige Verantwortung gerne verschwindet. Und offen gestanden: die Rede des Dr. Böhm beim Katholikentag – ich hab' sie im Auszug gelesen – hat mir nicht ganz so gut gefallen wie Ihnen. Mögen Sie vor Enttäuschungen bewahrt bleiben!

Empfehlen Sie mich bitte Ihrer Frau Gemahlin! Mit allen guten Wünschen für die Aufführung des »Karl V.« bin ich
in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1934

859 AN FRANZ GLÜCK

Mühlau, 4. I. 1934

Lieber Herr Doktor!

[...]

Vor gut zwei Monaten hatte ich auch die große Freude, Karl Kraus hier begrüßen zu dürfen, der auf der Rückreise von Paris sich einen Nachmittag hier aufhielt. Die Gründe, die er für sein Schweigen vor der Öffentlichkeit, das man in Wien nicht durchaus zu verstehen oder zu billigen scheint, bei dieser Unterredung geltend machte, haben mein Herz, wie noch kaum bei einer früheren Gelegenheit, für ihn höher schlagen lassen, für die großartige Gewissenhaftigkeit eines Geistes, der weiß, was er sich und der Situation, der er begegnet, an Rücksicht und gegebenenfalls – auch auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden – an Selbstverlängnung schuldet. Wer Ohren hat zu hören, wird dieses Schweigen als die berufene Verstummtheit eines Wortes vernehmen, das gerade in diesem Schweigen mit seiner Überwältigung durch das Geschrei der Zeit polemisch fertig wird. Wenn Oesterreich, was Gott gebe, sich gegen das Hitler-Deutschland halten kann, so wird es dies nicht zuletzt dem Umstand zu danken haben, daß der Geist des Wortes auch noch in seiner Sprachlosigkeit, in seiner Selbstaufopferung, sich als mächtiger erweisen wird als aller Rede- und Kommandoschwall, der heute Deutschland überschwemmt.

Für Ihre Vorlesung am 8. aus Altenbergs Briefen wünsche ich Ihnen, lieber Herr Doktor, einen vollen Erfolg, der ja gewiß auch nicht ausbleiben wird.

Empfehlen Sie mich bitte Ihrer lieben Frau Gemahlin und seien Sie alle drei von mir und den Meinen herzlichst begrüßt!

Stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Mühlau bei Innsbruck, Schloßfeld 9

28. I. 1934

Sehr geehrter Herr!

Entschuldigen Sie bitte, daß ich nicht sofort auf Ihr freundliches Schreiben antworten konnte. Haben Sie Dank dafür wie auch für die Zusendung der Bayerthal'schen Dissertation, die mich sehr interessierte und die ich hier zurückstelle. (Aus den Fragezeichen und sonstigen Anzeichnungen, die Sie darin machten, konnte ich schon ersehen, wo Sie hinauswollen und daß Ihr Instinkt hier auf der richtigen Fährte ist.) Sie erhalten hier auch die Jugendgedichte [...].

Was das seltsame Selbstporträt Trakls betrifft, so befindet sich dieses bei der Malerin und Dichterin Frau Hildegard Jone-Humplik in Verwahrung, Adresse: Ried im Innkreis, Oberachgasse 5 (Ober-Österreich). Eine Photographie davon existiert nicht. Eine Büste Trakls von dem Bildhauer Josef Humplik ist in meinem Besitz. Sie ist in einem Heft der »Österreichischen Kunst« abgebildet, das ich auch beilege.

Die tragische Beziehung Trakls zu seiner Schwester – die Selbstvernichtung gleichsam in der Beziehung zum eigenen Blut – ist aus seinen Dichtungen herauszulesen (bestätigt auch durch eines der Jugendgedichte). Sie ist für das Bild des Menschen bei Trakl wichtig, für das Inferno, durch das er gegangen ist, um seine Erlösungshoffnung, die ganze Passion, durch die er gegangen ist, zu verstehen. Das Scherische, gerade in der Art, wie Sie es zitieren, kommt bei Trakl aus diesem Fegefeuer, diesem brennenden Dornbusch seines Wahrnehmungsvermögens im Bewußtsein seiner Schuld, begangen am Ebenbild seiner Verzweiflung in Fleisch und Blut. Darüber war Trakl persönlich die Verstummtheit selbst, doch hat sich mir seine Schwester, die nach seinem Tode nur mehr ein Schatten seiner und ihrer selbst war, in einem verzweifelten Selbstverwerfungsbedürfnis – sie hat ja dann später Hand an sich gelegt – darüber einmal anvertraut. Wie weit hier aber bei Trakl die Vision der Erlösung über die Tragweite seines Schuldbewußtseins hinausgeht, mögen Sie an dem Vers ermessen: »Aber strahlend heben die silbernen Lider die Liebenden: Ein Geschlecht«. Friedrich Pater hat das einmal im »Brenner« – ich lege den Band bei – im Sinne des Begriffs der Androgynie, dessen Bedeutung für das Ideal der Romantik er hervorhebt, verstehen wollen. Das hat etwas für sich, wenn man in der Abstraktion der Anschauung, im Bereich des Übertragenen bleibt. Aber wie wenig hier Trakl ein Ideal vorschwebte, sondern im Gegenteil die Erlösung aus einer furchtbaren Realität, das Aufgehen seiner Sehnsucht in eine jenseitige Realität der Versöhnung alles Gegensätzlichen, wie sehr ihm als Auferstehung des Fleisches die Aufhebung des Gegensatzes der Geschlechter, der Leidenschaft des eigenen im anderen Geschlecht, vor Augen stand, das dürfte jedem erschütternd klar werden, der einmal ganz konkret erfaßt hat, aus welcher Tiefe erlebter Schuld und erlittener Verzweiflung das eigentümliche Gesicht von Trakls Prophetie, die Mündigkeit seiner Ergriffenheit als Seher steigt. Dann wird er auch die weittragende metaphysische Bedeutung dieses tragischen Einverständnisses zwischen Bruder und Schwester ahnen, diesen Blutsturz der Erkenntnis, der zwei Geschwister antrieb,

sich im Bösen zu erkennen, sich aufzugeben und aufzuheben in der Mischung der Geschlechter innerhalb des eigenen Geschlechts, des so in seiner Fluchbeladenheit begriffenen. Der **Selbstvernichtungsdrang**, aber auch das Erlösungsbedürfnis, welche diesem Passionsverhältnis zwischen Bruder und Schwester zugrunde lagen, gewannen im Wesen Trakls schließlich einen leidvoll gefärbten, in dem seiner Schwester einen schmerzlich verzerrten Ausdruck. Es schien, als sei der Bruder das Gehäuse des Geistes um die zerbrechliche Seele der Schwester, der »Jünglingin«, die ihm wie sein Negativbild glich, und ohne eine Ahnung davon, wie das kreatürlich zusammenhängt, wird man die bittere Frucht dieses Sündenfalls in ihrer paradiesischen Herkunft nicht leicht erkennen. Darüber spreche ich mich hier zum ersten Mal aus – und zwar mit Absicht in die Ferne, zu einem Unbekannten –, weil ich spüre, daß hier im Rahmen Ihres Themas, wenn es ehrfürchtig und behutsam angepackt wird, vielleicht die einzige Gelegenheit ist, ein ernstes und gewichtiges Wort darüber zu sagen – eines, das vielleicht verhindern kann, daß später einmal Unberufene an diese **todernsten**, aber leicht verkennbaren Dinge führen. Es lassen sich auf Grund meiner **Andeutungen** wahrscheinlich auch die Spuren in den Dichtungen selbst leichter verfolgen, die auf die spirituelle Tragweite dieses Grundschatzlebens der Menschheit in den Gesichten des Dichters hinweisen, und das Bild des Menschen bei Trakl kann so eine Aufhellung erfahren, die Ihrem Wahrnehmungsbedürfnis sehr entgegenkommt und die Richtung, in der es sich bewegt, rechtfertigt. Auf diese Objektivation wird es um so mehr ankommen, als der Dichter selbst, wie gesagt, nie ein Wort darüber verlor, aber sichtbar gebeugt unter die Last eines solchen Schicksals in seiner Haltung war und Augenblicken des Nachsinnens und der Versunkenheit stets mit einem Seufzer ein Ende setzte. (Er hat auch »Christus«, den Namen des neuen Adam, das einzige Mal, als er ihn hinsetzte in seine späten Dichtungen, ganz hart und kristallin mit »K« geschrieben – sein ganzes Leid schien mir darin konzentriert durchsichtig gemacht.) In dem Nachruf, den ich am Grabe Trakls hielt, habe ich ja angedeutet, wie ich dieses Schuldverhältnis zwischen Bruder und Schwester, das wie aus dem Herzen des Bösen in die Schwermet der Liebe und hinauf in Gottes Barmherzigkeit gehoben schien, im Aspekt seiner Verklärung sehe. Ich glaube nicht, daß man es, will man ihm gerecht werden, in einer volleren Wirklichkeit als dieser sehen kann.

Wie Karl Kraus zu Trakl stand? Ich glaube die Behauptung auf mein Gewissen nehmen zu können, daß Kraus wohl das Ungewöhnliche der Erscheinung Trakls spürte, aber im Grunde nichts Rechtes mit ihr anzufangen wußte. Das ist auch nicht verwunderlich. Kraus liebt die idealen, die klassisch aufgeräumten Geisteshorizonte, die leicht aufzuhellenden, die durch keine Emotion der Wahrheit, die über ihnen ist und ihre Schatten auf sie wirft, im Pathos ihrer Eigenmächtigkeit zu erschüttern sind. Gerade die Dichtung Trakls aber spiegelt einen solchen, durch Einbruch der übernatürlichen Wahrheit in die Sphäre seiner natürlichen Idealität bis auf den Grund erschütterten Geisteshorizont, und das ist auch der Grund, warum das Wort, in dem hier alles zu Ende gesehen ist, inmitten aller Fülle seines Wohlauts so einsilbig erscheint. Kraus mußte in Trakl auch geistig den Zukurzgekommenen, das Siebenmonatskind, sehen, während Trakl, der Kraus bewunderte, fand, daß der Geist bei Kraus sich wohl an der Substanz der Wahrheit nähre, sie aber zugleich im Medium seines Schöpferischen versehre, so daß am Ende trotz der unerschöpfli-

chen Möglichkeiten, die ihm die Zeit biete zur Satire, seine Wirkung sich selbst aufzehren, sich selbst erschöpfen müsse an der begrenzten Möglichkeit der Satire, dem Ernst der kommenden Zeiten im Geiste der Wahrheit zu begegnen. Ähnliches konnte man von Trakl bisweilen hören und wenn er das verband mit einer rückhaltlosen Bewunderung des Kämpfers, der unerschrocken auf verlorenem Posten steht, so fühlt man schon, wie tief das Bewußtsein der eigenen Verlorenheit bei Trakl in einem Glauben wurzelte, der ihn als Seher zum weitblickenden, seiner Zeit beherzt vorausschauenden Realisten machte. Ihm gegenüber darf, im Widerstand zu ihr, Kraus als der letzte Idealist dieser Zeit gelten – er, der sich mit der furchtbarsten Realität herumschlägt, die der Aspekt der Welt heute nur immer darbieten kann, ohne anders mit ihr fertig zu werden, als indem er ihr Tödliches viviseziert, aber zugleich im Laboratorium seines konsequent auf Konservierung bedachten Geistes revivifiziert der Nachwelt überliefert. Trakl aber hat aus der Hölle seines Lebens durch ihre Wirklichkeit hindurch (nie über sie hinweg!) bis in die Wirklichkeit des ferngerückten Himmels gesehen. Das ist der Unterschied, der himmelweite Unterschied auch im Wesen der Selbstaufopferung der beiden.

Was nun noch Ihre Frage betrifft, ob man »Elis« und »Kaspar Hauser« im Sinne eines diesseitigen Menschenbildes sehen dürfe, so ist darauf natürlich schwerer zu antworten als in dem Falle von »Sebastian« und »Helian«, wo der Dichter eben klar erkennbar sich selbst hinausgesehen hat in die Gestalten seiner Vision, die diese Namen tragen. Besonders im Falle »Elis« ist das schwer, wo schon der Name so losgelöst ist von allem irdisch Erkennbaren wie die Landschaft, in der diese Verse stehen. Oft habe ich gedacht, ob in diesem Knaben nicht die Erinnerung an Trakls reine Kindheit verabschiedet ist und daß sie deshalb so unkenntlich fern wie an das Firmament des Himmels geschrieben ist, weil sie am verlorensten lebte im Bewußtsein der Hölle, die in seiner Seele brannte. Merkwürdig und vielleicht ein Fingerzeig ist, daß einmal der Dreiklang »Elaï« fällt, und zwar wie vom Himmel fällt. (Ob etwa das »Eli, eli, lama« darin mitklingt?) Elis ist jedenfalls die fernste aller Trakl'schen Namenfiguren. Bei »Kaspar Hauser« muß man sich vergegenwärtigen, daß Trakl selbst sich einmal in einem Brief als »armen Kaspar Hauser« bezeichnet. Hier ist also in der Erscheinung einer rätselhaften historischen Figur eigenes Wesenschicksal so wahrgenommen, daß es in der Reduplikation der Vision ganz wieder in die Umrisse einer Transfiguration aufgehen konnte, die dem jenseitigen Menschenbilde den Namen und die Züge seines ursprünglichen Trägers zurückgeben konnte. (Bekanntlich hat auch Verlaine einen »Kaspar Hauser« geschrieben.) Von dem Charakter dieses geheimnisvoll Kommunizierenden zwischen eigenem und fremdem Schicksal im Blickfeld seiner Vision kann vielleicht die Andeutung eine Vorstellung geben, daß Trakl, wenn er heute noch lebte, wahrscheinlich auch im Schicksal eines van der Lubbe etwas erkannt hätte, was ihn wesentlich angeht. Für alles Aufgeopferte in der Menschheit hat er einen Blick gehabt, der unergründlich schien.

Selbstverständlich können Sie von meinen Ausführungen für Ihre Arbeit jeden Gebrauch machen, der Ihnen dienlich scheint. Ich betrachte nichts von dem, was mir so einfällt, als mein Eigentum. Nur glaube ich, daß sich manches klarer und einfacher ausdrücken ließe, als ich es im allgemeinen vermag, und wenn *Sie* das Ihre Sorge sein lassen, so wird mich das freuen – und nun wünsche ich Ihrer Bemühung besten Erfolg.

In Hochschätzung ergebenst

Ihr Ludwig Ficker

861 AN JOSEF LEITGEB

Mühlau, 18. III. 1934

Lieber Herr Doktor!

Mitten unter dem Erledigen von Korrespondenzen habe ich heute nach Ihrem Buch gegriffen, um das Vorwort zu lesen – aber dann war ich auch schon so gefesselt, daß ich weiter las und nicht aufhörte, bis die Sache zu Ende war. Das war eben vorhin. Und nun frage ich mich, warum der Eindruck, den mir die Lektüre zurückließ, trotzdem sie mich so stark im Bann Ihrer Legende hielt, am Ende doch kein völlig tiefssitzender ist. Daß ich nicht blind für die Schönheiten dieser Dichtung und ihre sinnbildliche Gestaltungskraft, sondern offen dafür empfänglich bin, das werden Sie mir nach dem Gesagten ja glauben. Das Ganze zieht wie ein durchsonnter Regenschauer vor dem Fenster der zeitlichen Behausung vorbei, in der wir leben. Das Nachsehen, das wir davon haben, ist sein Reiz, aber, wie mir scheint, auch sein Mangel. Denn es ist wohl so, daß der Zauber, der elementarische Zauber, der die blühende Geistesgegenwart Ihres Konzepts durchweht, sich schließlich in dem Spinnennetz eines historischen Theaters versängt, das uns als solches nichts mehr zu sagen hat, kein Gruseln mehr beibringt, und so vor unseren geschärften Augen wie ein Spuk verfliegt, der sich innerhalb der gespenstischen Wirklichkeiten, die der Aspekt unserer heutigen Zeitalters bietet, reichlich unzeitgemäß und antiquiert ausnimmt. Dies würde einem wohl nicht so deutlich zu Bewußtsein kommen, wenn das Menschliche und Naturige, das Ihre Schöpfung auszeichnet, nicht gerade in seiner lokalen Bedingtheit ein so weiträumiges, zeitloses Gepräge aufwiesse, daß man die Verengung des geistigen Gesichtsfeldes nur bedauern kann, die dadurch entsteht, daß diese in ihrem zeitlosen Zauber ewig gegenwärtige Welt mit dem Gespenst eines historisch erledigten Zeitgeistes stofflich so konfrontiert wird, als gehöre auch dieser keiner Vergangenheit, sondern einer ewigen Gegenwart an. Dies stimmt jedenfalls nicht, soweit jener weltliche Machtbereich der Kirche zur Inquisitionszeit dabei in Frage kommt, der für das blühende Leben Ihrer Legende und ihre sinnbildliche Tragweite den an sich schon etwas tot wirkenden Kontrahrahmen abgibt. Damit sei nicht gesagt, daß der *Geist*, der die Inquisitionsmethoden bestimmte, seither abgestorben ist. Im Gegenteil. Er lebt heute wieder auf. Aber nicht in der Kirche, sondern im Staat. Und das schafft diese neue Situation, der

gegenüber die Situation, gegen die sich Ihr Buch kehrt, so antiquiert anmutet. Und nicht nur das. Die Haltung Ihres Buches, die rein gefühlsmäßig gegen die Kirche gerichtet ist, weil sie im Geist den Hexenhammer noch immer in ihrer Hand sieht, gewinnt so den Aspekt einer gleichsam verkehrten Aktualität und einer Demonstration in historischer Verkleidung, deren Verfänglichkeit und Unzeitgemäßheit gerade heute auf der Hand liegt. Ein Blick auf Deutschland und das, was heute dort vor sich geht, sollte genügen, das Bedenken, das ich da vorbringe, in seinem Gewicht zu rechtfertigen. Vielleicht können wir uns darüber noch mündlich aussprechen.

Aber Sie verstehen, daß dieses Bedenken nicht hinreicht, meine ehrliche Freude darüber zu schmälern, daß Sie dieses schöne Buch, in dem jeder, als wäre es seine eigenste Entdeckung, erkennen und wiedererkennen kann, was an unserem Land und dem Geist seiner Bewohner so besonders zu lieben ist, an einer Stelle der Öffentlichkeit übergeben konnten, von wo aus es sich sicher viele Freunde in der Welt erwerben wird. Und damit danke ich Ihnen für das Exemplar, das Sie mir geschenkt haben, und grüße Sie herzlich als Ihr ergebener

Ludwig Ficker

862 AN FRANZ GLÜCK

4. IV. 1934

Lieber Herr Doktor!

Schönsten Dank für die freundlichen Ostergrüße, die ich herzlich von Haus zu Haus erwidere! Zugleich aber auch – und bitte entschuldigen Sie die große Verspätung! – herzlichen Dank für die Zusendung Ihrer Aufsätze über Hamsun und Kraus und der Probe aus den Briefen Altenbergs. Sie gefielen mir alle sehr, und die mitgeteilten Altenberg-Briefe sind so köstlich, daß ich die (hoffentlich nur vorläufige) Rückstellung der Gesamtpublikation nur bedauern kann. Hätte ich nur selbst die entsprechende Bewegungsfreiheit für den Brenner-Verlag – ich meine die finanzielle, die andere habe ich ja! – dann würde ich mich wohl zuzugreifen trauen, trotz Verramschung der Einzelwerke durch Fischer, bzw. Lányi (die ja durch die Existenz des Kraus'schen Auswahlbandes mitbedingt sein dürfte). Aus demselben Grund kann ich, wenn mir Fortuna nicht ehestens einen Schüppel Geld in den Schoß wirft, auch die Verlagsübernahme des Loos-Buches nicht in Erwägung ziehen, das ich, wenn Sie es machen, gerne herausbringen würde. Wie mir überhaupt daran liegen würde, gerade das Andenken dieser geborenen Outsider des Wiener Kultur- und Geisteslebens aus der vergangenen Aera in jene »bessere Zukunft« hinüber zu retten, die ihnen eine so lebendige Vorstellung ihrer Geistesgegenwart war. Es wäre an der Zeit, sie über ihre Kuriositätengloriole hinaus (die sie deshalb ja nicht einzubüßen brauchten!) in jenen weitsichtigeren Wahrnehmungsbezirk einzubeziehen, der heute unter der Oberfläche des politischen Echauffements überall aufzudämmern beginnt, besonders in Kreisen einer gewissen, noch sehr unauffälligen Jugend christlicher Observanz bei uns in Oesterreich. Hier dämmert auch die

Erkenntnis für die Bedeutung von Karl Kraus auf, und vielleicht haben Sie bemerkt, daß in – freilich mehr oder weniger internen – Zeitschriften dieser Jugend sein Name häufiger genannt wird. Aus diesem Grunde, aber auch aus eigenem Daß fürhalten, teile ich Ihre Antipathie gegen eine Festschrift, wie sie Prof. Jaray, dem ich als Mensch so sehr verpflichtet bin, im Auge hatte – ein Plan, der hoffentlich nicht zustande kommt (wenigstens habe ich nichts mehr davon gehört); denn nichts wäre unzeitgemäßer und dem *lebendigen Ansehen Kraus'* abträglicher als eine solche Gespenstergratulationscour nach einem außer Kurs gesetzten Geburtstagsfeierzemoniell. Hingegen bin ich drauf und dran, einen neuen Brenner herauszubringen – wenn irgend möglich noch rechtzeitig zum 60. Geburtstag oder spätestens anfangs Mai –, um Kraus auf eine Art zu huldigen, die sich mit der Physiognomie des Brenner verträgt, aber gleichzeitig der tiefen Erkenntlichkeit für alles, was er Kraus verdankt, entsprechenden Ausdruck verleiht. Das wird wirksamer sein und in den Kreisen, die es angeht, größere Aufmerksamkeit erregen als eine byzantinische Huldigung nach der abgegriffenen Festschrift-Schablone. (Ich wenigstens kann mir für den Augenblick kein männlicheres und gewissenhafteres Bekenntnis zu Kraus vorstellen als das im nächsten Brenner, der sich mir übrigens, wie immer auch sonst, ganz zwanglos und unwillkürlich so ergeben hat.)

Daß Stefl doch hat dran glauben müssen, tut mir wirklich leid. Ich fürchte selber nur zu sehr, es wird für ihn in Oesterreich nichts aufzutreiben sein. Davon, daß Haecker nach Oesterreich übersiedelt, habe ich nichts gehört. Wie sollte er auch! Er ist doch auch auf eine Anstellung angewiesen, und die findet er hier doch kaum – es sei denn, man nähme ihn für irgend eine Stelle in einer zu schaffenden Organisation des katholischen Geisteslebens (Universität in Salzburg?) in Aussicht. Wie gesagt, mir ist nichts bekannt.

Ihnen und den Ihren alles Gute wünschend grüßt Sie herzlich

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Meine Tochter Birgit wird nun doch ihre definitive Anstellung an unserer Gesandtschaft in Paris bekommen, worüber ich natürlich sehr froh bin.

863 AN KARL JARAY [Entwurf]

[zw. dem 4. u. 16. 4. 1934]

und nun gar in der von Ihnen gedachten Form – eine Instinktlosigkeit beweisen würde, die ich mir nicht zuschulden lassen kommen kann, ohne meine eigene Position zu gefährden und die wirkliche Chance preiszugeben, die ich mit einem spontanen Bekenntnis zu Kraus im Brenner momentan in der Hand habe. Je unabhängiger und selbständiger die Position ist, von der aus dieses Bekenntnis erfolgt, desto mehr Eindruck wird sie machen. Was aber sollte ich an der Tête oder an der Queue einer Gratulationscour anfangen, deren Arrangement ich ganz ferne stehe und deren Repräsentanten – man denke etwa an Schaukal – sich wahrscheinlich ebenso wie ich selbst für die Ehre bedanken würden, bei diesem solemnen Anlaß

von mir bevor- oder benachmundet zu werden. Ich habe mir zwar ein gewisses Recht erworben, mich auch coram publico als die Verlegenheitsfigur zu beglaubigen, als die ich mich selbst empfinde; aber ich habe dabei nicht das Bedürfnis, mich vor andere zu stellen, die mehr zu sagen haben als ich – wenigstens in so gespenstisch feierlichen Situationen, wo die Wirklichkeit von einem Theater nicht mehr zu unterscheiden ist – und wenn ich dem lebendigen Geist von Karl Kraus nicht in der camera caritatis, die der Brenner für mich bildet, meine Liebeserklärung machen darf – und zwar in einem Stil, der ohnedies alles von ihm geborgt hat –, dann freut mich dieser ganze Geburtstag nicht mehr. Sie sehen, ich distanziere mich für meinen Teil entschieden von der Idee einer »Festschrift«, die ich an sich für antiquiert und unzeitgemäß halte, besonders aber dann, wenn sie sich, wie aus Ihren Andeutungen zu schließen ist, am Ende doch mehr oder weniger als ein Verlegenheitsprodukt herausstellt, das zudem erst post festum erscheinen könnte. Wer heute keine Wittring dafür besitzt, welche wahre Umwandlung der Geister sich unter der odiosen Bevormundung durch jene Ungeister vollzieht, die unser politisches Schicksal (ich meine das Schicksal des deutschen Volkes) bestimmen, der läuft Gefahr, um einer Augenblicksdemonstration willen, die nach veralteten Gesichtspunkten erfolgt, Karl Kraus die Wirkung und Ausstrahlung in jene weiten Kreise Empfänglicher zu verstellen, die einer ganz neuen Besinnung und Beherzigung geistiger Erscheinungen zugänglich sind, auch wenn sie sozusagen noch ein Katacombensein führen und nach außen noch nicht stark hervortreten. Aber sie sind *da*, Sie dürfen mir das glauben, und sie haben einen Blick dafür, was mit der Zeit abstirbt und was nicht. Um ihretwillen wünschte ich, daß die Erkenntlichkeit für das Wirken von Karl Kraus nicht dadurch behindert würde, daß sie sich sozusagen als ein Ressentiment-Vorrecht eines gewissen Ghetto-Stolzes jener zu erkennen gibt, die sich unter Juden und Christen gleicherweise verraten und verkauft vorkommen – und unter Christen bei den augenblicklichen Verhältnissen selbstverständlich noch mehr –, die aber, da auch die wahren Christen unter den gegebenen Verhältnissen leiden, eine phantastische Instinktlosigkeit für die Erfordernisse des wahren geistigen Lebens verraten würden, wenn sie ihren Stolz – und sie sehen ihn mit Recht in der Gestalt des Karl Kraus verkörpert – einer Karikatur von Gegner konfrontieren statt dem ebenbürtigen, der heute *auch da* ist und solchen Stolz zu schätzen weiß. Es existiert hier eine Zone gemeinsamer Ausgesetztheit des einen vor dem anderen, die nicht mit falschem Pathos angefüllt werden darf, soll sie nicht zu einer toten Zone werden, in der alles lebendige Verständigungsvermögen erstickt. Lassen wir doch die Toten ihre Toten begraben – sie tun es ohnedies mit viel Geschrei – und halten wir uns fern von ihrem Geschrei, damit es nicht so aussieht, als hätten wir *auch* einen Toten zu begraben. Freilich, das ist aus der Perspektive einer Abseitigkeit gesehen, die nicht mit den Umständen der Großstadt zu rechnen scheint, an die das Wirken des Satirikers gebunden ist; aber es wird die Perspektive aller sein, die morgen noch am Leben sein werden. Diese Erkenntnis bricht sich heute überall Bahn, auch unter den Menschen der Großstadt, soweit sie die Augen offen haben. Diese werden die Bedeutung eines Karl Kraus umso besser erkennen, je weniger sie ihnen auf eine Art vordemonstriert wird, mit der sie beim besten Willen nichts mehr anzufangen wissen. Man kann die neue Zeit, die im Bösen wie im Guten nie mehr die alte sein wird, nicht einfach ignorieren; aber man tut es, wenn man sich einbildet.

Kraus mit Mitteln ehren zu sollen, die außerhalb des Kreises derer, die ohnedies wissen, was sie von ihm zu halten haben, gänzlich unwirksam sind, diese selbst aber um keine Erkenntnis bereichern können. Ich weiß, welche tiefe Berechtigung es hat, Kraus dem Theater der Zeit als dessen Antipoden gegenüberzustellen, und daß ein Festabend, der in Erinnerung bringt, daß das Podium, von dem aus er diesen Anschauungsunterricht selbst erteilen konnte, an der Heimatstätte seines Wirkens notgedrungen vorläufig verlassen ist, eine tiefe Wirkung auf jene ausüben muß, die sich klar darüber sind, was und welche Position damit preisgegeben ist. In diesem Sinne kann und muß ein solcher Festabend auch von jenem begrüßt werden, der im übrigen nicht frei von Sorge ist, dieser Abend könne gerade als Demonstration gegen ein Zeitgeschehen, das seinen berufenen Kritiker vom Podium abzutreten nötige, seine Wirkung verfehlen. Denn wer soll angeklagt werden und wer bleibt außerhalb des Beklagenswerten, das dieses Zeitenschicksal uns allen auferlegt? Auch jenem, der in ihm schon eine Lichtspur künftiger Erlösung aufbrechen sieht, obwohl er sich ganz klar darüber ist, daß sich das Dunkel über der Welt und die Unruhe, in die sie versetzt wird, vorher noch unerhört verdichten werden. Dagegen werden die Letzten Tage der Menschheit, obwohl sie die furchtbare Wirklichkeit jüngster Vergangenheit spiegeln, die Dichtung des jüngsten Tages bleiben, die sie im Grunde sind. Gerade wer aber den apokalyptischen Visionär in Kraus vor seinem Gewissen hochstellt – und das sind heute unter lebendigen Christen (speziell überzeugten Katholiken der jüngeren Generation) mehr, als Sie für möglich halten – den wird jedes exclusive Bemühen, Kraus in dieser Zeit, die uns alle in eine Zwangslage versetzt hat, die ihre Opfer erfordert, im Nimbus seiner Podiumsgröße sicherzustellen, als eine kleinliche und peinliche Sorge berühren. Diese Menschen sagen sich: das Zeitverwirkte an ihm kann gar nicht deutlich genug von ihm abfallen, damit das Andere, das durch keinen Zeitenwandel Berührbare deutlich genug in Erscheinung treten kann.

864 AN HERMANN HESSE [P]

13. IV. 1934

Lieber, verehrter Herr Hesse!

Bald, bald hoffe ich imstande zu sein, mich einigermaßen anständig für die gütigen Aufmerksamkeiten zu Weihnachten und zu Ostern bedanken zu können. Ich habe einen übeln Winter hinter mir und war am Ende meiner Kräfte. Aber oft habe ich an Sie gedacht. Nun geht es besser und nächstens will ich einen neuen Brenner herausbringen. Für heute nur dies. In Ergebenheit, herzlich grüßend, Ihr
Ludwig Ficker

865 AN HERMANN HESSE [Entwurf]

[April 1934]

Sehr verehrter Herr Hesse!

Vor zwei Wochen schon habe ich das gütige Geschenk Ihrer Verse und Ihrer Grüße erhalten – und heute erst komme ich, von Krankheit genesend, dazu, Ihnen von Herzen dafür zu danken. Ich habe Ihre Verse wiederholt und mit Ergripenheit gelesen, namentlich das Gedicht, das die Grundlagen Ihres Glaubens formuliert, ist mir nahe gegangen: Sie sind ein so merkwürdiger Eigentümer Ihres Dranges nach Wahrhaftigkeit; diese konstituiert sich förmlich paradox, aber glaubhaft, in dem Festumrisse einer verschwimmenden Kontur. Sie hält die Grenzen des Dichters ein, um den Denker in ihm aufgehen zu lassen – aber auf eine eigentümliche Art, sich im Haushälterischen zu verschwenden. So fällt manches Licht von oben auf alles, was aus Ihnen aufdunkelt, und manches Dunkel in der Welt hellt sich im Augenblicke Ihres Einverständnisses auf. Es sind die Schatten Ihres eigenen Plenair, die Sie so zauberisch in die Landschaft, auf die Leinwand, in das eingegrenzte Weltbild Ihrer Dichtung werfen – und wenn das Bestand hat über Sie hinaus, so nur, weil die Selbstbewahrung, die Sie dabei üben, im Grunde doch von jenem Drang nach Selbstvergewissung bewegt ist, der sich in der Wahrnehmung des göttlichen Überflusses im Herzen der Schöpfung, in der Seele des Menschen, kreatürlich ebenso auszugeben wie zu bemeistern sucht. Was so im Bilde Ihrer eigenen Schöpfung gleichsam in Indifferenz gesetzt scheint, trägt doch sein heimliches Kreuz in der formalen Ausgeglichenheit zwischen Spannungszuständen, die, je älter Sie werden, sich desto tiefer Ihrem Gedächtnis einprägen und unbehoben im Aspekt Ihrer Geistesgegenwart wieder zum Vorschein kommen. Es ist aber gerade die Gefäßtheit dieses Beunruhigenden

866 AN THEODOR HAECKER

18. V. 1934

Lieber, verehrter Herr Haecker!

Diesmal muß ich doch trachten, Ihnen ehestens zu danken, damit es mir nicht wieder so geht wie das letzte Mal (bei »Was ist der Mensch?«), wo ich in Superlativen der Begeisterung schwelgend vergebens nach den Ausdrucksmöglichkeiten der dazugehörigen Positive suchte, sodaß ich Ihnen am Ende die Danksagung überhaupt schuldig bleiben mußte. Zwar geht's mir heute nicht anders – aber schließlich darf ich mich ja auch nicht berufen fühlen, mehr zu sagen als daß mir Ihre Ausführungen zum Problem der Theodizee einen großen Eindruck gemacht haben. Es sind erstaunliche Einblicke, die Sie da in das Mysterium der von der Erbsünde verdunkelten göttlichen Weltordnung eröffnen, und ich betrachte es als ein großes Glück für

mich, der ich Ihr Zeitgenosse sein darf, daß das Wesentliche all dessen, was Sie der Welt zu sagen haben, mir so gründlich einleuchtet, daß ich es nie kritisieren könnte, auch wenn mir die Gabe dazu verliehen wäre. Das bischen Gute, das ich vielleicht mitstiften darf und kann, geht auf diese meine Empfänglichkeit für das, was Sie so eindringlich wahrnehmbar machen, zurück. Auf das *Verpflichtende* darin, das ist mir immer deutlich vor Augen gestanden; besonders in Zeiten der Prüfungen und der Heimsuchung. Aber heute muß ich schon sagen, voll Dank gegen Sie und die Vorsehung, die Sie uns geschenkt hat – denn es ist wunderbar zu sehen –: Je dunkler es in der Welt zuzugehen scheint, desto lichter wird der Raum der Erkenntnis, in den wir eintreten. Was für eine gewaltige Zuversicht umgibt uns da!

Auch sonst hat sich mir in diesem Winter, obwohl ich mich sehr erschöpft fühlte und fühle, die Vorsehung sehr gnädig gezeigt. Birgit hat einen gut bezahlten Posten an unserer Gesandtschaft in Paris erhalten. Man hat sie eines Tages von der Coopération Intellectuelle, wo sie so lange unbezahlte Volontärdienste versah, zur Aushilfe für eine ausgesprungene Französin an die Gesandtschaft gerufen, und sie hat sich da so gut bewährt, daß auf Vorschlag des (übrigens sehr strengen) Gesandten ihre provisorische Anstellung demnächst in eine definitive staatliche Vertragsanstellung mit Pensionsanspruch umgewandelt werden soll. Sie können sich denken, wie froh ich über diesen Glückfall bin, der nicht nur Birgits Selbstvertrauen stärkte, sondern auch der ganzen Familie die Situation erleichtert. (Ich selbst hab' ja wohl kaum mehr Aussicht, noch irgendwo unterzukommen.)

Hoffentlich geht es auch Ihnen, Herr Haecker, und den Ihnen gut oder doch wenigstens leidlich. Es grüßt Sie alle von Herzen

Ihr Ludwig Ficker

Die »Kritik der Gegenwart« scheint in einem günstigen Moment neu herausgekommen zu sein. Nach der kleinen Anzeige im Börsenblatt sind am letzten Montag allein 70 Bestellungen eingelaufen. Sollten Sie für den Brenner wieder einmal einen kleinen Beitrag erübrigen können, so würde es mich freuen. Vielleicht kann ich ihn nun doch wieder in kürzeren Intervallen herausbringen. Herzlich der Ihre!

867 VON ERNST KŘENEK

Wien, 21. 5. 34.

Sehr verehrter lieber Herr Ficker,

Ihre liebe Sendung hat mich aufs angenehmste überrascht und erfreut: nicht nur durch den Inhalt des Heftes, worüber mehreres zu sagen wäre als hier Raum hat, sondern vor allem auch durch die Tatsache seines Erscheinens an sich. Ich will es als freundliches Zeichen nehmen, daß Sie nicht nur den Unternehmungsgeist, sondern auch die materielle Möglichkeit hatten, diese neue Folge herauszubringen. Doch scheint mir auch der große äußere Erfolg des letzten Heftes kein Zufall zu sein, sondern ein höchst bedeutsames Zeichen dafür, daß die Dinge, die Sie mit

solcher Zähigkeit und Ausdauer durch die wechselnden und widrigsten Zeitalüste weiter tragen, doch wieder auch an realer Wirkung zunehmen. Es ist auch ganz sinngemäß, daß dies in Österreich geschieht und von hier ausgeht – denn selbst wenn eine offiziellste Kenntnisnahme und Förderung dieser Dinge ausbleibt, so sind sie gerade der Beweis für den eigentlichen Sinn einer österreichischen Sendung, und in einer geistigen Bedeutung eine unerschütterliche Garantie für die Erhaltung dieser Sendung, eine bessere noch, als es selbst die (im übrigen doch wohl wachsende) Einsicht der offiziellen Stellen in die wahren Gründe des österreichischen Wesens sein könnte. Im übrigen ist die Unabhängigkeit, die wir mitunter als ein Joch von Entbehrung tragen müssen, doch auch ein Gut, das eben jene Betätigungen erlaubt, die wiederum zur erwünschten Stützung des Zustandes dienen, auf dem eben diese Unabhängigkeit beruht. In diesem Sinn wiünsche ich dem »Brenner« einen glückhaften Eintritt in die nächsten 25 Jahre seines Bestehens, und seinem Betreuer Mut und Liebe, wie er sie bisher bewiesen hat.

Ich bin jetzt in einen gewissen Strudel äußerlich administrativer und organisatorischer Tätigkeit einbezogen, die mir nicht unwillkommen sind als Ansatzpunkte einer Einflußnahme auf öffentliche Dinge, wie ich sie mir schließlich, einer Strömung meines Naturells, immer gewünscht hatte (wenn sie auch manchmal so beschaffen sind, daß ich die Erfüllung des Wunsches mehr unter dem Aspekt des »Tu l'as voulu« des Georges Dandin erblicke). Aber dann tröstet mich die andere Seite meiner Natur, die mich auf die »Insel« lockt. Ich bin jeden Tag und jede Stunde zum Rückzug bereit.

Was ich im Sommer mache, weiß ich noch nicht recht. Doch hoffe ich auf Tirol und Vorarlberg, wenn nichts dazwischen kommt. Sind Sie nächsten Monat in Mühlau? Ich freue mich schon jetzt gewaltig auf einige Abende mit Ihnen in der Laube beim Coreth, oder bei rieselndem Regen, in einer alten Tiroler Stube.

Gern möchte ich von dem Angebot Gebrauch machen, betreffend die Bände VII-XIII des Brenner! (Den XIII. habe ich allerdings schon). Würden Sie so freundlich sein, die Zusendung zu veranlassen?

Mit den schönsten Grüßen von Haus zu Haus und herzlichem Dank
Ihr aufrichtig ergebener

Ernst Kfenek

868 AN EBERHARD STEINACKER

[vor dem 16. 6. 1934]

Lieber Herr Steinacker!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst heute meinen Eindruck sage – freilich nur sehr flüchtig (zu mehr reicht's bei mir nie!) – von den Ausführungen Baudelaires zum Lachen. Diese gehören sicher zum Gründlichsten und Tiefsten, was ich über diesen Gegenstand und die Welt seiner Beweggründe – das Komische – gelesen habe, (Bergson freilich kenne ich nicht, aber die Dichter, die ja tiefer aus dem

Anschaulichen kommen, wenn sie nicht an der Oberfläche der Welt kleben, sind in diesem Fall ja meist auch die einleuchtenderen Denker). Es ist nur schade, daß jeder »Satanist« sich am Ende doch ins Aesthetische salviert und so sich die letzte Konsequenz aus seinem Blick in die Hölle auf Erden schenkt. Würde ein solcher dazu den Mut und die Entschlossenheit aufbringen (wie z. B. Kierkegaard sie ohne Zweifel aufgebracht hat); würde er über das Niveau der spezifisch künstlerischen Geborgenheit im aesthetischen (und wie erstaunlich ist dieses Niveau bei Baudelaire!) sich erheben oder *im Ernst* sich darunter weg in die Hölle der Verzweiflung fallen lassen können, wer weiß, ob er nicht dann doch einen Bezirk der Wiedergeburt alles Wahrnehmbaren entdecken würde, wo auch das Lachen, dieser ahnungslose Garant der Erbsünde in der Welt, der sie zugleich in den Wind zu schlagen scheint, unter Umständen – und zwar überzeugender als bei Kindern – sozusagen den aufgehobenen Aspekt einer gewissen Unschuld wiedergewinnen kann. Ich glaube, daß es kein Zufall und daß kein äußerer Umstand daran schuld ist, daß dem Dichter bei dieser Meditation das Thema am Ende zerflattert. Denn so scharfsinnig er seine These verficht, so wahr es im Grunde ist, was er uns vor Augen und zu Gemüte führt: die Art, wie es geschieht, macht am Ende doch den Eindruck einer souveränen Spiegelfechterei. Sie setzt sich gleichsam selbst in Indifferenz und weist dem Glauben, aus dem sie meditiert, seinen Virtuosenplatz im Rahmen ihrer Aesthetik an. Gerade das Lachen aber wie das Weinen spielt, scheint mir, in einer Sphäre der Erbschuld auf der Welt, die zugleich den Bestand der Unschuld sicherstellt, die sie verrät, und so offenbart sich in diesen Phänomenen einer überwältigten Selbstbeherrschung des Menschen – auch beim Lachen kann er bekanntlich Thränen vergießen – etwas, das am Ende noch geheimnisvoller ist, als der seiner selbst sichere »Satanist« wahrhaben und der Mitwelt weismachen will. Aber das weiß natürlich Baudelaire besser als jeder andere – und so mußte dieses Stück schließlich Fragment bleiben.

Ihre Übersetzung scheint mir übrigens ausgezeichnet zu sein.

869 AN RICHARD SCHAUKAL

9. VI. 1934

Sehr verehrter Herr Doktor!

Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen die freundlich übermittelten Betrachtungen zurücksenden; sie würden im Brenner, der den Weg der großen, sich verdichtenden Zusammenhänge im Aufschließen seiner Bestimmung nicht verlassen kann, zu eiläufig, zu nebensächlich wirken, um gerade hier jene Beachtung finden zu können, die man Ihnen im übrigen wohl wünschen möchte. Gerade den Lesern des Brenner ist ja die Quintessenz dessen, was Sie in diesen aphoristischen Betrachtungen zu verstehen geben, als ein Gegenstand des Ablesbaren, aber nur begrenzt in abstrakte Formulierung Faßbaren, förmlich aus dem lebendigen Anschauungsunterricht, den Ihnen der Entwicklungsprozeß der Zeitschrift gegeben hat, bekannt und

vertraut. Ich kann auch künftig nur berücksichtigen, was in der Linie dieser Entwicklung nicht schon offenbar, sondern noch verhüllt ist. Es sind doch erst die ersten Schleier, die sich vor dem neuen, schon bang geahnten und bald sich mehr verdichtenden Weltbild heben. Ich selbst konzipiere meinen kleinen, aber gewagten Beitrag, wie ich immer wieder betonen muß, ganz ins Unsichere und Ungewollte hinein. Nur so ist es zu erklären und, wie ich hoffen möchte, zu entschuldigen, daß bei Verdeutlichung dieses Konzepts meiner Entschlußfreiheit so enge Grenzen gezogen sind.

In Hochschätzung

Ihr sehr ergebener Ludwig Ficker

870 VON RICHARD SCHAUKAL

DR. RICHARD SCHAUKAL,
WIEN, XIX., COBENZLGASSE 42

am 13. Juni 1934

Verehrter Herr Dr. von Ficker,

es tut mir leid, daß mein wiederholter Versuch, im »Brenner« als einem unsichtbaren Sammelpunkte überzeitlicher österreichischer Geistigkeit, also der mir gemäßen Stätte anzukommen, an Ihrem Widerstande scheitert. Ich werde ihn nicht erneuern.

Nur guter Wille und freundliche Neigung zu einem dem immer wieder mit mir verglichenen Haecker nahestehenden Landsmann hat mich, der an Ansehen so wenig gewinnen wie an Gestalt noch wachsen kann, dazu vermocht.

Ihren Brief verstehe ich, offen gesagt, nicht. Ich habe keine Ahnung davon, was in der »Linie« der »Entwicklung« Ihres Jahrbuchs »noch verhüllte« sei, da ich es niemals, bedauerlicher, aber nicht verschuldetweise gesehen habe.

Sie schreiben, Sie »konzipieren« Ihren eigenen »kleinen, aber gewagten Beitrag, ganz ins Unsichere und Ungewollte hinein.« Ich bestrebe mich als Denker wie als Künstler des Gegenteils. So wird es wohl unserer Art gemäß sein, wenn ich in Hochschätzung von Ihnen Abschied nehme.

Ihr aufrichtiger Schaukal

19. VI. 1934

Lieber, verehrter Herr Křenek!

Dank, vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit! Ich hatte mich über Ihren Brief so sehr gefreut, aber die Nerven versagen mir jetzt in einer so peinlichen Weise, daß ich gerade in Fällen, wo es mir ein Bedürfnis wäre, mich mitzuteilen, oft einer Hilflosigkeit verfalle, die mir die Thränen in die Augen treibt. Offen gestanden, ich habe mich noch nie so entspannt und erhoben gefühlt wie jetzt, aber auch noch nie so erschöpft und erledigt. Entschuldigen Sie diese allzu private Anmerkung, aber sie ist nötig, um mein lässiges Verhalten nicht in zu üblem Licht erscheinen zu lassen.

Nun, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich es begrüßt habe, daß Ihnen die kompetenten Stellen nun doch die Möglichkeit geschaffen haben, Ihre so wertvolle Kraft als Anreger und Anwalt der geistigen Interessen im Bereiche der Kunst für das Aufbauwerk der Regierung in die Waagschale zu werfen. Ich halte das für ein gutes Zeichen. Überall stehen bei uns, in diesem kleinen drangsalirten Staatswesen, jetzt Männer auf, die mit der nötigen Einsicht entsprechende Tatkraft und öffentliches Verantwortungsgefühl verbinden – an sich ein Glücksfall –, und »oben« scheint man – ein noch seltenerer Glücksfall – bestrebt, sie an den richtigen Platz zu stellen, auch gegen Widerstände im eigenen Machtbereich. Eines der schönsten Beispiele, wenn nicht überhaupt das imponierendste, ist doch die Wirkungsmöglichkeit, die man Dr. Winter mit seiner Ernennung zum Vizebürgermeister von Wien gegeben hat (hoffentlich setzt er sich bei den Arbeitern wie bei der Regierung durch!) Und was sagen Sie dazu, daß mir der Bundeskanzler unlängst durch den Domkurator von St. Stephan eine private Spende von 1000 S für den Brenner hat überweisen lassen? Das freut einen doch! Ich bin schon neugierig, von Ihren Erfahrungen zu hören – mittlerweile habe ich Ihre Aufsätze da und dort mit rechter Zustimmung gelesen – und Sie werden mich gerne bereit finden, Ihnen, sobald Sie nächstens wieder hieher kommen, bei einem Glas Wein zuzuhören. Sie werden mich hier jederzeit antreffen. Bitte, kommen Sie!

Darf ich Sie für heute noch um eine große Gefälligkeit bitten. Ich sende Ihnen hier zwei Manuskripte. Das eine ist ein Essay über die Oper, wird Sie also schon um des Gegenstandes willen interessieren. Er stammt von einem mir vorderhand auch dem Namen nach unbekannten Verfasser und wurde mir von Freunden aus München zur Begutachtung geschickt; zugleich fragte man mich, ob ich eine Zeitschrift wüßte, die den Essay veröffentlichen würde, da es unter den heutigen Verhältnissen so gut wie ausgeschlossen sei, den Aufsatz in Deutschland unterzubringen, da er eine einschränkende Bemerkung über die Oper Richard Wagners enthält. Mir hat der Aufsatz gut gefallen, auch meinem Bruder, dem Musikhistoriker in München. Für den Brenner scheint er mir indes seines speziellen Sujets wegen, trotz seiner geistigen Gesichtspunkte, etwas zu entlegen. Wüßten Sie vielleicht eine Zeitschrift, in der er entsprechend zur Geltung kommen könnte.

Der zweite Fall betrifft eine kleine Abhandlung einer jungen Dame (Jüdin) aus Deutschland, die momentan in Wien lebt und auf den Rat eines Freundes im Rheinland hin sich mit mir in Verbindung gesetzt hat. Ich lege die beiden Briefe, die sie mir schrieb, bei (ich hatte sie an den Kooperator Oesterreicher, einen Konvertiten aus dem Judentum, der in Wien ein »Pauluswerk« ins Leben rufen will, gewiesen) und frage nun an, ob Sie glauben, daß in Wien eine Zeitung (Wiener Zeitung?) oder eine Zeitschrift existiert, die das kleine Manuskript akzeptieren würde?

Entschuldigen Sie die Belästigung, aber es schien mir gerade jetzt sehr angezeigt, mich in diesen beiden Angelegenheiten an Sie zu wenden.

Es grüßt Sie und Ihre Frau Gemahlin in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

872 AN WERNER KRAFT

20. VI. 1934

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ihre Gedichte haben einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich staune über deren Größe und Verlorenheit, über den fassungslos gefaßten Ausdruck Ihrer Verzweiflung über dem Elend dieser Welt. Diese Gedichte sind wie eine Feuersäule, die sich aufbäumt und zusammensinkt, von der vermeintlichen Ohnmacht Gottes, gegen die sie ankämpft, in jedem Augenblicke überwältigt und zur Lichtsäule ihrer Wortgestalt verwandelt. Es ist ein erschütterndes Schauspiel, das im Grunde ein Erhebendes birgt. Denn es ist ganz klar; Hier ist ein Saulus, der sich gegen den Paulus in sich wehrt (die Sprache schon verrät es); aber die Stelle, die dieses Schauspiel der verläugneten Allmacht Gottes, der Leugnung seiner Erlösermacht, im düsteren Grunde Ihres Wahrnehmungsvermögens luziferisch bezeichnet (oder sagen wir: ahasverisch beleuchtet), bleibt in der Konfrontation mit der Wortergriffenheit Ihres Gestaltungsvermögens doch heimlich belichtet von der Gnade eines göttlichen Eingriffs, dem Entgegenkommen eines übernatürlichen Geschehens. Vielleicht muß Ihnen das erst ein anderer, ein Fremder, sagen, damit Sie es glauben und damit Sie es Ihnen zuliebe und, wenn möglich, diesem Anderen zuliebe (der ja immer der Nächstbeste ist) bedenken und beherzigen. Denn Sie sind weiß Gott ein Liebender, aber ein unglücklich Liebender. Gott weiß warum! Es geht ja wohl aus Ihren Gedichten deutlich hervor – aber wir alle leben in der Erbsünde, und eine Klage des Gedankens, die noch in der Selbstanklage andere anklagt, kann vor Gott dem Schöpfer, der Ihnen die Gabe eines Wortes verliehen hat, das Ihrem Mitmenschen zu Herzen geht, keinen Bestand haben. So allein und preisgegeben, so gottverlassen sind wir auch im Kerker eines scheinbar ohnmächtigen Mitleids nicht, und wenn Sie Ihr Gewissen befragen, so müssen Sie doch zugeben – gerade Sie, der Sie Claudius, Christian Wagner und alle guten Geister eines Volkes lieben, das in der Stunde seines tiefsten Falls Sie ins Exil jagt –; Es gibt in dieser Zeit der Prüfung viel Liebe, viel Wahrheitsliebe in der Welt. Und wenn nicht anderswo; so doch in Ihnen! Mehr möchte ich darüber nicht sagen.

Sie verstehen, wie herzlich zugetan – trotz dieses Vorbehalts, der keiner ist – ich Ihren Gedichten bin. Und wenn Sie damit einverstanden sind, so drucke ich das Gedicht »Volk« im nächsten Brenner ab. Es wird im Zusammenhang des Ganzen, das mir im Umriß schon allmählich aufdämmert, voraussichtlich sehr wirkungsvoll an seinem Platze stehen. Ich muß immer – und gerade jetzt, wo so viel darauf ankommt, dem Brenner seine religiöse Durchschlagskraft zu sichern – jedem Heft einen möglichst konzentrierten Ausdruck geben und daher auf die Wirkung des Ganzen sehen. Sonst hätte ich gerne eine größere Auswahl aus Ihren Gedichten getroffen (obwohl ich nie mehr in *lyricis* die Verschwendungen treiben können wie früher); so muß ich mich voraussichtlich auf das eine beschränken.

Es grüßt Sie, sehr verehrter Herr Doktor, in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

Wünschen Sie, daß ich Ihnen die Gedichte gleich zurücksende?

873 AN KARL SITKA

Mühlau bei Innsbruck
Schloßfeld 9

6. VIII. 1934

Sehr geehrter Herr!

Liebe – Affenliebe: nun, wie Sie glauben. Wie merkwürdig doch die Sprache eines Eiferers sein kann, der sich mit der Kenntnis der Schrift auch schon den Geist der Wahrheit, den heiligen Geist der Liebe, einverleibt zu haben wähnt. Ich weiß nicht, ob Sie außer der Taufe, die Sie großmütig gelten lassen, noch in einer anderen sakramentalen Verbindung mit der Kirche stehen, es geht mich persönlich auch nichts an, entschuldigen Sie! Aber ich darf Sie vielleicht darauf aufmerksam machen, wie dünnkahl der Ton Ihrer Unterweisung ist und wie flackernd die Flamme der Entrüstung, in der sich Ihre vermeintliche Wahrheitsliebe – in Wahrheit der trockene Hochmut des »katholischen« Sektierers – unter dem Anschein einer radikalen Sorge um das Seelenheil des Nächsten verzehrt. Wir wollen uns nichts vormachen, verehrter Herr. Es ist *Ihre* Sache und nicht meine, wenn Sie in der Mahnung des Apostels, Buße zu tun, eine Aufforderung an den Laien erblicken, Buße zu predigen und Rechtgläubigen die Leviten zu lesen. Es ist *Ihre* Sache – die Sache des Taufschein-katholiken, der im Herzen die Häresie nährt, wenn Sie für sich selbst unbedenklich »Katholizität« in Anspruch nehmen und diese der römisch-katholischen Kirche ehrfurchtslos absprechen. Daß dies das ganze Um und Auf Ihrer »Gewissenshaltung« bildet, geht ja auch aus der diktatorischen Schlußbemerkung Ihres ersten Briefes: »so muß die wahrhaft katholische (nicht die römisch-katholische) Antwort lauten« verblüffend hervor. Aber stellen Sie sich bitte vor, wie dieser Dünkel, dieser subjektive Unfehlbarkeitsdünkel, auf einen Menschen wirken muß, der sich als Laie, aber

als heute *gläubiger* Sohn der Kirche, der eigenen Fehlbarkeit und seiner Unzulänglichkeit, der Wahrheit zu dienen, so sehr und in jedem Augenblick bewußt ist wie ich. Oder wie Paula Schlier, von der Sie bezeichnenderweise anzunehmen scheinen, daß sie, am Gnadenleben der Kirche vorbeilebend, ihrem »Gefühl« vertraue, die Bibel nicht kenne und der strengen Wohltat geistlicher Führung und Gewissensberatung entbehre. *Herr, wer sind Sie, daß Sie glauben, hier von Affenliebe sprechen zu dürfen!* Von hohlem Phrasengedresch und von Früchten, an denen man sie erkennen soll – Sie, der Sie es wagen, im Namen der Kirche das Wort zu führen, obwohl Sie sich zu ihr in offenen Gegensatz stellen durch jedes Wort, das Sie in dieser Sache verlieren! Wie könnten Sie sonst im Namen der katholischen Kirche einem suchenden Protestant, den die Einsicht und das Gewissen bereits gebietrisch mahnen, dazu raten, in seiner Kirche zu bleiben, während die katholische Kirche (die gewiß unsere Mutter ist, aber für den rückkehrenden verlorenen Sohn auch wahrlich das Vaterhaus) eindeutig lehrt, daß es in einem solchen Fall strengste Gewissenspflicht ist, sich ihr zuzuwenden, was ja auch schon die einfachste Verunfertwägung nahelegt. Kein Wunder, daß Sie in der Diktion einer Eingebung, die sichtlich begnadet ist, aber gerade, weil sie sich gewissenhaft ausdrückt, mehr als ein oberflächliches Entgegenkommen des Lesers verlangt, um eindringlich zu wirken, keines Geistes Hauch verspüren. Aber was ist glaubhafter: dies – oder daß Ihnen gleichwohl Hören und Sehen davor verging? – Nun, ich denke: Hören und Sehen müssen doch wohl erst gegeben sein, ehe sie einem vergehen können; und sind sie einem einmal gegeben, dann vergehen sie einem schon nicht so leicht. Dann würden Sie es vielleicht sogar über sich bringen, sich die Worte Pauli, die Frauen betreffend, auch von der Kirche erklären zu lassen, die sich doch wahrlich nicht scheut, die Werke von heiligen und geisterfüllten Frauen, die sich zu ihr bekennen, selbst zu veröffentlichen und sich von ihnen – auch das ist wahr – belehren zu lassen. Haben doch sogar Päpste und Kirchenfürsten sich von Frauen belehren lassen. Denken Sie an Katharina von Siena, an die Schwedin Brigitta, an Hildegard von Bingen und andere! Wie haben sie auf den Lauf des Weltgeschehens, auf seinen heilsgeschichtlichen Aspekt Einfluß gewonnen – durch Liebestaten im Verborgenen, durch *offenkundige* Macht und Tragweite ihres visionär bewegten Wortes in Rede und Schrift!

Freilich, zu wem sage ich das! Zu einem Menschen wahrscheinlich, der auf eine solche »Unvorsichtigkeit«, eine solche Enthüllung, die mich im Innern »bloßstellt«, schon gewartet hat. *Aber Sie sollten nur wissen, Herr: es ist mein Wille, mich bloßzustellen, weil ich noch im anzüglichsten Menschen, der mir zu nahe tritt, das entstellte Ebenbild Gottes achte, Dessen Wort Sie durch mich mißachtet wähnen!* Im übrigen will ich gerne Ihre Mahnung zur Vorsicht beherzigen, indem ich zunächst eine private Korrespondenz beende, mit der weder Ihnen noch mir gedient sein kann, da wir zweifellos an einander vorbereiten. Denn es ist wahr, daß ich nicht das Unmutige, sondern das Anmutige liebe, nicht das Unliebenswürdige, sondern das Liebenswürdige. Dies gilt auch für den Bereich meiner privaten Beziehungen, in dem es mir noch nie eingefallen ist, mich von einem Menschen antölpeln zu lassen, dessen Bekanntschaft ich nicht erbeten habe. *Schließlich liegt meine Verantwortlichkeit für alles, was im Brenner erscheint, vor aller Öffentlichkeit klar zutage. Es steht Ihnen frei, sich öffentlich dazu zu äußern.* Aber es hat keinen Sinn

und es steht Ihnen *nicht* frei, *private* Betrachtungen mit mir darüber auszutauschen,
ob ich als Herausgeber des Brenner noch ernst zu nehmen sei oder nicht.

In vorzüglicher Hochachtung

874 AN KARL KRAUS [Entwurf]

[zwischen dem 25. 7. u. 13. 8. 1934]

Lieber, verehrter Herr Kraus!

Dank, tausend Dank für die Fackel – diese ewig denkwürdige Fackel, die einer, dem die Ereignisse der letzten Woche nahegegangen sind, nur tiefbewegt zu Ende lesen konnte! Welch eine Eröffnung der Vorsehung, die den Mord am Bundeskanzler und das Erscheinen dieser so schrecklich einsam aus dem Dunkel tretenden und beherzt die Situation beleuchtenden Fackel fast oder wirklich auf den Tag genau zusammenfallen ließ! *Welch ein Tag für den, der in der Nacht zu lesen versteht!* Es ist, als sei der unsichtbare Himmel aufgeklafft: Die Todeswunde des Erlösers, aus der in Ewigkeit das Blut des Lebens fließt.

In großer Liebe und Erschütterung grüßt Sie

Ihr Ludwig Ficker

875 VON KARL KRAUS [T]

Wien I, 13/8 1934

Gerührt dankt und grüßt

Kraus

876 AN THEODOR HAECKER

28. VIII. 1934

Lieber Herr Haecker!

Man hat mich – via Zangerle, der soeben von den Salzburger Hochschulwochen zurückkam – gebeten, bei Ihnen anzufragen, wie Sie sich prinzipiell zu einer Berufung an die Salzburger Universität stellen würden. Wie Sie wohl erfahren haben, hat der Salzburger katholische Hochschulverein bei der heurigen Jubiläumstagung die Errichtung einer philosophischen Fakultät neben der bereits bestehenden

theologischen beschlossen. Es besteht die Absicht, Sie für einen Lehrstuhl der Philosophie vorzuschlagen. Man will sich aber vorher unverbindlich orientieren, ob Sie überhaupt eine solche Berufung annehmen würden. Falls Sie prinzipiell geneigt wären, würde man sich, wie mir Zangerle sagt, mit Ihnen in Verbindung setzen und die nötigen Schritte einleiten. Man weiß, daß Ihnen die akademischen Graduierungen fehlen, aber für die Behebung dieses Mangels würde man in geeigneter Form Vorsorge treffen. (Im Vertrauen gesagt: es steht außer Ihnen noch Dr. Bernhart in Erwägung, aber aus verschiedenen Gründen möchte man Ihnen den Vorzug geben).

Vielelleicht haben Sie die Güte, mir Ihre prinzipielle Stellungnahme zu dieser Sache anzudeuten.

Mit herzlichem Gruß, in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

877 VON THEODOR HAECKER

München
Möhlstr 34

3/9 1934

Lieber Herr Ficker,

Ihr Brief hat mich, wie Sie denken können, in eine große Unruhe gestürzt. Manchmal scheint es ein mir von der Vorsehung geschenkter Ausweg zu sein aus manchem schier Unerträglichen und dann wieder wie eine endgültige Beraubung meiner Freiheit. Auch das Gefühl völliger Unzulänglichkeit zur Erfüllung einer solchen Aufgabe führt mich mitten in der Nacht oder am Tag in schmerzhafte Depressionen. Kurz, ich weiß gar nicht von selber, was ich tun soll. Immerhin habe ich mich soweit vorgewagt in meinen Entschlüssen, daß ich anhören will, *völlig unverbindlich*, was man eigentlich vorhat, was man von mir verlangt. In diesem Sinne bitte ich meine Antwort weiterzugeben. Und dann schreiben Sie mir doch, bitte, *was Sie selber von diesem Vorschlage denken*. Das würde mir sehr helfen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Theodor Haecker

Mühlau, 12. Sept. 1934

Sehr geehrter Herr von Susani!

Auch mir tut es herzlich leid, daß wir in einer Frage, die heute für uns brennend ist, weil sie die Liebe zu Volk und Heimat betrifft, nicht nur verschiedener Meinung sind, sondern – was schwerer wiegt – auch unter so verschiedenem Gewissenszwang stehen. Dies nötigt mich natürlich, Ihren Wunsch zu respektieren und auf die Veröffentlichung Ihres Aufsatzes im nächsten Brenner zu verzichten. Daß mir dieser Verzicht nicht leicht fällt, nicht leichter jedenfalls als Ihnen, werden Sie mir ja glauben. Denn erstens wissen Sie, was ich von Ihrem Aufsatz halte und wie glücklich ich mich geschätzt hätte, ihn bringen zu dürfen; und zweitens bin ich, wie Sie sich denken können, mit meiner Sache so ins Unsichere gestellt, daß ich nie weiß, ob ich so bald wieder mit einem Brenner herauskommen kann. Das Mißgeschick, das uns da zugestoßen ist, und den Schritt, zu dem Sie sich genötigt sehen, bedaure ich umso mehr, als ich mit der Perspektive Ihrer großzügigen Betrachtung, wie Sie wissen – bis auf ein paar grimassierende Züge, die Ihnen selbst entbehrliech scheinen – durchaus einverstanden war; in der Tat habe ich mich gegen nichts gekehrt, von dem Sie annehmen mochten, daß es mir wider den Strich gehen würde – ein Beweis dafür, daß es mir unbeträchtlich scheint gegenüber allem, was im Hintergrundlichen Ihrer Betrachtungsweise gleichsam die Weite Ihrer Zuversicht ausmacht und das durch den Horizont des Brenner doch wahrlich keine Einschränkung erfährt. Wie schön also, wie groß und eindrucksvoll wäre Ihr Aufsatz im nächsten Brenner gestanden – wie unmißverständlich auch in seiner religiösen Haltung! Schade, daß Erwägungen untergeordneter Natur, daß *politische* Erwägungen Sie nötigen, sich zurückzuziehen! Wer den Brenner mehr als oberflächlich kennt, weiß im gegebenen Moment, daß auch das Gedenkblatt für den ermordeten Kanzler seine Belichtung vom Religiösen her erfährt, nicht vom Politischen, das von dieser schweigsamen Sphäre der Besinnung ja heute weit entfernt ist.

Ich nehme gerne zur Kenntnis, daß Sie Deutschland lieben »so wie es eben wirklich ist«. Aber wie *ist* es denn? Nach dem Anschauungsunterricht, den es uns im letzten Jahr erteilt hat, ist diese Frage wohl berechtigt. Also: wie ist es denn *wirklich*, wenn es morgen nicht anders ist, als es heute zu sein scheint? Oder sehen Sie die Gleichschaltung im Geiste mit jenem Byzanz, in dem durch tausend Jahre der Mord von Staatswegen betrieben wurde, für die Rettung Deutschlands aus seinen gegenwärtigen Nöten, für eine richtige Staatsräson an, und den Byzantinismus für die dem Deutschen Volk gemäße Wesensart und Lebensform? Wenn einem Deutschland heute leid tun kann, leid noch in seiner Politik gegen Oesterreich – glauben Sie nicht, daß dies ein Ausdruck von Liebe sein kann, dessen sich ein Deutscher nicht zu schämen braucht? Oder glauben Sie, daß hier mit einer *blind*en Liebe gedient ist? – Es sind keine rhetorischen Fragen, die ich unter Zugrundelegung Ihres eigenen Textes an Sie stelle. Aber es sind Fragen, die sich heute jeder selbst beantworten muß, der sein Volk liebt und dem das Schicksal Deutschlands, aber auch das des deutschen Landes Oesterreich, sofern er dieses als seine Heimat liebt,

nicht gleichgültig ist. Denn nichts ist gewisser, als daß bei Kriegsausbruch Oesterreich das Schlachtfeld Deutschlands wäre und die Gräuel der Verwüstung zu tragen hätte. Wann aber der Kriegsfall gegeben wäre, darüber hat Italien Deutschland nie im Zweifel gelassen. Mag Italiens Hinterhältigkeit und Anmaßung wo immer liegen: in diesem Punkt ist es, das dem Dritten Reich doch bis zuletzt sekundiert hat, immer offen gewesen. In welcher Zwangslage sich Oesterreich unter diesen Umständen befand, wenn es, den tückischen Anschlägen seines großen Bruders, dieses Siegfrieds in Hagengestalt, ausgesetzt, Realpolitik betreiben und nicht selbst den Boden für seine Verwüstung und seinen Untergang bereiten wollte, ist klar und die Geringschätzung eines Staatsmanns, der die Gefahr erkannte, sich mutig ihr entgegenwarf und seine Unerschrockenheit mit dem Leben bezahlte, für einen Deutschen, der seine Heimat liebt, kein Zeichen von Verantwortungsgefühl. Nur was *gesamtdeutscher* Besinnung zuträglich ist, kann und wird den Gegenstand der Sorge des nächsten Brenner bilden. Ihr sollte auch das Gedenkblatt für Dr. Dollfuß dienen, das wie gesagt keine politische Demonstration bezeckt, sondern den Ernst der Situation, das fait accompli, das *niemandem* zur Ehre gereicht, entsprechend beschweigt. Denn was von Versailles, was vom Völkerbund zu halten ist, aber auch welche Gefahr der Nationalsozialismus heraufbeschwört, darüber hat sich der Brenner durch den Mund Theodor Haeckers früh genug und in einer Weise verlautbart, die dem deutschen Volk noch dann – vielleicht *erst* dann! – zu denken geben wird, wenn es die Früchte der Geistesverfassung, der es heute Macht über sich gegeben hat, zu seinem Leidwesen geerntet haben wird. Vielleicht zu *aller* Leidwesen. Bestimmt aber zu *unserem*, die wir uns klar darüber sind, wie schwer die gesamteuropäische Versündigung am Geiste des lebendigen Christentums ist und wie grell sie durch den Mord an Bundeskanzler Dollfuß ins Licht gesetzt wurde. Wenn Sie im Ernst zu Ihrem Aufsatz stehen, werden Sie mir hierin zustimmen müssen.

Es wird nun so sein, sehr geehrter Herr von Susani, daß ich den nächsten Brenner, wenn's gut geht, frühestens knapp vor Weihnachten herausbringen kann. Ja, es ist möglich, daß ich ins nächste Jahr damit hineinkomme. Sollte Ihnen inzwischen eine Annäherung an meinen Standpunkt möglich sein – ich erwarte es nicht und wünsche es doch! –, so bitte ich gegebenenfalls um ein Zeichen. Andernfalls bitte ich Sie, mir diese Zeilen nicht übel zu nehmen. Denn sie bezeichnen in der Tat nichts anderes als den Weg der Verständigung zwischen uns offen zu halten.

Es grüßt Sie herzlich, in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Wenn Sie Herrn Birstinger schreiben, grüßen Sie bitte! Die Mappe bitte ich noch etwas behalten zu dürfen. Ich hatte noch keine Gelegenheit, sie Menschen mit besserem Sachverständnis, als ich es selbst besitze, zu zeigen. Im Oktober sende ich sie bestimmt zurück.

Bois-Colombes (Seine), 13. Sept. 1934,
34, rue de la Paix

Lieber und verehrter Herr von Ficker,

Birgits schneller Aufbruch in die Heimat ist für mich gleichsam eine doppelt strenge Mahnung, Ihnen einige Worte zu schreiben. Man kommt fast aus der Übung, gesammelte und von innen her sprechende Briefe zu fassen, wenn sich das tägliche Epistular in erschreckender und demütigender Weise darin erschöpft, nach Ansätzen zu fahnden, wo eine neue und einigermaßen würdige Ausnutzung der eigenen Arbeitsfreudigkeit möglich zu sein scheint. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß ein Entwurzelter, dessen – heimatbedingte – Kräfte nun einmal brachliegen, dessen Leistungsfähigkeit auf dem ihm (durch innigen Glauben an seine Berufung ad moralia et paedagogica) gleichsam vorbestimmten geistigen Gebiet leerläuft, nun so ohne weiteres die Stärke und Entschlossenheit aufbringt, um sein Los als lebensnotwendige, wahrscheinlich heilsame Prüfung anzusehen und demgemäß für die eigene Ausbildung auszuwerten. Zumal als besonders schmerzhafte Schwierigkeit hinzukommt, daß der freudige, formwillige und herzhafte Gebrauch der Muttersprache in der Zukunft für weite Sparten der geistigen Auseinandersetzung verwehrt sein dürfte, daß man gezwungen ist, sich einer Adoptivsprache zu bedienen, deren Zeichen zwar wohlbekannt und geläufig, deren innerstes Maß und innigster Sinn aber kaum je so echt erfaßt werden können, daß sie in harmonischer Fülle und Unmittelbarkeit Gedanke und Ausdruck verlautbare. Man behauptet allerdings, daß Menschen der ahasverischen Kaste, der auch ich durch mir unbekannten Ratschluß angehöre, die den Messias nicht zu erkennen vermocht hat, deren Sinn, einst das Wort verkündet zu haben, und deren mühselige Verdammnis, Ferment unter den Völkern zu sein, mir nunmehr erschöpft zu sein scheinen – der zionistische Nationalismus, dieses grauenvolle Lehnwort, das weder auf dem Boden Israels noch im Garten Christi gewachsen ist, dürfte wohl das Säkularende der jüdischen Mission und Lebenskraft bedeuten – man behauptet, daß die Juden dank ihrem geschmeidigen und beweglichen Geiste besonders begabt sind, sich den Umständen in jeder Weise, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen, anzupassen. Welch' oberflächlicher Irrtum! Mag dies stimmen für Leute des Handels, der exakten Wissenschaften und der Journaille, die in gefrorenen Ziffern und Chiffren oder in vorgeformten Redewendungen sich ausdrücken: für den filologos gilt dies sicher nicht: denn er lebt in seinem Spracheros und er denkt in seinem Sprachlogos, der Muttersprache. Sagt dieses eine Wort nicht mehr als alle Erläuterung?

Ich taste herum, um aus irgend einer Ritze dieser Gefangenenzelle einen Strahl der Erleuchtung zu fangen, der mir Klarheit schenken könnte, warum dies hat sein müssen, welches der Sinn dieser Verbannung aus dem Mutterleib Deutschland ist, wohin diese Prüfung zielt. Es ist mir nicht gegeben, als Streiter wider die satanischen Kräfte zu löken, die heute aus jungen, lieben Deutschen Heiden machen. Es widerstrebt mir, mich am ranzigen Fett der widerfahrenen Ungerechtigkeit kümmerlich aufzupäppeln oder mich an mißtönenden Haßgesängen zu berauschen. Es genügt

mir nicht, im Zwange der materiellen Sorge das Geistige mit geschmeidigem Ruck für eine gewisse Zeit als Ballast über die Schulter zu werfen und Resignation zu üben. Nein. Das wären eitle Selbsttäuschungen. Aber – und hier taste ich herum, ohne zu erkennen – wo nehme ich die Kraftquellen? Die Romanitas, ruhig beschlossen – trotz aller und manigfaltiger äußerer Gebarung – in ihrer statischen Bedingtheit, weist nirgendwo in eine Zukunft und erkennt auch nicht eines der großen Zeichen, die am Rande der Welt bereits erscheinen.

Wahrscheinlich aber ist es so, daß diese ganze Fragestellung in sich schon eine Vermessenheit ist, daß, im Angesicht einer wahrhaften Theodicee Wille und Sinn des Einzelnen nichts, garnichts zu bedeuten hat. Daß diese Erkenntnis sich als Glaube in mir erfülle, darauf warte ich als auf eine Gnade.

Aber wie? Es liegt mir fern zu klagen; kaum wage ich es anzuklagen, denn zu klar bewußt erscheint vor mir das pater peccavi atque ego. Und doch befindet man sich in einer seltsamen irrlichterierenden Gesellschaft von guten Deutschen und guten und schlechten Außerdeutschen. Als ich in Deutschland während der letzten Wochen mancherlei Menschen aufsuchte und sprach, schienen sie mich gleichsam zu beneiden um die Vergunst, nicht mehr in den hercynischen Wäldern leben zu müssen, *freie* Luft atmen zu dürfen. Mein Gott, diese Freiheit – im Exil! Ringsum die Emigranten, die, Keksweiber der Weimarer Republik, heute in ebenso niederrächtigem Sprachgezeter, wo syntaktische Fehler und grammatische Schnitzer einen wahren Hexensabbath aufführen, und ebenso widerwärtigem Gelüge wie die morganatischen Hochzeiter des heutigen Deutschland, aus ihren tausend begangenen Sünden noch einen Katechismus der verfolgten Unschuld aufzustellen wagen! Oder die französische Presse, in der die ewigen Ruhrinvasionisten sich pharisäisch an die ehrenlegionäre Brust klopfen und verkünden, daß sie eben doch recht gehabt haben: épatez le bourgeois! Keiner verhüllt sein Haupt, wie es nur der einzige Karl Kraus mutig und gelassen genug ist zu tun, im Gedenken der Geschändeten und Zertrampelten, die allein berufen sind, vor Gottes Richterstuhl Zeugnis abzulegen für die Schande, die durch unser aller Schuld über das Herz Europas hat kommen können; keiner hat schweigen gelernt im Angesicht der Vielen, die heute in Deutschland vor innerster Schmach zusammenbrechen; alle mästen sich, ohnmächtige Kapaune, am schmatzenden Wiedererzählen von Greuelmärchen, die, jenseits ihres Fassungsvermögens allerdings, grauenhafte Wahrheiten sind.

Wie Figuren aus den Sueños des Goya warten sie auf Umsturz. Und was dann, wer dann? Militärdiktatur? Als ob das nicht in der Tat schon heute da wäre! Monarchie? Scheint mir wenig sich zu unterscheiden von *der* Herrschaft und Gefolgschaft, die jetzt in Deutschland dekretiert. Wer könnte die Salbung und göttliche Berufung übermitteln, es sei denn die katholische Kirche, die aber nur 1/3 der deutschen Menschheit umfaßt? Sozialisten und Demokraten? Aber glauben diese Prager und Amsterdamer Bürokraten, daß das deutsche Volk ihre Unfähigkeiten und Schwächen so leichthin vergessen habe; sehen sie nicht, daß gerade durch *sie* der Braunauer Zöllnersohn werden konnte was er ist? Und die Kommunisten? Die nur andere Hitleriaden vortragen würden oder – abhängig von den Stalin und Litvinov, die eben in die Genfer Meineidgenossenschaft einzutreten sich anschicken – nur dem Taktstock der französischen Diplomaten oder den Donnerklängen fernöstlicher Gewitter – schon ziehen diese langsam gen Europa! – folgen würden. Wer

also, was also, von wo der Umsturz, der Deutschland vor dem Fellachentum bewahren könnte? Vielleicht stürzt alles um, wenn die verantwortungslosen »Rembrändter als Erzieher« des heutigen Deutschland am 14. Januar 1935, am Nachtag der Saarabstimmung, die wahrscheinlich die Saar unter der Vormundschaft Frankreichs belassen wird, den Krieg entfesseln! Die Geschichte der abendländischen Menschheit hat begonnen mit Prätorianermordkaisern und Wanderungen östlicher Völker; sie wird vielleicht in hoc signo auch endigen. Der große Krieg der Arbeitslosen, der wahre Weltkrieg der Gottlosen! Sehen doch überall schon die Bauern in seltsamen Visionen den Mond in Feuer, überragt vom blutig strahlenden und Strafe drohenden Kreuz Christi.

Klingt nicht sub specie dieser Ewigkeit eine einzelne Klage wie eine Blasphemie? Die wenigen, ach wie wenigen Prediger in der Wüste, die mit letzter Anspannung ihre handgearbeitete Sprachkraft ins Feld stellen gegen die Wortprodukte und Mauschelware der Rotationspressen, Diktaphone, Lautsprecher und Schreibmaschinen (welch ein irrsinniges Wort: eine Maschine, die schreibt!) werden in ihrer tiefsten Inbrunst nicht mehr verstanden von Menschen, deren Augen das Bild der Welt nur noch im Spiegel der Wochenschau (Actualités heißen sie bezeichnenderweise im Französischen!) zu fassen und deren Trommelfelle den Klang des Worts nur noch via Radio zu fangen und deren Gehirne den Sinn des Worts nur noch in der müden Kümmernis der Rätselzeitschriften zu packen vermögen.

Genug. Sage ich Ihnen doch gewiß nichts Neues. Ich habe dieses Schreiben lange genug hinausgezögert, weil es mir fast läppisch erschien etwas zu äußern. Ich bin Ihnen viel Dank, viel Dank schuldig für die Brennerhefte, die mir stets eine tiefe und innige Freude bereiten, und sei es nur, weil es stärkt und erhebt zu sehen, daß dort Wahrer des Gutes manhaft stehen und aushalten. – Ich habe Ihnen zu danken für die Einführung bei Theodor Haecker, dessen Begegnung in Vielem entscheidend für mich gewesen ist. Er hat eine wunderbar gesammelte, liebevoll scheue und männlich kämpferische Größe. Meine eigentliche Mission, von der ich Ihnen schrieb, war vergebens, da »Vergil, Vater des Abendlands« von dem franz. katholischen Verlag »Courrier des îles« bereits zu Weihnachten herausgebracht wird. Dies bleibt bis zu einem gewissen Grad bedauerlich, da die Tragweite dieses Verlags nicht oder vielleicht noch weniger bedeutend ist als die Kuster und Pöstets.

Birgit übermittelte mir Ihre Anregung, Karl Kraus und Schönberg anlässlich ihres 60 jährigen Geburtstags dem französischen Publikum »vorzustellen«. Ich sprach wegen Sch's. mit Jacques Benoit-Méchin. Dieser, der für sich selbst ablehnen muß, empfiehlt als Einzigen den bekannten frz. Komponisten Darius Milhaud. Ich selbst würde sehr gern über Karl Kraus schreiben; ich denke dabei an die Nouvelle Revue Française z. B. Doch sind im Augenblick die verantwortlichen Leute noch nicht zurück, und so kann ich Ihnen noch nichts Bindendes sagen. Vorausgesetzt überhaupt, daß Sie mit mir als Referenten einverstanden sind. Karl Kraus zu übersetzen, ist ja unmöglich: der Aufsatz wird also nicht einfach zu fertigen sein. Wie soll man etwas, das so eingesponnen liegt im Wundergarten der deutschen Sprache, das so alle Höhen und Niederungen sprachlicher Möglichkeiten zu erreichen vermag, in einer fremden Sprache verständlich machen?

Für ein Wort dieserhalb wäre ich Ihnen dankbar. Laura Maria schrieb mir lieb von dem Wiedersehen in Innsbruck. Wann werde ich Sie einmal wiedersehen können.

Mit herzlichem Gruß
Ihr aufrichtig ergebener

Curt Gutkind

880 AN CURT SIGMAR GUTKIND [Entwurf]

[nach dem 13. 9. 1934]

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Ja, ich kann wohl verstehen, wie Ihnen zumute ist. Ihr Brief, der ein Dokument ist, sagt die Situation erschöpfend aus. Mit einer Objektivität, deren überhaupt nur der subjektiv Getroffene fähig ist, wenn er seine Fassung bewahrt. Die Unsicherheit und Ausgesetztheit, mit der heute Gott gerade diejenigen heimsucht, die er stark und sehend machen will für seinen Kampf, die er *nicht* mit Blindheit schlagen will, stellt in der Tat Anforderungen an den Glauben des Menschen, denen sich jeder von uns – er sei denn ein Auserwählter – nur notdürftig gewachsen fühlen mag. Kein Wunder, daß wir Menschen, die wir noch nicht dem Kollektiv-Wahnsinn verfallen sind und wissen, was wir einander schuldig sind, uns sozusagen nur mehr aus der Ferne Lebenszeichen zu geben vermögen und daß alle Bindungen außer den sakramentalen, die die wahren Brücken des Geistes zum Einverständnis zwischen den Menschen sind, mehr oder weniger versagen müssen. Bald werden wir den Mitmenschen, der mit uns seine Fragwürdigkeit vor dem Höchsten teilt, überhaupt nur mehr in Gottes Namen, d. h. als Ebenbild Gottes ansprechen können, sollen die Abgründe, die sich vor uns öffnen, sich nicht über uns schließen. Das will aber zugleich besagen: wir müssen uns klar darüber sein, was wir dem Anderen, der uns in diesem Ebenbildlichen *co ipso* deutlicher ist als wir uns selbst, an Entgegenkommen zumuten dürfen und was nicht. Hier können wir leicht die Überfordernden werden und uns um das gerechte Augenmaß betrügen, mit dem wir am Ende von Gott selbst wahrgenommen werden wollen: um das Augenmaß der Nachsicht und der Liebe.

Ich kann Ihnen daher nur sagen: Haben Sie Dank für Ihren Brief, dessen Bedeutung mir klar bewußt ist und den ich als Vertrauensbeweis umso höher schätze, als er der gefaßte Ausdruck der ungetrübten, aber gerade das Herz des Mitführenden, des wahren Einsichtigen tief bekümmernenden Erkenntnis ist, wie ganz besonders schwer – schwerer als die des verfolgten Christen – die Situation des verfolgten Juden ist, der sich im Exil heute mit der Frage abquälen muß, wo er denn – nicht nur irisch, sondern im Geiste – nun eigentlich seine Heimat habe. Er, der im Grunde upzerstreut, so gerne in dieser Welt der Zerstreuung zuhause ist. Wie er im Einzelfall sich mit der weltlichen Seite dieses Problems auseinandersetzen soll, das wird seinem Scharfsinn und seiner Geschicklichkeit leichter zu entscheiden gelingen

16. IX. 1934

Lieber, verehrter Herr Haecker!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen erst heute – durch gütige Vermittlung des Herm Kestranek – Dank und weitere Nachricht zukommen lasse! Ich hatte Ihren Bescheid durch Zangerle unverzüglich an die interessierten Herren des Salzburger Universitäts-Kuratoriums weitergeleitet mit der Bitte, die Stellungnahme dazu entweder direkt oder nochmals auf dem Weg einer Vermittlung durch mich an Sie gelangen zu lassen. Ich hoffte, diese Rückäußerung würde nicht allzulange auf sich warten lassen. Bis jetzt aber ist nichts eingetroffen – und ich vermute, auch bei Ihnen nicht. Ich weiß ja nicht, welches Tempo man der Sache zu geben beabsichtigt; aber ich vermute, daß man Ihre nicht von vornherein ablehnende Haltung zum Anlaß nehmen wird, die Situation zu nutzen und sich über die konkreten Vorschläge an Sie schlüssig zu werden. Ich selbst, verehrter Herr Haecker, möchte mich zu dem Projekt erst äußern, wenn die Vorschläge bekannt sein werden. Früher möchte ich dies nicht auf mein Gewissen nehmen angesichts der Wichtigkeit des Falles für Sie und Ihre Existenz. Ich kann die Tragweite Ihrer Bedenken pro wie contra wohl ermessen.

Mit großer Freude habe ich das schöne und besonders eindrucksvolle letzte Hochlandheft gelesen, das ich schon besaß, als ich auch noch Ihren Separatabzug erhielt. Vielen, vielen Dank dafür! Wie wichtig, wie einen neuen Grabstein der Erkenntnis aufhebend ist Ihr Aufsatz! Wunderschön, wie das Leben des Geistes in Ihnen immer tiefer und sicherer in die Weite Ihrer Sprachschöpfung atmet! Sehr lebendig und glücklich zusammenfassend ist auch der Aufsatz von Kampmann über Sie. Er ist luzider als das beigegebene Bild von Ihnen, auf dem Sie, wie mir scheint, mehr einem Gedankenbrauer als einem Gedankenbauer ähneln.

Bin neugierig, was Herr Kestranek zur Analogia Trinitatis sagt. Ich habe mit ihm und einem Kaplan aus Wien, einem Konvertiten aus dem Judentum, der durch Sie und Newman zur Kirche kam, neulich einen sehr schönen Tag in Axams verlebt. Dieser Kaplan, Johannes Oesterreicher, der in Wien ein »Pauluswerk« gegründet hat, gibt zu dessen Untermauerung auch demnächst eine Zeitschrift »Die Erfüllung« heraus, die der Judenmission dient. Nach den Fahnen zu schließen, die er uns lesen ließ, scheint es eine verdienstliche Sache zu werden. Es waren ihm übrigens noch andere Fälle jüdischer Konversionen bekannt, die auf Sie und den Brenner zurückgehen. Auch erzählte er, daß der Brenner 13 die letzte Lektüre von Jakob Wassermann war, der von Ihren Ausführungen so erschüttert und zugleich begeistert war, daß er im Texte immer wieder anstrich und Frau und Kindern daraus vorlas.

Doch genug für heute! Sobald ich aus Salzburg etwas erfahre, werde ich die Nachricht sofort an Sie weitergeben.

Mit herzlichem Gruß an Sie und die Ihren
stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

882 AN WERNER KRAFT

26. X. 1934

Sehr geehrter Herr Doktor! Ihre Karte hat mich nicht wenig erstaunt. Auf Ihre letzte Mitteilung hin habe ich *sofort* eine Fackel gekauft und sie Ihnen noch am gleichen Tag – mittels Kreuzband des Brenner-Verlags – zugesandt. Leider war ich so unvorsichtig, die Sendung nicht rekommandieren zu lassen; aber ich nahm nicht an, daß sie verloren gehen könne. Ich werde nun an den Verlag der »Fackel« schreiben, daß man Ihnen das Heft sendet. Ich habe K. K., der sich unlängst zwei Tage hier aufhielt, von Ihrer Bitte berichtet. Er hat bedauert, daß ich Ihnen selbst das Heft besorgt habe, und wird es Ihnen nun selbstverständlich gerne zukommen lassen. An Ihrer Betrachtung im Brenner hatte er nichts auszusetzen als daß sie etwas »überklugelt« sei. Im übrigen nimmt er an Ihrem Geschick sehr Anteil. – Schön ist Ihr Herbstgedicht – schmerzlich: noch überwiegt das Gesuchte das Gefundene. Es steht da wie außer sich, aber im Wort gefaßt. Wie verschleppt scheint heute alles Eigentum in der Wahrheit!

Der Brenner wird wohl erst *nach* Weihnachten erscheinen.

Mit herzlichen Wünschen und Grüßen

Ihr Ludwig Ficker

883 AN WERNER KRAFT

Mühlau, 25. XI. 1934

Sehr geehrter Herr Doktor!

Seien Sie herzlichst bedankt für Ihren Brief! Ich würde Ihnen raten, dem Verlag der Fackel für das Heft zu danken und wahrheitsgemäß zu berichten, daß das von mir gesandte Heft sechs Wochen verspätet in Ihre Hände gelangt ist (womit auch eventuelle Zweifel an der Absendung durch mich zerstreut wären). Ich selbst habe den Verlag über den wahren Sachverhalt nicht mehr aufgeklärt, da ich Ihre zweite Karte zu einem Zeitpunkt erhielt, wo die Übersendung des Heftes durch den Verlag bereits erfolgt sein mußte. Sie können auch ruhig an K. K. selbst schreiben, was auch wohl geziemender ist, und ihn, womit er sicher einverstanden ist, bitten, daß Sie das Heft der dortigen Universitäts-Bibliothek überlassen dürfen. (K. hat für die palaestinensische Emigration *viel* übrig. Wenigstens glaube ich eine Bemerkung, die er im Gespräch mit mir fallen ließ, dahin deuten zu dürfen.)

Zu Ihrer Kritik dieses Heftes nur das Folgende: Der Riß, von dem Sie sprechen, ist bei Kraus seit jeher da, wenn er auch in der gegebenen Situation für Sie besonders sinnfällig werden mag. Er gehört förmlich zur Substanz des Schöpferischen bei Kraus, das ja nicht so sehr auf geschichtliche Erkenntnis angewiesen ist als auf die Abschöpfungsmöglichkeit des Zeitbildes. Ich weiß nicht, ob man hier von einem Versuch sprechen kann, Geschichte ohne Beziehung auf Ideen zu erfassen. Ich

glaube, im Gegenteil: Kraus traut den Ideen im Grunde alles zu. Vor allem, daß sie in den Geistern, von denen sie Besitz ergreifen, sich ebenso beleben wie erschöpfen können – je nachdem, ob Liebe oder Haß, Verständnis oder Mißverständnis real in diesen Geistern vorwiegt. Wovon auch »Entsprechen« und »Versagen« der Ideen wesentlich abhängig sein dürfte. In einem Moment, da aber solches klar sich herausstellt, beweist gerade Kraus einen Instinkt, der keines geschichtlichen Orientierungssinnes bedarf, um nicht nur in sich begründet, sondern auch in seiner Tragweite erkenntlich und gerechtfertigt zu sein. Ich glaube, es gelingt ihm da, von seinem exponierten Augenblicksstandpunkt unter vollem Einsatz seines persönlichen Wagemuts der Wahrheit *und* der Wirklichkeit nahe zu kommen, viel näher als selbst ein Goethe vom Olymp seiner Betrachtung herab es vermag, wenn er im Intermezzo der klassischen Walpurgisnacht, diesem Gleichnis einer göttlichen Laune, sich über die französische Revolution lustig macht. Freilich, wo sollte auch das Zeitgemäße zwangsläufig einem größeren Wandel unterworfen sein als eben im Antlitz jener Satire, die das Zeitliche und mit ihm das Geschichtlich-Bedingte überragt! Natürlich steht Kraus im Chaos, und zwar in der »Realität« des Chaos. Aber er wurzelt doch nicht darin! Das Auffälligste an ihm ist doch gerade dies: sein Geist entspricht einem ordnendem Prinzip! Er trifft gerade das »Hirnrissige«, das kurzsichtig Verrannte, wo es bei Verkörperung von Ideen im Menschengeist Gestalt gewinnt. Das ist doch nicht zu verkennen.

Merkwürdig: gerade erhalte ich ein Buch von Berdajew über »Wahrheit und Lüge des Kommunismus« und lese zufällig die Stelle heraus: »Der Marxismus hat die Lüge der erhabenen Ideen in der Geschichte entlarvt. Die Lüge des Marxismus besteht nicht darin, daß diese Ideen dennoch eine ausschlaggebende Bedeutung in der Geschichte haben. Alle Ideen, die nichts weiter sind als Ideen, haben sich ausgelebt; der alte Idealismus ist tot. Der Marxismus ist aber Lüge, weil Gott – nicht die Idee Gottes, sondern Gott – als eine erschütternde Realität existiert, und weil Sein die Macht ist und das letzte Wort.«

Gerade das ist's, wofür Kraus, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu müssen, eine ausgezeichnete Witterung besitzt. Wobei es fast keine Rolle spielt, so bemerkenswert es als Schauspiel ist, daß er, der sich mit der handgreiflichsten Wirklichkeit auseinandersetzen muß, selbst mehr oder weniger in einer idealistischen Vorstellungswelt befangen bleibt. Die Vorsehung weiß schon, warum sie das Schauspiel so denkwürdiger Paradoxien zu Zeiten zuläßt. Es dient zur Beherzigung. Und diese zur Heilung aller Hirnrissigen. Früher oder später. Wahrscheinlich später. Rein persönlich läßt sich das von mir aus so ausdrücken: Wer, ohne Christ zu sein, in einer subjektiven Bemühung, der Welt objektiv gerecht zu werden, sozusagen christlich übers Ziel schießt, der ist mein Mann, den habe ich ins Herz geschlossen; denn er trägt faktisch zur Bestimmung bei und ahnt etwas davon, daß Ideen, die vom Menschengeist Besitz ergreifen, zu Zeiten die Domäne des Teufels, der Tummelplatz der Dämonen sind.

Bitte, was ist das für ein Gedicht »Die Kinder«? Mir ist, als hätte ich es – auf einer Ihrer Karten? – gelesen, zunächst flüchtig, und habe dann vergessen, es inniger zu lesen. Ich muß aber die Karte verlegt haben, jedenfalls finde ich sie augenblicklich nicht. Könnten Sie es mir nicht noch einmal aufschreiben? Selbstverständlich wird mich auch der Gedichtzyklus, den Sie in Paris schrieben, interessieren.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich Ihnen gleich mitteilen, daß ich das Gedicht »Volk« voraussichtlich nicht im nächsten Brenner bringen kann, da ich einen Aufsatz über »Das Wort Deutsch«, mit dem zusammen ich es bringen wollte, wahrscheinlich für ein späteres Heft zurückstellen muß. Leider hat sich die neue Folge stark verzögert und ich werde aus verschiedenen Gründen nicht mehr in diesem Jahr damit herauskommen können.

Wenn ich nicht irre, fragten Sie mich auch einmal nach dem Dichter Wilhelm Lehmann. Ich kenne ihn nur nach dem, was in den »Schildgenossen« von ihm stand. Aber es genügt, um sagen zu können, daß es die einzige echte, große Dichterbegabung ist, die mir in dem heutigen Deutschland aufgefallen ist.

Es grüßt Sie in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

884 AN THEODOR HAECKER

3. XII. 1934

Lieber Herr Haecker!

Von Herzen Dank für Ihre neue Gabe! Es war mir schon vor gut zwei Wochen gelungen, eines Exemplars von »Schöpfer und Schöpfung« habhaft zu werden. Kaum hatte ich es fürs erste gelesen, war es mir auch schon von einem jungen Theologen entführt, der das Erscheinen eines neuen Buches von Ihnen jeweils kaum erwarten kann, so tief fühlt er sich Ihnen erkenntlich. Er hielt mir auch schon einen kleinen Vortrag darüber, der sich nicht nur durch Begeisterung, sondern auch durch tiefere Erwägungen auszeichnete. Es scheint, daß Ihre Darlegungen zur Analogia Trinitatis Bedenken in ihm weckten. Die Theologen besorgen offenbar, daß die scharfe Trennungslinie zwischen Natur und Übernatur, deren Aufrechterhaltung ihnen am Herzen liegen muß, zu sehr verwischt werden und die Übernatur Gefahr laufen könnte, in die Natur herabgezogen zu werden. Ich weiß nicht, ob ein solches Bedenken stichhäftig ist – aber ich weiß, wie tief mir schwachem Geist Ihre Sätze einleuchten und wie tief ich Ihnen dafür dankbar bin. Wahrhaftig, ich weiß nicht, was ohne Sie und ohne das Gottesgeschenk Ihres Daseins aus mir geworden wäre. Und so darf ich vielleicht Ihr Einverständnis voraussetzen, wenn ich im nächsten Brenner, von dem ich mir viel verspreche, die paar Seiten aus »Schöpfer und Schöpfung«, die von dem »Herz des Menschen« handeln, an wirksamer Stelle als Zitat bringe. Leider wird der Brenner voraussichtlich erst im Jänner herauskommen können.

Wie ich höre, ist damit zu rechnen, daß Sie – günstige Umstände vorausgesetzt – im Anschluß an eine Wiener Vorlesung auch hier lesen werden. Sie können sich denken, wie sehr ich mich freuen würde, Sie wiederzusehen. (Diese Abgeschlossenheit von draußen ist auf die Dauer doch schwer zu ertragen.)

Und nun nochmals Dank! Es grüßt Sie in herzlicher Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

1935

885 AN LUDWIG HÄNSEL [Entwurf]

20. I. 1935

Sehr geehrter Herr Doktor!

Entschuldigen Sie bitte, daß ich Ihnen erst heute für Ihren letzten, gütigen Bescheid danken kann; ich habe seit kurzem wieder eine Anstellung als Korrektor in einer Druckerei gefunden, und da bin ich von früh morgens bis abends angehängt. So bleiben mir nur mehr die Sonntage zum Briefschreiben.

Daß Karl Kraus Ihnen für den so außerordentlichen Aufsatz über ihn danken, aber zugleich andeuten ließ, daß er ihn nicht gelesen habe, ist allerdings unglaublich. Wo hört da die Satire auf und wo beginnt sie? Es ist, weiß Gott, ein schmerzlicher Anblick, Kraus so verloren auf dieser Bühne seiner Ausflüchte agieren zu sehen. Wären da nicht auch menschlich rührende Züge, die ich ihm persönlich nicht vergessen kann, und wäre man nicht selbst nah' daran gewesen, sich in die Sackgasse zu verrennen, in der sich die Freiheit seiner Satire und seine persönliche Unabhängigkeit – der Not gehorchen wie dem eigenen Triebe – bewegt, wie leicht fiele es mir zu sagen: Welch ein Tragödiant der Wahrheit steht und fällt mit ihm! So aber möchte ich doch eher glauben, es liege auch dieser verunglückten Dank- und Abwehrreaktion Ihnen gegenüber ein tieferes Moment von Erkenntnis und Erkenntlichkeit zugrunde, deren ungeschickter Ausdruck sich eben aus der fatalen Situation erklärt, in die sich Kraus heute mit seiner ganzen Geistesexistenz gebracht sieht. Er ahnt den Einbruch des neuen in sein altes Testament, aber er mißtraut der Wahrheit, die vor ihm aufdämmert, wie einem Dieb in der Nacht, der sich vor seinem Spürsinn zurückzieht. Daher das Ratlose seiner Haltung und ihr Schleierhaftes bei offenem Visier. Daher sein Deckungsuchen hinter Vorwänden vor jedem Anspruch der Wahrheit, den er nicht selbst zu beantworten vermugt. Mir tut das alles so leid für ihn.

Selbstverständlich teile ich Ihre Ansicht über das Unangebrachte aller Versuche, von hinten herum die Aufmerksamkeit offizieller Stellen auf Ihren Aufsatz zu lenken. Ich habe Prof. Jaray, dem ich menschlich verpflichtet bin (denn er hat mir vor einigen Jahren den Rückkauf des Brenner-Verlags ermöglicht), auch deutlich zu verstehen gegeben, daß ich die Hand hiezu nicht bieten könne. Ganz unbeachtet und ohne heimliche Wirkung kann ja übrigens dieser wichtige Beitrag zur Würdigung des österreichischen Geisteslebens auch bei uns nicht bleiben.

Es grüßt Sie in herzlicher Hochschätzung und Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

886 VON THEODOR HAECKER

München
21 Jan. 1935

Lieber Herr Ficker

erst heute kann ich Ihnen danken für die »letzten Grüße aus Tirol« Eine schmerzliche Freude kam in mein Herz und eine plötzliche Geistesabwesenheit über mich: Wie wird sich darüber Gretel freuen, die in Ficker immer den gütigen Menschen pries. — Sunt lacrimae rerum. Kaum hatte ich meine Theodizee geschrieben, so hat mich auch Gott schon beim Wort genommen und mich 4 Monate lang den langsamsten Tod einer Unschuldigen mitleben und sterben lassen: Nun würdest du jetzt auch noch schreiben, was du geschrieben hast? — Es wurde mir oft schwer, Ja zu sagen, aber es war doch immer wieder da. Und sie selber sagte es ja, freudiger und bestimmter und nicht so antithetisch wie ich mit meiner »erbarmungslosen Barmherzigkeit« Nun naht die Verklärung.

Seien Sie und die Ihren herzlich begrüßt

Ihr Theodor Haecker

ich habe mich gefreut, in Wien Florian zu sehen

887 AN THEODOR HAECKER

Mühlau, 16. II. 1935

Lieber, verehrter Herr Haecker!

Ja, wie merkwürdig das ist: daß in einem Augenblick, der uns schmerzlich zu Herzen geht, es eine scheinbare Geringfügigkeit sein kann, die uns die Liebe Gottes in eben diesem Schmerz beseligend offenbart. So erging es mir mit Ihrem letzten Brief und mit der Mitteilung, die ich ihm entnehmen durfte: daß Ihre Frau selig wiederholt den gütigen Menschen in mir pries. Das hat mich bis zu Thränen gerührt. Aber ich schämte mich, mir selber (geschweige denn Ihnen!) einzustehen, Welch helle Freude diese Eröffnung, die ich als ein Vermächtnis empfand, in mir hervorgerufen hat. Und dies, obwohl ich mir bewußt bin, die Güte einer solchen Wohlmeinung über mich gar nicht verdient zu haben. Darum schwieg ich und fand nicht einmal ein Wort des Dankes bis heute. Aus Beschämung!

Nun aber erhielt ich zu allem noch das rührende Gedenkblatt an Ihre Frau selig, und nun würde ich mich schämen, es nicht zu gestehen, daß diese Freude wieder da ist, erlöster noch und erlösender, und daß ich sie ganz rein und stark empfinde. Wo soll ich dieses hinschreiben? Und was mag es mit dem Heimgang eines Menschen für eine Bewandtnis haben, der die Trauer über seinen Verlust mit so erhebender Freude zu durchlichten vermag? Nein, das ist in keines Menschen menschliche

Willkür gegeben, und habe er als der edelste und tapferste von uns Abschied genommen – das ist ihm und uns als Gabe der göttlichen Barmherzigkeit, als Gnadengeschenk der Liebe Christi verliehen. Und so glaube ich, Herr Haecker, in einem Glauben, der seines Tröstlichen gewiß ist, daß wir für alle Anliegen, die uns christlich verbinden, in Ihrer Frau selig eine Fürbitterin im Himmel gewonnen haben, die auch meiner nicht vergessen wird. Nichts schien mir gewisser als dies, als ich gestern das christliche Andenken an sie erhielt, das mich nun immer ansprechen wird, so oft ich es im Gebetbuch aufschlagen werde. Herzlichen Dank und Gott vergelt's!

Es grüßt Sie und die Kinder herzlich ergeben

Ihr Ludwig Ficker

888 AN EBERHARD STEINACKER

Mühlau, am 21. März 1935

Lieber Herr Eppo!

Hoffentlich hat Sie mein langes Schweigen auf Ihren letzten Brief nicht beunruhigt. Aber ich bin, wenn ich abends heimkomme, gewöhnlich so »lötz« mit meinen Augen daran, daß ich mit dem besten Willen weder lesen noch schreiben kann. Eigentlich habe ich jetzt nur mehr den Sonntag für mich, um meine private Korrespondenz erledigen zu können, und da drängt sich meist mehr zusammen, als ich bewältigen kann. Also nichts für ungut! Es sind auch sonst noch Sorgen, die mich bedrücken.

Da ist – als Hauptsorge – der nächste Brenner, von dem ich noch immer nicht weiß, wann er erscheinen kann. Manchmal scheint mir, als sei der richtige Augenblick schon verpaßt, dann aber habe ich wieder – und neuestens in verstärktem Maße – das Gefühl, daß seine Zeit erst kommen wird, und das versetzt mich in eine Spannung, die mir mein ohnedies so schwaches Mitteilungsvermögen fast ganz benimmt. Sie wissen, wie wenig da von meiner Willkür abhängt und daß Eigenmächtigkeit mir fremd ist. Gerade deshalb aber bin ich auch davon überzeugt, daß die Erinnerung an Dollfuß – so, wie sie für den Brenner vorgesehen und da zweifellos am Platze ist – ihr Licht von oben her empfängt. Sie wird daher ganz unmißverständlich sein und jedem die Augen öffnen, der eines guten Willens ist, stehe er politisch mit seinen Sympathien in welchem Lager immer. Noch weiß ich, wie gesagt, nicht, ob mir dieser nächste Brenner überhaupt noch glücken wird. Wenn aber ja, dann werden Sie sehen, daß ihn bei aller Eindeutigkeit seiner Haltung jene christliche Weitherzigkeit durchwalten wird, die wahrzunehmen heute so wichtig ist, soll Mut wieder Edelmut werden und christliche Gesinnung die Besinnung auf das Notwendige im Menschenleben. Ich glaube also nicht, daß da, aufs Ganze besehen, etwas mißverständlich sein könnte. Auf Leute, die mißverstehen wollen, kann ich natürlich keine Rücksicht nehmen. Ich weiß, Sie gehören nicht zu diesen, ja ich muß sagen, daß ich unter meinen Bekannten niemanden weiß, der unter so

schwierigen Umständen einen so guten Gewissenskampf kämpft wie Sie. Das hat Ihnen mein ganzes Herz gewonnen, und so lassen Sie mich Ihnen – zu Ihrer Beruhigung hoffentlich – sagen: Wenn ich dem Andenken Dollfuß' gerecht zu werden suche, der ja von einem Antipoden aus demselben »christlichen« Lager zur Strecke gebracht wurde, aus dem er selbst hervorgegangen ist, so geschieht das zu allerletzt aus Hochachtung vor einem »christlichen« Staatswesen, in dem solches möglich ist (oder wenigstens war), wohl aber aus Hochachtung vor dem Beispiel eines christlichen Staatsmanns, der beherzt auf seinem Posten gestanden und gefallen ist – ein Treuhänder der letzten christlichen Besinnung im Staatenleben Europas, das nun daran geht, sich selbst das Grab zu schaufeln. So scheint es wenigstens. Nein, falls und sobald dieses Gedenkblatt erscheinen kann, wird es nur mehr als erschütternde Reminiszenz wirken – kein Mensch wird es mehr als politische Demonstration verdächtigen können. Es seien höchstens solche, die noch immer nicht begriffen haben, wieviel es geschlagen hat und um was es heute geht.

Im übrigen wissen Sie, daß auch Susani mit einer Arbeit im nächsten Brenner vertreten sein wird. Auch das bietet Ihnen eine Garantie, daß einer gewissen Weitherzigkeit in der Beurteilung des politischen Zeitgeschehens uneingeschränkter Spielraum gegeben sein wird, so daß einer einseitigen und parteiischen Stellungnahme zu den Vorgängen, die uns allen so nahe gehen, gewissenhaft vorgebeugt ist. Entweder wird dieser nächste Brenner als das Dokument eines rein religiösen Wagemuts in Erscheinung treten, als das er mir im Geiste vorschwebt – oder er wird überhaupt nicht erscheinen! Hat er aber die Möglichkeit zu erscheinen, dann wird er, glaube ich, von einer Wirkung sein, daß Sie es nicht bereuen werden, in ihm zu Wort gekommen zu sein. Trotzdem wäre natürlich denkbar, daß die Mitarbeit an einem Brenner, der das Andenken an Dollfuß geziemend ehrt, mit persönlichen Schwierigkeiten für Sie verbunden ist, denen Sie sich vor Ihrem Gewissen nicht gewachsen fühlen. In diesem Falle versteht es sich von selbst, daß ich von Herzen Rücksicht nehmen würde auf die Zwangslage, in der Sie sich befinden. Gehen Sie also ernstlich mit sich zu Rate, lieber Eppo, und teilen Sie mir offenherzig mit, ob es Ihnen eine Erleichterung wäre, wenn ich Ihren Beitrag nicht schon in diesem nächsten Heft brächte. Ich schätze Sie zu sehr, als daß ich einen solchen Wunsch nicht respektieren würde – und es bedürfte keiner näheren Erklärung, das wissen Sie. Vielleicht soll es so sein, daß mir dieser Brenner, auf den ich so viel gesetzt habe, gleichsam zwischen den Fingern zerrinnt. Auch das würde ich in seiner Bedeutung zu beherzigen verstehen – wie alle Winke der Vorsehung, die sich mir als solche zu erkennen gegeben haben.

Einstweilen aber Dank für die Ergänzung zu Ihrem Aufsatz – und Dank auch für Ihre Mitteilungen über Ebner! Sehr würde mich interessieren, ob Sie Frau Jone nun kennen gelernt haben und was sie für einen Eindruck auf Sie gemacht hat. Manchmal tut mir doch leid, daß in ihrem versponnenen Herzen so viel Liebe und so viel Argwohn zugleich Platz haben. Es schafft diese Schwierigkeiten, sich in ihr zurechtzufinden.

Ignaz hat am letzten Samstag promoviert. Unglaublich, aber wahr!
Es grüßt Sie herzlichst

Ihr Ludwig Ficker

Mühlau bei Innsbruck, 29. IV. 1935

Sehr verehrter Herr Professor!

Ihre Karte hat mir zu meiner tiefen Beschämung in Erinnerung gebracht, daß ich Ihnen noch Dank und Antwort von früher her schulde. Aber ich hatte Ihre erste Karte, die kurz vor Weihnachten eintraf, sofort an Hildegard Jone weitergeschickt, um dieser mit Ihrem Lob eine Freude zu machen. Ich erhielt die Karte nicht mehr zurück, und so kam es, daß ich diese Verpflichtung nicht genügend im Gedächtnis behielt, um ihr genügen zu können. Wollen Sie bitte diese meine Nachlässigkeit gütigst entschuldigen. Davon abgesehen habe ich noch nachträglich das herzliche Bedürfnis Ihnen zu sagen, wie sehr mich das Interesse, das Sie am Brenner nahmen, und die aufgeschlossene Art Ihrer Mitteilung erfreuten.

Was Carl Dallago betrifft, so stimmt es, daß er in den letzten Jahren einen Saisonposten als Aufseher bei den Innbauregulierungsarbeiten hatte, den er heuer aufgab, weil er ihm nicht mehr entsprach. Es ist wahr, daß er in Armut, wenn auch nicht im Elend, lebt und daß es ihm schwerfällt, für sich und die Seinen den nötigen Lebensunterhalt aufzubringen. Helfend zur Seite steht ihm sein Jugendfreund, der Altbürgermeister Ernst Knapp von Schwaz in Tirol, der früher als ein wahrer Mäzen für ihn sorgte, heute aber selbst in Verhältnissen lebt, die ihm dem Freunde nicht mehr wie früher unter die Arme zu greifen gestatten. Ein Glück ist, daß ein erwachsener Sohn Dallagos (aus zweiter Ehe) eine Anstellung hat und so ein Weniges zum Lebensunterhalt der Familie beitragen kann. Leider pflegt Dallago, obwohl er hier in meiner Nähe wohnt, so gut wie keinen Verkehr mehr mit mir, seitdem er seine Mitarbeit dem Brenner entzogen hat und Mitarbeiter der Berliner Zeitschrift »Der Sumpf« wurde, die nach wenigen Heften dem Regimewechsel in Deutschland zum Opfer fiel. Neuestens setzt sich Pfarrer Leonhard Ragaz in der Schweiz, ein lebendiger Christ und wahrer Menschenfreund, in seiner Zeitschrift und wohl auch persönlich für ihn ein, während mir dies durch die Haltung, die er, wie gesagt, gegen mich eingenommen hat, unmöglich gemacht ist. Es dürfte sich daher empfehlen, die Anregung zu einer Kollekte – vorausgesetzt, daß Dallago selbst damit einverstanden ist – an Pfarrer Ragaz in Zürich zu richten. Sollten Sie das Bedürfnis haben, sich mit Dallago selbst in Verbindung zu setzen, so genügt als Adresse: C. D., Arzl bei Innsbruck.

Stets gerne zu jeder weiteren Mitteilung bereit grüßt Sie, verehrter Herr Professor, in Hochschätzung Ihr sehr ergebener

Ludwig Ficker

Mühlau, 3. VI. 1935

Lieber Eppo!

Das *scheint* Ihnen doch jetzt nur so – ich meine: daß Sie unter den Trümmern des Turmes, von dem Sie sprechen, begraben liegen. Gerade weil das Gewicht eines echten Schuldbewußtseins Sie drückt, ist nicht daran zu zweifeln, daß Ihre Erschütterung einen ernst zu nehmenden christlichen Beweggrund hat. Der wird aber schon dafür sorgen, daß Sie in Ihrem Schuld bewußtsein nicht erstarren, sondern als ein Mensch, dessen geistige Empfänglichkeit in Fleisch und Blut eines lebendigen Gewissens zuhause ist, hinausgehoben werden über den Notzustand der Selbstanklage, von dem alle Heimsuchungen des Herzens, die uns schuldig werden lassen, notwendig begleitet sind. Es sind nicht immer ihre Stiefkinder, die die Vorsehung mit einem zarten Gewissen begabt und gleichwohl »fallen« läßt. Gerade diejenigen, die weder Gott noch den Nächsten noch sich selbst zu lieben glauben, weil sie die Gebote gebrochen haben, diese verzweifelt Gott und sich selbst und den Nächsten Erkennenden liebt Gott oft am meisten. Das ist wahr wie Gottes Barmherzigkeit, die sich des leidenden Sünder annimmt. In all dem hab' ich ein bißchen Erfahrung, und wenn ich davon auch kein Aufhebens machen darf, so muß ich doch sagen: manchmal schaudert mir, wenn ich zurückdenke, über welche Abgründe ich schon hinausgehalten war. In manchen ist man auch faktisch verschwunden und nicht mehr zum Vorschein gekommen – auf Grund welchen Verhängnisses, weiß der liebe Gott. Ich wollte, ich hätte als junger Mensch einen Bruchteil Ihres Verantwortungsgefühles gehabt. Und dennoch – wenn Sie sich jetzt in eine unmögliche Situation begeben und sich vor sich selbst auf den Sezertisch legen wollen, so darf ich Ihnen wohl das Messer aus der Hand nehmen und Sie bitten, dem lieben Gott nicht ins Handwerk zu pfuschen und wieder aufzustehen. Auf religiöses Reden, Lesen und Schreiben können Sie getrost eine Weile pfeifen. Das schadet nichts, ja ist zuweilen sehr gesund!

4. VI.

Zu meiner Beruhigung habe ich heute Ihre Mitteilung erhalten, daß Sie ein Trottel sind. Nun, dann ist ja alles wieder gut. Aber bei allem Respekt vor den Excentrik-Kunststücken Ihrer Selbsterkenntnis muß ich doch sagen: Nicht nur die Höflichkeit gebietet mir, Ihre erste Nachricht ernster zu nehmen als diese zweite, sondern auch die Sorge, Ihre Selbstbeschwigungsversuche könnten insgeheim Ihre innere Unruhe nur steigern. Worauf sich diese bezieht, ist ja nicht klar geworden. Aber wenn sie sich auf Ihren Aufsatz und seine Aufnahme in den nächsten Brenner bezieht, dann möchte ich Ihnen doch nahelegen, mit sich noch einmal ernstlich zu Rate zu gehen und die Situation, die sich für Sie ergibt, mit allen Ihren Voraussetzungen und Konsequenzen für Sie gewissenhaft zu prüfen. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich Ihre Entscheidung, die keiner Angabe von Gründen bedarf, in jedem Falle respektiere. Ich sehe mich zu diesem nachdrücklichen Vorhalt ein bißchen auch in meinem eigenen Interesse genötigt. Denn es ist mir einmal schon passiert, daß ich

der Bitte eines Freundes, von der Veröffentlichung einer Arbeit im Brenner, die schon gesetzt und zum Druck bereit war, Abstand zu nehmen, im letzten Moment nicht mehr entsprechen konnte und dadurch diesen Menschen so sehr um seine Seelenruhe gebracht habe, daß er heute zu meinem Leidwesen mich als seinen Todfeind betrachtet. Sie verstehen: Ähnliches möchte ich in Ihrem Falle unter allen Umständen verhüten. Noch ist es Zeit. Denn ich hänge mit diesem Brenner noch immer ganz im Unsicheren, aber doch so, daß sich dies, so Gott will, in nächster Zeit schon ändern kann. Es ist ein rechtes Kreuz damit.

Im übrigen fühle ich mich so erschöpft und von dieser zeitraubenden Beschäftigung in der Druckerei mitgenommen, daß ich nicht einmal zu Ihrer Übertragung aus Péguet, deren Würdigung ja Muße erfordert, Stellung nehmen kann. Ich fürchte, es läßt sich auch in der nächsten Zeit nicht nachholen, trotzdem ich den besten Willen dazu habe. Ich muß nämlich auch den ganzen Wagner-Verlag jetzt notdürftig über Wasser zu halten suchen, seitdem Herr von Grothe fort ist und die Frage seiner Nachfolgerschaft leider noch immer nicht geklärt ist.

Also nichts für ungut und alles Herzliche zu Pfingsten!

Immer Ihr aufrichtig ergebener

Ludwig Ficker

1936

891 VON HANS KESTRANEK

Wien 11 Jänner 1936
III. Lisztstraße 4.-

Mein lieber und verehrter Freund! –

Von einer Reihe von Briefen, die ich seit meinem Eintritt in Oesterr. Gebiet auch über Wunsch Anderer zu schreiben hatte, ist dieser der letzte, weil mir wichtigste. Gerne wäre ich Ihnen aber mit einem Schreiben zugekommen. Ein vor einigen Tagen angefangenes liegt denn auch vor mir, in dem nach einer ähnlichen Einleitung wie heute Sätze stehen, die merkwürdig vorausnehmen, was Sie mir jetzt sagen: »Sie spreche ich lieber allein, auch möchte ich Ihnen etwas Besonderes sagen, etwas Gutes, Eindringliches, Warmes und freundschaftlich Einfaches – Ihnen antworten auf das was Sie zu mir sprechen, ohne Worte auch und ohne ein Schriftliches. Sie sind mir der mahnende Freund auch wo Sie zustimmen, anerkennen, ja über Gebühr fast loben. Redend oder Schweigend ist Ihre Wirkung gleich und vielleicht liegt darin, Ihnen selbst unbewußt, der Grund so manchen Verzichtes auf eigenes tätiges Wirken, wie es gemeinhin verstanden wird.« Damit wollte ich sagen, daß Ihr Wirken ein ganz besonderes ist. Es gibt ein nutzbringendes und ein anderes, ein segnenbringendes; und das ist das Ihre. Von dem Hochgesinnten sagt einmal Thomas: »Habet infructuosa«, d. h. er hält es mit dem, was keinen sichtlichen Ertrag bringt. Und doch trägt es reiche Frucht. Taten und Werke an sich reichen nicht weit, sind vergänglich wie in Sand Geschriebenes, sind fast wie ein Schlag in's Wasser. Sie sind darum, gegen allen Schein, vielmehr eine innere Angelegenheit, sie sind im Grunde dazu bestimmt, Den aufzubauen, der sie vollbringt und fallen wie ein Fremdes von ihm ab, sobald sie dies erzielt haben. Und sie erzielen es, mögen sie an sich noch so geringfügig sein. Nicht von ihnen, sondern von Dem, den sie bilden, geht die stille, die große, die segensreiche Wirkung aus, die alle Gestalt annehmen kann, weil nichts von der Gestalt des besonderen Werkes mehr an ihm ist. Der rechten Tat, dem rechten, eingeordneten Werke aber sieht man an, daß sie darum wissen, und nur dadurch können sie über ihren eigenen Bereich hinaus in unendlichen Wandlungen wirksam sein.

Mein lieber Freund, mißverstehen Sie sich selbst nicht! Sehen Sie doch selbst ganz Große ihre Werke von sich abtun. Shakespeare hat seinen »Zauberstab versenkt, wo kein Senklei ihn erreicht«, Michelangelo hat es bereut, daß er sich sein Leben lang an das Gestalten verloren, der hl. Thomas hat seine Feder hingelegt, da ihm was er geschrieben, wie Stroh erschien, und Platon hat von seinem Werk mit wenig Schätzung gesprochen. – Es ist die Überschätzung des Werkes, die schließlich seine Unterschätzung und die unser selbst mit sich bringt. – Das Werk liegt auf halbem Wege zum Ziele; zum Ziele ist uns aber durch nichts der Weg versperrt. Demnach

kann auch Niemandem sein Werk (oder was Sie den Lebensraum nennen) genommen werden, so lange oder so weit es sich um den Weg nach dem Ziele handelt. Wie Viele machen es sich aber auf halbem Wege bequem und beruhigen sich an Scheinzielen. Diese bekämpfen, zerstören sich gegenseitig – was wir dann für das Übel der Zeit ansehen, in Wahrheit schon sein Heilungsprozeß ist. Krank sind vielmehr scheinbar blühende, lachende Zeiten, an einem falschen Frieden krank. Leicht ist es gesagt: »Not lehrt beten«. Doch könnte der Spruch Untertitel des Buches der Weltgeschichte sein. Die Werke werden weggefegt, die auf sie Stolzen gedemütigt. Nicht an ihnen wird wahre unvergängliche Größe gemessen. – Kleinheit aber, die sich bläßt ist lächerlich und das Lächerliche Gegenstand der Komödie. Insoferne aber das Große durch die Kleinheit verletzt und verläumdet wird, ist es Gegenstand der Tragödie. Gehen wir aber nicht durch das Leben, ohne sein Komisches, ohne sein Tragisches voll zu erfassen? Klein stehen wir vor beiden und uns bleibt nur die Haltung der echten Ironie. Wiederum sagt Thomas vom »Seelengroßen« (magnanimus): »Utitur ironia«.

Sehen Sie mein lieber Freund – Ihr ganzes Leben scheint mir im Stile solcher Ironie gehalten zu sein; und das ist wohl der Zauber und die geheime Macht, die von Ihnen ausgeht. Noch einmal: Verkennen Sie sich selbst doch nicht. Viel muß auch ich noch von Ihnen – an Ihnen lernen. Sie haben als festen Besitz was ich noch suche und nur in Theoremen ergriffe. –

Wenn ich damit nicht lästig falle, würde ich Ihnen ein vorläufiges Concept der Vorrede zu einer Abhandlung über Bildung senden, die um den gleichen Gedanken kreist. – Daß ich Ihnen gerne Notizen, die Sie sich in ihrer rohen, fast unartikulierten, Form gefallen ließen, in reiferer Fassung vorlegen werde, brauche ich kaum zu sagen.

– Und mit dem »Brenner« wird es seinen rechten Gang nehmen; denn er ist bei Ihnen gut geborgen. – Sie tun was Sie können. Ultra posse nemo tenetur. –

Gestern war ich bei Franz Glück, an dem Sie einen guten, treuen Freund haben. – Sprach ihn auch wegen Karl Kraus. – Liebe es sich ohne irgend eine Schwierigkeit oder Widerstreben machen, würde ich ihn gerne sehen. – Anderseits kann ich mir schwer ein Wechselgespräch zwischen uns vorstellen. Glück will sich die Sache überlegen und ich überlasse ihm die Entscheidung, da er beide Partner persönlich kennt. –

Sonst sehe ich mancherlei Menschen ... immer ist man ja auf der Suche nach dem homo justus; er ist überall, in jedem, und doch so schwer zu finden. – Darf man sich an den anderen nicht ärgern, dann doch auch nicht an sich, – auch wenn man sich ärgert. – Da muß man denn doch fragen, wo das eigentliche Ich ist, was das Richtende, was das Gerichtete in uns. –

Bitte verzeihen Sie dieses ganze Geschreibe, das das Gepräge von der äußeren Unruhe hat. – Ich gehe gerne wieder nach München zurück, muß aber wohl noch bis Ende Jänner hier bleiben. –

Im Laufe des Frühjahrs hoffe ich nach Innsbruck zu kommen und freue mich besonders auf das Wiedersehen mit Ihnen. –

Und nun danke ich Ihnen noch für Ihren lieben Brief (die 3 Hefte habe ich auch erhalten) und grüße Sie von Herzen als Ihr

treu ergebener Hans Kestraneck. –

Mühlau bei Innsbruck
Schloßfeld 9

13. I. 1936

Mein lieber Müller!

Ja, was müssen Sie von mir gedacht haben, daß ich so lange nicht geschrieben habe und mich noch nicht einmal für das letzte Gruppenbild bedankt habe, auf dem Sie wieder ausgezeichnet getroffen sind und über das ich mich *sehr* gefreut habe! Ihre Treue und Anhänglichkeit gehört zu meinen schönsten Lebenserinnerungen, und Ihre Briefe und Bildchen werden von meinen Kindern einmal hoch in Ehren gehalten werden; darauf können Sie sich verlassen. Wenn man zwischen 50 und 60 steht wie ich heute, dann denkt man eben schon mehr an die Nachkommen. Und da möchte ich Sie gleich fragen, lieber Müller: wie geht es denn *Ihrem* Sohn? Hat er am Ende auch einrücken und hinunter müssen nach Afrika? Dann beschütze ihn der liebe Gott! Das sind wahrhaftig ernste Zeiten, und das große Unheil, das wir schon mit dem letzten Krieg hinter uns geglaubt haben, steht der Welt, wie es scheint, erst noch bevor!

Bei solchen Aussichten ist einem nicht gerade leicht ums Herz, wenn man einem Menschen, den man ins Herz geschlossen hat, alles Gute im neuen Jahr wünscht. Aber umso tiefer kommen einem diese Segenswünsche von Herzen, wenn man dabei einer in Not und Gefahr, im Krieg wie im Frieden so treu bewährten Menschenseele, wie Sie es sind, in Liebe und aufrichtiger Dankbarkeit gedenkt. Möge Gott Sie und Ihre Familie immer in seinen Schutz nehmen und alles zum Guten wenden! Schade, daß mich der Krieg um mein ganzes Vermögen gebracht hat, sodaß ich heute als einfacher Arbeiter mein Brot verdienen und mich von früh morgens bis abends plagen muß, um meine Familie über Wasser zu halten; sonst wäre ich schon längst wieder einmal nach Meran gekommen, um Sie wiederzusehen. Wenn man früher wie ein Freiherr gelebt hat, so ist im Alter ein solcher Existenzkampf keine Kleinigkeit. Aber die Hauptsache ist, daß man im Herzen jung bleibt und keine Verbitterung aufkommen läßt; dann hat man noch immer allen Grund, dem lieben Gott für so viel Güte zu danken. So werde ich es auch immer als ein Glück ansehen, daß wir beide dem Weltkrieg und mancher Bedrängnis im Feld, in der wir uns aufs Ärgste gefaßt machen mußten, doch schließlich heil entronnen sind und in der Erinnerung an die überstandenen Gefahren, in denen es auf Tod und Leben ging, uns noch nach Jahrzehnten ein so ungeschwächtes treues Gedenken bewahren können.

Lassen Sie, lieber, alter Kriegskamerad, wieder einmal mehr von sich hören, wie es Ihnen geht und ob Sie eine Anstellung haben, in der Sie Ihr Auslangen finden. Ich lege Ihnen hier einen Zehnschilling-Schein bei und bitte Sie, sich und Ihrer Frau damit einen vergnügten Tag zu machen. Und wenn Sie wieder einmal wallfahren gehen, dann schließen Sie mich bitte ein bißchen in Ihr Gebet ein!

Es grüßt Sie und Ihre Familie, wie immer, mit allen guten Wünschen
in besonderer Herzlichkeit.

Ihr Ludwig Ficker

893 AN ALFRED GEORGE GALLAS

BRENNER-VERLAG
INNSBRUCK / MARIA-THERESIEN-STRASSE 29

S. H. Herrn Alfred George Gallas,
Berlin O 112, (Dirschauerstr. 5.)

Innsbruck, den 23. III. 1936.

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie, daß ich als Herausgeber des Brenner Ihnen wärmsten Dank sage für die gütige Zuschrift, die Sie an den Verlag richteten. Ich habe mich über Ihre Worte um so inniger gefreut, als solche Kundgebungen einer spontanen Erkenntlichkeit selten sind, ein Herz wie das meine aber solcher Zeichen bedarf, um die Gewißheit zu haben, nicht ins Leere zu schlagen. Sie mögen daraus entnehmen, wie sehr mir meine Zeitschrift gerade wegen der Opfer, die sie mir auferlegt (und heute in kaum erträglichem Maße auferlegt) zur Herzenssache geworden ist. Leider kann der Brenner ja nur mehr alle heiligen Zeiten einmal erscheinen, aber das ist wahrscheinlich gut so. Um so zuversichtlicher kann er jeweils den Augenblick wahrnehmen, der, wie ich glaube, seiner heimlichen Sendung entspricht.

Dazu gehört freilich hin und wieder auch die Zustimmung eines Menschen, der so wie Sie sich von dem Inhalt des Brenner lebendig angesprochen fühlt. Und gerade heute, da der lebendige Christ, wo er nicht überhaupt zum Schweigen verurteilt ist, nur wie aus der Versenkung sprechen kann, ist ein Zuspruch wie der Ihre von unschätzbarem Wert für mich und meine abseitige, große Geduld und Zuversicht erfordernde Aufgabe. Hier geht es mir wie Ihnen, der Sie zwar aus der Diaspora heraus – aber wo ist heute nicht Diaspora? – und doch wie aus dem Herzen jener großen katholischen Bedrängnis heraus, die uns Christusgläubige heute alle zusammenschweißt, die Notwendigkeit erkannt haben, die Gewissen der Einzelnen zu schärfen und ihren Opfergeist zu entflammen, damit sie in der Stunde der Prüfung, die heute keinem erspart bleibt, sich bewähren. Ja, Ehre den Männern, deren Namen, mit einem Kreuz versehen, Sie nennen!

Und Ehre der deutschen Jugend, die uns das Beispiel des »Michael« gegeben, das unvergeßliche und mächtig fortwirkende! Möge es in uns allen den Glauben, die Hoffnung und die Liebe stärken! Dann braucht uns um einander nicht bange zu sein.

Sehen Sie, manchmal denke ich mir – und zwar im Hinblick auf Deutschland wie auf Österreich –, ob dort, wo scheinbar mehr verloren ist, am Ende nicht doch mehr gewonnen sein wird. Aber auch das ist vielleicht eine kleinkühnige Perspektive und nicht die rechte Vertrauenshaltung vor dem Ratschluß der Vorsehung. Ich wollte damit nur andeuten, daß gerade das Beispiel jener katholischen Jugend in Deutschland, die mit dem »Michael« zum Verstummen gebracht ist, für uns hier in Österreich etwas sehr Verpflichtendes hat.

Und so hoffe ich, so Gott will, mit dem nächsten Brenner – von dem ich nur noch nicht weiß, wann er erscheinen kann – etwas hinausstellen zu dürfen, das

dieser Jugend würdig ist. Etwas, das vielleicht sogar einen deutlichen Offenbarungscharakter für unsere Zeit mitbekommen wird.

Leider muß ich damit rechnen, daß diese neue Folge draußen nicht zugelassen wird. Doch hoffe ich, daß sie noch vorher in die Hände der ohnedies spärlichen Dauerbezieher gelangt.

Indem ich Ihnen nochmals von Herzen danke und meine Zeitschrift in Ihren Kreisen weiterzuempfehlen bitte, begrüße ich Sie in Hochschätzung
als Ihr sehr ergebener

Ludwig Ficker

894 VON HANS KESTRANEK

München 6. April 1936. —

Mein lieber und verehrter Freund! —

Das war gute Nachricht, die mir Ihr Brief brachte, sie kam wie ein Vorbote des Lichtes nach einer langen Nacht, in der Sie gleichwohl Ihren Weg gefunden haben. — Nun werden Sie sich umsehen und erkennen, wohin er Sie geführt. — Ich gestehe, daß ich in den letzten Wochen Ihretwegen in Sorge war, ob Ihnen nicht noch härtere Prüfungen auferlegt würden, wenn ich auch darüber zuversichtlich sein konnte, daß Sie welche immer bestehen werden. Von Ihrem vorgezeichneten Weg sind Sie nie auch nur einen Fußbreit abgewichen — an Versuchungen dazu wird es nicht gefehlt haben — und so wird er Sie auch zu Ihrem vorgezeichneten Ziel führen. Es gibt eine innere Hoffnung und Zuversicht, die unabhängig ist und sein soll von allen Erwartungen äußerer Hilfen, in denen Enttäuschungen nie ausbleiben. Was wären auch Ziele, zu denen die Unmöglichkeit den Weg verlegte! Auf dem rechten Weg gibt es dergleichen nicht: es ist der Weg des allmächtigen Willens selbst. Nolite timere. Sie gehören zu Denen, die ihn suchen; und der Suchende wird finden. —

Sie schreiben von einem Angebot an Sie und Ihren »Brenner Verlag« von Seiten der »Tyrolia«, von dem Sie »glauben es annehmen zu können«, — Ich nehme an, daß Sie bereits angenommen haben; denn es scheint großherzig zu sein und Ihren ideellen Zielen in Nichts Eintrag zu tun. — Beide Partner werden dabei auf ihre Rechnung kommen. — Liegt doch das Unternehmen im Zuge der Zeit. Wenn sich sonst einem besseren Schrifttum manche Tore schließen, so öffnet sich hier eines, ein Hafen und Zufluchtsort während einer geistigen Blockade. Und die Fracht von Blockadebrechern findet leicht Absatz. So meint auch Theodor Haeger, dem ich von Ihrem Schicksalswechsel Mitteilung machte und der ihn nicht minder begrüßt als ich. —

Was soll ich nun aber zu den Erwartungen sagen, die Sie in mich und in mein Werk setzen. Jedenfalls sind sie ein wirksamer Ansporn für mich. Dabei bleibt freilich dahingestellt, ob ich sie zu erfüllen vermöge. Das Eine aber kann ich Ihnen versichern, daß meine Arbeit, wenn sie mir etwas Rechtes erscheint, (und sonst verläßt sie nicht meine Tischlade) nur Ihnen und sonst Niemandem in die Hände

gelegt werden soll. Sie mögen dann auch urteilen, und das in vollkommener Freiheit, ob sie dazu taugt veröffentlicht zu werden. Fest und sicher ist mir nur Eines; die Gedanken, die mich leiten, sind geeignet der Wissenschaft – und nicht nur ihr – eine Richtung zu geben, in der sie ihre lebendige Funktion erfüllen kann. Sie sprechen von einem »Firmament der Erkenntlichkeit« über ihnen und damit treffen Sie den Kern. Wenn »die oberen Himmel den unteren bewegen« so ist es die Erkenntlichkeit welche die Erkenntnis bewegt und führt. – So wenigstens verstehe ich Ihre Worte. – »Gloria, laus et honor«: darein mündet der Strom, der uns unserer Bestimmung zuträgt. Seine Quelle, sein Lauf, seine Mündung, umschließen den Bildungsweg. – Wenn wir nackt zur Welt kommen, nackt sie wieder verlassen, nach dem Hiobswort, so sehe ich darin eine Armut von der wir ausgehen und eine andere Armut in der wir enden. Die eine ist die Humilitas, eine Armut im Geiste; die andere die Castitas als eine Armut an äußerem Gütern welcher Art immer. Was dazwischen liegt ist der Weg des Gehorsams und ich setze hinzu auch der Geduld mit den zeitlichen Gütern unter denen wir unsere Wartezeit hinbringen. Auf die »Räte« baut sich nicht nur unser Wesen, es baut sich, tiefer gesehen, nach einer gewissen Analogie auf sie auch alles andere Wesen. – Die Metaphysik, ja die Physik wird in ihnen ihre Züge finden. Nach ihnen wird sich denn auch nach Anfang, Mitte und Ende die Abhandlung gliedern: – Armut am Anfang, Armut am Ende; in der Mitte Verwaltung weltlichen Reichtums und seine Rechtfertigung. – Das soll Ihnen nur einen rohen Umriß der Anlage geben. Sie auszubauen und in sie die feinere Gliederung einzutragen ist kein leichtes Unternehmen. – Fast könnte ich verzagen, wenn ich daran denke, daß es eigentlich zu dem literarischen Typus gehört, der bisher allein durch die Platonische »Politeia« – auch »De justo« genannt – repräsentiert wird. – An diesem Typus hätten eigentlich – wie an dem Dorischen Tempel – Jahrhunderte bauen und ihn zur Vollendung bringen sollen. – Meine Wasser fließen nun seit mehr als 30 Jahren in ihrem Bette, das sie sich tief gegangen – sind nicht mehr abzulenken. – So sei es denn daraufhin gewagt. –

Es wird mir eine Ermutigung sein, wenn Sie wie bisher geistigen Anteil an meinen Versuchen nehmen. Über die Zeitspanne bis zur Vollendung des Werkes kann ich nichts sagen, so sehr mir der Plan des Ganzen und fast auch der Teile klar ist. – Aber sich klar sein und für Andere klar machen ist nicht dasselbe. – Und mir fehlt die Gabe der Mitteilung. – Ich lebe in der Illusion, daß auch unausgesprochene Gedanken gehört, gelesen werden können. –

Sehr freue ich mich darauf mit Ihnen bald wieder Zwiesprache halten zu können. – Ich hoffe etwa im Laufe des Monates Mai nach Innsbruck zu kommen und auch manches Geschriebene mitzubringen. –

Und nun mögen Sie in freier Luft aufleben und mit Ihnen der Brenner seine Auferstehung feiern. –

Seien Sie recht von Herzen und freundschaftlich begrüßt von Ihrem

Hans Kestranek. –

895 AN AUGUST ZECHMEISTER

Mühlau, 8. IV. 1936

Sehr geehrter Herr Doktor!

Bitte, erlassen Sie es mir, Ihnen näher darzulegen, warum ich nun schon seit fast anderthalb Jahren so schrecklich versage. Es ist ein Erschöpfungszustand, der seine äußere Ursache wohl in der zermürbenden Tagesfrohn hat, in die ich eingespannt bin, aber auch innere Gründe hat, die mich zur Ohnmacht verurteilen und eine unsägliche Prüfung für mich sind. Darunter leiden am schwersten die Angelegenheiten, die meinem Herzen am nächsten stehen, insbesondere alles, was mit dem Brenner zusammenhängt. Da gibt es Spannungen und neben verlockenden Aussichten andeutbare Torturen, denen ich mich bei aller Gefäßtheit und Ergebenheit in mein Schicksal kaum mehr gewachsen fühle. Immer hoffte ich, Ihnen schreiben zu können, denn ich wollte Ihnen ausführlich darlegen, warum mir gerade diese Arbeit von Ihnen nicht gut in den Brenner zu passen scheint; aber ich fühlte mich und fühle mich, solange ich keine Klarheit darüber habe, ob ich nicht am Ende mit dem Brenner vermessene Hoffnungen mehre, dazu außerstande. Um es kurz zu sagen: mir scheint, daß der Boden unter jedem von uns, der sich mit Recht oder Unrecht heute selbst einen Christen nennt, schon zu sehr brennt, als daß reflektierende Betrachtungen über ein Thema, das mit Begriffen wie der Christ, der Soldat, die Kirche, der Krieg, die heute ungeheuer zu schwanken beginnen, noch wie mit mehr oder weniger feststehenden Kategorialbegriffen operiert, uns in diesem Stadium eines konkret sich verdichtenden Unheils von ihrer Notwendigkeit überzeugen könnten. Ich glaube, wir dürfen uns mit keiner Sprache mehr begnügen, die künftige Situationen der Bedrohung und künftige Möglichkeiten der Bewährung im Christlichen konfrontiert und in der Meditation darüber sich erschöpft; sondern es gilt den Augenblick zu nutzen, den Beistand Gottes anzurufen und die Gewissen der Einzelnen so zu schärfen, daß sie jeder Zwangslage, die sie als Einzelne in einem Massenschicksal auf die Probe stellt, gefaßt ins Auge sehen können. Wer weiß, ob die Liebe Gottes im Herzen der Menschen und Seine Barmherzigkeit als süße Frucht einer bitteren Erfahrung nicht gerade auf den Schlachtfeldern der nächsten Zukunft heranreifen wird?! Auch darauf muß man sich gefaßt machen, wenn man die Hoffnung und mit ihr Glauben und Liebe nicht verlieren will. Vieles, was heute geduldig im Verborgenen wächst, spricht dafür. Menschen wie Sie selbst, Herr Doktor, und manche, die wir kennen,

Es wiünscht Ihnen von Herzen frohe Ostern

in Ergebenheit Ihr Ludwig Ficker

DAS PAULUSWERK
Wien IX, Peregringasse 2

Wien, am 28. Mai 1936.

Lieber Herr von Ficker!

Wieder komme ich heute einmal als Bittender zu Ihnen und ich hoffe, Sie werden mir die Erfüllung meiner Bitte nicht versagen, vor allem darum, weil ich sie ja nicht in *meinem* Namen stelle. In Österreich – ich weiß nicht, wie weit Sie das in Innsbruck wahrnehmen können, aber hier in Wien ist es deutlich – macht sich ein Antisemitismus mehr und mehr breit, der seine Quellen nur allzu deutlich verrät und der, wenn man ihm nicht rechtzeitig begegnet, in seinen Früchten dem reichsdeutschen keineswegs nachstehen wird. Von der Rede P. Bichlmairs werden Sie ja gelesen und gehört haben. Sie ist harmlos im Vergleich zu all dem, was sie im Gefolge hatte. So erklärte ein anonymer Journalist in den »Mitteilungen des Freiheitsbundes Wien«, die in einer Auflage von mehreren Hunderttausend verteilt wurden, er nehme sich für seinen Antisemitismus den Herrgott selber zum Vorbild. Ein Wiener Pfarrer, der in vollgepfropfter Kirche (die Leute standen sogar weit bis auf die Straße hinaus) seine Maipredigten dazu benützte, um teils versteckt, teils offen Judenhölze zu betreiben, erklärte kürzlich, das Gebot der Nächstenliebe könne nicht von außen her befohlen werden, es müsse von innen kommen. (Ich weiß nicht, ob das eine Bekehrung von Gott, der auf Sinai gesprochen und durch den Mund Jesu Christi uns das »Neue Gebot« gegeben hat, zu dem Gott der Deutschen ist, der im Blute, also nicht von außen, sondern von innen her zum Menschen spricht!!) Und er sagte weiter, selbstverständlich liebe man zuerst den Volksgenosse und nicht den Fremden. Mir scheint, daß aber gerade gegen diese Selbstverständlichkeit das Gebot erlassen worden ist.

Nun, hier darf nicht mehr geschwiegen werden. Mir will scheinen, wer heute auf den Namen Christ Anspruch erhebt, muß bekennen. Aus diesem Grunde haben wir beschlossen, ein Sonderheft der »Erfüllung« über, d. h. eigentlich gegen den Antisemitismus herauszugeben. Zu diesem sollen alle geistig bedeutenden Katholiken des deutschen Sprachgebietes und auch darüber hinaus eingeladen werden. Ich bitte nun von ganzem Herzen auch Sie, lieber Herr von Ficker, uns für dieses Heft, und sei es auch nur ein paar Zeilen, zu schenken. Nicht auf lange Beiträge kommt es uns an, sondern auf klare, eindeutige Stellungnahmen, darauf, daß diejenigen, denen es von Gott aufgetragen ist, das geistige Leben der Katholiken zu bestimmen, Zeugnis geben.

In der Hoffnung, Sie werden mich nicht umsonst bitten lassen und mir bald Bescheid geben, bin ich
mit vielen herzlichen Grüßen
in immerwährender Verbundenheit

Ihr Johannes Oesterreicher

897 VON JAHODA & SIEGEL

WIEN
BUCHDRUCKEREI JAHODA & SIEGEL
3. Hintere Zollamtsstr. 3

Herrn Ludwig von Ficker
Innsbruck-Mühlau
Schloßfeld 9

12. Juni 1936

Hochgeehrter Herr v. Ficker!

In tiefer Erschütterung teilen wir Ihnen mit, daß Herr Karl Kraus heute früh an einer Gehirn-Embolie gestorben ist. Die Beerdigung findet Montag vormittags statt (1/2 10 Uhr, ab Lothringerstraße).

Mit vorzüglicher Hochachtung

JAHODA & SIEGEL.
Wien III, Hintere Zollamtsstraße 3
Wacha

898 AN FRANZ GLÜCK [T]

Innsbruck, 13. Juni [1936]

schmerzerfüllt ueber trauerkunde erst heute vernommen erbitte depesche wann
begräbnis

= ficker

899 VON AUGUST ZECHMEISTER

Wien, den 15. Juni 1936.

Sehr verehrter Herr von Ficker!

Es tut mir überaus leid, daß ich Sie, obwohl wir beide am Grabe Karl Kraus' räumlich wohl nicht weit entfernt waren, nicht sprechen konnte. Ich dachte wohl daran, daß ich Sie vielleicht sehen könnte, doch am Friedhof verlor ich dann diesen Gedanken ganz aus dem Sinn, obwohl ich Ihren Karl Kraus gewidmeten Kranz sah. Ich habe wohl noch zurückblickend jemanden in Erinnerung, der noch, als alle bereits das Grab verlassen hatten, zurückblieb und sich (gleich mir) eine (blaue) Blume als Gedenken mitnahm. Vielleicht waren Sie es! Sollte dies der Fall gewesen

sein, dann haben Sie vielleicht auch mich noch in dunkler Erinnerung und es würde auch so genügen, wenn auch wortlos, beieinander in der Nähe geweilt zu haben. Lassen Sie es mich bei Gelegenheit einmal wissen, ob es sich so verhalten hat.

Obwohl ich »Die Fackel« nicht oft las und erst in letzter Zeit, also sehr spät, bei Vorlesungen war, hat mich der Tod Karl Kraus' dennoch tief betroffen. Wieder ist ein ganz Großer stumm geworden. Er hätte – bedenkt man das wachsende Grauenhafte unserer Zeit – vieles noch zu sagen gehabt. Aber vielleicht ist der Eintritt des Todes in diesem Augenblick ein Symbol für die Übermächtigung des Geistes, der auch ein Karl Kraus nicht mehr standhielt. Und doch war er allein es, wie es in einer der Grabreden hieß, der fähig war, die Zeit zur Ordnung zu rufen. Unsere Blicke richten sich nun auf den »Brenner«. Wir wissen, daß er sich, nach dem Verlöschen der »Fackel«, seiner Verantwortung neu bewußt sein wird. Ich bete mit Ihnen, daß das Licht der Christlichkeit, welches der »Brenner« darstellt, immer mehr Menschen erleuchte und diese wenigen neuen Mut schöpfen.

Es wird Sie interessieren, daß ich nach dem Erscheinen eines Aufsatzes über Ferd. Ebner in der »Reichspost«, (der ja sicher nicht allzu streng unter die Lupe genommen werden darf) einen schönen Brief vom Verlag der »Fackel« bekam, worin vom Interesse gesprochen wird, womit der Herausgeber d. F. den Aufsatz las, über das Schweigen über den Namen Karl Kraus Klage geführt und von der »reinen und ergreifenden Gestalt Ferdinand Ebners« gesprochen wird. Da dieses Schreiben vom 25. Mai von Karl Kraus angeregt, wenn nicht selbst von ihm stilisiert ist, so sehe ich darin ein letztes schönes und edles Bekenntnis des Toten zu Ferdinand Ebner selbst und auch ausdrücklich zu Ihrem »Brenner«. Wenn Ihnen, durch Freundschaft mit ihm verbunden, das auch nicht fremd sein wird, so ist es doch tröstlich für den Christen, daß dieses Bekenntnis einem Fremden gegenüber so knapp vor seinem Tode wiederholt wurde. – Es war schmachvoll, daß das offizielle Österreich keinen Anteil an dem Tode dieses großen Österreicher genommen hat. In gemeinsamer Trauer, mit besten Grüßen (auch gelegentlich an Dr. Zangerle, den ich in Gaming zu Pfingsten kennen lernte,) Ihrer Familie empfohlen

Ihnen innig ergeben

August Zechmeister.

900 AN PAULA SCHLIER

Mühlau, 21. Juni 1936

Meine geliebte Petra!

Ja, das war ein trauriges Erlebnis – meine Fahrt zum toten Karl Kraus. Ich kam Sonntag vormittags in Wien an, stieg bei meiner Schwester in Floridsdorf ab und hatte nachmittags eine Zusammenkunft mit Prof. Jaray in seiner Villa in Döbling. Von ihm, der sich mit Frau Kann (Du wirst sie noch von Eibsee her in Erinnerung haben) in die Pflege des Kranken geteilt hatte, erfuhr ich alles Nähere. Vor zwei

Jahren hatte Kraus eine Venenentzündung, die ihn wochenlang ans Krankenlager gefesselt hatte. Er ging nach Abbazia zur Erholung und kehrte damals auf dem Umweg über Innsbruck zurück. Es war das letzte Mal, daß er mich besuchte. Er blieb damals drei Tage hier und sagte mir noch, wie schön er das gefunden habe, was ich zu seinem 60. Geburtstag in den Brenner geschrieben hatte. Ich fand ihn gesundheitlich ganz auf der Höhe und wunderte mich, daß er über gelegentliche Herz- und Atembeschwerden klagte. Ich hielt sie für nervöser Natur und meinte, das komme sicher daher, daß er nicht mehr vorlesen könne und keinen lebendigen Kontakt mehr mit dem Publikum habe, auf den er zur Entspannung seiner Nerven so sehr angewiesen sei. Er war hierin ganz meiner Meinung. Nun scheinen das aber doch Anzeichen eines schleichenden Krankheitsprozesses gewesen zu sein, und kurz vor Pfingsten schrieb mir Frau Kann, die eine Anfrage in einer anderen Angelegenheit an mich gerichtet hatte, daß das Befinden Kraus' zu wünschen übrig lasse und seine Freunde ernstlich beunruhigt seien. Er hatte, wie mir Jaray erzählte, noch anfangs Mai seine 700. Vorlesung – es sollte die letzte bleiben – in der gewohnten geistigen Lebendigkeit und Frische halten können, aber dann mehrten sich die funktionellen Störungen in seinen Gliedmaßen, er mußte sich legen und still liegen, es traten partielle Lähmungserscheinungen auf und acht Tage vor seinem Tod erklärte der Arzt Frau Kann, daß keine Rettung mehr möglich sei. Ein paar Tage vor seinem Tod erlitt er einen sehr schweren Anfall, er blieb aber zumeist bei klarem Bewußtsein, nur konnte er sich immer schwerer verständlich machen und in der Nacht nach Fronleichnam um 3 Uhr früh erlag er dem Leiden (Gehirn-Embolie). Die Freunde hatten den Arzt gebeten, er möge seine Bemühungen mit ihnen darauf konzentrieren, Kraus über die Schwere seines Zustands hinwegzutäuschen. Aber Kraus, der ja wohl Bescheid wissen mußte – denn er hatte ja auch ein Testament gemacht – scheint zuletzt das Unwürdige dieser Bemühung, zumal in seinem hilflosen Zustand, gemerkt zu haben (wenigstens ich erkläre mir das so); denn seine letzten Worte waren, wie mir Frau Kann unbedenklich mitteilte, während es mir kalt über den Rücken lief: *Pfui Teufel!* Wenigstens die letzten, die zu vernehmen waren.

Ich fuhr noch abends mit Jaray, der die Schlüssel zu Kraus' Wohnung hatte, in die Stadt und ließ mir das kleine Sterbegemach aufsperrn. Von einer Aufbahrung war keine Rede, sondern der Sarg war quer über das Bett gelegt, das mit Blumen bestreut war, und ich konnte durch ein Sargfenster, das sozusagen sein Brustbild freigab, mir das Antlitz des Toten noch lange ansehen. Es hat mich maßlos erschüttert. Es schien mir wie das Antlitz eines Heiligen, der aus Versehen in die Hölle geraten ist und nun wartet, daß er in den Himmel geführt wird. Es war ganz unverzerrt, unvoreingenommen und kindlich erschöpft. Er lag im Nachthemd im Sarg wie einer, der nie mehr zum Aufstehen bestimmt ist – wo waren seine Hände, seine ausdrucksvollen Hände hin verschwunden? Sie waren nicht zu sehen, nicht auf die Brust gelegt – er schien ohne solche geboren und gestorben zu sein. Das war ein fürchterlicher Eindruck, weil das Gesicht sie irgendwie zu entbehren schien. Oder war es die eigene Ratlosigkeit, die mich vor dem Anblick ergriff? Auch mußte ich erst eine Lilie, die in einem Blumengewinde auf dem Sarg lag und einen Schatten auf das Kinn des Toten warf, zurückbiegen, um zu erkennen, wie unverändert und doch jedem Eigensinn entfremdet dieses Antlitz im Tode war. Ich wollte

es mir einprägen, aber es gelang mir nicht, und am Ende konnte ich vor lauter Thränen, die ich vergoß, nichts mehr unterscheiden.

Kraus ist ohne priesterlichen Beistand gestorben und beerdigt worden; denn er hatte seinen Austritt aus der katholischen Kirche (wohl damals, als man dem Reinhardt den Salzburger Dom als Garderobe für sein geistliches Spiel einräumte) wirklich vollzogen und war konfessionslos geworden. Aber, Petra, Welch eine elende Sache ist so ein Begräbnis ohne Priester und Gebet, und wenn ein ganzer Rudel ergriffener Menschen dem Sarg nachläuft! Das Begräbnis fand am Montag, 10 Uhr vormittags, bei schönstem Wetter, aber drückender Schwüle statt. Am Grab sprach Heinrich Fischer, dem ich auch im Trauerzug zugeteilt war; nach ihm Prof. Jaray. Aber was sind schon Menschenworte an einem Grab, wenn kein Gebet vorausging, kein Vaterunser, kein Lux perpetua luceat ei aus Priestermund? Trostlos. Die reinste Verleugnung unserer Hilfsbedürftigkeit im Tode, von der aber Kraus – das geht aus seinen Versen hervor – eine deutliche Ahnung gehabt hat. Auch sonst mußte ich bei diesem Anlaß Wahrnehmungen machen, die mich maßlos fremd berührten. Aber davon später einmal mündlich. Bitte, sei so lieb und schließ Kraus in Dein Gebet ein! Wir müssen ihm diesen Liebesdienst erweisen, denn ohne ihn und sein Wirken hätte der Brenner nie auf dem Plan erscheinen können. Das ist nicht zu vergessen. Nun wird auch immer deutlicher, was alles erst geschehen mußte und muß, um dem kommenden Brenner sein ganz gesammeltes Licht, sein letztverbindliches Gesicht zu geben. (Nicht ohne Rührung konnte ich vernehmen, daß Kraus mich in seinem Testamente mit einem Andenken bedacht hat).

Nach der Beerdigung fuhr ich vom Zentralfriedhof noch mittags hinaus in den Wiener Wald, um in Gablitz das Grab von Ferdinand Ebner zu besuchen. Es liegt wunderschön auf einer Anhöhe und wird, wie Trakls Grab hier, viel von unbekannten Menschen besucht. Frau Ebner, die ja selbst noch den Lehrberuf ausübt, um sich und den Buben, der schon die Realschule besucht, durchzubringen, kam eben von einem Schulausflug zurück, als ich vom Grab zurückkehrte. Sie hat mir zwei sehr schöne Zeichnungen von Ebner auf dem Totenbett in Photographien geschenkt. Da ich erst abends von Wien nach Innsbruck zurückfuhr, hatten wir noch Zeit, Frau Jone in dem nahe gelegenen Purkersdorf zu besuchen. Und hier wartete meiner die größte Überraschung. Ich fürchtete einer Frau zu begegnen, die ganz in ihre Trauer und ihr Kultbedürfnis eingesponnen ist, und fand nun, daß sie ganz im Gegenteil in ihrem Wesen ganz gelöst ist, froh und aufmerksam, empfänglich für den guten Augenblick und unbefangen. Sie sah schön und merkwürdig verjüngt aus, es war auch sofort deutlich, daß sie nun mehr aus sich heraus als in sich hinein sieht – kurz, daß auch ihr ein Durchbruch gelungen ist. Sie nimmt sich jetzt auch ganz der Hauswirtschaft an, da die alte Frau meist an den Lehnsessel gefesselt ist, seit sie durch einen Sturz Schaden an den Beinen genommen hat. Frau Jone führte mich durch die Zimmer, um mir ihre neuen Bilder zu zeigen, die wirklich ganz herrlich sind und einen Gesichtssinn von überwältigendem Anschauungsvermögen enthüllen. Bei dieser Gelegenheit erkundigte sie sich auch sehr herzlich und unbefangen nach Dir und doch so, als dränge es sie, etwas gut zu machen; schließlich bat sie mich, Dich von Herzen zu grüßen, und ließ sich, als ich ihr dankte, die Hand darauf geben. Damit war jede Verstimmung beseitigt und eine Entspannung erreicht, deren Wohltat sich ihr wie mir mitteilte. So hatte dieser traurige Tag doch

noch sein Lichtes und Gutes, und ich konnte mit gestärkter Zuversicht heimkehren.
(Merkwürdigerweise hatte ich kurz vorher auch von Sailer ein Schreiben erhalten,
aus dem seine ganze Versöhnungsbereitschaft hervorging).

[...]

Mit heißen Wünschen für Deine baldige Genesung, in Liebe und Dankbarkeit
immer Dein Ludwig

901 VON ALFRED GEORGE GALLAS

Alfred George Gallas
Berlin O112 Dirschauer Str. 5

Herrn Ludwig Ficker
z. H. Brenner-Verlag, Innsbruck

den 12. Juli 1936

Sehr geehrter Herr Ficker!

Vor ungefähr knapp vier Monaten erhielt ich zu unserer größten Überraschung und Freude Ihr gütiges Schreiben, wofür ich Ihnen durch bestimmte Umstände leider erst jetzt unseren und auch meinen persönlichen Dank aussprechen kann. Daß Sie uns in Beziehung zu gewissen Dingen eine bedeutsame Stärkung gegeben haben, brauche ich wohl nicht zu betonen, aber daß Ihr Schreiben auch ein besonderes Maß von Zuversichtlichkeit und Widerstandsfähigkeit hervorgerufen hat, dürfte Ihnen etwas Neues sein, – Wir haben zumeist alle die größten persönlichen Opfer zu vollbringen, Opfer, die größer sind und in bezug auf andere Zeiten nicht schwerer sein könnten, denn wir stehen in einem Leben, dessen Zeichen für uns Bitterkeit und schreckhafte Ironie ist. Jeglicher Gewinn scheint einer ausgesprochenen Negation zu gleichen, doch wir wissen, daß es dem so nicht ist, daß wir unsere Aufgabe haben, für die wir da sind.

Für die Augen der Welt stehen wir vielleicht dem äußeren Schein nach auf einem verlorenen Posten, doch, mit einer unveränderlichen Zähigkeit halten wir aus, stehen in diesem Leben und glauben daran. Es ist für uns der einzige Weg, der durch die Eigenheit unseres Glaubens im Augenblick allein die spekulative Möglichkeit zu der Glückseligkeit ausmachen kann. Unabänderlich.

Jede Zeit hat ihre besondere Sendung, und doch wissen wir trotz aller Schwere, daß das Kreuz unserer Tage nur ein Glied in der großen Kette der Nachfolge Christi ist, daß wir, auch wir in Deutschland, so zu vollbringen haben, wie es unsere Vorgänger vollbracht und die, die früher oder später einmal unser Erbe tragen werden, das mystische Erbe unserer heiligen Kirche, nicht anders vollbringen können. Ohne Worte, aber in glühenden Taten und unerschrockenem Bekenntnis. Wesensgemäß liegt der größte konkrete Wert des Einzelnen augenblicklich in der absoluten Verinnerlichung, wie überhaupt der Absolutismus zur Stunde die einzige maximale Entscheidung ausmacht, ganz gleich, ob so oder so. –

Der Erkenntnis näher gekommen, daß das tragische Geschick (sofern in diesem Zusammenhang überhaupt von Tragik gesprochen werden kann) nichts weiter ist als eben das innere Verhältnis des Persönlichen zwischen Gott und dem Menschen, sehen wir, daß dessen Wesen nur die Unterscheidung ausmacht, für uns die bewußt christliche Unterscheidung, auch im Aeußerlichen der sonst nur mystisch zu ahnenden Vermögenskraft, deren Wollen in der persönlichen Abweichung vom Allgemeinen darin liegt, die Tiefe, Stärke und Größe der Seele und des Glaubens zu bezeugen, in ihrer Existenz überhaupt.

Auf der anderen Seite aber beobachten wir, daß das Schicksal (ich spreche natürlich nur von dem, welches im Rahmen der augenblicklichen Strömungen unserer Zeit liegt) im Furchtbewußtsein des Persönlichen ein Maß des Menschlichen ist, nicht verdammungswürdig und doch unwürdig genug, wenn der maßgebende Wille im positiven Wollen zu schwach erscheint, wenn aus dem Schicksal ein dunkler Götze wird, aus dem Götzen ein Kult, dessen Zeichen es ist, sich mythisch voll legendärer Ahnungen als etwas Großes zu bezeichnen. Darin liegt all das Dunkle der Jahrtausende, darin liegt all das Unglück überwacher Menschen, derer es zu allen Zeiten gab und geben wird, auch in der heutigen. Und das ist das, aus dem uns das übergroße Kreuz unseres Geschickes erwächst, denn das Kreuz ist die Wahrheit und jedes künstlich heraufbeschworene Schicksal aus menschlicher und gottfeindlicher Hand eine Verdrehung der Wahrheit!

Konstitutionell betrachten wir diese Tatsache ganz real und kühl und warten den Lauf der Entwicklung ab. Damit unser Ausharrungsvermögen nicht zu klein sei und die dazugehörige Kraft nicht zu schwach, leben wir der Verinnerlichung und dem Gebet. Doch, bezugnehmend auf gewisse »Demaskierungen« unserer Einrichtungen und Begriffe, lehnen wir jegliche belastende Bezeichnung grundsätzlich ab, und zwar ganz entschieden, denn wehe, wenn die Lüge zur Wahrheit erhoben wird! Wir bekennen öffentlich, soweit wir dazu noch in der Lage sind, daß wir als verantwortungsbewußte Katholiken und auch wirklich Ehre wollende Deutsche bereit sind, die reine und absolute Wahrheit bis zum Letzten zu bezeugen!

Nun wird es Sie auch sicherlich interessieren, wenn ich Ihnen mitteile, daß der »Michael« sehr wahrscheinlich für immer sein Erscheinen einstellen mußte. Im Februar d. J. erhielt ich von der ehemaligen Schriftleitung aus Düsseldorf Folgendes zur Kenntnisnahme:

Durch Verfügung des Präsidenten der Reichspressekammer ist der Jugendführungsverlag ab 31. 1. 1936 wegen mangelnder Zuverlässigkeit und Eignung (auf Grund des § 10 der ersten Verordnung zur Durchführung des Reichskulturkammergesetzes vom 1. 11. 1933) aus der Reichspressekammer ausgeschlossen worden. Infolge dieser Ausschlußverfügung ist ihm jede weitere verlegerische Tätigkeit untersagt. Über neue etwaige Fortführung der Arbeit schweben Verhandlungen, deren Ausgang jedoch im Augenblick nicht abzusehen ist.

Das Weitere werden Sie selbst wissen. Darüber brauch und kann ich Ihnen weiter nichts schreiben. Das gerichtliche Nachspiel wird sehr wahrscheinlich erst nach der Olympiade beginnen. Vielleicht garnicht. – Bestimmt kann man nichts sagen. Wir müssen abwarten. – Es ist freilich ein schweres Opfer, aber wissen wir nicht um viele Opfer, die unsere Zeit schon in sich trägt? –

Jetzt möchte ich Ihnen gern, wenn auch nur indirekt, eine Antwort auf Ihren Brief geben. Sie schrieben: Ehre der deutschen Jugend ..., nun sollen Sie einmal diese Jugend selber kennen lernen. Ich werde hier einige Auszüge aus Briefen wiedergeben, die mich während der letzten zwei Jahre erreichten. Natürlich ist dieser Maßstab sehr klein, fast zu klein, um Ihnen ein objektives Bild zeigen zu können. Doch leider bleibt mir keine andere Möglichkeit, wie diese hier, und vielleicht können Sie aus dem wenigen den Geist der katholischen Nachkriegsgeneration Deutschlands ahnen.

1. ... Was heißt Leben? Vielleicht ist alles nur ein Niedergang, in dem wir stehen, dem wir angehören, von dem wir nicht mehr loskommen. Was heißt da noch Optimismus, was Pessimismus? Sie verlieren ihre Bedeutung neben der Tatsache, daß wir heut nicht mehr wissen, auf wen wir unbedingt bauen können. Oder, wenn wir es wissen, sind es doch nur einige wenige, von denen wir hoffen, und immer wieder hoffen, daß sie nie anders denken möchten. Aber bricht nicht vieles andere zusammen? Hinter uns? Neben uns? ...

2. ... Noch ist alles unvollkommen, jedenfalls ist das die erste Erkenntnis: Im Bewußtsein glüht die Tatsache, daß das Bisherige richtig war und das Gegenwärtige und die Wahrheit ist, die keiner mehr nehmen kann, aber auch die Gewißheit, daß man nicht mehr von der Wahrheit abkommt. Vieles ist neu zu denken, wichtiger als alle ersten Versuche, aber man war auf dem Wege. Schon damals hat man sich entschieden. Und heute kommt es nur noch darauf an, zu lernen und immer tiefer in dieses Reich einzudringen – und dann das Erkannte zu realisieren ...

3. ... Nicht ein aesthetisches Weltbild wollen, sondern ein konkretes und durchaus reales: Im Faktum der Offenbarung. Zu wissen, was man glaubt; die Gefährdung der Menschen zu sehen, seine Apostasie in der Kunst und gerade in ihr. Ein Glaube, der nicht nach Gewißheit verlangt, scheint mir nur ein halber zu sein ...

4. ... Doch das ist es ja alles nicht, es geht nicht um mich, es geht um mehr, und in unserem Fall geht es um alles: Um unseren ganzen Lebensraum, der in der Trennung gewiß noch weiter besteht, ebenso fest wie vorher, ebenso voll Möglichkeit und Seligkeit wie vorher – aber dessen Lebendigkeit genommen ist, wenn nicht mehr im reinen Geiste geschaffen wird. Man nennt eine Woche, einen Monat, ein Jahr eine kurze Zeit: Aber wir wissen, daß eine einzige Sekunde ein Bild zeigen kann, vor dem einem graut, so voll Haß, Widerwärtigkeit, Ekel ...

5. ... Uns schenkt keiner etwas, bestimmt nicht, und wir würden es auch nicht dulden. Es ist heut wie damals, nur mit dem Unterschied, daß wir jetzt mit Kraft und Stärke ans Werk gehen. Dies ist der tiefste Sinn der kommenden Zeit ...

6. ... Diese Gedanken, wissen Sie, hatten wir stets dann, wenn unser Zelt stand, irgendwo in Deutschland. Und diese, wissen Sie, diese Bilder sind aus Rom. Und dieses Buch berichtet von der zweiten Romfahrt, damals im Sommer. Sie war sehr anstrengend. Wir werden sie nicht vergessen. Aber es war das eine: Roma, Roma, Roma aeterna! ...

7. ... Haben wir nicht stets die Mittelmäßigkeit, den Zwang, die Bindung an falsche, lächerliche, absurde Dinge verachtet? – Nein, unser Spott soll nicht einschlafen: Treffen soll er alle Aufgeblasenheit, Dummheit, Ueberheblichkeit! – Noch ist unser Weg nicht zu Ende; er ist viel zu weit, um uns durch Nichtigkeiten aufzuhalten zu lassen! ...

8. ... Ich weiß, daß wir vieles nicht sagten und sagen werden. Aber nie soll uns die Lüge überfallen, ein feiges, gesichertes, allzu beruhigtes Leben zu führen. Und nie die Unaufrichtigkeit, der Glaube an törichte Dinge; dieser Aberglaube, den wir absolut nicht vertragen können. Leben wir selbst überheblich? Ich weiß es nicht. Aber seit wann ist es Hochmut, vom Falschen wegzugehen, eigen zu sein, ganz zu werden, vollkommen? Das nimmt uns keine weltliche Institution ab, das am allerwenigsten ...

9. ... Nach manchen Fahrten kehrten wir müde zurück, zerzaust, zerschunden, aber, es war schön! Welches Sinnbild für unseren Weg. Was hatten wir manchmal opfern müssen, unwichtiges, dann wieder Dinge, von denen man sich nicht trennen wollte. – Was werden wir noch hingeben ...

Diese kleine Auswahl mag genügen, um zu zeigen, wie die deutsche Jugend aus der katholischen Welt denkt und fühlt. Wollen Sie aber den tragenden Geist dieser Jugend verspüren, Jugend, die wohl heute verstummt, aber deshalb genau so tapfer und standhaft ist und bleibt, so hören Sie diese letzten Worte. Sie stammen von einem dieser Jungkatholiken aus Berlin.

... Irgendeinem Drange folgend mußten wir schnell und groß handeln, damals vor vielen Jahren. –

... Irgendwie und mächtig wollten wir sein, wir, Hand in Hand; herrlich und heldisch und treu. –

... Irgendwo bauten wir Brücken, über Dinge hinweg, die nicht sahen und nicht verstanden, über mächtige Strudel und Bewegungen, über leere Worte und längst Verdorbenem. –

... Irgendwann – verbrannten unsere Feuer, unsere Zelte stürzten ein, und wir wurden einsam mit der Fahne und marschierten durch die Nacht ...

... Mit uns ist die Fahne und eine grenzenlose Sehnsucht, jetzt nach vielen Jahren. –

... Und wir marschieren doch durch diese Nacht, wir marschieren ...

+

Damit sage ich Ihnen noch einmal für Ihr Schreiben unseren aufrichtigen Dank, und – denken Sie bitte an diese Jugend. Das Uebrige liegt bei Gott

Ihr ergebener Alfred George Gallas

902 VON HERMANN BROCH

Alt Aussee Nr. 31 (Steiermark)

3. 10. 36

Lieber Herr v. Ficker,

ich wurde telegraphisch nach Aussee gerufen und hatte daher keine Möglichkeit mehr, mich von Ihnen zu verabschieden. Allerdings glaubte ich auch, bald nach Mösern zurückzukehren. Nun aber haben mir Freunde hier, ihr über den Winter leerstehendes Haus zur Verfügung gestellt, und wenn sich dessen Heizbarkeit erwei-

sen sollte, so werde ich wohl auch bleiben. Außerhalb der Saison ist es ja im Salzkammergut ganz unsagbar schön.

Ich lege den Artikel der »Schöneren Zukunft« bei, von dem ich Ihnen gesprochen hatte; er ist unglaublich niveaulos und ignorant. Oesterreicher hat im letzten Heft der »Erfüllung« sehr richtig und bedeutsam dazu Stellung genommen.

Darf ich Ihnen bei dieser Gelegenheit sagen, daß es mir eine ganz besondere Freude gewesen ist, Sie wiedergetroffen zu haben? Und ich hoffe sehr, daß sich über kurz oder lang doch wieder Gelegenheit geben wird, Sie begrüßen zu können. Inzwischen mit den besten Wünschen und einem herzlichen Gruß

Ihr ergebener H. Broch

903 AN KARL JARAY

Mühlau, den 14. 10. 1936.

Lieber Herr Professor!

So sehr mich Ihre Einladung bei der Totenfeier für Karl Kraus über den Verewigten zu sprechen, chrt, so inständig muß ich Sie bitten, von meiner Mitwirkung abzusehen. Denn ich fühle mich dieser Situation in keiner Weise gewachsen. Es sind nicht diese technischen Schwierigkeiten, die Sie andeuten und zu deren Behebung Sie gütiger Weise beitragen wollen – es sind tiefere Gründe, die mich meine Bitte aussprechen lassen, auch wenn sie Ihnen und den übrigen Veranstaltern vielleicht als Bagatellgründe erscheinen werden. Am besten kann ich es Ihnen vielleicht so klarmachen: ich wäre seelisch befähigt gewesen, allenfalls am Grabe von Karl Kraus ein paar anspruchslose Worte zu sprechen, denn hier war die gegebene Gelegenheit zu danken, falls ich mich zu den nahen Freunden des Verewigten zählen durfte (und ich habe es für mich auch stillschweigend am Grabe getan); aber ich bin heute nicht in der seelischen Verfassung, vor ein Saalpublikum hinzutreten um über Kraus zu sprechen und dieses Publikum, wie ich befürchten muß, am Ende zu enttäuschen. Ich bin zeitlebens eine Hintergrundsfürfigur gewesen, die kein Aufhebens von sich machte – das gilt sogar für den »Brenner«, meine eigenste Herzensangelegenheit seit fünf und zwanzig Jahren, und wo ich für andere eingetreten bin, geschah es schweigend – nicht, indem ich *mein* Wort herausstellte, sondern das ihre. Zu dieser geistigen Haltung und Bescheidung hat mich gerade meine Verehrung und Erkenntlichkeit für das Werk und für die Existenz von Karl Kraus befähigt, der in allem, Gott sei Dank, das Gegenteil sein durfte. Diesem Sachverhalt im Hinblick auf Kraus habe ich, wo es mir nötig schien, zu gegebener Zeit und am gegebenen Ort, nämlich im »Brenner«, wiederholt Ausdruck gegeben; doch immer so, daß ich mit meiner Person die Aussicht auf ihn nicht verstellte. Aus dieser Reserve, von der ich annehme, daß Kraus sie zu würdigen wußte, kann ich, auch wo es scheinbar ihm zuliebe geschehen soll, jetzt nach seinem Tode noch weniger heraustreten, soll diese meine Grundhaltung seiner Erscheinung gegenüber, eben die Zurückgezogenheit meiner Existenz und Person, nicht nachträglich in

Frage gestellt werden. Am Grabe, wie gesagt, hätte ich es allenfalls tun können, denn kaum jemand hätte den Menschen gekannt, der da sprach. Dazu kommt noch, daß ich des Heimgegangenen täglich für mich in einer Weise gedenke, die es mir vollständig unmöglich macht, diese Art des Gedenkens in einer Weise mitteilungsfähig zu machen, daß sie sowohl den Ansprüchen eines verwöhnten Publikums wie meinem eigenen Pietätsbedürfnis genügen könnte. Aus einer anderen Region und Distanz her kann ich aber zu einem großen Toten, dessen Leben mir so teuer war, nicht Stellung nehmen.

Ich hoffe also, Sie werden den Gründen, die es mir verwehren, Ihrem Wunsche zu entsprechen, Gerechtigkeit widerfahren lassen, und grüße Sie, mit besten Empfehlungen auch an Frau Kann
als Ihr ergebener

904 VON SIDONIE NÁDHERNÝ

Vrchotovy Janovice

2. Nov. 1936.

Sehr verehrter Herr von Ficker!

»Nie mehr wird die Wiese grünen,
niemals mehr ein Himmel blaut.«

Bald sind es 5 Monate, daß das Unbegreifliche geschah, und das letzte Licht erlosch. Höllische Einsamkeit umgibt uns in der Finsternis. »Irres Gebet zu niemand und um nichts.«

Unfaßbar wird hier die Aufgabe, die jedes Sterben uns auferlegt: das Begreifen, das Erkennen, daß nichts mehr hinzukommen kann, daß das, was war, *alles* sein muß (so unermeßlich es auch war), daß dieses Leben, scheinbar unerschöpflich, und einmalig wie nie eines, das nun zu Ende ist, als ein Ganzes, als ein Vollendetes angesehen werden muß. Der immer nur gab, so reich uns beschenkte, wird ungewollt der Anfordernde: das Unausdenkbare ausdenken zu sollen – und nie es zu können. Verwaist sind Wahrheit und Reinheit. Verwaist ist Gott selbst. Das edelste Herz schlägt nicht mehr. Bald sind es 5 Monate seit dem täglichen Erwachen – ins Leere, in unerbittliches Schweigen, in undurchdringliches Dunkel. Ahnt die Welt, was sie verloren? Wie arm sie geworden ist, seit *diese* Stimme schweigt? Hört sie die trostlose Stille? Fühlt sie, wie einsam sie geworden ist, seit der Einsame uns verlassen hat? Unwiederbringlich!

Schon seit Langem will ich Ihnen schreiben, schon seit damals, als ich nicht begriff, daß die Erde nicht stille stand, die Sonne sich nicht verhüllte, da sie ihren Anbeter verloren; ich konnte mich aber zu nichts aufraffen. Da ich nun erfahre, daß Sie im Brenner verkünden wollen, daß es doch noch Solche gibt, denen das Erlöschen eines so hohen Geistes nicht gleichgültig ist, daß es Einen gibt, dessen Herz trauert, möchte ich Ihnen meine Überzeugung ausdrücken, daß ich keinen würdigeren zu solcher Botschaft weiß, keinen, den Er höher schätzt. Das wurde

mir klar, als ich in Seinen Briefen Aussprüche über Sie nachlas. Und ich möchte Sie fragen, ob Ihnen der Inhalt des Briefes bekannt ist, den Er seinerzeit dem Lempruch über Sie schrieb, als Sie in Beneschau waren. (Gab es das wirklich alles? Es ist so lange her – u. alles so anders. War es so schrecklich? Ist nicht heute alles viel schrecklicher? »Und schlimm's kommt vielleicht; das schlimmste ist's nicht, Solang man sagen kann: Dies ist das schlimmste!«) Sollten Sie Sein Schreiben nicht kennen u. es zu erfahren wünschen, schreibe ich Ihnen gerne Seine Worte heraus. Ich bitte also um Verständigung und schließe im Gefühl gemeinsamer Trauer. –

Ihre Sidonie Nádherný

905 AN SIDONIE NÁDHERNÝ [Entwurf]

Mühlau bei Innsbruck
Schloßfeld 9

8. November 1936

Verehrteste Baronin!

Mit großer Rührung habe ich Ihren Brief empfangen. Ja, bitte, haben Sie die Güte und senden Sie mir eine Abschrift jener Briefstelle, auf die sich Ihre gütige Mitteilung bezieht. Denn ich weiß wohl um die Existenz eines solchen Briefes, aber nicht um seinen Inhalt. Einmal – es war im Feld, unmittelbar vor einem schweren Sturmangriff, den ich mitzumachen hatte, erhielt ich eine Karte von Karl Kraus, darauf stand nichts als der eine Satz: »Lieber Freund! Immer denke ich an Sie«. Nie habe ich es vergessen, aber als ich unlängst diese Karte zur Hand nahm, da schien mir diese Handschrift seiner zarten Menschengüte wie in den Himmel entrückt und wahr im Geist und in der Wahrheit doch gegenwärtig wie nie. Denn sie allein ist übrig geblieben aus jenem Augenblick gehäuftter irdischer Beklemmungen – sie und vorerst noch mein bißchen Leben, das in Dankbarkeit auf diese Schriftzüge zurücksieht wie auf das Zeichen einer Hand, die von Gottes Güte selbst geführt war. Und ist die menschliche Erscheinung, der dieses Herz und diese Hand angehört hat wie ein Siegel ihrer erst vom Ewigen her sich aufhellenden Mission, nicht ausgelöscht und eingegangen in den Frieden Gottes wie ein Licht, das in der Finsternis der Nacht sein Werk, sein vorgesehenes Werk verrichtet hat, ein getreuer Knecht des Herrn, Himmel und Hölle seines Daseins im Geist eines Gehorsams spiegelnd, der, ohne nach seiner Herkunft und Bestimmung zu fragen, sich selbst zu genügen schien, in Wahrheit aber eine Gnadengabe und in jenem letzten Wittringsvermögen, das allem Morgengrauen vorausgeht, nicht von dieser Welt war. Wie sollte Gott verwaist sein, da er diesen seinen getreuesten Knecht, dem er die undankbarste, die undurchsichtigste Aufgabe im Dunkel dieser Welt zugewiesen hatte, nun heimgeholt hat aus der Fremde dieser Welt in die ewigen Wohnungen! Ihn, der bei aller unheimlichen Säuberungsarbeit, die er auf Erden zu verrichten hatte, im Bilde seines Herzens die Schöpfung doch so rein und ursprünglich wahrzu-

nehmen schien wie am ersten Tag! O wie nötig ist es, Baronin, daß der Schleier, der dichte Schleier unserer Trauer vor unseren Augen bald so lichtdurchlässig wird, daß wir erkennen, wie sehr alle irdische Wirklichkeit, soweit sie etwas vom Morgenlanz der Schöpfung bewahrt und unser Herz in Andacht zum Schöpfer erhebt, nur ein Abglanz und ein Vorbild, nein, ein vergängliches Abbild nur der himmlischen Wirklichkeit ist, die uns erwartet, und daß keine Wiese, die bis an den Rand unserer irdischen Erinnerung grünt, dort ihren Glanz und ihre Farbe verlieren wird, die ja die Farbe der Hoffnung ist – und kein Himmelsblau die seine, die ja die Farbe der Treue ist! Wie also sollten wir selbst unter einem Firmament des Glaubens verwaist bleiben, das solche Perspektiven in die ewige Wahrgenommenheit alles dessen eröffnet, was unserem Leben hienieden, dem vergänglichen, und sei es das Leben des Einsamsten, in der Liebe zu Gott und Mitmensch, zu Gottes leidender Kreatur, Sinn und Ziel und Richtung auf das Unvergängliche gibt! Wem werden wir denn nicht begegnen, den wir hier auf Erden geliebt haben, soferne wir ihn nur *so* geliebt haben, daß wir aus dem Glück sowohl wie aus dem Schmerz unserer Erinnerung heraus wie Neugeborene vor Gottes Antlitz treten können! Was anders sein wird im Angesicht des Neuen Himmels und der Neuen Erde, die uns am Ende des Läuterungsweges, wenn wir das Dunkel dieser Weltzeit hinter uns haben werden, erwarten, ist nach der Geheimen Offenbarung dieses Tröstliche, daß alle Thränen abgetrocknet sein werden, das Frühere vergangen und kein Tod mehr sein wird. Was also trauern wir, Baronin? Was einmal war, im Geist der Wahrheit war, wird immer sein; immer wahrnehmbar auch in verwandelter Sinngestalt. Und was im Grabe ruht, wird auferstehen.

Es kommt nur darauf an, daß wir alles im Lichte der Wirklichkeit Christi sehen.

Und nun möchte ich Ihnen, gerade weil mir Ihre Trauer so zu Herzen geht, etwas anvertrauen, Baronin, was ich niemandem aus des Verewigten nächster Umgebung (die mir eher die Aussicht auf ihn versteilt) sonst sagen könnte, weil es niemand verstehen würde. Also hören Sie! *Es ist meine tiefste Überzeugung, daß man der Erscheinung von Karl Kraus in ihrer letzten Bedeutung nicht gerecht werden kann, ohne daß man an die Wiederkunft Christi glaubt.* Ja, ohne diesen Glauben würden wir bei Betrachtung dieser Erscheinung vor der unfaßbaren Tatsache einer, im weitesten Verstand ihrer Sendung, schließlich und endlich vollständig sinnlos aufgepfiffen Geistesexistenz stehen. Denn wozu hätte dieses Exempel, dieses phänomenale, daß einer im Kampf gegen die höllischen Mächte dieser Zeit wie ein Würgengel und zugleich wie ein Erzengel des »unbekannten« und nur gehaßten Gottes stand – wozu hätte das Exempel dieser Fackel, die bis an den Rand der Finsternisse dieser Welt leuchtete, statuiert werden müssen, wenn über jener letzten Nacht, die hier mit einer apokalyptisch anmutenden Geistesgegenwart vorausgeschen ist, das Dunkel siegreich bliebe und nicht das Licht? Das Licht, das bei Kraus – ein überaus bedeutungsvoller Hinweis auf die Macht des wiederkehrenden Logos, des fleischgewordenen Wortes in Christus, dem Erlöser, der auferstanden als *Richter* erscheinen wird am Ende dieser Weltzeit – so deutlich und so ausschließlich mit der Wortempfängnis in seinem Spracherlebnis vermaßt war. Von welchem Geist der Sprache könnte denn Kraus das Licht, d. h. aber die sinnbildliche wie die logische Macht seines Wortes empfangen haben wenn nicht von jenem, der in dem menschgewordenen Wort Gottes, dem ewigen Schöpfer-Logos und Mittler seiner

Wahrheit Jesus Christus verkörpert war und ist – denn Himmel und Erden werden vergehen, aber seine Worte werden nicht vergehen – und der, von Kraus zuletzt in seiner Nähe geahnt, dem unerschrockenen Fackelträger durch die Nacht mit jenem wachsenden Licht voranleuchtete, das diesem selbst bisweilen die geheimnisvollen Züge eines sich selbst entwachsenden und hoch über sich hinausweisenden Luzifer zu verleihen schien. Himmel und Hölle des Erdendaseins in *eine* Geistesflamme von Menschenexistenz gebannt – für wen hat sie gebrannt, wenn nicht für die Erkenntnis des Einen, der wiederkehren wird, wie es verheißen ist, zum Weltgericht, um zu richten die Lebendigen und die Toten, und der in der Erscheinung unseres nun in Gott ruhenden großen Freundes ein vorläufiges Zeichen seiner Geistesgegenwart gegeben hat! Ja, wie weiten sich die Horizonte um den Abgeschiedenen, wenn wir ihn im Lichte Christi, angelangt an Ort und Stelle seiner Sendung, sehen.

Dies öffentlich zu sagen (und natürlich besser zu sagen als es hier der Fall sein kann) ist aber die Zeit noch nicht gekommen. So wird der nächste Brenner auch nichts *über* Kraus enthalten und *von* ihm nur drei Gedichte zur Erinnerung und die Totenmaske. Dieser Brenner wird freilich noch einige Zeit auf sich warten lassen; denn wenn nicht alle Zeichen trügen, dann scheint die Vorsehung es darauf anzulegen, ihm einen gewissen Offenbarungscharakter für unsere Zeit zu verleihen, so daß also mit ihm der Horizont einer neuen großen christlichen Besinnung in ihren Anfängen erschlossen wäre. Jedenfalls bewegt sich meine ganze Erwartung, die ich auf ihn setze, in dieser Richtung, und ich glaube nicht, daß sie enttäuscht werden wird – gerade, weil ich die Kraft aufbringe, mich in Geduld zu fassen. Nun habe ich aber nie ein Hehl daraus gemacht und es zum 60. Geburtstag von Karl Kraus erst wieder öffentlich betont, daß der Brenner ohne das Vorbild und das Beispiel der Fackel nie ins Leben getreten wäre und auch seinen eigenen Weg nie hätte finden können. Wenn es also dem künftigen Brenner wirklich beschieden sein sollte, dem Abendland noch einmal in einem eindrucksvollen Beispiel vor Augen zu stellen, was lebendige christliche Besinnung und die ewige Bestimmung der Menschenseele in dieser Endzeit sei, dann wird auch das dem grundlegenden und so erstaunlich durchgreifenden Wirken jener furchtlos einsamen Geistesexistenz zu verdanken sein, die mit Karl Kraus nicht begraben ist, sondern fortleben wird als die Fackel in der Nacht, die uns allen den Weg erhellt hat bis zur Wiederkehr des göttlichen Lichtes, in das ihr Träger, ein Sendbote des Herrn, nun vor uns aufgegangen ist, um uns in dieser Entrücktheit nahe zu sein wie nie in diesem armseligen und zauberhaft vergänglichen Leben.

Mühlau, 21. November 1936

Lieber Herr Doktor!

Erst jetzt bin ich dazu gekommen, Ihr Buch zu lesen. Schon wollte ich unter dem ersten Eindruck Sie anrufen – aber meine Mühsal, mich halbwegs verständlich auszudrücken, wächst vor dem Telephon ins Ungemessene, und so will ich's Ihnen doch lieber schriftlich geben, daß dieses Buch einen starken und in seiner Art bedeutenden Eindruck auf mich gemacht hat. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß hier die Beherztheit Ihrer natürlichen Gestaltungskraft, die wirklich »rectoris ingenii« ist, den Gegenstand Ihrer Darstellung weit sicherer aus der Welt des schönen Scheins herausstellt als in der »Kinderlegende«, wo alles noch in einem Zwielicht gesehen ist (bedingt freilich auch durch die Entzeitlichung oder vielmehr Rückversetzung des Motivs, auf das Ihre Geistesgegenwart reagierte, in eine Gleichnisfigur der historischen Vergangenheit). Scheint dort also in der etwas geisterhaften Beleuchtung an der Oberfläche mehr Poesie über Landschaft, Menschen und Geschehen ausgebreitet, so liegt sie doch zugleich wie ein Schleier der Verzauberung und Entwicklung über der Welt Ihrer Darstellung, während hier ein so volles und pralles Licht der Wirklichkeit, eben ein Tageslicht, auf die äußeren und inneren Vorgänge fällt, daß es zunächst fast schmerzt und stellenweise hart an den Rand des Erträglichen geht. Denn es will schon etwas heißen, die Ausgesetztheit der menschlichen Existenz wie aller lebendigen Kreatur der unbarmherzigen Sonde einer Durchleuchtungsmethode unterworfen zu sehen (aber Methode ist natürlich nicht das richtige Wort, es steht hier für das Gegenteil), die es sozusagen spielend zuwege bringt, durch das nackte Fleisch des Lebens hindurch, an das sie sich hält, in jedem Augenblick das Skelett des Todes sichtbar werden zu lassen, das dieses Leben trägt. Wer diese Grundphysiognomie Ihres Romans nicht begriffen hat – und mir scheint, das setzt ein ebenso widerstandskräftiges wie weitherziges geistiges Naturell voraus –, der wird sich zwar von ihm verletzt fühlen, aber er wird seiner Verwundung (soferne er unter seiner Verwunderung also einer solchen, wie ich annehme, fähig ist) irgend einen ohnmächtigen Ausdruck geben. Mit rein aesthetischen Bedenken wird er hier nicht weit kommen. Denn so peinlich gewissenhaft einige Details in der excessiven Unbefangenheit Ihrer Darstellungsweise wirken und so deutlich der exhibitionistische Charakter des ganzen Buches ist: gerade dadurch, daß Sie den Mut haben, sich in der völlig unidealisierten Figur des Christian im Rahmen einer ebenso entsetzlich wie erhebend fragwürdigen Welt mitzuxponieren, erreichen Sie es, daß Ihr eigenes Bloßstellungsbedürfnis im Verein mit dieser ganzen animalischen Lebensdunstmosphäre der bärischen Welt einen Spannungshorizont aufweist, der beiden Welten, der eigenen wie der fremden, zugute kommt und sie zu jenem einzigen Weltbild zusammenfaßt, aus dem die Eigenfremdheit der ganzen Schöpfung dem Fassungsvermögen des menschlichen Herzens so deutlich nahetritt. Die Unverlogenheit, mit der dies geschieht, der Drang nach Wahrhaftigkeit und die Liebe zu gegenständlicher Konfrontation in der Hingebenheit an das eigene Gesichtsfeld machen immer wieder den Zauber Ihrer

natürlichen Begabung aus und sind das Bindeglied zwischen dem schweren Leichtsinn und der leichten Schwermut, die für Ihre Art, sich auszusprechen, so kennzeichnend sind und dem schwebenden Wesen Ihrer Diktion die angemessenen Schwingen verleihen. Zwar wird mit Laub und Schell, mit Eichel- und Herzaß gewaltig aufgetrumpft in diesem Spiel der Freud- und Leidenschaften, aber die Geberde, mit der dies alles im Handumdrehen aus dem Dunstbereich des sinnlich Anziehenden in die klare Todesluft des hintersinnlich Wahrnehmbaren fortgewischt wird, hat etwas sehr Bezwingerdes, in manchen Momenten Abstoßendes, im Ganzen aber Ergreifendes und bildet das Herzeigentümliche Ihrer Art, die Welt zu sehen und darzustellen. Sie ist hier farbig und vergänglich wie in Föhnstimmung gesehen. Aber am Ende, wenn sich der siebige Aufruhr am Firmament der irdischen Welt gelegt hat und der Himmel sein klares und beständiges Aussehen zurückgewinnt, erweist sich's auch hier: Wer das Geschlecht und den Tod ernst genommen hat in dieser Welt – denn es ist wahr, was Sie andeuten, daß der Mensch in der Wollust und im Tode in seine letzte Einsamkeit vor Gott versinkt –, der hat auch die Liebe ernst genommen und den Sinn des Lebens in ihr wahrgenommen.

Es grüßt und beglückwünscht Sie von Herzen
in aufrichtiger Erkenntlichkeit

Ihr Ludwig Ficker

907 VON SIDONIE NÁDHERNÝ

Vrchotovy Janovice

22./23. Nov. 1936.

Verehrter, lieber Herr von Ficker!

Seit Er fort, hat nichts mich so ergriffen, nein, nichts ergriffen wie Ihre Worte. Nicht nur die dichterische Vision so mancher Stellen u. die Erlösung, wieder das Leben eines Wortes zu empfinden, aber zum ersten Mal, seit er schweigt, höre ich wieder die Glut einer Überzeugung, fühle ich wieder die tiefe Frömmigkeit eines Empfindens, die Stimme eines durch nichts sich irremachenden Künders, der nur dem heiligen Muß seines Herzens folgt. Vor solch erhabenem Gebet löste sich die Bitterkeit meines Gemüths in Thränen – zum ersten Mal seit der Totenstille, in der ich nun lebe. Thränen nicht nur fast vermehrter, grenzenloser Bangigkeit nach dem Verlorenen, den Sie mir so nahe rückten, aber auch erlösender Dankbarkeit, daß nicht alles, woran es ankommt, diese Welt verlassen hat, mag auch diese unbedingte Reinheit nur einmalig sein, wie er es war. – Wenn ich letztthin sagte, Gott selbst sei verwaist, meinte ich nicht Gott im Himmel, sondern Gott auf Erden, da nun der edelste, überzeugendste Bote Seines Wortes schweigt u. die Sendung abgeschlossen ist, die er übernommen hatte. (Wenn er Gottes Namen aussprach, dann durchdrang uns Seine Allmacht, die ganze Schöpfung war von Gott erfüllt.) Er hat sein vorgeschenes Werk verrichtet, er ist zurückgekehrt. Kann aber diese Erkenntnis die Klage der Zurückgelassenen mildern, daß *dieses Leben, dieses Werk* wahrhaft

abgeschlossen, ohne Fortsetzung bleibt, daß es als ein Vollendetes angesehen werden muß, frühzeitig abgebrochen?

Aus Ihren Zeilen sehe ich, daß Sie sich, wie schon einmal früher, des Rauschens der Bäume hier erinnern; unter ihrem Schutz wollte ich sein Irdisches begraben wissen. Denn unverrückbar blieb ihm durch all die Jahre dieser von ihm über alles geliebte Ort als die sichere Zuflucht, wo er sich geborgen wußte, wo er wahrlich immer glücklich war. Es war ihm, wie er sagte, »die Wunderwiege meiner Lyrik«, aber auch sonst sind hier die meisten u. schönsten seiner Schöpfungen entstanden; wenn auch oft stofflich ganz verschieden, so war doch alles von der Quelle dieser Gottesnähe u. Naturverbundenheit bezogen. Stundenlang wie trunken unter blauem Himmel am Wasserrand liegend, beglückt von der Sonne, oder im Wasser sich erfrischend, verzaubert in seine Landschaft (wozu ihm ein Stückchen Wiese mit Löwenzahn genügte) sich versenkend, der seine Phantasie alle vollendete Schönheit gab, selig lächelnd gebannt Bienen u. Schmetterlingen zusehend, wie sie aus Glockenblume u. Löwenzahn nippten – so verbrachte er hier alljährlich die Sommermonate u. daraus wurde die große Arbeit. Aber auch in jeder Jahreszeit genügte ihm oft nur ein Tag hier, (wie er mir immer wieder sagte) um neue Kräfte zu gewinnen. Seit dem Tod meines Bruders – muß ich sagen, daß seither der Freund mir der einzige Trost u. Inhalt, der letzte Lichtstrahl meines einsamen Lebens geworden war? – befindet sich im Park an der Friedhofsmauer die Grabesstätte meiner Lieben u. sie war auch ihm vertraut u. lieb geworden, so daß er den Wunsch aussprach, ebenfalls dereinst dort liegen zu können. (Seltsam zu denken, daß, wenn es nach ihm gegangen wäre, er seine letzten Stunden hier ausgehaucht hätte, denn er hatte sich zwei Tage vor seiner Erkrankung telephonisch für denselben Tag angesagt; weil er aber einen Catarrh hatte u. gerade kaltes Regenwetter war, rieth ich ihm, einige Tage zu warten, bis es wärmer werde, u. seine letzten Worte waren, er käme also in den nächsten Tagen. Bei seinem letzten Hiersein, drei Wochen vorher (am Bahnhof in Beneschau, den Sie ja kennen, u. wohin ich ihn zur Abfahrt gebracht hatte, nahm ich – ahnungslos – meinen letzten Abschied von ihm ----) war seine letzte Bitte, ich möchte testamentarisch ihm ein lebenslängliches Wohnrecht hier bestimmen. Und sein letzter steter Wunsch während seiner Krankheit war, nach Janowitz fahren zu können u. er ließ mir sagen, ich soll ihn im Auto abholen.) Hatte er doch vor Jahren in unser Fremdenbuch die Bibelworte niedergeschrieben, die wir in einer Gebirgskapelle in der Schweiz entdeckt hatten: »Ich hab diesen Ort hier erwählt, daß mein Herz allzeit daselbst bleiben solle«. Trotz Allem u. Allem wird aber die von ihm erwählte Grabesstätte – mir sein heiliges Vermächtnis – als mündlicher Wille nicht anerkannt, weil im Testament nicht ausgedrückt; er liegt in einem öden Friedhof der Stadt, die er haßte, fern seiner geliebtesten Landschaft, kein Löwenzahn darf dort blühen, gärtnerische Hände, die er haßte, verscheuchen die Natur, fremd ist ihm dort die Umgebung unbekannter Gräber. Der ihm vertraute Mensch darf seine irdische Hülle auf dem von ihm erwählten Ort nicht liebend betreuen. Ich hätte sein Grab mit einer einfachen Steinplatte bedeckt (nur Name u. Jahreszahlen), bei dem Haupte wäre ein altes Steinkreuz mit Christus am Kreuz gestanden, wilde Wiesenblumen, von Bienen u. Schmetterlingen besucht, und rauschende Bäume wären die Umgebung gewesen. Aber das Schicksal der Großen, mißverstanden zu sein, ist auch hier das seine.

Schon mein Vorschlag eines Kreuzes wurde natürlich abgelehnt, das Religiöse wird verneint; es wird immer deutlicher, wie einsam er in seiner stets kleiner werdenden Umgebung war u. wie einseitig ihr Verständnis ist. Wie während seines Lebens stehe ich auch jetzt außerhalb dieses Kreises. Nein, die Zeit ist nicht gekommen, die Bedeutung seines Wesens in ihrer grenzenlosen Spannweite offenbaren zu können. – Dies soll weder Anklage noch Kritik sein, u. bitte erwähnen Sie keinesfalls seiner Umgebung gegenüber das Grab, denn ich mußte den Kampf aufgeben; auch Fürstin Lichnowsky's Worte, die, in der Meinung, daß ihr u. mein Name Bürgen genug sein müßten, den ihr ebenfalls ausgesprochenen Willen, wo er seinen letzten Schlaf schlafen wollte, bezeugte, blieben ungehört. Ich erkenne die Aussichtslosigkeit u. möchte nicht Dr. Samek's ohnedies schwierige Stellung erschweren. – Ich schreibe Ihnen, aber nur Ihnen, seine zwei letzten Gedichte ab, mit deren Drucklegung er auf ein dazu geeignetes Fackelheft wartete. Bitte sie als ganz privat zu betrachten u. lieber zu vernichten, damit sie in niemandes Hände fallen, denn ich lasse sie keinesfalls veröffentlichen. Vielleicht kommt einmal eine bessere Zeit, momentan empfinde ich zu stark, in welchem Mißverhältnis ihr Inhalt zu dem Verständnis jener stunde, die ihn beerdigt haben.

Und nun, darf ich mir noch erlauben, meine Meinung über Ihren Plan, im nächsten Brenner die Totenmaske zu bringen, Ihnen zu äußern? Als ich erfuhr, daß eine Maske abgenommen wurde, begriff ich, daß man dieses Antlitz auch im Tode festhalten wollte – aber nur für Auserwählte, intime Freunde. Unerträglich aber war u. ist mir der Gedanke, daß dieses heilige Geheimnis des Todes, einem Wehrlosen abgenommen, zur Schau gestellt wird der *heutigen* Menschheit. (Genau so, wie Sie meinen, – u. ganz richtig –, daß »um sein Andenken erst eine Zone des Schweigens« geschaffen werden müsse, müßte auch eine lange Zeit vergehen, bis alles Persönliche, Leibliche untergegangen ist, u. er nur mit dem inneren Blick betrachtet sein würde.) Mit welchem Recht wird er – der sein persönliches Leben Allen fernhielt – nun preisgegeben, denen, die ihn haßen, beschmutzen, verleumdeten? Muß dieses Antlitz nicht als ein kostbares Heiligtum aufbewahrt werden wie in einem Reliquienschrein? Es wurde ausgestellt in einem Geschäft! u. von jedem Passanten begafft, es wurde veröffentlicht in schmutzigen hiesigen Zeitungen!! (mit dem Text: sein letztes Wort war »Pfui Teufel«!). Mit jedem Nerv fühle ich welch Unrecht man ihm angetan hat. Ich hoffe die Maske nie zu Gesicht zu bekommen. Bekannte sandten mir die gedruckten Grabreden (stimmt der Ausspruch Trakl's: *weißer Hohepriester*??), schnitten aber die Maske heraus u. warnten mich, sie kennen zu lernen. Von diesen u. Anderen, die ihn sehr genau kannten (darunter auch Lanyi), höre ich nur einen Ruf des Entsetzens, wie unähnlich sie ist, wie garnicht er, ganz retouchiert u. fremd) sie soll schlecht gelungen gewesen sein u. wurde vielfach corrigiert). Aber auch sonst geschieht Mancherlei, was der Verewigte niemals gutheißen würde. Also bitte, überlegen Sie sich das mit der Maske. Zwar weiß ich, daß die Leser des Brenners zu einer besseren Menschheitssorte gehören u. wohl nur mit Ergriffenheit auf die gütigen, edlen Züge blicken würden – aber erteilte er uns die Erlaubnis, sein Geheimnis Anderen mitzuteilen? Und selbst wenn, wäre nicht die erste Bedingung, daß dieser Abschluß, dieser Punkt, »im sichern Satzbau wohne«, also eine Einheit sei mit dem Ausdruck, der wiedergegeben werden soll?

Indem ich Ihnen die herausgeschriebenen Briefstellen beilege, möchte ich Ihnen für die barmherzige Güte Ihrer Zeilen von Herzen danken u. um Entschuldigung bitten, daß ein so diesseitiger Brief Ihrem jenseitigen antwortet, der trotzdem die Hoffnung nicht ausschließt, bald wieder von Ihnen hören zu dürfen. Herzlich grüßt Sie Ihre

Sidi Nádherný

Den interessanten Aufsatz Prof. Thieme's in der »Erfüllung« werden Sie wohl auch gelesen haben. Nur hätte der Hinweis (in der Anmerkung) auf die »Verwandlung« unterlassen werden sollen, da diese Auffassung des Gedichtes vollkommen falsch ist. In der Suche nach Beweisen verkehrt man leicht den Sinn oder gibt ihm einen ungedachten, ungemeinten, vom Dichter nicht erlebten Inhalt.

(Wien) »20. Juli« (1915)

... »Gestern war, nach einer ganz schlaflosen Nacht, ein qualvoller Tag. Der Krieg klopft auch an meiner Thür, nicht nur an Deiner. Ich bekam die Nachricht, daß einer der wenigen Menschen, die sich anständig gegen mich und mein Werk benommen haben, in einer horriblen Situation auf die Abberufung zur Front als *Erlösung* wartet. Der Vorfall ist so entsetzlich, daß ich Dir das schriftlich nicht schildern will. Dazu begibt sich das in eurer nächsten Nähe. Ich habe mich sofort an Baron Lempruch gewandt, der wieder in Tirol ist, und ihn ganz offen um Protektion dieses Ausnahmsfalls gebeten. Ich schrieb: es sei einer jenigen Fälle, die mich das beispiellose Unrecht, das sich noch die schlechteste Welt zufügt und von dem sich abzuwenden die letzte sittliche Aufgabe ist, wieder als Tortur an mir selbst empfinden lassen. Ich arbeite jetzt, schrieb ich, für das mir wichtigste Buch das scheußliche Vorspiel dieser Zeit durch und ich lese unter Herzkrämpfen, wie vierschrötige Lumpen damals gefangene Türken wegen *deren* »Feigheit« verhöhnt haben. Daß solche Gesinnung, weil sie »schreiben kann«, jetzt schockweise frei herumgeht, sei ein Eindruck, der eine edlere Ausnahme wohl rechtfertigt. (Die sogenannten Kriegskorrespondenten, deren einen wir in Brunnen gesehen haben.) »Gelingt's nicht«, schrieb ich dem Betroffenen selbst, »so leben wir, getröstet und zuversichtlich, weiter in dem Wissen, daß einem *Inhalt* kein *Zustand* etwas anhaben kann«. Dem Baron L.: »Sie haben über dem, was sich jetzt Ihrem fühlenden Herzen bietet, wohl nicht die Zeit vergessen, in der Sie einem Mann, der es möglicher Weise vor den anderen gefühlt hat, oft und oft mit glütiger Achtung begegnet sind. Vielleicht haben Sie inzwischen auch sein Gefühl miterlebt, daß dieser Krieg, der eine moralische Insel nur für Männer Ihresgleichen herstellt, die ganze umgebende Welt in ein großes Hinterland des Betrugs, der Hinfälligkeit und der unmenschlichsten Gottlosigkeit verwandeln wird, indem das Uebel über ihn hinaus und durch ihn fortwirkt, weil es hinter vorgeschenbaren Idealen sich bereichert und am Opfer wächst«. Mehr könnte ich in einer kommenden Fackel auch nicht sagen. Der Fall betrifft den armen Ludwig v. Ficker (das Jahrbuch des »Brenner« mit Gedichten von Trakl und Rilke ist jetzt erschienen). »Einer der wenigen hochstehenden, geistigen, sauberen Menschen«, schrieb ich, »die ich, seitdem ich die vielen andern verabscheue, gefunden habe. Sie wissen auch, daß es sich um den Herausgeber des Brenner handelt, der natürlich den Aufenthalt unter Wanzen dem in einem

Kriegspressequartier jederzeit vorziehen wird. Wie man seine Lage verbessern könnte, davon habe ich natürlich keine Ahnung. Daß der Drang, es zu tun oder geschehen zu sehen, keine Ungleichheit in der vorhandenen Ordnung bezweckt, versteht sich um so eher, als die *Ordnung ohnedies keine gleiche* ist und der Mann, für den ich besorgt bin, nicht so bald mit einem andern sich wird vergleichen lassen, dem es besser geht. Sie wissen, wie weit von diesen Dingen ich lebe. Aber schlaflos wie den armen L. v. F. wird mich sein Fall machen ... Ich würde solche Bitte nicht wagen, wenn ich nicht sicher wüßte, daß Ihrem Interesse für mein Werk auch die Sympathie für die wenigen Treuen, die es gefunden hat, naheliegt. Ich hoffe, Ihnen nun bald noch mehr Dank zu schulden als bisher.«

Nun hoffe ich auf eine gute Wendung. Wenn Baron L. nicht außer einem Krieger auch ein Mensch wäre, würde ich sagen: Ich wollte, ich wäre schon im Kerker, der mir nach dem Park von Janowitz der einzige dem Sinn meines Lebens entsprechende Aufenthalt zu sein scheint, den mir die Zeit offen läßt.«

(Wien) »14. 12.« (1915) (Eine Antwort auf meine Bitte, mitzuhelfen, als Rilke in München assentiert wurde.)

»Armer Rilke! Verzeih mir: Aber ich fände es doch besser, sich vom Staat zum Krüppel als zum Schuft machen zu lassen! Hoffentlich hilft es. Ihn zu befreien – nicht in eine Helden-Schreiberei zu bringen. Reklamiert kann er nicht werden, das ist purer Unsinn. Kein Shakespeare kann reklamiert werden, wohl aber ein Operettsänger Verzeih, daß ich für Dich nicht den Staat erwürgen kann – ich thäts zu gern. An und für sich und für Dich!«

15. 12.

Mir ist noch kein Weg eingefallen ... Vielleicht find ich etwas! Sag Dir, daß das Aeußerste geschehen wird! Auch von mir! Du Arme! Wie gerne riethe, hülfe ich, thäte ich alles. Der Helferin zuliebe, Denn gegenüber den verschiedenen Fällen selbst muß man sich zur Ohnmacht verurtheilen. Thäte man's nicht, wäre der Schmerz über das nicht-helfen-können noch größer. Konnte ich im Sommer etwas nützen? Der Aermste – sicher einer der edelsten Menschen – litt entsetzlich, damals, und jetzt, in einer Woche, geht er von Tirol in den Schützengraben. R. wird bloß die Pein des veränderten Lebens haben – nichts weiter – das ist absolut sicher, da kann man ganz beruhigt sein. Jenes ist grauenhaft genug, und er thut mir so leid! Aber, Verzeihung, mit dem Auswurf in einer Heldenbeschreibungsanstalt sitzen – das ist schlimmer. Das hat F. abgelehnt. Wenn's mich träfe (warum nicht, der Krieg wird noch lange dauern!): Glaubt man, ich zöge nicht die letzte körperliche Erniedrigung dieser geistigen vor? Was sollen wir ihun als weiter so zu leben versuchen wie bis jetzt: um das Gefühl den Panzer – sonst ist's gleich besser zu sterben! Hilfe gibts nicht. Wollen wir Ihnen Mitgefühl zeigen, gut: so opfern wir uns vor ihren Augen! Anderes gibts nicht. Ich habe so viele gute Menschen; das heißt alle die wenigen, die ich kannte, in dem so furchtbar veränderten Leben stehen, wenn sie nicht tot sind. Ich habe ihnen nicht helfen können und weiß, daß auch mir nicht zu helfen wäre. Wir haben ein Recht zu diesem, was ich Dir sagen will (auch den Allermächtsten gegenüber): Ziehe ich mich, ziehen wir uns in den Zustand zurück, den die Bestien »Egoismus« nennen, so thun wir wahrscheinlich mehr für den Menschheitsgedanken als die fühlenden Bestien.«

Janowice, 7./8. 7. 1932

Der Gärtnerin

Blick um dich, wie das Leben leuchtet,
wenn sich dein liebend Auge feuchtet;
sieh, wie für dich das Herz der Erde loht!
In deines Gartens Heiligtume
betreust vergebens du den Tod:
wo deine Thräne fiel, blüht eine Blume.

(Geschrieben 1 Jahr nach dem Tod meines Bruders)

Janowice, 1. 10. 33.

Immergrün

Hohes Amt, in Gottes Erde
später Schönheit Samen senken,
daß Gewesenes immer werde,
sich der Geberin zu schenken.

Viele Kreaturen harren
deiner Wartung in der Runde.
Ziehst du mühvoll deinen Karren,
folgen dir zwei treue Hunde,

Und zwei treue Hände graben
zwischen Gräbern neues Leben.
Graut die Welt, so sollst du haben
Immergrün, von dir gegeben.

(Die Verse »Man frage nicht, was all die Zeit ich machte« entstanden hier kurz vorher, am 13. 9.)

908 VON JOSEF LEITGEB

Mühlau, den 24. 11. 1936.

Lieber, sehr verehrter Herr von Ficker!

Ihr Brief, mehr wert als sämtliche Rezensionen in der Presse zusammen, hat mir einen sehr frohen Sonntag verschafft. Ich danke Ihnen herzlich für die freundliche Gründlichkeit, mit der Sie über mein Buch sprechen – Sie wissen wahrscheinlich selbst, wie wohl es tut, mit dem gleichen Ernst genommen zu werden, den man selbst für eine Sache aufgewendet hat. So reizvoll und lockend es wäre, Satz für Satz auf Ihren Brief einzugehen, der stellenweise fast hellseherisch in meine charaktermäßigen Arbeitsbedingungen eindringt und damit dem spezifischen Gewicht meines Buches, »dem schweren Leichtsinn und der leichten Schwermut«, wirklich gerecht wird (im Gegensatz zu sämtlichen Besprechungen in der Zeitung, die sich nirgends über ein privates Geschmacksurteil erheben), es ist doch besser, Sie behalten in diesem Gespräch zwischen Autor und Leser das letzte Wort. Ich habe in den letzten Wochen das Buch als Roman und mich als Verfasser nicht mehr ausstehen können – Ihr Brief macht mir Mut für das nächste.

Dafür herzlichen Dank!

In alter, aufrichtiger Verbundenheit Ihr

J. Leitgeb.

909 VON HANS KESTRANEK

München 2. December 1936.

Mein lieber verehrter Freund!

Ihren so lieben Brief habe ich heute, am 3ten Tage erst nachdem Sie ihn geschrieben, erhalten und hat sich also mit meinem gestrigen an Sie gekreuzt. Und verzeihen Sie, wenn ich Sie mit meinem Begleitschreiben in Schrecken versetzt. Ich hätte nichts dagegen aber, wenn er nachgewirkt hätte. Menschliche Werke müssen vergehen, und wir tun gut ihre Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit aufzudecken. Dazu dienen solche Skelettierungen, die einem sagen, was denn an dem Ganzen so lebendig Scheinenden daran sei. Wie oft ist nicht auf alten Bildern neben dem Kruzifix, dem Rosenkranz, dem heiligen Buch, der Totenschädel zu sehen. Den wollte ich ihnen neben mein Scriptum legen mit der Mahnung: Nil admirari. – Und bitte, tun Sie mir persönlich, und an dem was an meinen Sachen menschlich Persönliches ist, nicht zuviel Ehre an. Sie, die Sachen, wollen nicht auf sich weisen, sondern sind ein über sich selbst hinausweisender Finger: und das dürfte ihr Bestes sein. Was Sie aber als »unwillkürliche Entsaugung« rühmen, damit hat es, vom Rühmen abgesehen, seine Richtigkeit. Ein Teil von ihr ist nämlich durchaus nicht rühmlich und entspringt einer Abgeschrecktheit in der freien Mitteilung. Ich konnte mich nie ganz verständlich machen und so habe ich buchstäblich

ent-sagt, Sagen und Sprechen mir fast abgewöhnt, so sehr es nach außen hin oft anders scheint. Freilich spielt noch eine tiefere Re-signatio mit, eine allem Geschöpflichen und erscheinenden anhaftende Ironie, die weit entfernt ist von aller Verstellung, die man heute mit diesem Begriffe verbindet. Sie begleitet im Gegenteil alle Bemühung des Richtig und Ganz Hinstellens, der Signatio, des Zeichengebens, des Vorstelligmachens. Der Inhalt ist stets überfließend, das sprachliche Gefäß kann ihn nicht fassen. Und Täuschung wäre es, wenn das Gefäß sich selbst vergrößerte, verbreiterte und überhöhte. Der sprechende Mensch ist aber sozusagen nur das sprechende Gefäß: will es von der Größe des Inhaltes sprechen, dann muß es ein Wort auch von seiner eigenen Kleinheit und seiner Enge sagen. Das sieht dann wie eine gespielte Verkleinerung – und Ironie heißt wörtlich übersetzt Verkleinerung – aus. Da ist aber kein Spiel, vielmehr ist jeder Ernst von ihr begleitet; und sie ist sein Kriterium: wo keine Ironie, auch kein Ernst. Und Meister des Stils, der Mitteilung zu sein, heißt Meister der Ironie sein. Nur läßt sich solche Meisterschaft nicht erstreben. Sie ist selbst nur das Zeichen einer aufrichtigen Kundgebung, die nichts so sehr scheut wie Verfälschung.

Gleichwohl sagt die Schwäche des Wortes nichts gegen die Kraft seiner Bedeutung: sie gibt ihm, was man Monumentalität nennen könnte, sein Denkmalartiges. Da ist mehr als Aufrichtigkeit d. h. Wahrhaftigkeit – Wahrheit über den Sprechenden – es ist die Wahrheit des Gesprochenen selbst, welche da diktierend sich kundgibt. – Davon bin ich mein lieber Freund noch weit entfernt. Ich glaube auf Wahrheit zu weisen, wie entfernt immer von ihr, nicht selbst Wahrheit zu sprechen. Immerhin ist auch das etwas: auf dem Wege zu sein. Und mit solcher Einschränkung mögen Sie recht haben, meiner letzten Einsendung »Tragweite« zuzusprechen. Sie werden darin je mehr Sie sich darein vertiefen, sich nur noch bestätigt finden. – Ob sich aber noch ein zweiter Leser außer Ihnen mein Lieber findet, der nicht nur liest – was man nur »liest«, steht gar nicht dafür gelesen zu werden – steht dahin. Da sind noch Beckmann's, die aber jede~~s~~ meiner Gedankenschritte begleiten, und denen die Dinge leicht eingehen. Immerhin: werden die Gedanken nur erfaßt, dann werden sie weiterwirken.

Nun habe ich Ihnen gar noch einen kleinen Aufsatz geschickt, und das Volumen der Fracht für den Brenner-Kutter noch vergrößert. Aber mir ist jeder Ballast recht, den Sie über Bord werfen. Ich meine man kann da das Schlußstück zu unterst verstauen und sehen wie sich das Andere damit gut verpacken läßt. – Unfigürlich: was daneben gar verblaßt – weg damit. Was nicht auf den einen oder den anderen Gedanken darin, oder auf das Ganze, wenn auch in aller Kürze und nur im Bilde, Bezug hat – auch weg damit. Und ebenso mit einem nur variirten aber dem Sinn nach gleichen Bezug verfahren. Sie verfahren da nur nach eigenem Urteil, dem ich voll vertraue und das Weniger wird sicher ein Mehr sein.

Hätte ich mehr Fertiges und Brauchbares in meinen Schubladen, würde ich Ihnen vorschlagen, mich ganz aus dem Brennerheft auszuschalten, und eine eigene Publikation meinen Sachen zu widmen. Aber das müßten dann andere Sachen sein. Diese taugen nur zu Präludien – oder zu einer Nachlese. Was ich vorrätig habe, gleicht einer Scheune voll ungedroschenen Getreides. Korn ist für den Markt, Stroh ist für den Markt – Abgedroschenes, aber nicht Ungedroschenes. Es ist in diesem Falle zu gut und zu schlecht dafür.

Nun geht es auf Weihnacht zu. Ich fahre hier am 19ten ab, bin bis zum 22ten am Chiemsee, dann wieder in S. Gilgen. Ich muß heuer bis zum 23ten Jänner bleiben, an welchem Tag mein Neffe und Adoptivkind dort heiraten. Nach Wien will ich nicht, sondern nach dem 23ten wieder hierher zurück.

Nun heißt es sich sammeln für ein Größeres. –

Verzeihen Sie mein so ganz formloses Schreiben. Wie muß es Ihnen vorkommen!
Aber ich weiß Sie nehmen mich in Güte. –

Seien Sie recht von Herzen begrüßt von Ihrem

Hans Kestranek.

Und innigen Dank für Ihren Brief, den ich mehr schätze, als ich auszudrücken vermag.

910 VON SIDONIE NÁDHERNÝ

Vrchotovy Janovice

11./12. 12. 1936.

Sehr verehrter, lieber Herr von Ficker!

Vielmals danke ich Ihnen für alles, was Sie sagen u. herausgeschrieben haben. Jedes Wort, das Ihnen Liebe, Ehrfurcht u. Verständnis zollt, tut meinem wunden Herzen wohl, wirkt als Balsam nach all dem Falschen, Unechten u. Unrechten, das im Wiener Kreis unter der Devise Pietät u. Verehrung dargebracht wird.

Sie erwähnen Sein Testament. Es gibt keinen rührenderen Anblick. Als er es abfassen mußte, verlor er die Sprache. Ein Kind hätte es besser geschrieben. Und da es zu Allem ein juristisches Unding ist – ein Erbe ist überhaupt nicht eingesetzt – hat Jeder (oder meint es zu haben) das Recht, sich zur Geltung zu bringen. Die letzten Änderungen, Durchstreichungen und Zusätze machte er im Februar, in einer Nacht, als ich ihn stöhnend mit rasenden Kopfschmerzen verließ, die ihn durch drei Wochen quälten als Folge einer leichten Gehirnerschütterung (ein Radfahrer hatte ihn im Dunkeln umgestoßen); obzwar er kaum reden noch denken konnte u. mit Mühe die Augen offen hielt, ließ es ihm keine Ruhe, daß er Dr. Münz (dessen Streit mit Frau Kann ihn in den letzten Monaten leider sehr beschäftigte) streichen müsse. (Damals erschreckte mich öfters eine bei ihm vollkommen ungewohnte Vergeßlichkeit – er, der nichts vergaß; so fragte er mich an diesem Abend, ob ich ihm sagen könne, was er den Tag vorher getan habe, ob er im Caféhaus gewesen sei etc., er könnte sich nicht erinnern.) Es ist verständlich, daß aus der so winzig gewordenen Auswahl – Sie waren leider fern – ihm im Augenblick kein besserer als Jaray einfiel, der ja durch sein »Register«, das sicher gewissenhaft durchgeführt ist, eine Probe als Fackelkennner gegeben u. auch sonst sich als hilfsbereit u. ergeben erwiesen hatte, so sehr auch seine Anbetung ihm auf die Nerven gieng (er hatte ja Jahre lang sich gewehrt, mit ihm in Kontakt zu kommen, in der letzten Zeit aber nannte er ihn nie anders als »der Rührende«). Mit H. Fischer hingegen war er seit

Längerem befreundet, u. ihn setzte er im vorigen Sommer, mit Dr. Ph. Berger als Hilfskraft, als Hüter seines literarischen Nachlasses ein. – Ach, die er sich aussuchte, sie sind nicht die »Berufenen«. Wenn auch meine vereinzelte – und ungern gehörte – Stimme nichts durchzusetzen vermag, unterlasse ich es nicht, Einspruch zu erheben, oft unter dem sicheren Eindruck Seines Diktats. So erscheint mir auch der Gedanke eines Nachlaßheftes Seiner »Fackel« unerträglich. Eine »Fackel« – unter anderem Namen? Wozu? Warum? Was soll sie? Was erwarten sie von ihr? Sie wird wie die »Gedächtnisfeier« ausfallen, von der mir Anwesende schrieben, nichts hätte die Empfindung, wie arm wir geworden sind, fühlbarer machen u. besser illustrieren können, als jener Abend. Wieder war es das Format Seiner altgewohnten Programme – die waren doch nur *sein* Recht –, aber ein fremder Name stand darunter. Vollständig fehlte, was Sie mit Recht schmerzlich vermissen: Licht und Wärme. Leblose Marionetten erschienen die Sprecher gegen die alte, schlechte Maschine, an die man sich trotzdem klammerte, weil sie Leben brachte: Seine Stimme! Das Attest eines Christen wurde gebracht, wie Sie richtig bemerken: die eines trockenen Deutschen. Und Gedichte, die man so oft an derselben Stelle von Ihm gehört hatte, wurden vorgetragen u. eine Nachahmung wurde versucht! (Statt eine Vergleichsmöglichkeit fernzuhalten!) Und zum Schluß hielt im Künstlerzimmer, wo immer Er gewesen, Frau Kann Cercle! (Es fehlte nur der Witwenschleier!)

Aber was tut es? Sein Leben, sein Wirken, sein Werk bleiben ewig, ungefährdet, unantastbar. Eines nur sollte man herausgeben: »Die Sprachlehre«. Er sagte mir noch vor Kurzem, es sei bis auf das letzte Kapitel druckfertig, dieses aber sei so überaus schwierig, daß er nicht damit fertig werde. (Seit jeher plante er, es mir zu widmen, denn es sei, wie er sagte, die Fortsetzung seiner Gedichte.) Ich höre, daß die lyrischen Gedichte als Band herauskommen sollen.

Es ist vollkommen richtig: »wirklich nur ein Gesandter«, denn die letzte Zeile seines letzten Briefes an mich (wenige Tage vor seiner Erkrankung) lautet: »Die Weltdummheit macht jede Arbeit unmöglich« – da nahm Gott ihn zu sich. Außerdem war er bei seinem letzten Besuch ziemlich erschüttert von der vor Kurzem von Dr. Samek erhaltenen Mitteilung – er kümmerte sich nie um Finanzielles u. gab, wo er helfen konnte, aus vollen Händen –, daß das Defizit jedes Heftes der letzten Jahre alle seine Ersparnisse aufgezehrt habe u. ihm nur mehr ein ganz kleines Kapital übrig bleibe, so daß er bezweifelte, je mehr eine Fackel erscheinen lassen zu können.) Im Brief spricht er vorher von der »Menschheit, zertreten von Presse und Politik« u. fügt hinzu: »Mir ist, als ob jeder Tag, den ich von Dir und dem teuren Garten entfernt bin, ein Jahr wäre.« Und im Brief vor diesem: »Alles trostlos, abwegslos ... Es gibt noch eine Sprache und einen Garten. Wenn ich auch jene zunächst verlieren muß, dieser muß mir bleiben und uns. Ich hielte es hier nicht aus, wenn ich nicht an Dich zu denken hätte.« – Es ergreift mich, wie Sie empfinden, was ihm Janowitz bedeutete; Sie sprechen von »Naturverzauberung« und er schreibt mir im März (nachdem er hier gewesen): »Noch ganz benommen von den Wundern: Dir und dem Blick durch den Park. Ich war wie aus dem Grab gehoben. Alles Schmerzliche war wie weggezaubert ... Wie schön, daß es Dich und Janovice gibt!« Mit besonderer Liebe hing er in der letzten Zeit an meinem vor zwei Jahren erhaltenen großen schwarzen Neufundländerhund, stundenlang sah er ihm zu, u. sein einziger Ausgang bei Tag in Wien – seit Jahren – (und sein

letzter) galt ihm; er wünschte sich, mit ihm im Prater spazieren zu gehen (ich war im Winter in Wien u. hatte seinen Liebling mitgenommen). Ich höre noch seine lächelnde Frage, als teils er u. teils die auffallende Schönheit des Hundes die Aufmerksamkeit der Spaziergänger erregten: »Gelten die Blicke mir oder dem Hund?« (U. als Er nicht mehr war, überreichte mir seine Bedienerin Einkäufe, die sie – als letzte – für den Hund machen mußte; Medikamente etc., u. die er mir hatte mitbringen wollen.) Einmal schreibt er mir über ihn: »Er verwendet die Freiheit besser als der Mensch und hat noch Respekt vor Naturhindernissen (wie jenem großen Stein); er kann staunen.« Oder: »Welches Bild der Reinheit dieser Erwartung mit dem Stück Holz im Mund, verglichen mit dem, was ich hier aus Menschenmäulern zu hören bekomme! Ich muß weit zurückdenken, wenn ich mir so Schönes wie diese Tage in Janovice vergegenwärtigen soll.« Das war im April. Im Mai schreibt er: »Ist es nicht entsetzlich, daß man sich mit solchen Kreaturen abgeben muß, wo es die lieben Hunde von Janovice, geleitet von ihrer Herrin, gibt?« Ich citiere Ihnen solches, um ihn Ihnen in seiner allerletzten Zeit nahe zu bringen, ist doch jedes Wort, jeder Ausdruck, jedes Empfinden ganz er. Und unverändert er in seinem Verhältnis zu Janovice durch die vielen, vielen Jahre seit der Zeit, da Sie ihn hier erlebten, aus welcher ich mir eine Briefstelle erinnere, die er mir zu meinem Geburtstag schrieb (1915): »So kurze Zeit erst, daß das Wort: »Und siehe, es war gut« nach so langer Zeit wieder wahr ist. Zwei von diesen Jahren haben mir gehört. Es war so viel, daß ich, in die Fülle solchen Menschenthums gehoben, in einen Traum eintrat, der mich zurückleben ließ in jenen Garten, den Gott in Eden gepflanzt hatte. – Mehr kann ich nicht geben als den Dank des Denkenden, der mit dem sicheren Wissen, das der Traum verleiht, sich selbst Dir zuschreibt und sich erinnert, daß Dein Lebensathem es war, der den Menschenstaub zum Menschen gebildet hat. – Es kann nicht geschehen, daß der irdische Fluch, von dem wir einander erlöst haben, je wieder Macht gewinne über uns, uns zwinge, zurück in die Menschheit zu gehen.« – Oft frage ich mich, was aus allen diesen Briefen (über 1000) geschehen soll, wenn ich nicht mehr bin. In ihnen ist alles sublimiert, in erhabener Prosa, was Sie von seinen Versen sagen. Er meinte, als ich ihn einmal darüber befragte, sie könnten, bis wir einmal beide nicht mehr sind, gedruckt werden. Auch sonst bewahre ich Verse u. Manuscrite, allzu persönlich – aber von ergreifender Schönheit – um bei meinen Lebzeiten preisgegeben werden zu können.

Was Seine Grabstätte betrifft, besteht für mich kein Zweifel, daß er bis zum letzten Atemzug überzeugt war, er werde dereinst hier liegen. Hätte er es richtiger gefunden, in Wien beerdigt zu werden, hätte er dies bestimmt auch ausdrücklich niedergeschrieben (er hätte ja auch im Ausland sterben können). Daß er vor und während seiner letzten Erkrankung nur den einen Wunsch hatte, schnellstens herzukommen – gibt das nicht zu denken? (Kurz bevor er in Bewußtlosigkeit fiel, hatte er vom Arzt das Versprechen verlangt, in 2 Tagen nach Janovice fahren zu können, und auf dessen blöde Antwort hin: »Ich verspreche es Ihnen – bei Tristan's Ehre« sagte Er mit Recht: »Pfui Teufel«.) Ich lege Ihnen eine, zu vernichtende, Kopie meines letzten Schreibens an Dr. S. bei. Gerade das wollte er: daß sein Grab unzugänglich sei wie es sein Leben war, weil er die Menschheit verachtete; nur mir zugänglich, u. seinen wahren Freunden. Er sagte, er sei in Böhmen geboren,

und zwar in Janovice (dies aber, wie vieles andere, das zur Bekräftigung seines Wunsches dienen würde, will ich dem Wiener Kreis nicht preisgeben), und hier wolle er liegen. Als er einmal zusah, wie ich zu Allerseelen die Gräber mit Lichtern umgab, fragte er mich lächelnd, ob auch er Lichter bekommen werde. – Ich erwähne dies nur, um Ihre Annahme zu widerlegen. – (Sie gaben ihm keine Lichter zu Allerseelen. Ich aber beauftragte eine Freundin, ein Licht ihm hinzustellen.)

Nach dem Eindruck, den Sie mir schildern, u. den ich auch aus den ergreifenden Briefstellen der Schreiberin empfange, verstehe ich Ihren Wunsch, die Totenmaske im Brenner abzubilden u. ich bin überzeugt, wie gewissenhaft Sie es meinen. Er fürchtete so sehr den Tod – ich bin dankbar, daß er dann ohne Schrecken kam. Aber hätte er einen anderen Arzt gehabt, er hätte noch nicht kommen müssen. Gegen sein Leiden (Verkalkung der Herzkrankengefäße) gibt es viele Mittel. Nicht eines versuchte der Arzt. Ich weiß es von Ärzten, die ihn sahen: er hätte noch viele Jahre leben können, ohne von der Erkrankung etwas zu merken. Keiner versteht diesen Arzt. Es muß wahrlich Gottes Wille gewesen sein, daß er in die unfähigsten Hände geriet, die ihn direkt in den Tod trieben. (Der Arzt konnte leicht die Lüge von »Embolie« aufstellen, da kein zweiter zugelassen wurde.)

Es freut mich, daß Seine schönen Worte über Dollfuß in den Brenner kommen. Nie sah ich ihn so ergriffen als nach dessen Tod. Als er, etwa nach 14 Tagen, hier ankam u. aus dem Wagen steigend mich begrüßte, war er außerstande, ein Wort zu reden u. Thränen rollten ihm über die Wangen. Vorher, nach der Februar-Revolution, schrieb er mir eine ausführliche Verurteilung der Soz. Dem. u. schließt mit den Worten: »Ich würde niemand außer Dir solches schriftlich geben in einer Zeit, in der die Verwirrung der Grundbegriffe so groß ist, daß ich allen Verzicht dem Versuch einer Aufklärung vorziehen muß. Denn in dieses falsch gerichtete Pathos kann ich noch weniger hineinrufen als in das große Grauen jenes Orkans. ... Die von der Phrase, vom Preßgift dirigierte Gewalt der »Freiheit« – und das ist das Thema – ist Deinem Garten feind wie meiner Sprache.«

Sie waren also bei dem Begräbnis? Ich sah Sie nicht. Ich sah nur einen Schmetterling, der sich in die Nähe des Grabes auf einen blühenden Jasminstrauch niederließ.

Wenn Sie nicht fürchten, daß eine Wiederholung Ihre gute Erinnerung an das nun so verwäiste Janowitz verdunkeln könnte, würde es mich freuen, wenn Sie im kommenden Sommer einige stille Tage hier verbringen würden, an dem Ort, wo jede Wiese, jeder Baum, jede Blume, jede Biene, jeder Schmetterling, jeder Vogel, jedes Bächlein, verstanden Sie Ihre Sprache, Ihnen besser von ihm erzählen könnten als ich es vermag.

Trauernden Herzens grüßt Sie Ihre

Sidi Nádherný

Die unverzeihliche Länge des Briefes mag durch den Umstand entschuldigt werden, daß es mir so natürlich ist, immer nur von Ihm zu reden, da ich tagaus, tagein nur in ihm lebe, keinen anderen Gedanken zu fassen vermag (wie wäre dies auch möglich in einer von ihm durchtränkten Atmosphäre, von ihm erfüllten Umgebung, wo nichts mich ablenkt, jeder Schritt mich zu ihm führt?) – und überdies in völliger Einsamkeit wochenlang kein Wort über meine Lippen kommt, außer ein liebkosendes den Hunden, die von der menschlichen Stimme so abhängig sind. –

Da nichts mich mit dem Diesseits, alles mit dem Jenseits verbindet, muß ich oft mich zwingen, mir ins Bewußtsein zu bringen, daß es außerhalb der Parkmauer eine Welt u. Menschen gibt. Und da es einen gibt, der mich braucht, darf ich mich nicht abschließen, so lange mir die Möglichkeit gewährt ist, Freude geben zu dürfen. Ich werde also Weihnachten und Januar in Florenz verbringen, Februar dürfte ich in Wien sein u. dann wieder unausgesetzt hier. Vielleicht höre ich von Ihnen, ehe ich am 21. abreise, wenn nicht, lautet meine Florentiner Adresse: 40 Lungarno Vespucci.

1937

911 AN EMIL BARTH

Innsbruck-Mühlau
Schloßfeld 9

7. II. 1937

Sehr geehrter Herr!

Erst jetzt war es mir vergönnt, den wunderschönen und im wahrsten Sinne des Wortes aufschlußreichen Aufsatz über Georg Trakl im Januarheft der »Neuen Rundschau« zu lesen. Sie können sich denken, wie groß meine Freude und Ergriffenheit war. Denn was hier aus ehrfürchtiger Distanz in nächste Nähe des Geistes rückt, dem Ihre Betrachtung gilt, ist eine Weite des Blicks, die tiefer noch und frömmter dem Bild der Erinnerung entspricht, das seine Erscheinung hervorrief, als es den Wenigen auszudrücken gegeben war, die dem Dichter persönlich begegneten durften. Wie unverlierbar ist hier seine Bedeutung ans Tageslicht gehoben und gegen jedes Mißverständnis abgegrenzt!

Es ist mir ein herzliches Bedürfnis, sehr geehrter Herr, Ihnen ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit zu geben, das Sie wie ein Gruß des verewigten Dichters selbst berühren soll. Darf ich Sie also bitten, die beiliegende Gedichtniederschrift von Trakls Hand gütigst entgegenzunehmen.

In Hochschätzung begrüßt Sie

Ihr ergebener Ludwig Ficker

912 VON EMIL BARTH

Herrn Ludwig von Ficker, Innsbruck-Mühlau, Schloßfeld 9

[nach dem 7. 2. 1937]

Sehr geehrter Herr,

Kaum vermag ich Ihnen auszudrücken, wie sehr mich Ihr gütiger Brief bewegt, wie unendlich mich Ihre große Gabe ergriffen hat. Ihr Wunsch, den Sie mir aussprachen: daß das Gedicht mich wie ein Gruß des verewigten Dichters selber berühren solle, war in Erfüllung gegangen, ehe ich Ihre Zeilen las, – wahrhaftig ein Geisterhauch wehte mich an, als das weiße Blatt mit den unverkennbaren spitzig-scharfen Schriftzügen Ihrem Brief entfiel. Fühlte ich mich bis zu jenem Augenblick der dichterischen Erscheinung Georg Trakls verbunden, so war mir da, als ob über den

Abgrund von Zeit und Tod eine ältere Leibhaftigkeit seiner auf mich zukäme und mich anröhre, um in einem unbeschreiblichen Vertrauen bei mir zuhause zu sein. Ich habe gerade zu diesem Gedicht »In der Heimat« die natürlichssten Beziehungen, es entstammt einer Seelenlage, mir persönlich durch lange Jahre aufs innigste vertraut. Nirgends wüßte ich in einem Gedicht der Heimat diesen schmerhaften Ton von unstillbarem Heimweh. Und dann: wie ist es voll von dem Allerpersönlichsten Trakts!

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihr großes Vertrauen.

In besonderer Hochschätzung

Ihr sehr ergebener Emil Barth

913 AN HANS KESTRANEK [Entwurf]

[verm. nach dem 14. 5. 1937]

Mein verehrter, lieber Freund!

Ihr Brief berührt Dinge, die mir selbst in letzter Zeit zu denken gaben. Das Ressentiment gegen Österreich, das heute auch in dem christlich aufgewecktesten Reichsdeutschen steckt, kommt aus der Verwunderung darüber, daß dieses kleine deutsche Land sich wehrt, sich hält, obwohl es nach der Meinung jener Leute die Zuchtrute, die das große deutsche Reich heimsucht, mehr verdienen würde als dieses. Das kann man verstehen. Aber sicher ist, daß das Exempel, das die Vorsehung mit diesem Rumpfösterreich, diesem kümmerlichen Rest einer großen deutschen Vergangenheit statuieren will, dadurch an Eindringlichkeit nur gewinnen kann. Österreich und Spanien – das sind die beiden Denkzettel der Vorsehung, die Europa zur Raison bringen müßten, ehe es zu spät ist. Soll der Träger von Ideen im Rahmen einer Leistungsfähigkeit bleiben, die dem Anspruch, der an ihn gestellt ist, weder vorausseilt noch hinter ihm zurückbleibt, dann darf er vor allem nicht auf Stelzen gehen. Sonst hat er am Ende das Nachsehen.

914 VON HANS KESTRANEK

München 27. Oktober 1937.

Mein lieber und verehrter Freund!

Soeben habe ich Ihren lieben Brief erhalten – das Manuscript noch nicht – und will ihn nur gleich beantworten, umso mehr als ich Ihnen auch noch für das Heft der »Erfüllung« zu danken habe, in dem ich Ihren »Brief« erst voll würdigen konnte. Wissen Sie, daß mir im Lesen, wie Ihres ungedruckten, so dieses gedruckten, wie Schamröte in das Gesicht steigt über mein Unvermögen gegenüber Ihrer

Sprache und dem, was sie auszudrücken vermag. Wenn Sie die Violine streichen, komme ich mit Holzschuhen dahergeklappert. Und doch, wenn ich mich meinen Sachen unbefangen zuwende, ist mir als ob ich diesen meinen Philosophenmantel mottenerfressen sähe, ihn ausklopfen müßte, daß Motten und Flocken davonstieben, um dann an das Flicken zu gehen. Das Aus und Abgefallene wären jene »unnnützen« Worte. Und ich müßte auf die völlige Kunstlosigkeit zurückgehen, um zur Kunst der Sprache aufzusteigen. Nur durch das Zurück-, nicht durch das Nachgehen kann ich Ihnen nachkommen. Und fast unbegreiflich ist mir Ihre Geduld mit mir und meinen Um und Kreiswegen.

Unsicherheit und Angst auf solchen Wegen ist mir wie das Zittern einer Wünschelrute, daß hier irgendwo eine Wahrheitsquelle verborgen fließt. Es gibt kaum etwas an Gütern, die nicht dem Mißbrauch ausgesetzt wären, und sollte die Sprache darin nicht eingegriffen sein? Die Folgen wären kaum abzusehen. – An dieser Stelle muß man es mit einem Brunnenschacht versuchen. Ich meine hier nicht jeglichen Sprachgebrauch, nur den man in Philosophicis übt, auch nicht wie die Philosophen sprachen, sondern was sie aus der Sprache schöpfen, wie sie ihnen zum Quell ihrer Gedanken und Systeme wurde, also ihre Sprachphilosophie, die den Systemen unausgesprochen zu Grunde liegen kann. Es wäre nicht der einzige Fall, in dem das Werkzeug es über den Werkmeister vermag, dieser die Herrschaft über jenes verliert. Wie man den Menschen zum Werkzeug macht, aus ihm »Nutzen« zieht, ihn und sich selbst als Menschen darüber verliert, selbst nur zum Werkzeug wird, so kann es mit der Sprache doch wohl auch sein, wenn sie etwa nur als Verständigungsmittel n.b. einer recht beschränkten Verständigung; oder nur als Erkenntnismittel, und dann dazu noch einer recht unzulänglichen Erkenntnis gebraucht wird. Und muß das nicht geschehen, wenn der Satz nur als Lehrsatz, der einfache Satz nur mehr als »Urteil«, die Worte nur mehr als termini für Urteile angesehen werden, wenn man sich auf die Prädikate stützt, um auf sie die Systeme der »Kategorien« zu gründen? Dabei muß die Sprache und der Sprecher verarmen u. verkümmern; die Worte verlieren an Gewicht und Konsistenz, und was soll dann aus der Architektur der Sprache werden? Die Sprache kann nicht gedeihen, wenn wir nur von ihr zehren, an ihr schmarotzen, statt den Boden zu bereiten, auf dem sie erwächst. Wir leben von der »Exegese«, die das Wort ausschrotet und seinen Keim tötet. Die wahre Exegese – sie löst sich dann aber auf – liegt in der »Sanctificatio nominis«. Auf heiligem Boden nur wächst das heilige Wort, heilige Hände nur schreiben die heilige Schrift. Aber die Schrift macht die Hand nicht heilig. »De interpretatione« ist der Titel einer Abhandlung, in der zum erstenmale die Lehre vom »Urteil« entwickelt wurde. Es war eine falsche Interpretation und Exegese, und bis heute sind wir darin verstrickt. An frühen Warnungen, an sehr ernsten, hat es nicht gefehlt – sie wurden überhört. Scheu und Furcht im Gebrauche der Sprache kann einen wohl dabei überkommen. Der timor Domini muß wohl auch zu einem timor nominis eius führen.

Indem ich Obiges schrieb, hat mir der Postbote gestern auch das Manuscript zugestellt, für dessen vertrauensvolle Übersendung ich Ihnen herzlich danke. Ich nahm es gleich vor, und Ihre Winke werde ich bei der neuerlichen Redaktion wohl beherzigen. Einzelne Partien werden unverändert übernommen, andere aber vertragen eine Umformung, und sie sollen nur gewinnen. Vielleicht hatten Sie auch recht,

wenn Sie vorschlugen, Einiges ganz zu eliminieren, das nicht notwendig auf das Endergebnis einwirkt und es stützt. Der Verlockung Neues einzuschalten werde ich widerstehen, so daß der Umfang des Ganzen unverändert bleiben soll. Ich freue mich mit Ihnen, daß nun das Erscheinen des »Brenner« in nahe Sicht gerückt ist. Aber, mein lieber Freund, warum Sie danach »erledigt« sein sollen, vermag ich nicht einzusehen. Ihren Brief in der »Erfüllung« haben Haecker und Dr Stefl, die ihn zu lesen bekamen, bewundert. Stefl meinte dazu: »wo bleibt da Haecker daneben«, und ich konnte zufügen: »wo bleiben wir alle daneben!« Und Stefl weiter: »da ist alles warm und echt und aus einem Quell entsprungen«. Warum soll nun dieser reiche Quell nicht weiter fließen? Und wer weiß, ob der neue »Brenner« Ihnen nicht neue, unerwartete Helfer bringen wird.

Über die Vorsehung, die providentia gegenüber der praescientia, wäre viel zu sagen. Als ewige Vorsehung liegt sie im Ewigen, nicht im Zeitlichen. Und nur dem Ewigen, nicht dem Zeitlichen, kann unser Vertrauen gelten. »Ne nos inducas in tentationem« – die Prüfungen stammen aus derselben Quelle wie unsere Unzulänglichkeit, die ihnen ausgesetzt ist. Wie sollten wir auch dem vertrauen, das uns nicht traut und auf Proben stellt? Schon unter Menschen wirkt solches Verhältnis Entfremdung. Das tentare widerspricht dem liberare, und der Widersacher ist auch der Versucher. Als sechs oder siebenjähriger kam mir auf die innere Frage, was alle die Dinge vor mir sollen, wie mit machtvoller Stimme gesprochen, die Antwort: »Alles das prüft Dich«. Und damals schon verstand ich die Stimme so: »Es prüft Dich, nicht ich bin es, der Dich prüft«; und ein unendliches, ganz männliches Vertrauen durchströmte mich. Kaum etwas hat sich so tief in mein Gedächtnis ge graben wie jener Moment. Er ist mir gegenwärtig wie dieser heutige Tag und diese jetzige Stunde.

Mit der Arbeit am Manuscript werde ich es so halten, daß es stets Ihnen zur Verfügung steht und mit meinem »imprimatur« entlassen werden kann. Über seine Unzulänglichkeit muß mich der Titel trösten, daß es sich um ein Präludieren nur handelt, nur so etwas ist wie erste, zaghafte, vereinzelte Vogelstimmen der Frühdämmerung. Die Meinung ist kühn genug: was sie meint ist Tageserwartung. Eines aber möchte es um Alles nicht sein: zum Tage geschrieben von einem Tagesschriftsteller.

Mit dem Vorhaben für die nächste Zeit steht es nun so: ab 15. November schon bin ich in Wien und ab 6. Dezember bis Anfang Februar in St. Gilgen. Die Wiener Adresse ist: IV. Prinz Eugenstraße 30. Und ohne Ihnen damit vorgreifen zu wollen: ich wäre froh, wenn Sie mir in Gilgen noch 8–10 Tage Zeit lassen könnten. Es ist dort völlige Stille um mich.

Seien Sie recht von Herzen und in Dankbarkeit begrüßt von Ihrem
Hans Kestranek.

Hermann Broch
Alt Aussee Nr. 31

28. II. 37

Lieber Herr v. Ficker,

seit vielen Monaten -- seit Ihrem letzten Briefe -- habe ich die Absicht, Ihnen zu schreiben. Daß es nicht geschah, lag an der immer wieder verzögerten Fertigstellung einer Arbeit, die ich Ihnen schicken wollte. Nun bin ich so weit, und ich werde überdies von Ihrem sehr schönen, sehr eindrucksvollen, kurzum sehr wahren Aufsatz in der »Erfüllung« (der -- im Gegensatz zur Redaktion sei dies festgestellt -- wohl streng, doch keineswegs schwer verständlich ist,) zu meiner eigenen Freude gemahnt, mein Vorhaben auszuführen. Doppelt gemahnt, weil die Haltung der »Erfüllung« und ebenso Ihre Stellungnahme die Konstatierung eines Sachverhaltes erheischen, der für mich bei der Grundlegung jener Arbeit von ausschlaggebender Bedeutung gewesen ist; gestatten Sie also, daß ich vorerst von dieser Arbeit spreche:

Überzeugt -- und ich glaube mich hierin eines Sinnes mit Ihnen --, daß sich der gegenwärtige Weltzustand nicht zum Guten wenden kann, wenden wird, so lange die Menschheit nicht zum Primat des Ethischen, also letztlich zu dem einer (-- ich drücke mich vorsichtig aus --) religiösen Haltung zurückfindet, und überzeugt, daß der Weltfrieden einschließlich seiner so wichtigen und doch überbewerteten ökonomischen und finanziellen Komponenten weit mehr von der ethischen Paktfähigkeit des Menschen abhängig ist, als gemeinlich angenommen wird, wurde es mir klar, daß der Völkerbund nie und nimmer seine Friedensaufgabe wird erfüllen können, daß sein Verfall, der jetzt so offenkundig geworden ist, bereits bei seiner Gründung besiegelt war, weil jede Friedensunternehmung lebensunfähig sein muß, wenn sie nicht von vornherein auf ethischen Prinzipien ruht. Und da der Völkerbund, allerdings nur seiner Idee nach, heute die einzige über nationale Friedensinstitution darstellt und jede Bemühung um den Frieden oder auch nur um das humane Wohl schlechthin, gleichzeitig auch eine Bemühung um die Erhaltung des Völkerbundes zu sein hat, habe ich im ursprünglichen Einvernehmen mit Thomas Mann eine Eingabe an den Völkerbund verfaßt, u. z. eine, die nicht die Gestalt der üblichen pathetischen Proteste hat, sondern unter Abschreitung der einschlägigen rechts- und staatsphilosophischen Probleme versucht -- inzwischen von mehreren Fachgelehrten überprüft --, die Gründzüge eines Völkerbundethos zu umreißen, wobei der Begriff der Menschenwürde in dessen Mittelpunkt gestellt wurde. Es war eine ziemlich schwierige Aufgabe, zumindest für meine Kräfte, und von den Ausführungsmängeln sind mir auch viele bekannt; trotzdem hoffe ich, daß mit der so zustande gekommenen »Resolution«, die ich Ihnen anbei mitsamt dem zugehörigen »Kommentar« übergebe, manches dringlich Notwendige ausgedrückt worden ist. Von den praktischen Erfolgen der im »Kommentar« angedeuteten Schritte verspreche ich mir natürlich blutwenig, aber es mußte einmal ein Anfang gemacht werden.

Nun werden Sie mit Recht einwenden: warum ein Völkerbundethos aufstellen, wenn es nur gälte, den christlichen Geist wieder in seinen Rang einzusetzen! Und Sie werden auch den nämlichen Einwand gegen die begründenden philosophischen Erwägungen erheben. Warum mit Menschenrechten operieren, wenn es um das Gottesrecht geht? Um mir die Sache einfacher zu machen, lege ich die Abschrift eines Briefes an Prof. Maritain bei, der sich für das Unternehmen sehr interessiert hat, aber eben gleichfalls die genannten Einwendungen erhoben hat. Was ich aber in meiner Erwiderung und m. E. ausreichenden Widerlegung zu zeigen mich bemüht habe, das ist nichts anderes als gerade jene Konstatierung, die ich eingangs angedeutet habe; niemand ist durch eine ihm fremde Sprache zu überzeugen, und sinnlos wäre es, an jemanden, der wie der Völkerbund bloß rationale Argumente (und nicht einmal diese!) gelten läßt, mit einem Appell an Glaubenspositionen heranzutreten. Der Zweifel wird nicht durch den Glauben besiegt, sondern nur durch seine eigenen Argumente: sie müssen bloß wirklich zu Ende gedacht werden, denn gerade dies ist die unveräußerliche und ewige Gnadenaufgabe der Ratio. Alles andere muß zu einer Predigt (im guten Sinne) werden, die bloß vom Gläubigen gehört wird, ansonsten aber tauben Ohren begegnet.

Und sehen Sie: genau den gleichen Eindruck habe ich stets angesichts der »Erfüllung« und auch jetzt angesichts Ihres Aufsatzes. Ich weiß nicht, welch praktische Missionserfolge vom Pauluswerk oder von der »Erfüllung« schon gezeitigt worden sind, doch beinahe möchte ich behaupten, daß kaum die Möglichkeit besteht, den wirklich wertvollen Teil der Judenschaft damit zu erfassen. Der wahrhaft gläubige Jude wird die antisemitische Welle stets als Prüfung betrachten, ihm auferlegt, daß er an der ihm verliehenen Wahrheit festhalte, ihm auferlegt als Pflicht zum Ausharren, als Pflicht eines auserwählten Märtyrertums, ja, er wird gerade deshalb im gegenwärtigen Augenblick jede noch so gütige christliche Ansprache als eine zusätzliche Versuchung auffassen, also als etwas Unkeusches, als eine Verführung unter Ausnützung seiner Schwäche, und dies umso mehr, als er — nur für den Juden nacherlebbbar — alles, was außerhalb seiner engsten Glaubenssatzungen vor sich geht, schlechterdings als etwas Unkeusches empfindet; je kahler, je »puritanischer«, je strenger sich ein Kult präsentiert — daher das »Auslegungsbe-mühen« des gläubigen Juden, das stets ein Reinigungsbemühen ist — desto befriedigter ist sein unersättliches Verlangen nach äußerster Keuschheit, und ebendeshalb ist er heute weniger als jemals geneigt oder auch nur imstande, das an ihn gerichtete Wort überhaupt aufzunehmen. Der ungläubige Jude jedoch hört das Wort *eo ipso* nicht; er ist darin dem ungläubigen Christen ohneweiters gleichzustellen, er bildet mit diesem zusammen den Träger des Bösen, mag ihn auch dieses vielleicht auch, in Rückwendung gegen den Träger, schwerer treffen als jenen. Und doch gilt es an jede Verstocktheit heranzukommen. Es ist also eine durchaus praktische Frage, die ich stelle, und sie muß im Praktischen gelöst werden. Klar ist mir, daß mit dem Vortrag eines Dogmas nichts erreicht werden kann; das Maximum des Erreichbaren liegt hier in einem Lippenbekennen, das für die Seele völlig wertlos, höchstens in der nächsten oder übernächsten Generation zum Wert heranreift, im Grunde aber widernatürlich ist, d. h. gegen die ebenbildhafte Natur des Menschen verstößt. Indes gerade in dieser Ebenbildhaftigkeit ist auch die praktische Möglichkeit beschlossen, ihn zu erwecken: keiner ist so verworfen, er kann es gar nicht sein,

daß sein Herz und sein Verstand nicht im letzten Grunde suprahuman, d. h. ebenbildhaft seien. Und daher meine ich, daß es eigentlich nichts anderes gibt, als immer wieder an die Ratio zu appellieren, und immer wieder den Versuch zu unternehmen, die unverlierbare Reinheit des Herzens aufzuklingen zu lassen.

Wenn ich hier meine eigene bescheidene Tätigkeit heranzuziehen strebe, so tue ich es, weil ich mich in unseren Gesprächen vor zwei Jahren stets mit großer Skepsis über diese Tätigkeit geäußert habe. Gewiß, diese Skepsis ist nach wie vor vorhanden, allein sie betrifft gewissermaßen nur den ersten Plan des Erlebens, nämlich den der persönlichen Unzulänglichkeit, während dahinter, dort wo der Mensch maßlos ist, sich nicht unzulänglich fühlt und Ziele hat, ich mich bemühe, rational oder wissenschaftlich oder philosophisch oder wie man es sonst nennen will, die reine Ueberlegung möglichst zu Richtlinie zu machen, hingegen irrational, soferne man das dichterische Bestreben so bezeichnen will, alles auf das Aufklingen des Herzens zu richten. Gewiß ist dies noch lange nicht die Haltung des reinen Glaubens, aber reiner Glaube muß sich auch nicht mehr um seinen Ausdruck bemühen; er kann und darf schweigen! All dies ist immer nur und immer noch bloß Aufbruch zum Glauben.

Wenn Sie das Resolutionsmaterial nicht mehr brauchen, so erbitte ich es zurück; ich habe immer zu wenig Exemplare. Und ich würde mich sehr freuen, von Ihnen zu hören. Was macht das Brenner-Jahrbuch?

Inzwischen nehmen Sie bitte herzliche Gedanken und beste Grüße Ihres ergebenen

H. Broch

1938

916 AN AUGUST ZECHMEISTER

Mühlau, 11. I. 1938

Verehrter Herr Doktor!

Was an Leid hinter Ihren Sätzen steht, das glaube ich zu ahnen. Auch kann ich es verstehen, daß Sie das Unsägliche sich sagbar zu machen trachten. Aber wo ein ferner Lichtblick der Liebe zwischen den Menschen, an die Sie glauben, das Dunkel der gegebenen Situation nicht aufzuhellen, sondern nur noch tiefer anzuschwärzen, anzuschmerzen vermag, da sind die gerechten Voraussetzungen, scheint mir, nicht gegeben, um im Sinnbildlichen einer so persönlichen Erfahrung Anklage gegen das Wirken der Kirche in dieser Zeit zu erheben. Gewiß, der Horizont der Welt dunkelt sich ein und mit ihm die Stellung der Kirche in dieser Welt – aber im Tabernakel der Liebe, die das Opfer einschließt, ist aller Weltschmerz aufgehoben – auch der um die »Braut Christi«, die von den Toten auferstehen und ihren Geist aus der Umnachtung lösen wird. Wer dieses ferne Licht nicht selbst in seinem Blick zu spiegeln vermag, so daß er das Dunkel, in das er eingedrungen ist, auch wirklich zu durchdringen vermag, dem wird auch das erlösende Wort nicht leicht sich nahen, das in jedem Augenblick der Gnade wie Fleisch und Blut der Liebe allem verfinsterten Gemüte einleuchtet. Was aber täte uns mehr not als dieses – und wie sollte, wie dürfte ich Ihnen ein Wort der Klage auf dem Umweg über die Öffentlichkeit zurückgeben, das zwar viel Selbsttrost, aber kaum eine Spur von Selbstanklage enthält und so den dunklen Grund verrät, warum es im Schatten einer Anklage gegen die Kirche die eigene Abkehr von dem Licht verbirgt, das durch die Finsternis leuchtet! Denn was geht hier schließlich anderes vor, als daß einer, der nicht genannt sein will, im eigenen Namen den Namen Christi verleugnet, den Namen des gekreuzigten Heilands, der unser *aller* namenloses Leid auf sich genommen und unsere Schuld gebüßt hat! Das aber kann Ihr letztes Wort nicht sein – drum gebe ich es Ihnen auf diesem Weg der Liebe, d. h. unter vier Augen, zurück.

Es grüßt Sie Ihr ergebener

Ludwig Ficker

Mühlau, 17. I. 1938

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ihre Replik ist mir sehr zu Herzen gegangen. Es scheint, daß ich Sie zu Unrecht verwundet und erbittert habe – es bleibt mir also nichts übrig als um Verzeihung zu bitten und kurz zu erklären, warum ich nicht »sachlich« geblieben bin. Sie verstehen aber, daß mir das leichter gefallen wäre, weil es mir gestattet hätte, im Unverbindlichen zu bleiben und nicht, wie es mir nun leider passiert ist, persönlich anzustoßen. Für mich lag der Grund, zunächst menschlich – oder eben, wie ich befürchten muß, unbeabsichtigt unmenschlich zu reagieren, darin, daß Sie ein persönlichstes Anliegen, dessen schmerzliche Tragik sich innerhalb des gegebenen Aufsatzrahmens eigentlich einer direkten Apostrophierung widersetzt, zum Angel punkt eines Vergleichs machen, der die »unglückliche« Figur der Kirche, die unheilbar verlorene, verdeutlichen soll. Sehen wir davon ab, daß dergleichen in einem lyrisch betonten Sprachwerk elegischen Charakters, sei es Prosa oder Poesie, ohne weiteres denkbar und vielleicht von erschütternder Überzeugungskraft wäre: in einer *objektiv* sich gebenden Darstellung der »Verlorenheit« der Kirche, soweit sie eine öffentliche Angelegenheit ist und also für Blinde wie für Sehende zu greifen ist, die Symbolanschaulichkeit dieser preisgegebenen Gestalt an einer geliebten Leidgestalt der privaten Erlebnissphäre, die keinem Uneingeweihten faßbar ist, demonstrieren zu wollen, das scheint mir ein unabgeklärtes, widerspruchsvolles Beginnen und für nichts anderes zu sprechen als für Ihre eigene »unglückliche« Haltung gegenüber einer Aufgabe, die auf so zweifach »unbillige« Art nicht zu lösen ist. Trotzdem hätte ich daran nicht »persönlich« gerührt, wenn nicht Ihr Wunsch, die Sache möge ohne Ihren Namen veröffentlicht werden, mir den Gedanken nahe gelegt hätte, Ihnen selbst sei das Problematische dieser Mitteilungsweise, ja ihr Unverantwortliches unter Namensnennung, am Ende bewußt geworden. Nur deshalb hielt ich es für meine Pflicht, diese mehr menschlichen und, wie ich glaubte, mitmenschlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen. Daß ich dabei keine glückliche Hand hatte, tut mir selbst am meisten leid, und wo Sie Lieblosigkeit wittern müssen, habe ich kein Recht zur Gegenwehr. Wenn ich aber vom »Tabernakel der Liebe« sprach, »die das Opfer einschließt«, wo »aller Weltschmerz aufgehoben« ist, so darf ich gerade einen Menschen, der mit mir jede Sprachverwirrung bedauert, in der sich Christen nicht mehr verstehen, wohl darauf aufmerksam machen, daß dieses »aufgehoben« natürlich in des Wortes immanenter dreifacher Bedeutung zu verstehen ist; daß es also nicht bloß besagen will, daß der Weltschmerz »behoben« ist im Tabernakel der Liebe, sondern daß er zugleich »aufbewahrt« und »emporgehoben« ist. Gerade das aber trifft die Wahrheit, die schon im Wort dreifach geheimnisvolle, der ich Ausdruck verleihen wollte. War aber ein Mensch, der durch Jahrzehnte hindurch der Kirche den Rücken gekehrt hatte, ja aus ihr ausgetreten war, nach langer Irrfahrt in die Notwendigkeit versetzt, diese Wahrheit zu begreifen und zu beherzigen, dann werden Sie verstehen, daß es seiner Liebe und Erkenntlichkeit für das arcanum der Kirche keinen Eintrag tut, wenn er, Ihre Bedenken sogar weit

hinter sich zurücklassend, in der irdisch wandelbaren Gestalt der Kirche nur die notwendige, aber jederzeit aufhebbare Verkörperung des Gottesreiches auf Erden, d. h. aber des mystischen Leibes Christi am Ende der Zeiten erblickt. Ohne ein Gnadenwunder wird das freilich nicht abgehen. Lassen Sie mich hoffen, daß auch jene armen Seelen nicht davon ausgeschlossen sein werden, die es sich »so billig« gemacht haben wie der Herausgeber des »Brenner«!

Es grüßt Sie in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

P. S. Daß eine Mitarbeit am »Brenner« nicht mehr in Frage kommt, habe ich gewiß nicht andeuten wollen. Das kann z. B. auch Dr. Zangerle bestätigen, dem ich kein Hehl daraus gemacht habe, wie viel ich für die meisten Partien Ihres Buches übrig habe. Das ist also ein Irrtum. Hingegen ist mir heute schon klar, daß ich mit dem nächsten Brenner, den ich noch zu erleben hoffe, äußerlich wie innerlich am Ende meiner Kräfte angelangt sein werde. Niemand braucht ihm nachzutrauen. Aber den Einsatz, den ich für ihn und seine Mitarbeiter geleistet habe, getraue ich mich vor Gott und meinem Gewissen zu verantworten.

918 AN ERHARD BUSCHBECK

Mühlau, 19. April 1938

Lieber, verehrter Herr Buschbeck!

Seien Sie herzlich bedankt für Ihre Aufmerksamkeit! Es freut mich, daß Otto Müller, den ich ja persönlich gut kenne und schätze, nun die Verbindung mit Ihnen aufgenommen hat. Ich habe ihm schon vor zwei Jahren nahegelegt, die Dichtungen Trakls von Kurt Wolff loszubekommen und neu aufzulegen, da es ein unerträglicher Zustand sei, daß das Interesse für den Dichter stetig im Wachsen sei (man denke nur an die Würdigungen zum 50. Geburtstag!), während seine Dichtungen im Buchhandel nicht aufzutreiben seien. Auf diesen Vorschlag ging Otto Müller, der mich hin und wieder aufsucht, gerne ein und ich bat ihn, da er für Herbst die Neuausgabe der Dichtungen unseres verewigten Freundes plant, sich bei Zeiten auch an Sie zu wenden, damit diese Sache gut und zur Freude der Freunde und Geschwister Trakls gelinge. (Müller hat früher den Pustet Verlag geleitet, ist aber nun selbstständig.)

Sie wissen, daß die Auswahl und Zusammenstellung, die Karl Röck besorgte, diejenige ist, in der Trakl selbst seine Dichtungen der Nachwelt hinterlassen wollte – sie ist in jedem Betracht ein Muster von Gewissenhaftigkeit (was besonders in die Augen springt, wenn man das unverantwortliche Auswahlbändchen danebenhält, das in der Insel-Bücherei erschienen ist). Mir scheint daher, daß man nur die von Röck besorgte und von Trakl gutgeheißenen Gesamtausgabe der Neuausgabe zu Grunde legen kann, und zwar ohne diese in sich so sorgfältig geschlossene Darbietung aufzulockern, zu vermehren oder sonstwie zu ändern, da dies gegen die Pietät

dem eigenen Willen und Vermächtnis des Dichters gegenüber verstoßen würde. Ich bin überzeugt, daß Sie, was diesen Hauptpunkt betrifft, einer Meinung sind mit mir.

Eine andere Frage ist, ob es sich empfiehlt, diese neue Gesamtausgabe (für die ein handliches Kleinformat vorgesehen ist) mit einem Geleit-, bzw. einem Nachwort zu versehen, um einer breiteren Öffentlichkeit das Verständnis zu erleichtern. Die beste Einführung in die Dichtung Trakls ist meines Erachtens jene Studie von Emil Barth, die zum 50. Geburtstag in der »Neuen Rundschau« erschienen ist. Barth hat diese Arbeit auch als separaten Luxusdruck der Mainzer Presse einem kleinen Kreis zugänglich gemacht, aber das wäre vielleicht kein Grund, daß sie nicht auch der Gesamtausgabe vorangestellt werden könnte. Vielleicht wäre auch Prof. Nadler für ein solches Geleitwort zu gewinnen? Es wäre gut, wenn Sie Gelegenheit hätten, diese Sache mit ihm zu besprechen und seine Meinung zu hören.

Soviel für heute! Ich freue mich, daß ich Ihnen mit diesen paar Zeilen wieder näherkommen kann. Mein Sohn, der heuer an der Technik fertig machen will und sich ganz in seine Studien und Prüfungsarbeiten vergraben hat, hatte sich voriges Jahr, bald nach Ihrer Begegnung mit ihm, einer schweren Blinddarmoperation unterziehen müssen – und späterhin wagte er wohl nicht mehr, Ihrer Einladung Folge zu leisten. Aber ich werde ihn daran erinnern.

Es grüßt Sie in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

919 AN MARTINA WIED

Mühlau, 26. April 1938

Liebe Frau Martina!

Sie haben mir mit Ihrem Brief und Ihrer gütigen Geistesgabe zu meinem Geburtstag eine große Freude bereitet. Seien Sie von Herzen dafür bedankt! Diese Freude ist freilich nicht ganz frei von Beschämung. Denn womit habe ich verdient, daß Sie mir ein so gutes, ein so tapferes Gedenken bewahren? Uneingelöste Schulden, wohin ich blicke – und ein Herz wie ein ausgepreßter Schwamm, den jemand zum Trocknen in die Sonne gelegt hat: das ist der ganze Schatz meiner Erkenntlichkeit, den ich der Liebe, dem gereiften Anspruch und der Nachsicht von Mitmenschen zu bieten habe.

Aber für uns alle, die wir um die letzte Bewährung in der Liebe zu den Mitmenschen Bescheid wissen, ist die Zeit der großen Prüfungen angebrochen – und mit ihr ein Wissen darum, um welch teuren Preis der Vereinsamung und Ausgesetztheit diese Bewährung zu erkaufen ist, soll sie im Lichte der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit auch noch in ihrem Schattendasein gerechtfertigt sein. Darum bleiben Sie standhaft in den schweren Heimsuchungen dieser Übergangszeit, die über Sie und alle, die edleren Blutes und vornehmlich jüdischen Blutes sind, gekommen sind – und vergessen Sie nie, daß es einzig die Standhaftigkeit in dieser Welle von Verfolgungen sein kann, die eine neue christliche Besinnung aus der Taufe heben

und ihr den Adel und die Auszeichnung einer wahren Bluttaufe vor Gott dem Herrn verleihen wird. In dieser Art Selbstbeherrschung auf dem Leidensweg unserer Selbstverleugnung erblicke ich das einzige Mittel, dem Anspruch Gottes wie dem Triumph einer feindlichen Umwelt in einer Weise gerecht zu werden, die dem Bewußtsein der eigenen Schuld am Ende den Stachel nimmt und der Reaktion der anderen, der zum Teil mit Recht Enttäuschten, ihr verkehrtes Erlösungsbedürfnis zugute hält. Halten Menschen wie Sie und Ihr Sohn, die Sie heute Demütigungen und Enttäuschungen scheinbar unbilliger und wahrlich unbilliger Art erleben müssen, diesen Vorsatz im Herzen fest, dann wird die Fußbreite Boden, die heute jedem genügen muß, um aufrecht zu stehen, am Ende leichter zu verteidigen sein als der Tummelplatz von Gemeinplätzen, auf dem das Selbsterhöhungsbedürfnis niedriger Masseninstinkte es sich heute bequem macht. Es kann in Zeiten wie diesen, da der Einzelne zur Bewährung und zu letzter Besinnung aufgerufen ist, keine Prüfung geben, die dem wahrhaft Gottgläubigen, der um seine Bestimmung weiß, am Ende nicht zum Heile gereichte. Ich kenne im Abseitigen dieser Welt und in seinen scheinbar verlorensten Aspekten schon manches Beispiel von Standhaftigkeit auf dem Boden von Insichgegangenheit, dessen erbaulicher Charakter ganz außer Frage steht. Unter Juden wie unter Christen. Das muß fürs erste genügen.

[...]

Ihnen selbst, liebe Frau Martina, und Ihrem Sohn von Herzen alles Gute – und nochmals Dank!

Stets in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

920 VON ERHARD BUSCHBECK

Wien, am 17. Nov. 38

Sehr verehrter, lieber Herr Ficker,

mein Dank für Ihren lieben Brief vom September hat sich nun so verspätet, daß er sich gleich mit einer neuerlichen Bitte an Sie verbinden muß. Die Beruhigung, die mir Ihre Mitteilung, daß das Röcksche Vorwort nicht aufgenommen wurde, gegeben hat, war so fest, daß ich leider nicht sofort dafür gedankt habe und im Wirbel einer beginnenden Theaterspielzeit und eines noch ungeschwächt zugreifenden neuen Direktors dann nicht mehr dazugekommen bin. Nun aber drängt mich Hr. Otto Müller, ihm für eine weitere Auflage des Gedichtwerks Trakls seine Frühgedichte usw. zur Verfügung zu stellen. Die neue Auflage wäre in wenigen Wochen fast vergriffen und er möchte im Frühjahr eine neue drucken, die auch das sonst noch etwa Vorhandene mitumfaßt. Ich schrieb ihm, daß ich in dieser Hinsicht nur im Einvernehmen mit Ihnen vorgehen würde. Meine Gefühle sind dabei sehr zwiespältig: auf der einen Seite sehe ich in dem seinerzeit (1909) von Trakl mir Übergebenem viel Unreifes, das er verworfen hätte, auch rein Angeleseenes oder aus einer Erinnerung Übernommenes – aber auch wieder manchen merkwürdigen

Vers und Dinge, die für sein Werden zweifellos charakteristisch sind. Ich hätte daher nie den Mut, diese Blätter zu vernichten. Es schwebte mir als möglich vor, ein Schreibmaschinmanuskript dieser Arbeiten herstellen bzw. vervielfältigen zu lassen und es den germ. Seminaren einiger großer Universitäten zu Studienzwecken zu überlassen. – Nun kommt drängend der Wunsch des Herrn Müller. Eine Einverleibung dieses Frühwerks in die von Röck zusammengestellte Sammlung des gültigen Gedichtwerks halte ich absolut für unzweckmäßig u. möchte dies im Vorhinein ausschließen. Zu erwägen wäre meiner Meinung nach nur Folgendes: können wir es etwa verantworten, dieses Frühwerk etwa als in einem *kleineren Schriftgrad* gedruckten *Anhang* (etwa wie es in der Hellingrathschen Hölderlin-Ausgabe geschehen ist), wie ich dann vorschlagen würde, nur für *eine* Auflage an die Öffentlichkeit zu bringen? Würden Sie mir bei der Entscheidung dieser Frage helfen? – Die Sammlung der 37 im Jahre 1909 von Trakl abgeschlossenen Gedichte kennen Sie ja, glaube ich. Es kämen außerdem vielleicht noch 10 sonst verstreute Gedichte dazu. Zu überprüfen wären auch ein paar Prosaarbeiten, die Trakl vor diesem Datum in Salzburger Zeitungen veröffentlicht hat, »Aus goldenem Kelch«, mir merkwürdiger und eigenartiger als manche der frühesten Gedichte. Und drittens das Puppenspiel »Blaubart«, das ein Wiener Philologe noch vor 3 Jahren in Trakls Handschrift mir vorgezeigt hat.

Was kennen Sie, sehr verehrter Herr Ficker, von diesen Arbeiten und was soll ich Ihnen schicken, falls Sie die Freundlichkeit haben, wie ich sehr hoffe, in der Sache mitzuberaten und vor allem vorerst grundsätzlich zu entscheiden? Selbstverständlich bin ich auch damit einverstanden, falls Sie Wert darauf legen, Karl Röck dazu mitherauszuziehen.

Mit allen guten Wünschen und Grüßen
bin ich Ihr alter

Erhard Buschbeck

921 VON HANS KESTRANEK

Rimsting 29. Dezember 1938.

Mein verehrter lieber Freund!

Mit Ihrem lieben Telegramm zum Weihnachtsabend haben Sie mich ebenso erfreut wie wahrhaft beschämmt; denn ich bin sehr in Schuld bei Ihnen. Habe ich Ihnen doch noch für die freundliche Sendung des Georg Trakl Buches zu danken, das mir zuerst ein volleres Bild des Dichters geben konnte. Im wiederholten Lesen mußte ich öfters an den Satz der alten Logiker: »signa deficienter repraesentant«, denken, der in seiner Trockenheit die Tragödie der Sprache und des Dichters erschließt, der sie erfährt. So nahe ans Herz greifend auch seine Bilder, so sind sie doch auch Zeichen nur; so abgehörcht auch die Worte den Bildern seien, so sind sie Zeichen für Zeichen nur – wie weit liegt dann, wovon sie sprechen: alles wird zu einer schmerzlichen Utopie gegenüber unserem Unvermögen, unserer Unvoll-

endung, die sub specie signi steht. So erkläre ich mir bei Trakl das immer wieder scharf abbrechende Verstummen kaum daß er die Stimme zu einem immer sehr bildhaften Satze erhoben, sein zur Höhe Stürmen, in Tiefen Steigen und dann gleich wieder gleichsam die Hände resigniert in den Schoß Legen. – Trakl ist wie urbar, fruchtbare Boden der Dichtung, über den der Wind den Samen streut – es ist eine natürlich wilde Dichtung, die da aufgeht: Dichtung, einer, wie mir scheint, furchtbaren Resignation, einer Tragik ohne Katharsis. Re-signation: das ließe sich deuten als vom Zeichen abkommen, das Zeichen seines Charakters als Stellvertreter entkleiden, ihm eine Eigenwürde geben. Das Wort hat seinen Eigenklang, der Satz seine Eigenfügung, eine grammatisch-logische Fügung. Hier sind die Elemente einer dichterischen Architektur, die für sich steht; hier wird das bezeichnende Wort zum manifestesten Werk. Das wäre dann erste echte Resignation, Heimkehr aus der Außenwelt in das eigene Haus, in eine gewisse Befriedung, eine Ergebung in den Mangel alles Zeichenhaften in uns. In der Kunst, im Eigenwerke wird uns ein reines Gefäß, das nicht mehr von den Dingen Licht und Erleuchtung erwartet; in lumine tuo videbimus lumen. Indem sich das Zeichen bescheidet, kann es erst seine Erfüllung erlangen, indem das Wort gleichsam verstummt, erst zur Sprache werden. – Sie werden vielleicht finden, daß ich Ihren Dichter doch nicht ganz verstehe; und es kann leicht geschehen sein, daß ich mit dem was ich da sage nur eine Kritik meiner selbst gebe. Ich bin ja auch kein Dichter, und so fehlt mir auch wohl das Organ zur Erfassung des Dichterischen. Ich werde auch nur Utopist sein.

[...]

Seien Sie recht von Herzen begrüßt von Ihrem getreuen

Hans Kestraneck.

1939

922 AN MARTINA WIED

Mühlau, 17. I. 1939

Liebe Frau Martina!

Selbstverständlich. Wenn Sie es so einrichten können, daß ich Sie noch einmal begrüßen kann, ehe Sie die alte Heimat verlassen, dann bitte ich Sie, mir die Gelegenheit dazu zu geben. Sie glauben doch nicht im Ernst, daß nach den Erfahrungen der letzten Zeit, die heute jeden, der noch über ein persönliches Gewissen verfügt, zur Besinnung bringen müssen, das Mitgefühl, das ich Ihnen und Ihrem Sohn in dieser schweren Situation entgegenbringe, geringer geworden sein könnte. Das Versiegen aller Mitteilungsvermögens, das ich selbst als so peinlich empfinde, hat einen anderen Grund. Es ist auf die Erkenntnis der eigenen Ohnmacht einem unheimlich wachsenden tragischen Verhängnis gegenüber zurückzuführen, dem die Welt als Ganzes wehrlos ausgeliefert zu sehen doch fast mehr noch ans Herz greift als die Preisgegebenheit jedes persönlichen Schicksals, das eigene mitinbegriffen. Ich möchte Sie nur ersuchen, es nicht ungütig aufzunehmen, wenn ich den Wunsch ausspreche, Sie außerhalb meiner Häuslichkeit begrüßen zu dürfen. Es sind dafür Gründe maßgebend, die ich Ihnen nur mündlich andeuten kann; auch komme ich unter der Woche nie vor Abend nach Hause. Ebenso wäre es mir lieb, wenn Sie beachten könnten, daß mir nur Samstag nachmittag und Sonntag genügend freie Zeit für eine ruhige Aussprache zur Verfügung steht; an Werktagen nur die Mittagsstunde von 1/2 1 bis 1/2 2 Uhr. Ich hoffe, Sie werden es sich entsprechend einrichten können.

Inzwischen grüßt Sie herzlich

Ihr ergebener Ludwig Ficker

923 VON MARTINA WIED

IX Alserstraße 18, d. 26. II. 39

Verehrter Herr von Ficker:

Meine Anfrage bei Ihnen war, wie sich jetzt aus zwingenden Notwendigkeiten ergibt, zwecklos und vergeblich: da ich meine Fahrkarte nicht selbst löse sondern bekomme, muß ich sie nach den Erfordernissen der Aussteller entgegennehmen und kann die durch einen so großen Umweg verursachte Mehrleistung nicht bean-

spruchen. Auch sonst wäre es mir ja nicht leicht gefallen, eine ohnehin so ausgibige Fahrt noch zu verlängern, aber ich hätte es trotzdem auf mich genommen, um Sie noch einmal wiederzusehen, wäre es auch nur, wie sich nach Ihren Andeutungen herausstellt, für eine kurzfristige Bahnhofsbegegnung, eine andere Form des Zusammenseins wäre ja unter den »obwaltenden« Verhältnissen kaum möglich. So muß ich nun auch darauf verzichten: aber da meine Beziehung zu Ihnen ja fast durchwegs eine fernhinwirkende war, mit nur wenigen Begegnungen und in großen Pausen, darf ich Sie wohl – trotz allem – auch weiterhin als inneren Besitz in ein neues Leben hinübernehmen, welches, noch stärker als mein bisheriges, ein Leben der Armut und des Verzichts sein wird. Sie haben mir einmal geschrieben, daß Gott niemandem mehr auflädt, als er zu tragen vermag: das glaube ich nun an mir zu erfahren, denn nun, da ich *alles* verloren habe: Gatten, Sohn, die gesicherte Existenz, das Heim und die Heimat, das bürgerliche Ansehen das ich von meinen Vorfahren ererbt und übernommen – das geistige und menschliche Ansehen, welches ich mir selbst erworben habe, die Hoffnung, einmal im Schrifttum meiner Nation einen dauernden Platz zu finden, ja, diese Nation und die Muttersprache – jetzt, da ich, eine Hiobide, wahrlich mit allem Elend (im altdeutschen und modernen Sinn) geschlagen bin, richte ich mich auf an der Möglichkeit, anderen Menschen zu helfen, ihnen Leben und Freiheit zu retten und ihnen eine bescheidene Existenz zu verschaffen: das wird in der nächsten Zeit mein Leben sein und damit durfte ich durch eine gütige Fügung schon hier beginnen. Denn wenn ich auch Ihnen recht gut nachfühlen kann, daß *Sie* über dem allgemein Verhängten alles andere, auch Ihr eigenes Los vergessen, so kann ich mit Ihnen in der ersten und in der letzten Tatsache übereinstimmen: mich selbst vergesse ich über oder unter diesem Verhängnis, niemals aber noch ist es mir so wichtig, so lebenswichtig gewesen, dem Mitmenschen beizustehen, den Gedemütiigten durch ein warmes teilnehmendes Wort das Herz zu erfrischen, – niemals noch habe ich so tief die Zusammengehörigkeit mit jenen gefühlt, die das gleiche Ziel haben wie ich und die nicht nur selbst eine christliche Existenz führen – sondern auch andere in eine solche einführen wollen. Daß es noch solche Menschen gibt – auch Hanno gehört zu ihnen – ist mein Trost und hilft mir über den Verrat und Verlust vieler hinweg, die ich bis jetzt für meine Freunde halten durfte.

Darf ich Sie bitten, mich in freundlichem Gedenken zu behalten und, wenn es Ihnen danach zu Sinn ist, mir Nachricht zu geben auf dem Mittelweg, den ich umseitig angebe. Gott schütze Sie!

Ihre Martina W.

Anschrift (*ohne* meinen Namen auf dem *äußereren* Umschlag:
An Mag. Coär. Dr Fritz Schopf, Wien III; Streicherstraße 5, II St.
meine eigentliche Adresse: c/o Dr Elizabeth Ashby, Derby, England 58 Friar Gate

924 VON FRANZ GRUENER

BURG- UND SCHLOSSPENSION ITTER
BEI KITZBÜHEL – TIROL, ÖSTERREICH

Schloß Itter, am 20. III 39.

Sehr geehrter Herr von Ficker!

Ihr Entschluß ist für mich leider sehr kränkend. Ich brauche keine Lückenbüßer, sondern mein Buch braucht im Interesse meiner Freunde eine Vervollständigung als Anthologie.

Auf Ihre Mitteilung über den Tod Trakls muß ich aber sofort Auskunft geben: Ich habe die Version von meinem als wahrsprechend in Südtirol bekannten Bruder Mag. Gabriel Gruener, der als Militärakzessist, mit Trakl eingerückt und mit diesem in den Militärspitäler beschäftigt war. Er erzählte von Trakls Leiden, Krankheit, und Sterben. Die Mitteilung hat der Dichter Gorbach wohl von mir, weil das Gedicht in Itter entstanden ist, dabei mag die Verwechslung mit Grodeck, dessen Ringen die erkrankten Nerven Trakls leidend beeinflußt haben, geschehen sein, da auch mir Krackau als Sterbeort bekannt ist.

Mein Bruder, an dessen Bescheidenheit und Wahrheitsliebe nicht zu zweifeln ist, ist vor 3 Jahren als Apotheker in Mals Südtirol verstorben.

Ich werde aber den eigenhändigen Zusatz Gorbachs im Gästebuch nicht abändern in Krakau, sondern den Zusatz in der Anthologie auslassen, wenn Sie damit einverstanden sind.

Der H. Bruder Trackls hat mich übrigens auf Sie wegen ungedruckter Gedichte verwiesen; im übrigen auf das gedruckt vorliegende. Soll Trackl nach Ihrer Meinung aus der Anthologie verschwinden? Das würde doch auch im Interesse des verst. Dichters nicht gut angehen.

Ich würde das *Rondell* und *Verklärter Herbst*: Gewaltig endet so das Jahr ... bringen, habe aber auf die ungedruckten gewartet.

Vieleicht ändern Sie doch Ihre böse Meinung über die Lückenbüßer, da die Zugaben in der Vorrede erklärt und eine Anthologie möglichste Vollständigkeit verlangt. Daß Sie selbst keine guten lyrischen Verse geschrieben, kann ich nicht glauben. Sie waren ja auch Dramatiker, nicht nur Kritiker und Brennerherausgeber. Sie haben Einfluß auf die Literatur geübt und gehören in meine Anthologie.

Wenn man Ihr Schreiben nochmals und wiederum liest, verliert man auch den Ärger, den einem Jede Absage allzumenschlich bereitet. Vieleicht können Sie doch mitarbeiten. Vieleicht schicken Sie mir doch das nächstemal meine Einladung für Itter nicht zurück, sondern kommen besser.

Ich habe Sie nie aus meinem Blickfelde verloren und werde Sie nicht verlieren. Im Buche kämen Sie als mit F beginnend leider sehr weit von Trackl weg. Und es muß doch inhaltlich sachlich und persönlich ein gutes Buch werden, für das Sie mitarbeiten sollen.

Jetzt aber Schluß mit den Bitten. Kommen Sie einmal, ... bitte!

Mit deutschem Gruß und Handschlag.

Heil Hitler!

Ihr ergebener F. Gruener

Lieber Herr Ficker

es scheint, daß es uns beiden nicht gut geht. Seit über einem 1/2 Jahr leide ich an bösartigen Nervenentzündungen. 2 Monate war ich im Bett und konnte nur mit Morphin bestehen. Jetzt ist es etwas gelinder aber ich bin wachend und unbetäubt keine Minute ohne Schmerzen. Wie dadurch meine Arbeitskraft leidet ist leicht zu erraten. Andererseits muß ich arbeiten. Die Kinder sind in der Ausbildung und das ist teuer. Am besten geht noch die Übersetzungsarbeit. Darum dachte ich auch an die Neuherausgabe der Kgd Tagebücher, da Dr Wild sich dafür interessierte, legte ich ihm die Rechtslage dar, die ja einfach genug ist. Es tut mir leid, daß Sie einem fremden Verlag einen solchen Brief geschrieben haben. Wenn Sie anfangen zu rechnen, dann finden Sie eine Gegenrechnung heraus, und das ist eine betrübliche Sache. Ich habe Ihnen manchen Brennerbeitrag honorarlos überlassen. Sie haben Satire u. Polemik zu einem Inflationshonorar bekommen, den weitaus größten Teil der Auflage zu gutem Gelde verkauft, ohne daß ich je eine noch so kleine Aufwertung verlangt hätte. Sie beklagen sich, daß ich keine 2. Auflage erlaube. Aber Sie können das Buch heute doch gar nicht neu auflegen. Wenn Sie es herrichten können, ohne daß es unwürdig verstümmelt wird, dann habe ich nichts dagegen; aber dann müssen Sie mir einen Vorschlag machen, wie. Daß ich meine Erstlingsschrift heute nicht mehr vertreten kann, das müßte Ihnen eigentlich auch klar sein. In beiden Fällen, das stelle ich ausdrücklich fest, und ich habe mich erkundigt, ist keines Ihrer Rechte verletzt worden. Es kann sich also um kein Entgegenkommen Ihrerseits handeln. Das kann nur im dritten Falle des Brenneraufsatzes der Fall sein. Und hier bin ich ohne Rankline, ohne jeden bösen Gedanken gegen Sie bereit, Sie zu entschädigen. Ich bitte mir also schätzungsweise die Summe anzugeben, um die der Verlag durch Nichtauslieferung geschädigt wurde. Ich mußte Sie damals darum bitten. Wenn Sie es damals nicht gewußt haben, werden Sie es heute wissen, daß ein anderes Verhalten nicht nur meine Freiheit gekostet hätte, sondern auch meine ganze Produktion von Was ist der Mensch? Schöpfer und Schöpfung; Der Christ und die Geschichte; Schönheit, »Der Geist des Menschen« unmöglich gemacht hätte. Sie wären heute nicht da! Ich halte es aber doch für gut, daß sie da sind. Also noch einmal: ich bin sehr gern zu einer Entschädigung bereit.

Und nun die Tagebücher. Sowohl wegen der Zeit wie wegen unserer Gesundheitsverhältnisse muß die Entscheidung jetzt in kürzester Frist fallen. Wenn das Werk in einem fremden Verlag erscheint, weil der Brenner Verlag aus irgend einem Grunde eine Neuherausgabe nicht mehr machen kann, so gehören nach allgemeinem Verlagsrecht die Rechte mir. Das hat seinen guten Sinn. Sie sagen selber, daß das Buch nicht allzu teuer sein dürfe. Wie ist das aber möglich, wenn es von vornherein mit M 500,- belastet wird? Wie lange meinen Sie braucht es, bis ich für meine Arbeit M 500 – zusammenbekommen würde? Ich kann Ihnen voraussagen, daß ich das gar nicht mehr erleben würde. Ich bitte Sie nun, sich bald zu entscheiden, ob Sie das Werk im Brenner Verlag erscheinen lassen wollen – dann bleibt alles

natürlich beim alten. Ob Sie dabei auch fremde Hilfe in Anspruch nehmen, ginge mich natürlich gar nichts an. Sonst gingen die Rechte an mich zurück. Das könnte ich gegenüber dem Hegner Verlag gar nicht ändern.

Ich wünsche Ihnen alles Gute mit herzlichen Grüßen

Ihr Theodor Haecker

926 VON HEINRICH KULKA

Hradec Králové, 25. VI. 1939

Sehr verehrter Herr von Ficker!

Innigsten Dank für Ihren Brief und für das Geschenk! Beides macht mir große Freude, wenn es auch den Schmerz belebt, sich von einer Geisteslandschaft trennen zu müssen, in der die Häuser meines Lehrers so organisch wuchsen.

Ich weiß noch nicht wohin ich gehe. Vorderhand, leider zuerst ohne Frau und Kinder, nach London. Ich muß dieser Tage oft an einen der letzten Sätze des Lehrers denken die er vor seiner Todeskrankheit zu mir sprach: »Frag' nicht wohin Du gehst, so wirst Du am Weitesten kommen!« ... Arbeitend ging ich in seiner Richtung. Ich habe den Trost dies zu spüren und den Willen so weiter zu gehen, Gott wird bestimmen wohin.

Für Ihre so guten Wünsche, die mich stärken, bin ich Ihnen, sehr verehrter Herr von Ficker vom Herzen dankbar!

In Verehrung

Ihr ganz ergebener Heinrich Kulka

N.S. Ich hoffe in London Dr. M. zu treffen. Meine Adresse wird sein:
H. K. c/o R. E. Wallis
Flat 8 54 Clarendon Road
London W 11

927 VON KARL MUTH

HOCHLAND
MONATSSCHRIFT FÜR ALLE GEBIETE DES WISSENS,
DER LITERATUR U. KUNST
HERAUSGEGEBEN VON KARL MUTH
VERLAG JOSEF KÖSEL KEMPTEN UND MÜNCHEN

MÜNCHEN 15, den 29. Juni 1939
KAI SER LUDWIGSPLATZ 6

Sehr verehrter Herr von Ficker!

Theodor Haecker vollendete am 4. Juni ds. Js. sein 60. Lebensjahr. Die Freunde wollen ihm im Herbst dieses Jahres eine schön gedruckte Schrift mit Zeugnissen aus dem Kreis seiner Verehrer und Leser im In- und Ausland überreichen. Ich glaube, Sie dürfen darunter nicht fehlen. Bei Ihnen ist Haecker zum erstenmal in eine größere Oeffentlichkeit getreten, bei Ihnen hat er seine wundervollen satirischen und polemischen Aufsätze veröffentlicht, und so wäre es vielleicht der Satiriker und Polemiker, dem Sie einige Worte der Huldigung widmen sollten. Wenn Sie bei dieser Gelegenheit Haeckers schriftstellerische Eigenart charakterisieren und Ihre Erlebnisse im Umgang mit ihm zum besten geben, so wäre dies ein Beitrag, der bis jetzt einzige in seiner Art dastünde. Fünfhundert bis höchstens tausend Wörter würden genügen. Sie kommen in eine gute und ganz internationale Gesellschaft, die sich nicht nur aus Europäern, sondern auch aus Lesern und Verehrern Haeckers in anderen Kontinenten zusammensetzt. Könnte ich bis zum 15. August diese paar Blätter von Ihnen bekommen?

Ich grüße Sie in aufrichtiger Hochschätzung
als Ihr ergebener

Karl Muth

928 VON WERNER RIEMERSCHMID

Mödling I. VIII. MCMXXXIX

Sehr geehrter Herr von Ficker!

Wenn ich mir erlaube, Ihnen meinen eben abgeschlossenen Gedichtband zu senden, so geschieht es, weil ich Sie zu den wenigen Geistern zähle, die in unserer Zeit noch leben und ein wahres Wissen um das Wesen der Kunst haben. Ich bitte Sie: sehen Sie meine Gedichte an und sagen Sie mir, ob und welche noch aus dem Buch auszuscheiden wären.

Ich habe einige schwächere darinnen belassen, weil sie mir zur Verdeutlichung meines Weltbildes passend erschienen und manche Linie abrunden, die sonst vielleicht nicht klar genug hervorträte. Aus dem »Visionären« ergibt sich mir der

Anstoß zum Schaffen, nicht aus der »Erfahrung« wie Rilke das Gedicht fundiert wissen wollte. So stehe ich Trakl näher als dem Türmer von Muzot, ohne mich dem Wert nach mit diesen beiden Dichtern in Vergleich setzen wollen. Auch ist es »Furcht«, ist es »Erschrecken« was mich schreiben läßt, was mir Antrieb zum Vers wird. Diese kurzen Hinweise nur, um Ihnen den »Glutkern« sichtbar zu machen, woraus mir das Gedicht keimt.

Daß sich jenen Gebilden ein Verlag erschließen wird, glaube ich kaum. Sonst hätte ich gewartet, bis ich Ihnen ein gedrucktes Buch hätte schicken können. Mögen Sie, bitte, in diesen Zeilen kein Zudringen sehen, sondern nur das Vertrauen und die Verehrung, die ich Ihnen entgegentrage als

Ihr ergebener Werner Riemerschmid

Absender: Dr Werner Riemerschmid
Wien-Mödling
Parkstraße 7

929 AN ERHARD BUSCHBECK

Innsbruck-Mühlau, 1. Sept. 1939

Lieber Herr Buschbeck!

Dank für Ihren Brief, den ich gestern erhielt! Heute hat mir die Druckerei die Anmerkungen, die ich noch nicht kannte, zum Lesen gegeben. Bitte, seien Sie nicht böse, wenn ich Ihnen mit derselben Offenheit, mit der ich Sie neulich zu Ihrer Arbeit beglückwünschte, heute sage, daß ich die Placierung der drei ausgegrabenen Zeitungserglüsse Trakls an so exponierter Stelle für keine glückliche Idee und eigentlich für unstatthaft halte. Wenn der Verlag dagegen war, so hat er einen ganz richtigen Instinkt gehabt. Es ist doch ganz klar, daß es sich im Falle Friedmann und Streicher um persönliche Gefälligkeiten handelte und daß dies im Falle Streicher (der für die Veröffentlichung in Betracht kommt) ganz besonders deutlich wurde, da hier ein ganz anderer Maßstab angelegt ist als im Falle Ginzkey (wo die persönliche Distanz und weltmännische Geistesüberlegenheit zur Geltung kommt). Ich selbst habe Gustav Streicher im Jahre 1901/1902 in Linz kennen gelernt, wo ich ein paar Abende mit ihm in Gesellschaft verbracht habe, weiß daher, was er für ein lustiger, stets zu Späßen aufgelegter Mensch war, und ich kann es sehr gut begreifen, daß ihn Trakl als Zechgenossen und auch sonst sehr geschätzt hat. Aber es kann doch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß diese Vorlesung Streichers und seine eigene Würdigung des Dramatikers Str. für Trakl eine reine Provinzliteraturangelegenheit auch in dem Sinne war, daß er selbst ihr über diesen engen lokalen Rahmen hinaus gewiß nie eine Verbreitung gewünscht hätte (nicht einmal zu jener Zeit selbst, da ja Streichers »Monna Violanta« zu offenkundig unter dem Eindruck von Maeterlincks »Monna Vanna« entstanden war). Und nun wollen Sie diese ganz vereinzelte Gefälligkeitskonzession, die aus einem persönlichen und

lokalen Bedürfnis (wie im Fall Friedmann) zu rechtfertigen war, sozusagen isoliert der Beachtung der literarischen Weltöffentlichkeit unterbreiten, so daß sie wie ein Denkmal für jenen anscheinend von der Welt zu Unrecht vergessenen Dichter Streicher wirken muß. Damit nicht genug, bekommt diese Hervorhebung einer Gelegenheitsäußerung, in der nolens volens vor der sogenannten Provinzliteratur eine Verbeugung gemacht werden mußte, heute, wo die Provinzialisierung des Geisteslebens in Deutschland in staatliche Hut genommen ist, einen Beigeschmack, mit dem man Trakl weiß Gott nicht in Verbindung bringen darf. Gerade die Verehrer Trakls würden das unerträglich finden, und wie sehr es berechtigt ist, diesen Umstand mit in Erwägung zu ziehen, möge Ihnen aus der Tatsache ersichtlich werden, daß heuer – in diesem Sommer – der Besuch von Trakls Grab so stark war, daß kaum ein Tag verging, ohne daß es von jungen Leuten (zumeist aus den Rheinlanden und dem übrigen Altreich) besucht und photographiert wurde. Da mich viele dieser Leute auch aufsuchen, bin ich über den Umfang und die Beweggründe dieser Pietätsbesuche ziemlich gut orientiert. Wenn man also bedenkt, daß Trakl außer diesen zwei Gelegenheitskritiken aus persönlichen Gründen (und provinziellen Gesichtspunkten) und der Buchbesprechung über Ginzkey (aus völlig entgegengesetztem Gesichtspunkt) nichts veröffentlicht hat, was Ihre Andeutung rechtfertigen könnte, er habe Begabung zum Tagesschriftsteller im Sinne einer Neigung gehabt, die er um höheren Ehrgeizes willen verworfen habe, so scheint mir der vollständige Abdruck dieser Sachen das unzweckmäßigste Mittel, die Pietät, die man dem unbestechlichen Urteil Trakls und seiner Scheu vor journalistischer Betätigung schon in so jungen Jahren schuldet, mit einer Reverenz vor seiner ganz vereinzelten und von ihm später selbst ironisierten Verleugnung seiner prinzipiellen Haltung in diesen Dingen zu vereinen, zumal faktisch dabei nichts anderes herausschaut, als daß an dieser ganz dem Andenken und Ansehen des jungen Trakl gewidmeten Stelle ein weitesten Kreisen mit Recht unbekannter Dramatiker der Nachwelt zur Beachtung empfohlen, der immerhin bekannte Ginzkey aber aus geistigen Gewissensgründen (und nicht, wie im anderen Fall, aus persönlichen Motiven) mit Recht herabgesetzt wird. Hier klapft doch schon in den Motiven, die zur Niederschrift dieser Gelegenheitskritiken führten, ein solcher Unterschied, daß man sie nicht ohne einen erklärenden Hinweis darauf einfach neben einander stellen kann. Für die Beurteilung des »Blaubart«, der aus der Erlebniswelt Trakls heraus eigentlich für sich selbst spricht, läßt sich aus der Würdigung Streichers, scheint mir, auch nichts von Belang beibringen.

Im ganzen muß ich sagen, daß der gute Eindruck Ihres Vorworts mir durch die Anmerkungen eher beeinträchtigt als gehoben scheint. Sollten sie nicht überhaupt wegleiben, da die andere, die eigentliche Aufgabe, die sie gerechtfertigt hätte, wohl darin bestanden hätte, bei ein und den anderen Gedichten, in denen sich Motive späterer Fassungen finden, den Schicksalsweg gewisser Varianten aufzuzeigen. Aber das alles muß schließlich Ihrem eigenen Ermessen überlassen bleiben.

Hans Seebach hat mir einmal den Prolog zu »Don Juans Tod« geschickt. Kennen Sie den? Das Wort, das in Ihrer Fassung des Gedichts »Beim jungen Wein« fehlt, kann ich leider nicht vervollständigen, da ich nur die spätere Fassung mit dem Refrain »Schnee fällt hinterm Berge« vorfinde. Ich habe daher die Druckerei angewiesen, vorerst diese spätere Fassung zu setzen, obwohl sie vielleicht etwas aus dem Rahmen der Frühgedichte fällt.

Es grüßt Sie herzlich ergeben

Ihr Ludwig Ficker

930 AN WALTER KÜNTZEL

Innsbruck-Mühlau, 1. Okt. 1939

Verehrte Freunde!

Dank, schönsten Dank für Ihre Aufmerksamkeit, für die hübschen Fotos von Ihrem Mühlauer Besuch und die so wahr und gewissenhaft empfundenen Darlegungen Ihres Briefes, denen ich nur zustimmen kann. Ja, es sind zutiefst irritierende Vorgänge, denen Herz und Verstand eines Menschen, der das Deutsche Volk als den Heimatboden seiner eigenen Sprache, seines eigenen Existenzanspruchs im Geiste, liebt, heute ausgesetzt sind. Alles weist da von der Oberfläche in die Tiefe der Erscheinungen, deren Beweggründe uns ja fußbarer sind als ihre Auswirkungen im Wandel des Vergänglichen. Denn es könnte sein und ist sehr wahrscheinlich, daß wir erst am Anfang der großen Wehen stehen, die über die Welt kommen werden, auch wenn es uns zunächst so vorkommen mag, als hätten wir Deutsche die ganze Schwere dieses Geburtsprozesses, der auf Leben und Tod der europäischen Völker geht, mit ein paar beherzten Handgriffen bereits zu unseren Gunsten entschieden. Und es kann sehr wohl die Herrschaft des Antichrists sein, der wir mit unserem fanatischen Glauben an die Unfehlbarkeit unserer gewagten Geburtshelferkünste und neuestens mit dem gigantischen Selbstverrat unserer Zweideutigkeit im Bunde mit dem uns scheinbar politisch zu Hilfe kommenden Reich der eindeutig die Weltherrschaft erstrebenden Gottlosenbewegung zum Durchbruch verhelfen – und was das für das Schicksal des Abendlands auf eine zunächst nicht absehbare Zeit hinaus bedeutet, das kann sich gerade derjenige am leichtesten vorstellen, der überzeugt ist davon, daß das Kind, das unter so furchtbaren Auflösungserscheinungen zur Welt kommt, am Ende doch, den Prophezeiungen gemäß, in jedem Zug der restlos geoffenbarten christlichen Wahrheit gleichen wird. Es ist der einzige verlässliche, der einzige verbindliche Aspekt, unter dem man diese Vorgänge betrachten kann.

Sehr wird es mich freuen, das, was Sie zum Gedenken an Trakls 25. Todestag geschrieben haben, kennen zu lernen – gedruckt oder ungedruckt. Bei Otto Müller in Salzburg erscheint zu diesem Tag auch eine Sammlung von Jugenddichtungen Trakls unter dem Titel »Aus goldenem Kelch«, herausgegeben von Erhard Buschbeck; ich stehe dieser Sache fern und weiß nicht, ob sie zu begrüßen ist.

Von meiner Frau schönste Grüße. Meine Tochter Birgit, die an der Botschaft in Paris war, ist nach Trondheim in Norwegen versetzt worden, wo ein deutsches Konsulat neu errichtet wird. Mein Sohn Florian ist nach wie vor als Ingenieur an der Kriegsmarinewerft in Wilhelmshaven tätig.

Es grüßt Sie beide, nochmals dankend, in Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

931 AN EMIL BARTH

Innsbruck-Mühlau, Schloßfeld 9

am 18. Oktober 1939

Verehrter Herr Barth!

Entschuldigen Sie bitte, daß ich nicht früher für Ihren Brief danken konnte und für Ihre herrliche Gabe. Wunderbar sind diese Verse mit ihrer ganz in die jeweils erkannte Wirklichkeit des Augenblicks eingehenden elegischen Erkenntlichkeit. Der unvergängliche Sinn des Offenbaren wie des Verhüllten im Fragebild der Schöpfung spiegelt sich im Antwortbilde Ihrer Dichtung wie das entschleierte Geheimnis des ewig Ansprechenden und Ansprechbaren im vergänglichen Augenblicke selbst (soweit uns dieser tiefer berührt hat). Es ist das Gesicht dieses »ergriffenen« Augenblicks, eines »zufällig« gegebenen Natureindrucks, das sich in Ihrem Wort und seinem geistigen Beweggrunde einleuchtend spiegelt: in seiner Aufgeschlossenheit sowohl, die vorübergeht, wie in der Verhangenheit, in die es unvergänglich zurücktritt – »zu wachen drängt's dich, aber doch wirst du schlafen müssen« –; beides die Vollmacht eines Dichters bezeugend, dem im heutigen Deutschland – von Lehmann und der Langgässer vielleicht abgesehen – kaum Ebenbürtiges an die Seite zu setzen ist. Möge uns Gott in dieser ernsten Zeit Ihr Leben behüten! Dies ist es, was ich unter dem Eindruck Ihrer Gedichte wünsche und Ihnen als Gruß ins Spital sende.

Mit der Veröffentlichung der von Trakl selbst verworfenen Frühproduktion dieses Dichters habe ich nichts zu tun. Ich habe Erhard Buschbeck, der als Herausgeber diese Publikation verantwortlich betreut und sie in einem Vorwort rechtfertigt – ob mit Glück, bleibe dahingestellt – meine grundsätzlichen Bedenken ebenso wenig vorenthalten wie dem Verleger Otto Müller, auf dessen Initiative die Herausgabe zurückgeht, nachdem die Neuauflage der Gesamtausgabe sich wider sein Erwarten auch buchhändlerisch als ein Erfolg herausgestellt hatte. Schon damals war die Frage ventilert worden, ob es sich nicht empfehle, die Frühproduktion Trakls sozusagen als Auftakt und Präludium in die Neuauflage der Gesamtausgabe hineinzunehmen. Diese Absicht schien mir eine so unverantwortliche Pietätsverletzung dem Dichter gegenüber, daß ich rundweg erklärte: Entweder wird das, was Trakl selbst als die Gesamtausgabe seiner Dichtungen betrachtet wissen wollte, unverändert der Neuauflage zu Grunde gelegt oder man hat überhaupt das Recht verwirkt, eine solche zu veranstalten. Auf keinen Fall dürfe, wenn das vorgesetzte literarhi-

storische Interesse die Veröffentlichung auch der Frühproduktion empfehle (die zum größeren Teil nur Buschbeck bekannt war), diese nur separat und nicht zusammen mit dem reifen Werk erfolgen. An diese meine Erklärung hat sich der Verleger dann auch gehalten, und auf alles weitere habe ich keinen Einfluß mehr genommen, konnte auch keinen nehmen, da sich die Frühproduktion nicht in meinen Händen befand. Ich erhielt erst jetzt Einblick in die Auswahl und Zusammenstellung Buschbecks, als ich in meiner Eigenschaft als Korrektor der Druckerei, in welcher das Buch gedruckt wird, Manuskript und Spaltenabzüge dieser Publikation in die Hände bekam. Ich befand und befindet mich also ihr gegenüber in keiner anderen Situation als Sie, der Sie das Buch in Kürze ebenfalls in die Hand bekommen werden. Prinzipiell habe ich meine Bedenken aufrecht erhalten, aber im letzten Augenblick als Korrektor den Herausgeber und Verlag bewogen, noch ein und das andere sich besser zu überlegen und zu ändern.

Bitte, grüßen Sie Ihren Herrn Bruder, dessen Besuch mir in besonders angenehmer Erinnerung steht, und lassen Sie uns hoffen, daß Deutschland das Leben jedes edlen Geistes erhalten bleibe, dessen es zu seiner Genesung bedarf! Es grüßt Sie in Hochschätzung und Ergebenheit

Ihr Ludwig Ficker

932 AN PAULA SCHLIER

29. X. 1939

Meine geliebte Petra!

Ja, gerne werde ich natürlich am nächsten Sonntag mit Dir zusammentreffen. Ich überlasse es ganz Dir, wo, an welchem Ort wir uns treffen wollen. Bei unsicherer Wetterlage ist es vielleicht doch besser dort bei Euch, auch wegen der Lebensmittelkarten – aber wie gesagt, bestimmt das Du allein, wie es *Dir* am besten scheint! Ich werde mit jedem Vorschlag einverstanden sein, den Du machst. Ich bin recht froh, daß Ihr nun doch wieder etwas Atem schöpfen könnt und W. wenigstens nicht mehr vom Lazarettdienst in Anspruch genommen ist. Gern hätte ich auch ihn wieder einmal gesehen, aber vielleicht kann er an einem der folgenden Sonntage einmal einen Abstecher hieher machen. Ich würde mich sehr darüber freuen. An die Zeit von Pater M. erinnert freilich nichts mehr als sein einsames Grab in der Gruft. Vor kurzem haben die letzten Jesuiten – der Rest, der hier notdürftig einen internen Studiendienst noch aufrecht erhalten hatte – innerhalb von zwei Stunden das Konvikt in der Sillgasse räumen und das Land verlassen müssen. Auch Kirchengeläute gibt es keines mehr. Es geht alles seinen Lauf und um letzter Klarstellungen und Entscheidungen willentlich ist es vielleicht ganz gut, daß alles auf die Spitze getrieben und mit eiserner Konsequenz durchgeführt wird. Wir werden noch unsere Wunder erleben – im Guten wie im Bösen, zunächst besonders in diesem.

Daß noch ein Brenner erscheinen wird – in zwei Jahren vielleicht? – diese Überzeugung ist in mir nur noch gewachsen. Hinter dem Blechgeschnatter der Zeit

wächst das Schweigen der Ewigkeit und mit ihm der Resonanzraum für den kommenden Brenner. Wahrscheinlich muß auch der Zeitschriftenwald und die letzten christlichen Stimmen in ihm erst zum Schweigen gebracht worden sein, ehe dieser Brenner erscheinen kann. Bald scheint es soweit – siehe Hochland und alles, was jetzt an periodischer Publikation dem Papierschwund zum Opfer gebracht werden muß!

Aber über all das lieber mündlich! Meinet- und meiner Familie wegen sei unbesorgt! Es geht alles ganz gut und wir leiden keinen Mangel. Auch Florian und Birgit senden über sich nur beruhigende Nachrichten.

Also auf Wiedersehen am Sonntag! Hoffentlich bleibt es dabei und bekommen wir für dieses Jahr noch ein bißchen Sonne, wenigstens draußen in der Natur! Es grüßt Dich in Liebe – ganz losgelöst und doch verbunden wie nie! –, mit Gruß auch an W., voll Friede, Freude und Dankbarkeit

Dein Ludwig

933 VON IGNAZ ZANGERLE

Wien, 28. 11. 1939.

Sehr verehrter Herr v. Ficker!

Sonntag vor acht Tagen habe ich wieder mit meiner Schwester Frau Jone besucht. Diesmal vollzog sich die Begegnung in einer wärmeren Atmosphäre. Ich konnte auf die Legitimation meines Gesichtes hin, wie sich Frau Jone ausdrückte, es wagen, mich zu verschiedenen Fragen, die sich zwanglos im Gespräch ergaben, mit der gebotenen Zurückhaltung zu äußern.

1. Frau Jone las einen sehr schönen, ich möchte sagen: gepflegten Brief des Herrn Schmidthüs vor. Er hat längere Zeit im deutsch-englischen Studentenaustausch gearbeitet. Zu seinen Disziplinen hatte auch der junge Chamberlain gehört. Sch. sieht den Krieg Englands doch im Letzten als einen Krieg der kapitalistischen Oberschicht gegen das deutsche Volk überhaupt an. Er glaubt, es seinem Volk schuldig zu sein, diesen Krieg, dessen Ursachen und Antriebe ihm über den Kopf gewachsen sind, mit-zuleiden. Das Christliche sei nur mehr im Leiden darzuleben. Frau Jone hat diesen Gedanken in sehr schönen Versen gedichtet. Ich habe mir trotzdem erlaubt, darauf hinzuweisen, daß grundsätzlich noch eine zweite Form christlicher Existenz möglich sei: die der Sorge um das Heil der öffentlichen Ordnungen, heute hoffend wider alle Hoffnung, das Reich Gottes anders als nur in Lichiblicken verwirklicht zu sehen. Das Mitleid, das christliche Mitleid könne die Vielen nicht preisgeben, die der Verführung ausgesetzt seien.

2. Wir sprachen vom »Hochland«. Ich meinte, man dürfe doch nicht die »Schildgenossen« als alleingültigen Ausdruck des deutschen Katholizismus auffassen. Darauf Frau Jone: Hochland hätte seinerzeit den Abdruck von »Wort und Liebe« abgelehnt, während die »Schildgenossen« das Wagnis auf sich genommen hätten. Sie kenne das Hochland eben nur von seiner Haltung Ebner gegenüber her und

diese sei für sie entscheidend bei der Beurteilung einer Zeitschrift. Im weiteren Verlauf des Gespräches, das sich der Angelegenheit der Herausgabe des Ebner'schen Nachlasses zuwandte, betonte sie immer wieder, daß sie weder Eßer noch Ihnen etwas nachtrage, aber in der Sache hat sie nicht nachgegeben: E. soll – nach ihrer Meinung – unverstellt, rein durch sein Wort, ungetkürzt zu seinem Leser sprechen. Es ist mir an jenem Sonntag aufgegangen, daß Frau Jone in einer Art mystischer Geistesehe mit dem Schatten Ebners lebt. Ich möchte ihr auf diesen Teil unseres Gespräches noch vor Weihnachten brieflich antworten.

3. Frau Jone liebt die Theresia v. Avila, aber kennt ihre Schriften nicht. Meine Schwester hat ihr daher die große Autobiographie zugesandt. Frau Jone besitzt einen sehr schönen Rosenkranz. Eine deutlich vernehmbare Stimme habe ihr gesagt: »So mußt Du ihn beten!« Sie verwechselt offenbar ihre dichterischen Inspirationen mit den Eingebungen des Hl. Geistes. Jemand habe ihr berichtet, was die Dämonen heute sprächen. Mehr könne sie mir nicht sagen. Ich antwortete, ich hielte nicht dafür, daß der Antichrist schon erschienen sei, und suchte diese meine Meinung zu begründen. Frau Jone ist auch mit dem Realismus des Bernanos im »Tagebuch eines Landpfarrers« nicht einverstanden. Sie hat kein Verständnis für das Verständnis, das der arme Curé für den Soldaten, für den Ingenieur aufbringt. Sie bräuchte einen sehr strengen und sehr liebenden Beichtvater.

Ich habe den Eindruck, daß es Herrn Humplik wirtschaftlich sehr schlecht geht.

Im Wiener »Völkischen Beobachter« von heute steht eine Besprechung des Georg Trakl-Abends, den Erhard Buschbeck im Rahmen der Literarischen Vereinigung vergangenen Samstag veranstaltet hat. Ich habe zu spät davon erfahren. Ich habe gehört, daß anwesend gewesen seien: Paula v. Preradović, Erika Mitterer und Siegfried Freiberg.

In der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« wurde von Oberkosler im Hinblick auf seinen neuen »Roman« »Der Bannwald« gesagt, der Dichter sei ein Mensch, der der Scholle entwachsen sei und aus seinem Städtertum nicht mehr heimfinde. Was Sie immer sagten.

Jeden Donnerstag, sagte man mir, hält Joh. Oesterreicher in einer Pariser Kirche Predigten, die bei der Vorsehung Propaganda für die Alliierten machen sollen. Sie haben recht behalten. Das ist also die Seelsorge für die Emigranten!

Prof. Hänsel läßt Sie herzlich grüßen.

Ihr aufrichtig ergebener

Ignaz Zangerle.

NS.: Ich lese augenblicklich Huysmans' »Kathedrale«. Was dort über die Symbolik der Farben gesagt wird, läßt noch einmal erkennen, welch genuin-christlicher Dichter Trakl war.

Rimsting Obb. 23. Dezember 1939.
Hochstätt 70.

Mein verehrter und lieber Freund!

Seit Monaten hören wir nicht von einander, und – wir haben den Krieg, den wir seit Jahren kommen gesehen. Wie leben Sie nun, mein lieber Freund? Es ist heute doch anders als in früheren Zeiten da Krieg und Frieden noch neben einander bestehen konnten. Der Friede allein ist Lebenselement, und wie sehr sich auch im Kriege innerer und äußerer Heroismus bewähren kann; er ist doch nur wie das Reagens des Fiebers bei schwerer Erkrankung. Hat uns schon der letzte Krieg schwer gehemmt, mehr wird es noch dieser tun. Gleichwohl dürfen wir hoffen, über alle Greuel hinweg, die sich schließlich doch erschöpfen, sich selbst vernichten.

Gerne würde ich mit Ihnen mündlich besprechen, wozu ich mich brieflich nicht geschickt fühle. Könnten Sie, mein lieber Freund, nicht wieder einmal über einen Samstag-Sonntag hierher kommen? Ein heizbares behagliches Zimmer wäre bei einem Nachbarn immer für Sie bereitzuhalten. Und wie ist es mit Ihrer Tochter Birgit; wenn sie bei Ihnen ist, könnte sie dann nicht auch mitkommen. Wir alle würden uns sehr über Ihrer beiden lieben Besuch freuen.

Meine Arbeiten gehen, stockend zwar, doch weiter. An Publikation zu denken, habe ich aufgehört. Dazu fehlt schon das Publikum, und wird es immer mehr, das an dem, was ich zu sagen hätte, Interesse nehmen, in meine Darstellungsweise sich hineinfinden würde. Sie noch einem Leserkreis von Heute anzupassen, bin ich wohl zu alt, nicht mehr beweglich genug. Auch fehlt mir die Dosis Selbstbewußtheit, mit der ein Autor auftreten muß, um seine Leser mitzureißen. So halte ich mich blos an mein Gewissen als einzigen Zeugen meines Bestrebens. Wenn in diesen Tagen die Kirche das alte Gloria in excelsis Deo, et pax hominibus bonae voluntatis singt, so muß ich mir sagen, daß davor alles verblaßt, was Unsereiner sagen und schreiben könnte. Es ist also nicht viel daran verloren, wenn es auch den Schreiber selbst in seinem Worthemühen für das Licht jener Worte empfänglich machen kann.

Das Schattenhafte der Sprache und ihre relative Leuchtkraft verdient wohl als ein Problem behandelt zu werden. Hängt doch von ihrer Helle ab, ob in uns Hell oder Dunkel vorherrscht. Wie wir die Sprache behandeln, so alle anderen Dinge. Eine hochentwickelte Grammatik, ein »gepflegter Stil« macht es nicht aus. Primitivität kann hier gesund, was wir als »klassisch« ansprechen, krank und schwach sein. Den reinen Philologen kümmert das freilich wenig. Mir hat das Sprachproblem etwas Beängstigendes. Jeder Satz, den ich niederschreibe, ja schon das innere Gespräch, scheint mir verdorben, unser Sprachwesen im Ganzen wie eine Sünde wider den Geist; und im Dunkel unseres schlechten Gewissens tasten wir vergebens nach dem wahren Dienst am Wort. Hier etwas Erspräßliches zu leisten, geht über ein Menschenleben, ich meine was über reine Theorie hinausgeht, die sich allenfalls aufstellen läßt, um die ich mich bemühe. Die reinen Künste würden uns weiterhelfen, wenn sie nicht auch der Anarchie verfallen wären, wenn sie in das Ganze des

Lebens, eines durchaus liturgischen Lebens eingebaut würden. So bleibt uns vorläufig nur die Lehre der unschuldigen Dinge, eine pietätvolle Hingabe an sie, die ihr Gesetz auch tatsächlich erfüllen. Aber bei allem, was wir verfehlten, was wir versäumten; uns bleibt die Friedensbotschaft, eine Friedenshoffnung immer gegeben.

Bitte lassen Sie wieder ein Wort von sich hören. Und seien Sie, auch von Schwester und Schwager, in dieser Segenszeit herzlichst begrüßt

von Ihrem Hans Kestranek.

QUELLENNACHWEIS ZUM BILDTEIL

(3) Kopie im Brenner-Archiv. (6) Brenner-Archiv. (7) Maria Halbich, Wien. (8) Brenner-Archiv. (9) Original-Fotografie Brenner-Archiv. (10) Historisches Museum der Stadt Wien. (11) Brenner-Archiv. (12) Original-Fotografie Brenner-Archiv. (13) Kopie Brenner-Archiv. (14) Original-Fotografie Brenner-Archiv. (15) Brenner-Archiv (16) Original-Fotografie Brenner-Archiv. (17, 18) Walter Ebner, Wien. (19) Kopie Brenner-Archiv. (20, 21, 24, 27) Brenner-Archiv. (30) Privatbesitz Birgit von Schowingen-Ficker. (31) Privatbesitz, Salzburg. (32) Privatbesitz Ulla Wiesmann-Ficker. (34, 35) Brenner-Archiv. (36) Anna Stritzl, Wien. (37) Brenner-Archiv. (38) Werner-Kraft-Archiv. (40, 41) Brenner-Archiv. (42) Kopie Brenner-Archiv. (43, 44, 45) Brenner-Archiv. (46) Fotografie im Brenner-Archiv. (47, 48) Brenner-Archiv.

Erinnerung an Georg Trakl



Georg Trakl

Brenner-Verlag / Innsbruck

- 1) Erinnerung an Georg Trakl. Innsbruck: Brenner-Verlag 1926, Umschlag mit Profil des Dichters im Schattenriß (vermutlich Sommer 1911).

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

ZEHNTE FOLGE / HERBST 1926



INHALT

a Petrus 1, 19

Ferdinand Ebner: Die Wirklichkeit Christi

Anton Santier: Passion und Ende des zwiespältigen T.

Paula Schlier: Das Menschenherz

Josef Leitgeb: Gestaltung des Jahres

Carl Dallago: Die rote Fahne

Nachtrag zu den Briefen Georg Trakls

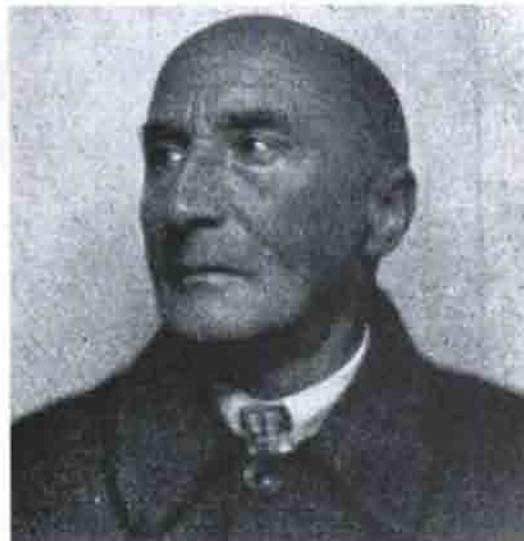
Mitteilungen

*

BRENNER - VERLAG / INNSBRUCK

Der Brenner erscheint jwangois, meist einmal im Jahr

- 2) *Der Brenner*, 10. Folge, Herbst 1926. 3) Carl Dallago, ca. 1930.
4) Carl Dallago: *Die rote Fahne*, B. X, Herbst 1926, 123–212, Motto und Textauszug.



CARL DALLAGO DIE ROTE FAHNE

Allen nichtswürdigen Machthabern dieser Welt:
„Nur das ist stark, wofür Blut vergossen wird“ —
bloß vergessen die Nichtswürdigen, daß es sich nicht bei
denen als stark erweist, die das Blut vergießen, sondern
bei denen, deren Blut vergossen wird. (Dostojewski.)“

* * *

Die Staaten sind wirklich wie hungrige Wölfe, die die Menschen zu verschlingen drohen. Ihren Machthabern zustimmen, heißt mit den Wölfen heulen. Besonders laut und hungrig heult heute die fascistische Regierung Italiens. Sie scheint ganz vergessen zu haben, daß der Staat, zumal der christliche, der Menschen wegen da ist, und nicht die Menschen des Staates wegen. Daß also auch die Regierung Italiens seiner Menschen wegen da ist, und nicht diese der Regierung wegen; daß also zunächst darauf zu sehen wäre, daß die Italiener als Menschen zu ihrem Wohle kommen. Das Wohl der Menschen aber besteht nicht im Hochhinauswollen, sondern im redlichen Sichbescheiden und im Wissen, daß jenes zu Unheil führt. Es

Petras Aufzeichnungen von Paula Schlier

Brosch. M. 2.75, in Leinen geb. M. 4.20

Auszüge aus neuen Besprechungen:

Lange, lange ist in deutscher Sprache kein ähnliches, das Bewußtsein revolutionierendes Buch erschienen wie dieses. Wir sahen in das Gesicht einer ganz neuen Generation ...

Die Weltähnle, Berlin

Frauengestalten wie diese Petra gewähren keine Freude. Ihr Buch wirkt wie ein Quell in der Wüste.

Die Frau im Staate, München

Der zukunftsreiche weibliche Mensch unserer Generation, der sich hier erschließt und ahnen läßt, ist das Faszinierende und erfrischend Starke dieses Buches.

Saxischer Abendblatt

Nicht nur Generäle schreiben ihre Erinnerungen an die Kriegereignisse. Auch ein junges Mädchen, Paula Schlier, magt von Geschehem und Gedächtnis, und es bleibt die Frage, was uns mehr ergreife: die feldherrlichen Wälzer oder dieses Konzept einer Jugend, das von der Leidenschaft eines Frauenherzens durchzittert ist und das, aus vielen Gründen, eine bedeutende Lektüre ist.

Annalen Zürich

Die Lazarettbilder verdient neben Friedrichs „Krieg dem Kriege“ als eines jener Abbilder der echten Grämisse des Krieges genannt zu werden, von denen man wünschen möchte, daß alle Leichtfertigen genötigt würden, sie gründlich zu studieren.

Die Menschenrechte, Berlin

Ein Buch aus der Zeit für die Zeit, das Schicksal einer Seele in der Zeit, tapfer Resignation und menschliche Wärme mittelnd. Ein Dokument mit dichterischem Einschlag, das man gebaut mit einem Mal zu Ende liest.

Magdeburgische Zeitung

Ein Mädchensbuch, wie man es selten findet wird, in jedem Wort die Marke des Lebens tragend und durch den Ernst jener, die es geschrieben, den Leser wunderbar bewegend.

Volks-Zeitung, Wien

Dieses Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit hat als Aussage einer unbestechenen Zeugin dokumentarischen Wert. Hier handelt es sich nicht um Belanglosigkeiten, sondern um allgemein Wichtiges, nicht um schlechte Dichtung, sondern um bitterste, einfachste Wahrheit. In frappanten Momentaufnahmen ist ein Stück deutscher Wirklichkeit eingefangen.

Berliner Tageblatt

Scharf, klar und entschlossen sind nicht nur die gefühlensfähigen Reaktionen der Verfasserin, die insgesamt ein höchst bedeutendes Dokument zur Kenntnis moderner Jugendpsychie darstellen,

sondern ebenso der historische Ablauf der Ereignisse, ihre geistige Physiognomie, ihr problematischer Gehalt zusammengestellt.

Wiener Zeitung

Diesem Buch muß ein unvergänglicher Zeugniswert für unsere Zeit zuerkannt werden. Allen sei es empfohlen, besonders aber denjenigen, in deren Raum und an deren Stelle diese Seele zu uns spricht, denen, die selbst eine Seele im Büro benötigen zu halten haben. Sie werden jener danken und sie nicht vergessen. Ihr Name ist: Paula Schlier.

Deutsche Republik, Berlin

Dieses Buch wird einmal wie wenige ein Zeugnis dafür sein, wie diese Zeit in stillen Menschen sich spiegelt, und es wird als ein solches Zeugnis bestehen und gelesen werden neben den großen Werken der Geschichte.

Wirtschaftskorrespondenz für Polen

Paula Schliers Aufzeichnungen sind von der Klarheit, Klarheit und Wortsicherheit, über die geheimlich nur ein Mensch verfügt, der ganz sicher durch die Würmisse des Lebens zu gehen vermag und der weiß, was er will und worauf es in entscheidenden Augenblicken ankommt. Wird der eine oder die andere veranlaßt, mitzuhelfen, das Leben dieser Zeit reicher, schöner, fröhlicher, wahrhafter, kurz: lebenswerter zu gestalten, dann ist dieser Frau ein Höchstes gelungen: aus dem Wert Tal werden zu lassen.

Die Welt am Montag, Berlin

Die Russin Figner hat mythisches Ausmaß, die Deutsche Schlier ist lyrisch, gräßlerisch, noch ganz unfertig und doch von vielen Keimen knospend. Sie ist nicht nur Beobachterin, sondern vor allem auch Mensch der deutschen Erde, und so klingt aus des Buches tiefstem Grund klagend der Schrei nach Erlösung von dem Spuk des Lebens.

National-Zeitung, Berlin

Dieses traurige, aber gefaßte Schicksal eines mit geschwüllten Segeln ins offene Meer des Lebens steuernden Menschenkindes hat einen anderen, einen tieferen Sinn: „Fahrt nach der Ewigkeit“.

Echo der Gegenwart, Anden

Dieses schmale Buch ist kein Protest, kein Schrei, kein Hohn, es ist nichts, was Abwehr, Heue oder Verzweiflung erwecken könnte. Aber es brennt das Bild einer Gebrüder ins Bewußtsein, die einem Leben idealt, dem alles Gütliche entwürdigt wurde.

Frankfurter Zeitung

Erschienen im Brenner-Verlag zu Innsbruck

5) Der Brenner, II. Folge, Frühling 1927, Umschlag (Rückseite).

6) Paula Schlier: Petras Aufzeichnungen (Umschlagentwurf).

PAULA SCHLIER

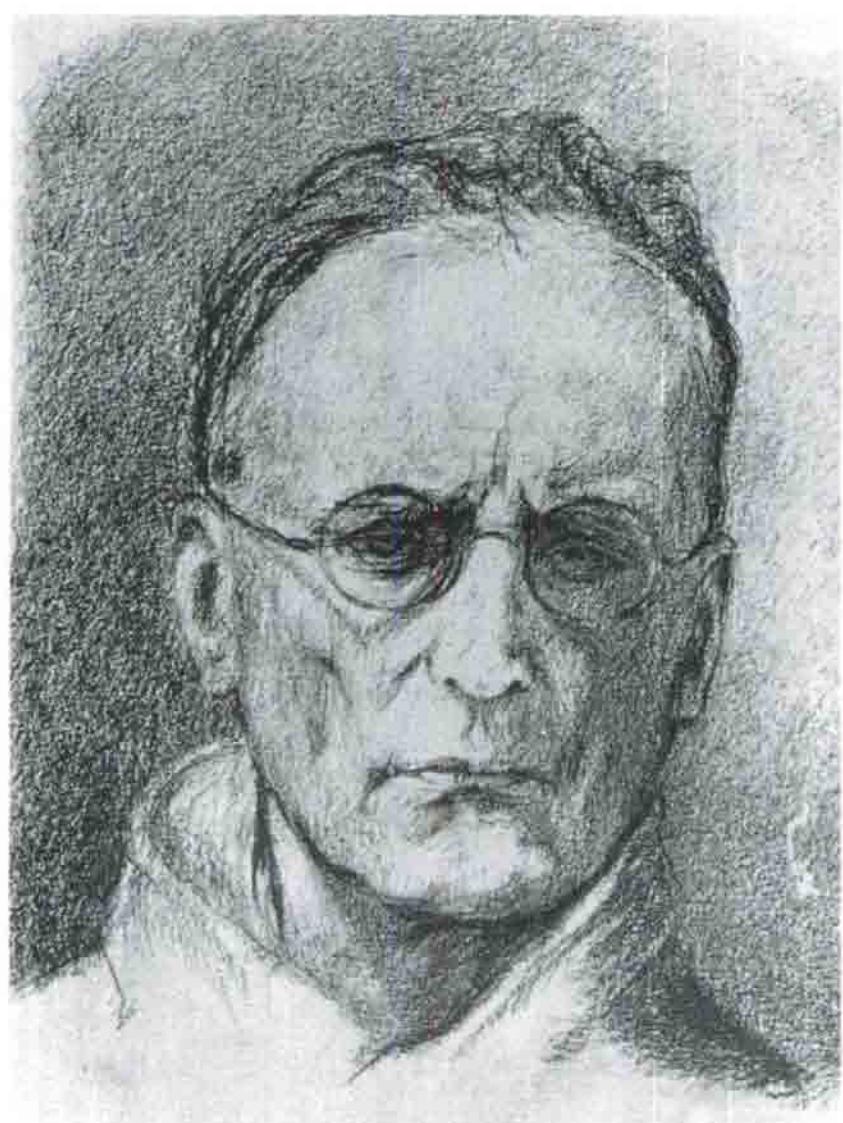


Petras Aufzeichnungen

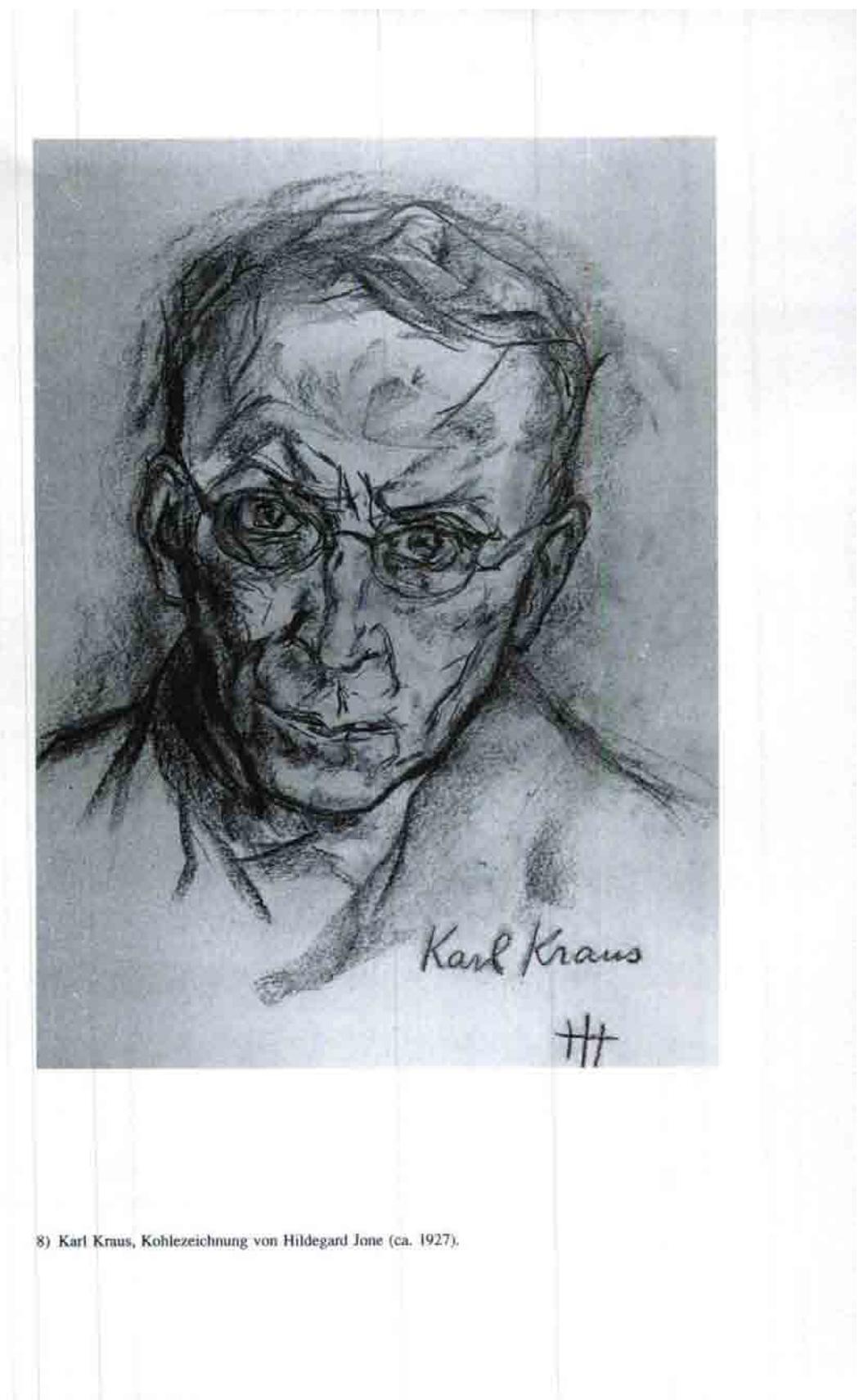
a d e r

Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit

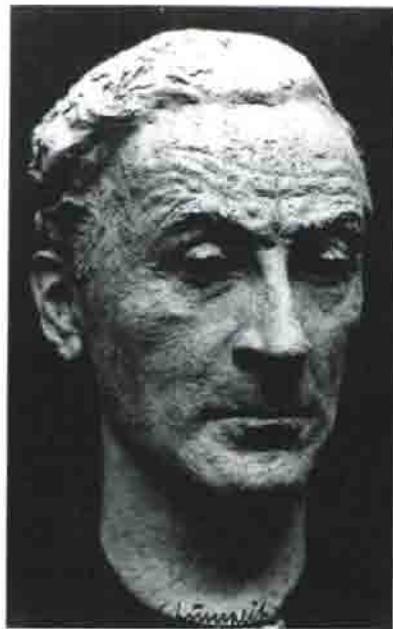
BRENNER - VERLAG - INNSBRUCK



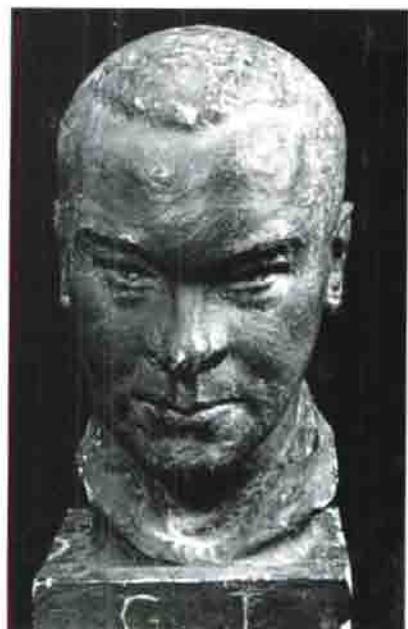
7) Anton von Webern, Kohlezeichnung von Hildegard Jone (1947).



8) Karl Kraus, Kohlezeichnung von Hildegard Jone (ca. 1927).



9) Ludwig von Ficker, Büste von Josef Humplik (1928).

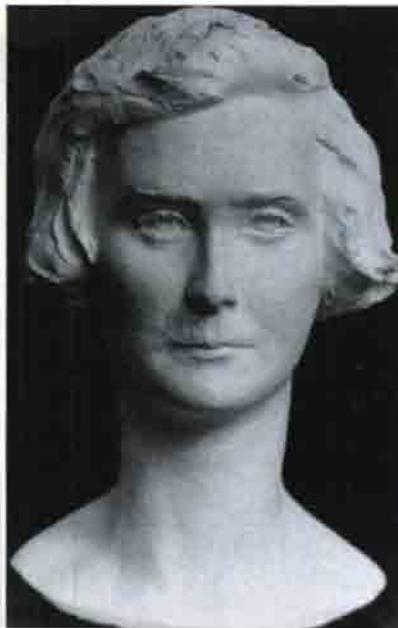


11) Georg Trakl, Büste von Josef Humplik (1926).

10) Karl Kraus, Büste von Josef Humplik (ca. 1927).

12) Ferdinand Ebner, Büste von Josef Humplik (1932).





13) Paula Schlier, Büste von Josef Humplik (1927).



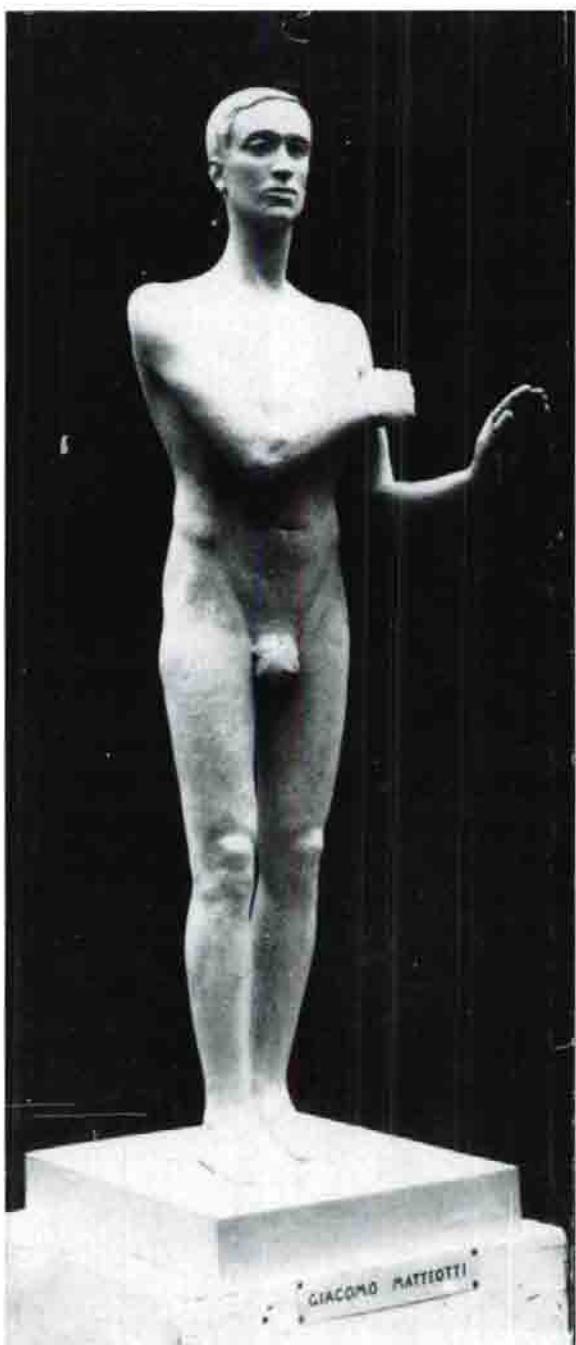
14) Hildegard Jone, Büste von Josef Humplik (ca. 1927).

15) Elisabeth Langgässer an Ludwig von Ficker (Brief Nr. 759).

Brennerstr., den 23. August 28
Hochstrasse 32.

Sehr verehrter Herr Ficker!

Nun ist gerade ein Jahr vergangen, seit
ich mit Dr. Karl Tiecke an einem warmen Sommertag
bei Ihnen in Anifthal war und Sie haben Ihren kleinen
Schiller-Brunnen "Die Trichter-Büste" des Rauches vor dem
Festsaal und die Bilder Paula und Nero auf dem kleinen
Seite aufgestellt haben. Sie werden sich wohl freuen zu
sehen, dass ich habe erfußt was der Sohn des
Abends - wie Kramm gesagt von jenen Trichters, Graf - aus
seinen Reisen gebracht von jenen Trichters, Graf - aus
seinen Reisen, und alles dass wir uns zusammen
versammeln. Wollte wissen ich wohl dass wir uns
versammeln habt Ihnen später zu schreiben und ich jene am
Meiner Arbeit voll Dankbarkeit in Ihre Hände gegeben





17) Maria, Walter und Ferdinand Ebner (1928/29).

16) Gegenüber: Giacomo Matteotti, Statue von Josef Humplik (1926).

18) Hildegard Jone und Josef Humplik (Ende 20er Jahre).





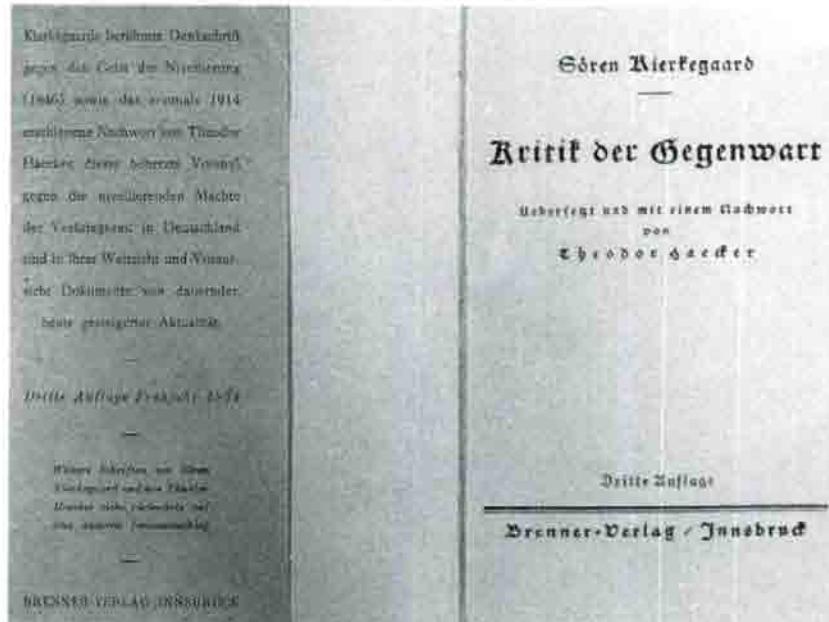
Lieber Herr Stefl!

Da Sie Pfeffer-Mallard in Wien nicht wissen können von mir!
Gezeigt wird er immer nur im Gräf, ob er beim jüngsten
Untergang des Abendbaus als Frachtkoffer war oder als
Aufzettiger für einen reichen Kunden nicht. Aber wenn Sie glauben,
dass er die Tugenden pflegt und Sie nicht - wie kann
wirkt sein! Allerdings steht auf dem Katalog gewöhnlich vom
Leder grün, was ich mir gefallen habe, schwarz zu beladen
naturgrün, die im gesuchten Kupferstichdrucke enthalten,
da es auf ein anderes Gewicht und den Abgründen nicht
geht; offenbar steigert man sich, füllt bisweilen, da Tugend ist
stets grün in Pflichtung zu kommen. Da Abgründen, da Tugend angeboren
werden! Tugende haben diese Tugend! Nach grünen Gründen

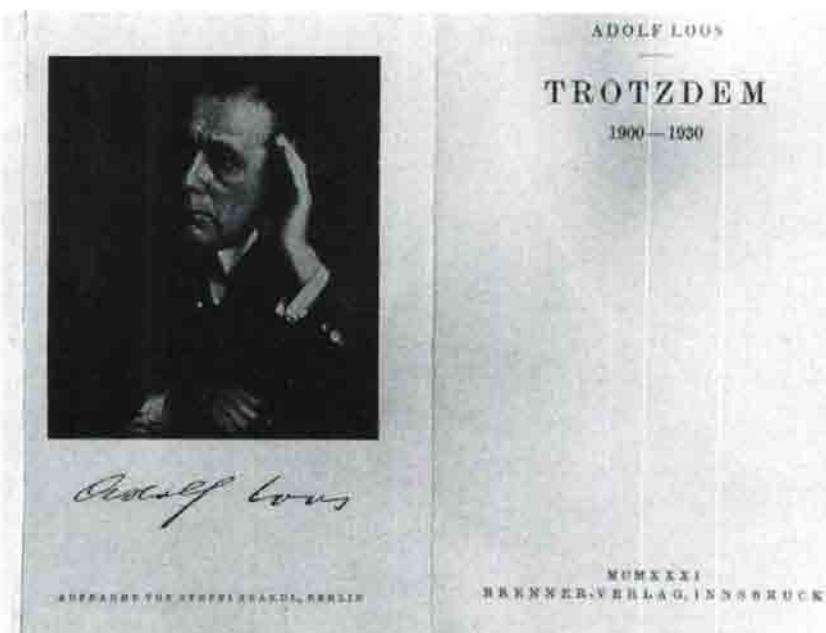
19) Postkarte Fickers an Max Stefl, 5. I. 1933 (Nr. 835).

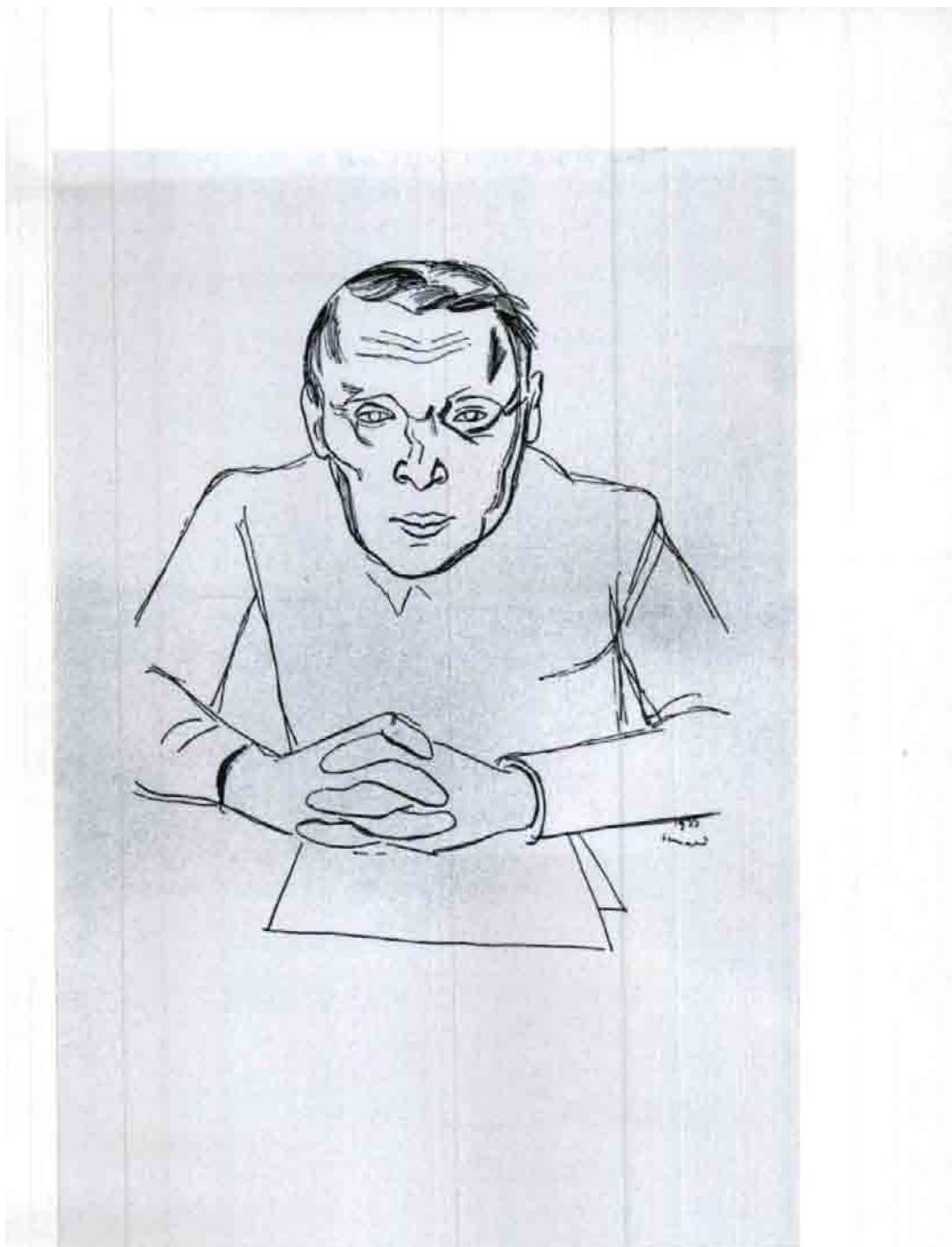
20/21) Ludwig von Ficker vor der Hofburg in Innsbruck, wahrsch. 1926.





- 22) Søren Kierkegaard: *Kritik der Gegenwart*. 3. Aufl. Innsbruck: Brenner-Verlag 1934 (Umschlag).
- 23) Adolf Loos: *Trotzdem*. Innsbruck: Brenner-Verlag 1931 (Titelblatt).





24) Theodor Haecker, Zeichnung von Richard Seewald (1935).

DER BRENNER

HERAUSGEBER LUDWIG FICKER

DREIZEHNTENDE FOLGE · HERBST 1932.



Theodor Haecker: Betrachtungen über
Vergil, Vater des Abendlands

Francis Thompson: Das Herz

Ferdinand Ebner: Fragment aus dem Jahr 1916
mit Nachwort 1931

Grabschrift Ferdinand Ebner

Hildegard Jone: Viae inviae

Wilhelm Weindler: Die Traumwelt
von Chorónoz

*

Bildbeigabe

Josef Humplik: Bildnis Ferdinand Ebner

BRENNER - VERLAG · INNSBRUCK

25) *Der Brenner*, 13. Folge, Herbst 1932.

V

DAS REICH

„Denn wir alle leben noch im Imperium Romanum, das nicht tot ist.“
Schwer geht dieser Satz manchen meiner Leser ein.

Was soll ein Christ heute sagen, unter welchem Regiment er lebe? Ist er einfach ein Naturalist geworden? Haben Königreiche und Republiken keinen anderen geistigen Sinn mehr für ihn als den natürlichen, von einer bestimmten geistigen Form noch nicht erfaßten, daß der Mensch ein ζῶντος πόλειτας ist und notwendig eine Polis, einen Staat in sich selbst hat und darum aus sich selbst entwickelt, nicht anders als Bienen und Ameisen, die auch ohne jeden Zweifel von Natur aus ζῶντος πόλειτας sind, also nicht bloß Familientiere, wie sonst viele Tiere, sondern Staatstiere. Sind die Kirchen und Staaten der Menschen heute im Grund und Wesen nicht anders zu beurteilen als diese Tierstaaten? Und wie sind diese zu beurteilen? Vielleicht anders, als daß ihr Sinn erschöpft wie erfüllt ist in der Wahrung ihrer Existenz (wozu ihre Fortpflanzung gehört, da die Art mehr ist als das Individuum) und in ihrer Wohlfahrt? Ist das der Sinn menschlicher Reiche und Staaten? Ein eindeutig endlicher? Fast scheint

26) Textauszug aus Theodor Haeckers *Betrachtungen über Vergil. Vater des Abendlands*, B XIII. Herbst 1932, 3–31.
27) Unten: Ferdinand Ebner. Lithographie von Hildegard Jone (1931).





28) *Der Sumpf*, H. 4 (Oktober 1932), mit Beiträgen ehemaliger Brenner-Mitarbeiter.

29) Paul Pasquill (Pseudonym für Josef Leitgeb); NSDAP.

PAUL PASQUILL:

NSDAP

N

Wir sind national; was sonst in diesem Lande
schuftet um sein karges Brot, gehört nicht zur Nation.
Was da front mit Fäusten oder dem Verstände,
aber ohne Hakenkreuz, ist nichts als eine Bande;
völkisch brüllt das Volk in einem andern Ton:

Deutschland erwache, Juda verrecke,
bringt die andern um die Ecke!
Niemandem sei das Recht genommen,
in Wotans christlichen Himmel zu kommen;
wir sind dazu die Vermittler,
heil Hitler!

S

Doch zugleich sind wir auch strenge Sozialisten:
jeder hat bei uns das Recht, ein großes Schaf zu sein.
Längst sind wir dabei, die Köpfe abzurüsten
(davon wachsen nämlich unsre Wählerlisten),
nur das Maul muß übrig bleiben und das Maul muß schrei'n:

Deutschland erwache, Juda verrecke,
Sozialisten um die Ecke!
Heil ihren rassigen Überwindern,
Industriekapitänen in Zwölfzylindern!
Sie sind die Geldvermittler.
Heil Hitler!

D

Wir sind Deutsche, heil! und weil es kaum zu glauben,
schreien wir es uns und allen laut ins Ohr.
Unser Leibgericht: gebratne Friedenstauben
und ein Schöppchen Wein von Mussolinis Trauben
und als Tischgebet der alte Bardenchor:

Deutschland erwache, Juda verrecke,
was nicht blond ist, um die Ecke!
Laßt uns mit Bomben, Revolvern und Messern
unsere Edelrasse verbessern!
Wir sind Kulturvermittler.
Heil Hitler!

A

Wir sind schlichte Arbeitsleute, laßt euch sagen,
doch mit bürgerlichem Aufzuchsideal;
wenn wir als Studenten uns bierehrlich plagen,
Dienst am Volke leisten im Masurenschlagen,
singt wir aus frommer Seele den Choral:

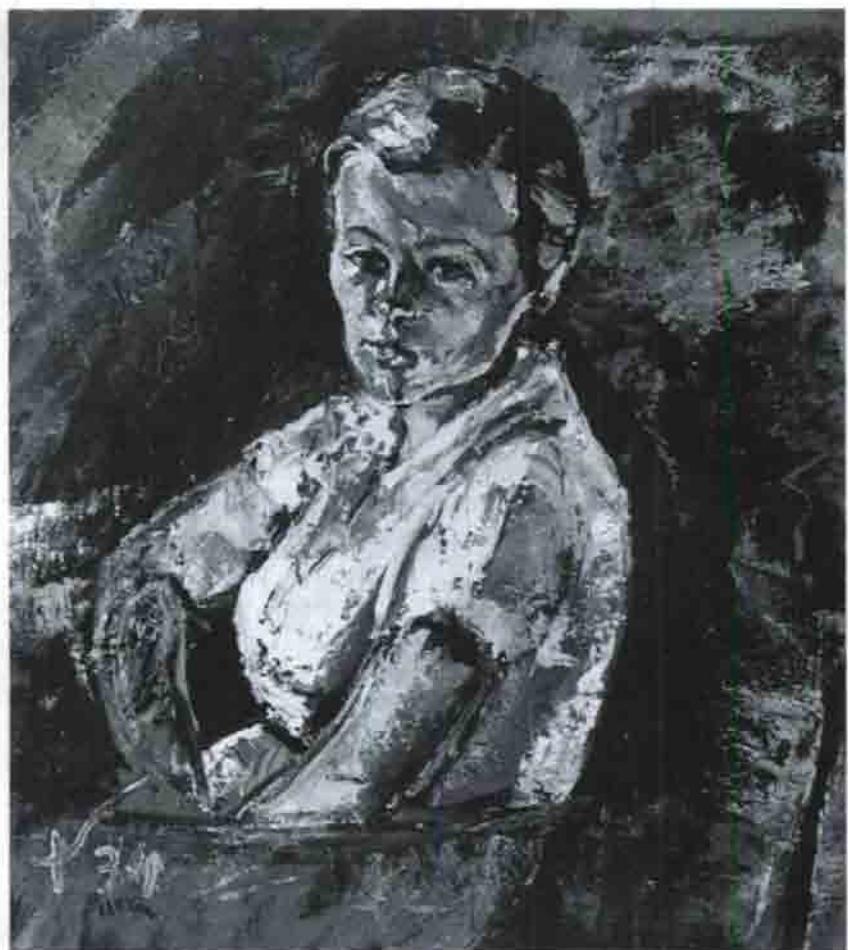
Deutschland erwache, Juda verrecke,
Proletarier um die Ecke!
Wir Arbeiter lieben feudale Manieren,
wir wollen den Prinzen als Freund nicht verlieren
und nicht seinen noblen Vermittler:
Heil Hitler!

P

Ja, wir heißen uns Partei, doch sind wir keine
(unser Wort gleicht halt nicht immer unsrer Tat),
werfen gegen alles, was uns spiegelt, Steine,
sind die deutschen Freiheitshelden an der Leine,
Revolutionäre, doch im Kegelclubformat.

Aber trotz alledem wollen wir auch weiterhin das schöne Lied singen:
Juda verrecke, Deutschland erwache!
Es lebe die Phrase, es lebe die Machet
Es lebe alles auf Heid Geschminkte,
der blutige Mythos der Urinstinkte
und seine nervösen Vermittler,
heil Hitler!





32) Ulla Wiesmann-Ficker, Porträt von Josef Schulz, Öl auf Leinwand (1934).

30) Links oben: Cissi von Ficker in der Loggia der Villa Rauch in Mühlau, Ende der 30er Jahre.

31) Links: Josef Schulz in seiner Atelier-Baracke in Wien (1927).

IGNAZ ZANGERLE
ZUR SITUATION DER KIRCHE

„... man wird zur abermaligen Ansicht gelangen, daß die Zuversicht der Kirche nicht auf irdischen Reichtum und irdische Macht gebaut werden dürfe, so daß ich keinen Augenblick zweifle, daß der Reichtum an inneren Gütern wird wachsen, wie der an äußeren abnimmt, und die Kirche wird in dem Maße entweltlicht werden, wie viele ihrer Güter der Welt zurückfallen.“

Joh. Adam Möhler

Es ist an der Zeit, die politischen und kirchenpolitischen Ereignisse der letzten Monate in beiden deutschen Staaten einmal ausschließlich unter dem Gesichtspunkt ihrer Bedeutung für die Kirche zu betrachten, der Kirche als des fortlebenden und der Reife entgegenwachsenden mystischen Leibes Christi. Oder mit anderen Worten: die Kirche soll hier von außen als irdisch-überirdische Erscheinung dieser Welt gesehen werden, aber mit dem Blick

33) Ignaz Zangerle: *Zur Situation der Kirche*, B XIV, 1933/34, 42–81, Motto und Textauszug.





35) Ignaz Zangerle, ca. 1935.



37) Karl Thieme, 1928.



36) Johannes Österreicher, 1929/30.



38) Werner Kraft, Ende 20er Jahre.

34) Gegenüber: Wilhelm Weindler, Paula Schlier und Ludwig von Ficker in Innsbruck, 2. 2. 1932, Tag der Konversion von Paula Schlier.

DIE ERFÜLLUNG

ZWEIMONATSSCHRIFT
Im Auftrag des Pauluswerkes
mit kirchlicher Druckerlaubnis
herausgegeben von
JOHANNES OESTERREICHER

„Die Erfüllung“ will in dieser wirren und trüben Zeit eine Stimme des Geistes und der Wahrheit sein. Ihr Ziel ist, die religiöse Schau des jüdischen Seins Juden und Christen zu vermitteln. So ist sie berufen, Mauern niederzulegen, die Menschen durch Unwissenheit und Zwietracht, durch Irrtum und Schuld vor einander aufgerichtet haben. Sie wird dadurch dem Frieden dienen — und nichts ist heute notwendiger als dieses — aber nicht einem falschen, sondern dem wahren Frieden, der aus der Wahrheit kommt, die aus Gott ist.

In diesem Sinne grüße und segne ich die Zeitschrift und alle ihre Leser.

Wien, am 17. Juli 1934. † Theodor Kardinal Innitzer,
Erzbischof.

39) *Die Erfüllung*, Titel und Geleitwort von Kardinal Innitzer im ersten Heft, 1934.

40) Ludwig von Ficker: *Das Neue Gebot*. In: *Die Erfüllung*, Jg. 3, H. 3, 115–123, Textauszug.

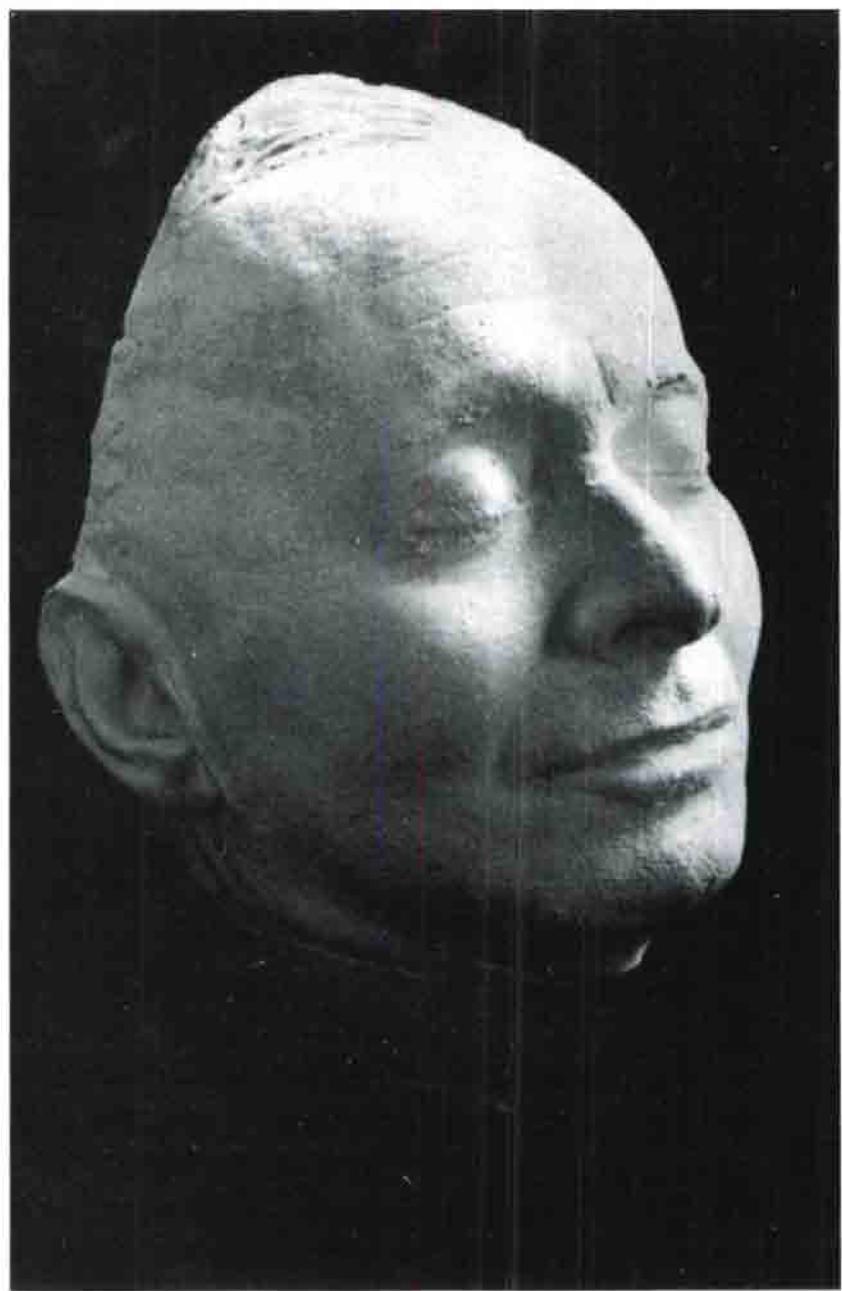
Das Neue Gebot

Lieber Herr Kaplan!

Wenn wir die Zeitlage in dem engen Lebensraum, der uns auf Erden gegeben ist, betrachten, und zwar mit jener Teilnahme betrachten, die einer Gesamtbesinnung dienlich sein will, dann läßt sich nicht verkennen, daß der Jude heute, der seine Situation begriffen hat, aber auch der Christ, der diesen Namen noch verdienen will: daß beide heute bedenklich ausgesetzt sind in der Welt. Zwar stehen sie, denkwürdig gefaßte Träger dieser gemeinsamen Preisgegebenheit in einer merkwürdig erregten Welt von Wahngläubigen, vor dem Wahr-



41) Ludwig von Ficker, Ende 30er Jahre.



42) Totenmaske von Karl Kraus (1936).

KARL KRAUS

1874 - 1936

GEDICHTE ZUR ERINNERUNG

Karl Kraus, der Doppelmauer der Gefühle und Erfahrungen
mit abgrammatiklosem Sprache, die im Lichte
gefürchtet wurde, das zu Anfang war, fügt sich mit
seinen aufdringlichen Spuren als Dunkelheit einer
gefürchteten Bilderaufzeichnung begriffen -

Karl Kraus, der Georg Trakl nicht genannt fand:
Meister des geheimnisvollen Haufes,
Königlicher Name, in die Götter aufgerufen werden,
fürwahr König,
der andre flammendes Werkstal der Menschwerke
versegnet hieß -

Karl Kraus, der Widerstand als Eingangsblatt des Leidensbriefs
in allen seinen seelenreichen Epochen -

Karl Kraus ist am 12. Juni 1936 in Wien gestorben.

Eher für meine Nachkommen!
Und eher ~~als Eingangsblatt~~ Leben, als ~~seine~~ Epochen!

43) Karl Kraus 1874–1936. Gedichte zur Erinnerung (Entwurf Ludwig von Pickers zu einem Epitaph.
Manuskript zu einem für das Jahr 1936 geplanten Brenner).

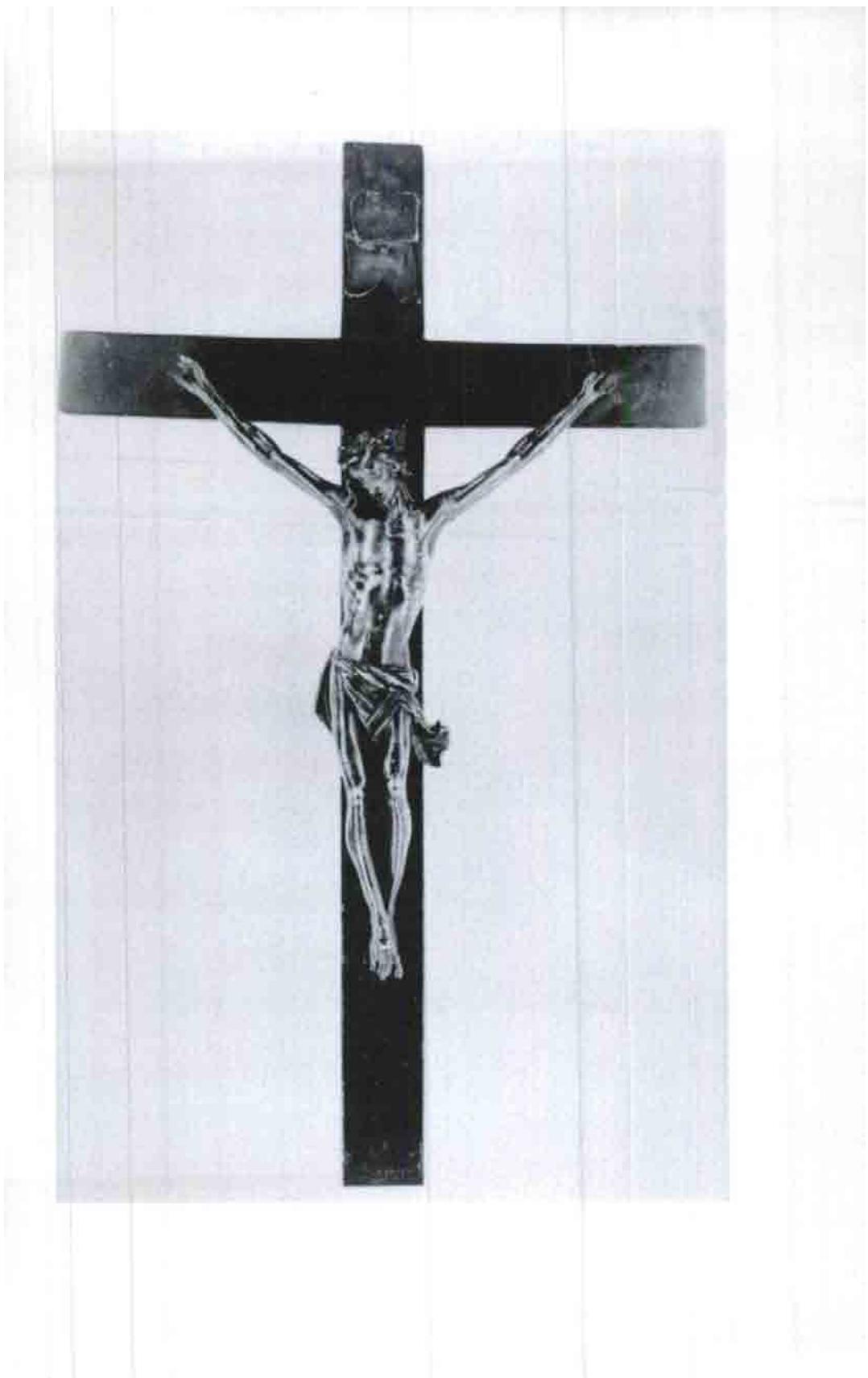


44) Sidonie Näherný im Garten von Janowitz, 1947/48.

"Es ist alles gut in Ewigkeit K. K. Janowitz Sylvester 1913
K. Kraus Janowitz Sylvester 1913

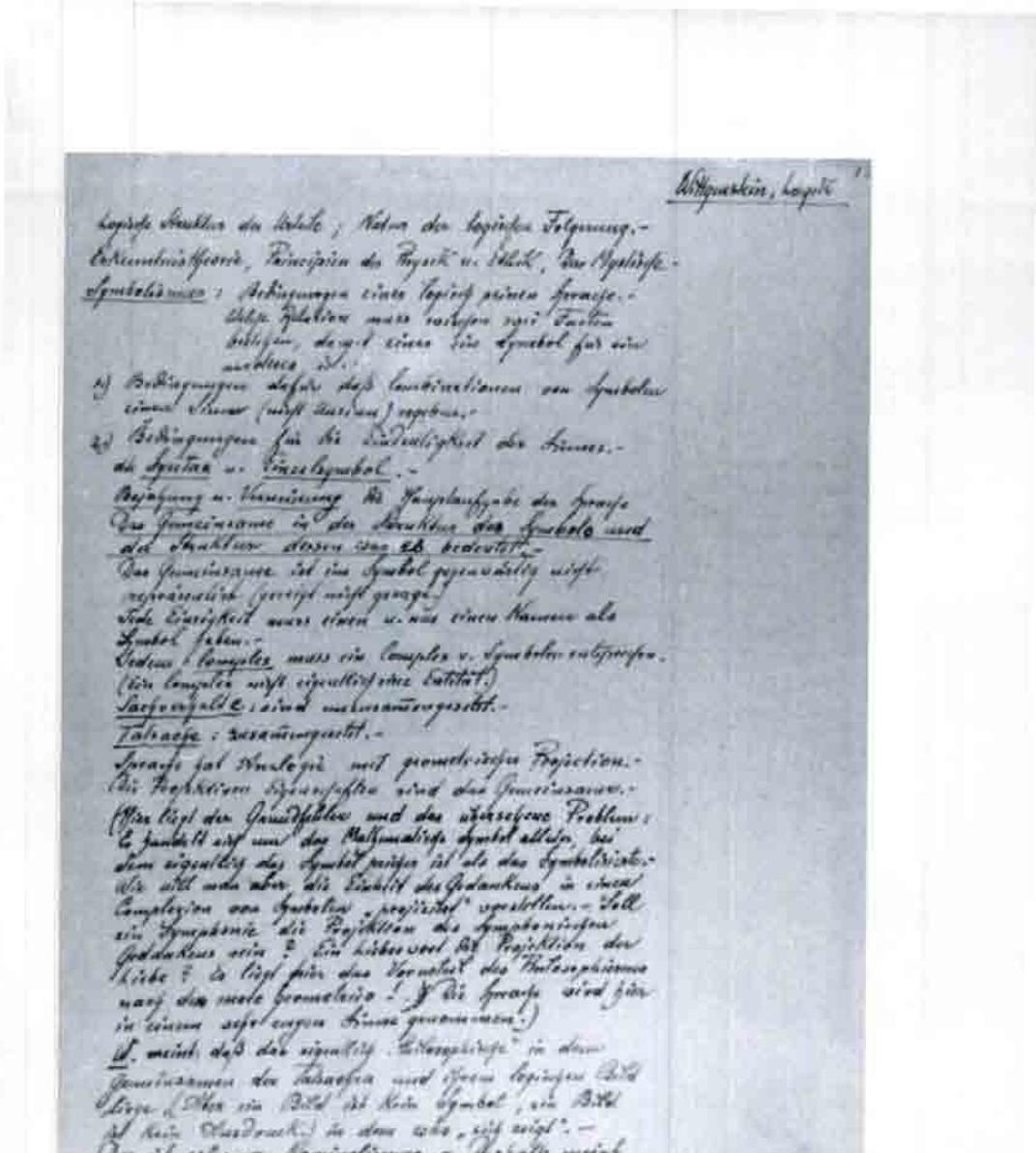
45) »Es ist alles gut in Ewigkeit K. K. Janowitz Sylvester 1913«. Handschrift von Karl Kraus.

46) Geschenk an Karl Kraus von seinem Taufpaten Adolf Loos, April 1911.



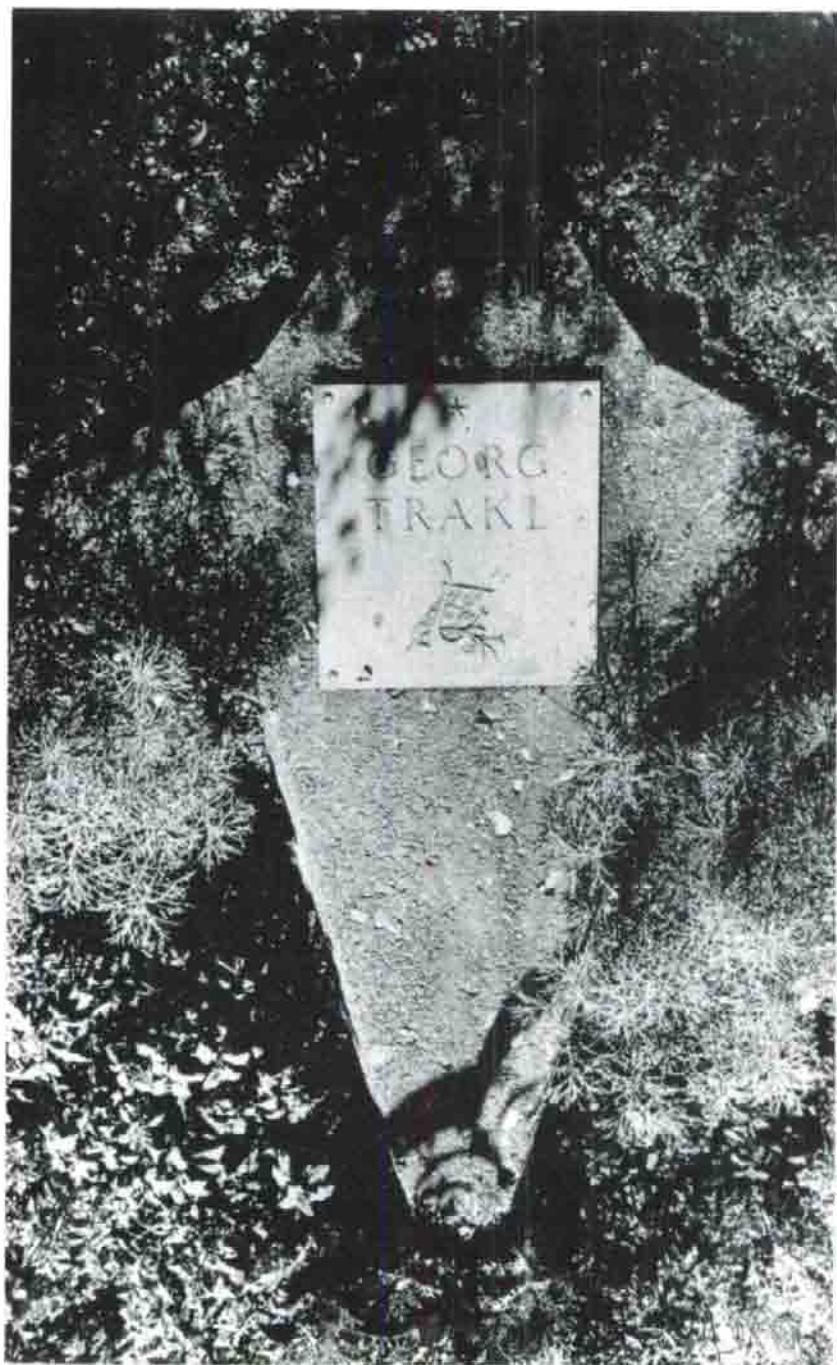


47) Hans Kestranek, ca. 1936.



48) Hans Kestranek: Notizen zu Wittgensteins *Tractatus logico-philosophicus* (Mitte der 20er Jahre).

49) Umseitig: Grabstein Georg Trakl, entworfen von Josef Humplik, 1926.



ANHANG



ERLÄUTERUNGEN ZU DEN BRIEFEN

Fehler im Kommentar von Bd. 1 und 2 werden hier stillschweigend korrigiert; eine Fehlerliste wird erst dem Bd. 4 beigelegt. Bereits in Bd. 1 und 2 biographisch erfaßte Personen werden nur mehr kurz vorgestellt, ansonsten wird auf die betreffende Stelle in Bd. 1 oder 2 verwiesen.

9 Ferdinand Ebner: geb. 31.1.1882, Wiener Neustadt; gest. 17.10.1931, Gablitz. Volksschullehrer, Sprachphilosoph (vgl. Bd. 2, 500). Vgl. Ebner an Ficker, 14.1.1926 (Ebner, *Schriften III*, 580f.). Darin berichtet er, daß er in den letzten Wochen wieder dazugekommen sei, an zwei Aufsätzen zu arbeiten: *Die Wirklichkeit Christi* (B X, 1926, 3-53), *Zum Problem der Sprache und des Wortes* (B XII, 1928, 3-50). – In dem vorliegenden Brief an Ebner wurden, wo es um Persönliches ging, mehrfach Kürzungen vorgenommen.

ein junges Fräulein: Paula Schlier; geb. 12.3.1899, Neuburg an der Donau; gest. 28.5.1977, Garmisch-Partenkirchen. Sekretärin, Arzthelferin, Journalistin, Schriftstellerin (vgl. Bd. 2, 534f.). In Anlehnung an Petrus (= Fels) hat Ludwig von Ficker Paula Schlier stets Petra genannt.

Heinrich Schlier: geb. 31.3.1900, Neuburg an der Donau; gest. 26.12.1978, Bonn. Ev. Theologe. Schüler von Karl Barth und Rudolf Bultmann. 1926-1930 Pfarrer in Thüringen. 1930-1935 Privatdozent in Marburg. 1935-40 Leiter der kirchl. Hochschule Wuppertal. 1945-52 Neutestamentl. Lehrstuhl in Bonn, ab 1952 Honorarprofessor in Bonn. 1953 Konversion zum katholischen Glauben. Werke u.a.: *Religionsgeschichtliche Untersuchungen zu den Ignatiusbriefen* (Diss.), 1926; *Christus und die Kirche im Epheserbrief* (Habil.), 1930; *Das Schifflein der Kirche*, 1935; *Der Brief an die Galater*, 1949; *Der Brief an die Epheser*, 1957; *Der Römerbrief*, 1977. Vgl. Alfred Schneider: *Wort Gottes und Kirche im theologischen Denken von Heinrich Schlier*, 1981.

Karl Barth: geb. 10.5.1886, Basel; gest. 10.12.1968, ebenda. Theologe (vgl. Bd. 2, 546). **ein Schreiben von ihr:** Nicht erhalten, ebensowenig das zweite Schreiben vom März.

durch und durch erlebten Buch: Paula Schlier: *Petras Aufzeichnungen oder das Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit*. Innsbruck: Brenner Verlag 1926.

10 Ehebandverteidiger ex offo: Das Eheband (Terminus aus dem kanonischen Recht) entsteht zwischen den Gatten aus jeder gültigen Eheschließung und darf bis zum Tod eines Gatten nicht gelöst werden; ex offo = ex officio: von Amts wegen.

kleinen Walther: Sohn Ferdinand Ebners, geb. am 3.8.1924.

11 Theodor Kramer: geb. 1.1.1897, Niederhollabrunn/NÖ; gest. 3.4.1958, Wien. Lyriker. 1915-1918 Soldat, 1919 Studium der Staatswissenschaften; Beamter in Wien. 1921 Buchhändler, danach freier Schriftsteller, 1928 Preis der Stadt Wien für Lyrik, 1931 Julius Reich-Preis, 1938 Arbeits- und Berufsverbot, 1939 Emigration nach England, 1942-1957 Bibliothekar am County Technical College in Guildford/England. 1956 Körner-Preis, 1957 Rückkehr nach Wien. Werke u.a.: *Die Gauerzinke* (Gedichte), 1929; *Kalendarium* (Anthologie), 1930; *Wir lagen in Wolhynien im Morast ...* (Gedichte), 1931; *Mit der Ziehharmonika* (Gedichte), 1936; *Verbannt aus Österreich* (Gedichte), 1938; *Vom schwarzen Wein* (Gedichte, hrsg. von Michael Guttenbrunner), 1956; *Gesammelte Gedichte* (3 Bde., hrsg. von Erwin Chvojka), 1984-1987. Vgl. *Theodor Kramer 1897-1958. Dichter im Exil. Aufs. u. Dokumente*. Hrsg. von K. Kaiser, 1983.

Ihren Gedichten: Nicht ermittelt.

Theodor Haacker: geb. 4.6.1879, Eberbach; gest. 9.4.1945, Usterbach bei Augsburg. Katholischer Schriftsteller, Übersetzer (vgl. Bd. 1, 355).

freundlichen Weihnachtswünsche: Nicht ermittelt.

Dr Stefl: Max Stefl; geb. 15.9.1888, Nürnberg; gest. 14.10.1973, München. Bibliothekar, Stifterforscher (vgl. Bd. 2, 497f.). Stefl hatte für den 14. Januar eine Vorlesung Haackers

organisiert, für die der Brenner Verlag als Veranstalter zeichnete. Sie fand schließlich am 9. März in München im Steinicke-Saal statt; vgl. den Prospekt im BA mit folgender Programmankündigung: »Theodor Haecker liest aus eigenen Schriften und Übersetzungen (Vergil, Francis Thompson)«. Laut Abrechnung von Steinicke waren bei der Vorlesung 96 Personen anwesend. Insgesamt bedeutete diese Vorlesung für den Brenner Verlag einen – wenn auch geringen – finanziellen Verlust.

B r i e f d e s j u n g e n J a e g e r : Nicht ermittelt. Hans Jaeger: geb. 20.11.1901; gest. 18.4.1976, Heidelberg. Architekt, studierte damals Philosophie (vgl. Bd. 2, 533). Der einzige im Haecker-Nachlaß (Deutsches Literaturarchiv, Marbach) erhaltene Brief Jaegers stammt vom 30. Mai 1926 (Marburg): »als ich vor einigen Tagen Ihren Aufsatz über Scheler im ‚Hochland‘ las, dachte ich daran, daß Sie sicher Interesse an der Philosophie Heideggers nehmen würden. Da Heidegger bisher noch nichts veröffentlicht hat – erst im nächsten Jahrbuch für Phänomenologie soll eine Vortragsfolge über den Begriff der Zeit als Beitrag erscheinen – nehme ich an, daß Sie Heidegger noch nicht kennen und deshalb möchte ich Ihnen eine ziemlich genaue Niederschrift eines Vortrags senden. Ich besitze noch zwei ausführliche Kollegniederschriften in Schreibmaschinenschrift; wenn Sie Einsicht in sie nehmen möchten, schicke ich sie Ihnen zu.« Vgl. auch Hans Jaeger an Ficker, 11.4.1926: »dabei soll Heidegger die beste philosophische Jugend nach Marburg gezogen haben. Seine Kollegs und Seminare sind ja auch wirklich ausgezeichnet, das Beste was ich bisher gehört habe. Leider finde ich keine Zeit ihn richtig zu hören. Heidegger soll seine stärksten Einflüsse von Kierkegaard haben. Wenn Haecker sich für ihn interessieren würde, könnte ich ihm zwei ganz ausführliche Kollegniederschriften (Schreibmaschine) leihen; ich möchte gern sein Urteil hören.«

z u D r . S t e f l : Ficker an Stefl, 24.12.1925.

12 »B e g r i f f d e s A u s e r w ä h l t e n « : Søren Kierkegaard: *Der Begriff des Auserwählten*. Übersetzung und Nachwort von Theodor Haecker. 2. Aufl., Innsbruck: Brenner Verlag 1926. Die erste Auflage war 1917 im Hellerauer Verlag Jakob Hegner erschienen, 1918 im selben Verlag das *Nachwort* als Separatdruck.

A d o l f M e s c h e n d ö r f e r : geb. 8.5.1877, Kronstadt/Siebenbürgen; gest. 4.7.1963, ebenda. Dramatiker, Erzähler, Lyriker, Lehrer, Gymnasialdirektor. Gründer der Halbmonatsschrift für Kultur und Leben *Die Karpathen* (1907–1914), Mitarbeiter an der Zeitschrift *Klingsor*. Zentrale Figur für die Übernahme der »Moderne« in Siebenbürgen. Werke u.a.: *Michael Weiß. Stadtrichter von Kronstadt* (Drama), 1919; *Leonore. Roman eines nach Siebenbürgen Verschlagenen*, 1920; *Die Stadt im Osten* (Roman), 1931. Vgl. *Gedichte, Erzählungen, Drama, Aufsätze* (hrsg. von B. Kolf), 1978; A. Meschendorfer: (Über Erinnerung an Georg Trakl), In: *Klingsor* 5, 1928/29, 477.

I h r e f r e u n d l i c h e Z u s c h r i f t : Brief vom 10.1.1926. Darin berichtet Meschendorfer u.a., daß er über Trakl schreibe; von einer solchen Arbeit ist aber nichts bekannt: 1925 hat er in H. 2 des *Klingsor*, 93–96, den Aufsatz *Trakl und Rimbaud* veröffentlicht; in Jg. 5 des *Klingsor*, 1928/29, 477 das Traklgedenkbuch besprochen. In dem Brief stellt Meschendorfer folgende Vermutungen an: »So gewagt, ja frech es erscheinen mag, aus Andeutungen einen furchtbaren Schluß zu ziehen, so muß ich doch annehmen, daß nach den zahlreichen Belegen in ‚Traum und Umnachtung‘ und ‚Helian‘ der Kern der Familientragödie die Blutschande ist: Eine blutschändlerische Tat, Seelenqualen des jugendlichen Mörders der Familienehre, schuldbewußtes Entsetzen vor der Erscheinung der Mutter, u. des harten Vaters, der bald darauf stirbt. Die anderen Schwestern verlassen das Haus, gehen zu knöchernen, oder wie es im ‚Helian‘ heißt, zu weißen Greisen (?) u. scheinen dort ebenfalls gestorben zu sein, vielleicht als Nonnen (?); denn als Engel mit kotbefleckten Flügeln suchen sie ihn noch. (Psalm S. 63 u. ähnlich im ‚Helian‘ S. 86). Die Geschändete wird wahnsinnig u. scheint früher gestorben zu sein (Verwandlung des Bösen S. 128). Mit Wahnsinn wird auch der schuldige Bruder geschlagen. Grausige Visionen, in denen bald die Klagegestalt der Mutter, bald der Leichnam der Toten auftaucht, verfolgen ihn. Nach ‚Reinheit, Reinheit!‘ schreit seine gepeinigte Seele (Frühling der Seele S. 147). Andere Stellen, namentlich im ‚Helian‘,

lassen auch die Deutung zu, daß der Bruder Mönch gewesen ist u. in sanftem Wahnsinn in den Klostergängen einherwandelt, während der Dichter als Letzter des verfluchten Geschlechtes in dem nun leeren Haus der Väter dem grausigen Ende der Familie nachsinnt. - Ist diese (verzeihen Sie, so nüchterne) Deutung der Familientragödie in der Hauptsache richtig?».

d a s G e d e n k b u c h : Inhalt: Karl Kraus, Rainer Maria Rilke, Theodor Däubler über Trakl; Lebensdaten; Josef Leitgeb: *Am Grabe Georg Trakls*; Erwin Marholdt: *Der Mensch und Dichter Georg Trakl*; Karl Borromäus Heimrich: *Die Erscheinung Georg Trakls*; Hans Limbach: *Begegnung mit Georg Trakl*; Georg Trakl: *Melancholie*; Briefe Georg Trakls an Freunde; *Brief des Bergarbeiters Mathias Roth aus Hallstatt zum Tode seines Herrn*; Karl Röck: *Über die Anordnung der Gesamtausgabe von Trakls Dichtungen*; Ludwig Ficker: *Nachruf am Grabe*. Ficker bezieht sich vor allem auf den Aufsatz von Marholdt, wo auf den Seiten 43f. und 67ff. von den Farben in Trakls Lyrik die Rede ist. Das Verhältnis zu seiner Schwester ist auf Seite 35ff. beschrieben: »Nur eine Mädchengestalt kehrt immer wieder in seiner Dichtung und begleitet ihn im Geiste bis zuletzt, wo sie durch den Hain schwankend die gefallenen Helden grüßt: die Gestalt der Schwester (seiner jüngsten Schwester). Sie war seine Spielgefährtin in der Jugend und von ihm wie von der ganzen Familie herzlich geliebt; sie bedachte er mit seiner Güte und umhegte sie mit väterlicher wie zorniger Sorge« (Buschbeck). Die zwei Geschwister waren einander sehr verwandt: beide litten als Spätgeborene schwerer, trugen Wildheit und Zerklüftung in sich, voll sich bekämpfender Triebe, dem Bösen und dem Irrsinn nahe. Die Schwester bildete sich zur Pianistin aus, verheiratete sich sehr jung (mit 18 Jahren), lag im Frühjahr 1914 in Berlin schwerkrank darnieder und erschoß sich zerrüttet im Jahre 1917. Trakl sah in ihr sein Abbild, nur ganz ins hältlos Weibliche verschoben: darum schrikt er zusammen, wenn sie im Spiegel auftaucht, oder ist hingerissen, wenn sie, ein flammender Dämon, in seinem Herbst erscheint.

Aus manchen Stellen könnte man schließen, daß diese Liebe nicht frei von Schuld gewesen sei; im ›Traum des Bösen‹ mutet die Schlußzeile wie ein Bekenntnis an: im Park erblickten zitternd sich Geschwister. Jedenfalls fühlte er sich durch ein besonderes Schicksal mit der Schwester verkettet, schenkte ihr vielleicht auch deshalb, gereifter und sicher, umso mehr rein menschliches Mitgefühl und konnte von einem Besuch bei der kranken Schwester schreiben: sie hätte mehr als die Liebe guter Menschen verdient.«

P s y c h i a t r : Walther Riese (geb. 30.6.1890, Berlin), Dr. med., Neurologe, Privatdozent an der Universität Frankfurt a. M. (1924–1933), schrieb am 23.1.1926 an Ficker: »Ich erfahre auf Umwegen, daß Sie ein Freund und Verehrer des früh verstorbenen Dichters Georg Trakl sind. Mich interessieren Kunst und Persönlichkeit dieses begabten Menschen ganz außerordentlich. Ich gestehe auch zu, daß manches mich unter dem Gesichtspunkt psychisch abnormalen Erlebens fesselt, ohne daß ich mich je erdreisten würde, einen Künstler und sein Werk als psychiatrische Angelegenheiten und nichts weiter zu betrachten. Wenn Sie meine Auffassung über derartige Dinge interessiert, will ich Ihnen gern ein Separatum eines jüngst von mir erschienenen Versuches über van Gogh übersenden. Ich wäre Ihnen jedenfalls zu besonderem Danke verpflichtet, wenn Sie mir möglichst ausführliche Daten über Leben und Erleben von Georg Trakl übermitteln wollten. Ist Ihnen bekannt, wo die Familie lebt und glauben Sie, daß diese Auskunft gäbe?« Vgl. Walter Riese: *Vincent van Gogh in der Krankheit*. München: Bergmann 1926 (Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens 125).

14 F r i t z T r a k l : eigentlich Friedrich Trakl; geb. 1890, Salzburg; gest. 1957, ebenda. Offizier. Von ihm liegen eine Anzahl Manuskripte von allerdings gänzlich mißlungenen Gedichten im BA. Laut HKA II, 22 handelte es sich bei den angebotenen Schriftstücken um Briefe an Georg Trakl, die, bis auf zwei Karten des Chinesen Chén Lin, verschollen sind.

15 M a x v o n E s t e r l e : geb. 16.6.1870, Cortina d'Ampezzo; gest. 4.1.1947, Bezau. Maler, Kunstkritiker (vgl. Bd. I, 283).

M A X : Die Zeilen stehen auf einer Visitenkarte, auf der versal der Name Max Esterle steht (Esterle ist durchgestrichen). Die Datierung stützt sich auf ein Schreiben Fickers an Stefl

vom 5.3.1926, wonach er am 8. März in München eintreffen werde, spätestens am 12.3. aber wieder in Innsbruck sein müsse. Esterle hat seine Visitenkarte am Tag der Rückkehr Fickers hinterlegt.

d a s s c h ö n e T r a k l - B u c h : Am Schluß der *Erinnerung an Georg Trakl* brachte Ficker folgende Ankündigung: »Im Jahre 1926 erscheinen / Petras / Aufzeichnungen / Von / Paula Schlier / Neue Leiden / des jungen Werther / Von / Josef Leitgeb / Brenner-Verlag/ Innsbruck«.

t r o t z I h r e r s c h a r f e n A b s a g e : Fickers Brief an Esterle ist verschollen.

16 D a n i e l S a i l e r : geb. 10.4.1887, Meran; gest. 17.4.1958, Innsbruck. Lehrer, Heilpädagoge, Schriftsteller (vgl. Bd. 2, 555).

A u s f l u c h t i n s A e s t h e t i s c h e : Sailers Brief ist nicht erhalten.

I h n e n s c h r i e b : Ficker zitiert aus seinem Brief an Sailer vom 15.3.1926.

17 E l s e L a s k e r - S c h ü l e r : geb. 11.2.1869, Wuppertal-Elberfeld; gest. 22.1.1945, Jerusalem. Schriftstellerin (vgl. Bd. 1, 296). Der Brief ist nach der Ausgabe *Wo ist unser buntes Theben* (München: Kösel 1969, 114f.) wiedergegeben. – Ficker hatte Else Lasker-Schüler während seines Aufenthaltes in München getroffen (vgl. deren Brief an Ficker, 5.3.1926).

d i e K a r t e : Vgl. Bd. 2, Nr. 305, 306 und 313. Die verschollene Karte wurde von Trakl und Ficker am 25.10.1914 aus Krakau an Else Lasker-Schüler abgesandt. Diese hat die Karte aber erst am 13. November erhalten. Das Gedicht *Georg Trakl* ist im *Zeit-Echo*, 1915/16, 33 erstmals erschienen, 1920 auch in dem Gedichtband *Die Kuppel* (Berlin: Paul Cassirer, 9). Die SchlußVerse lauten:

Seine dreifaltige Seele trug er in der Hand,
Als er in den heiligen Krieg zog.

– Dann wußte ich, er war gestorben –

Sein Schatten weilte unbegreiflich
Auf dem Abend meines Zimmers.

H a v e l o c k : Langer Herrenmantel mit pelerineartigem Umhang, der die Ärmel ersetzt.
M e i n J u n g e : Paul Schüler (geb. 1899) war an Tuberkulose erkrankt und wurde ins Sanatorium in Agra gebracht; seine Mutter blieb in Lugano, um ihm nahe zu sein. Dann brachte man ihn nach Davos, schließlich nach Berlin, wo er 1927 starb.

U r s u l a : Gemeint ist Fickers Tochter Gudula (Ulla), geb. 1.6.1916.

O s c a r W a l t e r C i s e k : geb. 6.12.1897, Bukarest; gest. 30.5.1966, ebenda. Schriftsteller (vgl. Bd. 2, 558).

K o n r a d N u s s b ä c h e r : geb. 1.6.1895, Kronstadt; gest. 18.10.1965, Passau. 1913 Studium der Philosophie und ev. Theologie in Kiel, Fortsetzung des Studiums in Heidelberg mit Philosophie, Psychologie und Französisch. 1914-1918 Teilnahme am Ersten Weltkrieg, zuletzt als Leutnant in der k.u.k Armee. Nach Kriegsende studierte er in Heidelberg, Würzburg, München und wiederum in Heidelberg, Philosophie, Psychologie, Germanistik und französische Literatur. Lehrer waren u.a. Friedrich Gundolf und Karl Jaspers, bei dem er 1923 mit der Dissertation *Psychologie und Dichtung. Über ihre Zusammenhänge im allgemeinen und bei Otto Ludwig und Kierkegaard im besonderen* zum Dr. phil. promovierte. Nussbächer kehrte 1923 nach Siebenbürgen zurück und wurde dort Schriftleiter der Kulturzeitschrift *Ostland*, in der er auch zahlreiche eigene Aufsätze und Kritiken veröffentlichte. Ab 1929 Lektor im Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig, in dem er eine Zeitlang auch die Vertriebsabteilung leitete. 1936 wurde er Chefredakteur und Prokurist, betreute Reclams Universal-Bibliothek, das Sammelwerk *Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen* und die Verlagszeitschrift *Der Bücherfreund*. Hg. der Ausgewählten Werke von Matthias Claudius (1938). 1944 Übersied-

lung nach Passau, 1947 Konversion zur katholischen Kirche. Neben seiner Tätigkeit für den Verlag hielt Nussbächer Literaturvorlesungen an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Passau, 1952 wieder im Lektorat von Reclam in Stuttgart, wo er die Reclam Universal-Bibliothek wieder aufbaute und in dieser Reihe u.a. Herder, Hölderlin, Tieck und Gotthelf selber herausgab.

O s t l a n d - E x e m p l a r e : *Ostland. Monatsschrift für Kultur der Ostdeutschen*, Geleitet von Dr. Richard Csaki, Hermannstadt 1919-1931. Das dritte Heft des 8. Jgs., März 1926, hatte u.a. folgendem Inhalt: Ernst Bertram: *Die Glocken des Straßburger Münsters* (Gedicht); Viktor Kauder: *Auslandsdeutsche Kulturpolitik*; Otto Fritz Jickeli: *Kastengegensatz und Klassengefahr bei den Siebenbürger Sachsen*; Oscar Walter Cisek: *Erinnerung an Italien* (Gedicht). – Im Ficker-Nachlaß haben sich keine *Ostland*-Exemplare erhalten.

Leitgeb: Josef Leitgeb; geb. 17.8.1897, Bischofshofen; gest. 9.4.1952, Innsbruck. Lehrer, Schriftsteller (vgl. Bd. 2, 534).

18. v a n - G o g h - B r i e f e : Vincent van Gogh: *Briefe*. Dt. Ausgabe besorgt von Margarethe Mauthner. Berlin: Bruno Cassirer 1906, 1916 bereits in der 7. Aufl. erschienen, 1923 neuertlich aufgelegt.

D a l l a g o : Anspielung auf Hans Limbachs *Begegnung mit Georg Trakl (Erinnerung an Georg Trakl, 101-109)* und Dallagos Frage an Trakl: »Kennen Sie Walt Whitman?«, was dieser bejahte, aber hinzufügte, daß er ihn für verderblich halte. – Carl Dallago: geb. 14.1.1869, Bozen; gest. 18.1.1949, Innsbruck. Philosoph, Schriftsteller (vgl. Bd. 1, 275). – Hans Limbach: geb. 19.12.1887, Dharwar/Indien; gest. 23.11.1924, Luzern. Philosoph, Schriftsteller (vgl. Bd. 1, 339).

A u f n a h m e d e s G r a b e s : *Erinnerung an Georg Trakl*, nach 176 und Bd. 2, Bildteil, Nr. 50.

ü b e r d a s B u c h s c r e i b e n : Von einer solchen Besprechung ist nichts bekannt. **R i l k e s B r i e f :** Ficker hat im Erinnerungsbuch aus Rilkes Briefen an ihn vom 8. und 15.2.1915 zitiert (vgl. Bd. 2, Nr. 363 und Nr. 368).

f a k s i m i l i e r t e n S c h r i f t p r o b e n : Urfassung des Gedichts *Im Dunkel* (nach 64) und *Nachtergebung* (nach 192).

» C u g e t u l R o m a n e s c « : Unter den Lebensdaten, 15, wo Ficker auf die Übersetzung von Trakl-Gedichten ins Rumänische in der Monatsschrift *Cugetul Romanesc* hinweist, die Cisek gemeinsam mit Ion Pillat besorgt hatte (vgl. Bd. 2, 558).

I o n P i l l a t : geb. 31.3.1891, Bukarest; gest. 17.4.1945, ebenda. Lyriker (vgl. Bd. 2, 558). Vgl. auch Ion Pillat: *Poezii* (1965) mit insgesamt 19 Gedichten von Georg Trakl.

19. A n d r e a s R e i s c h e k : geb. 11.8.1892, Klosterneuburg b. Wien; gest. 13.8.1965, Wien. Dr. med., Kriegskamerad Fickers, als Angestellter der Wiener Urania Schriftleiter der Monatsschrift *Der Pflug*, danach der wissenschaftl. Leitung des Rundfunks in Wien zugeteilt; wurde 1947 Generalintendant des Rundfunks in Linz. Werke u.a.: Andreas Reischek: *Sterbende Welt. 12 Jahre Forscherleben auf Neuseeland*, hrsg. von seinem Sohn Andreas Reischek, 1924; *Cäsar, der Freund des Neuseelandforschers* (Hrsg.), 1928; *Ihaka Reiheke, der Maori-häuptling aus Österreich*, 1949.

D e r P f l u g : *Der Pflug* (ab Jg. 2 *Der neue Pflug*, Wien: Krystall-Verlag). Monatsschrift herausgegeben vom Volksbildungshaus Wiener Urania. Mitherausgeber u.a.: Gerhart Hauptmann, Clemens Holzmeister, Anton Wildgans. Seinem Brief an Ficker vom 21.10.1925 hatte Reischek einen Prospekt des *Pflug* beigelegt, in dem es u.a. heißt: »Das gesprochene Wort reicht nicht mehr aus, den vielen, die nach einem harmonischen Leben und nach Lebensanschauung streben, den Weg zu bereiten. Darum hat sich die Wiener Urania entschlossen, eine Monatsschrift herauszugeben. Mit dem *Pflug*, will sie neue Furchen in weites unbestelltes, aber aufnahmefähiges Land ziehen. Das neue Werkzeug des Volksbildners soll dem Geiste und der Seele aller dienen, so wie der Pflug dem Pflüger und der Erde gleicherweise dient.« Folgende Schwerpunkte waren vorgesehen: Wissen und Weltgeschehen, Dichten und Denken, Kunst und Künstler, Volkstum. In H. I. Jänner 1926, 35-37, wurde ein Ausschnitt aus Haeckers

Kierkegaardübersetzung *Kritik der Gegenwart* gebracht. In H. 2, Anzeigenteil findet sich die entsprechende Quellenangabe und die Bemerkung von Reischek: »Wir weisen darauf hin, daß die Zeitschrift ›Der Brenner‹, eine der bedeutsamsten und eigenartigsten unter den österreichischen literarischen und kulturkritischen Zeitschriften, nach einer Pause von fast zwei Jahren soeben wieder erschienen ist.« Eine angekündigte nähere Besprechung dieses *Brenner* ist aber nicht erfolgt.

p r o c u l n e g o t i i s : wörtlich: fern von Geschäften.

e i n e n E s s a y : Weder in H. 5 enthalten, noch an einem anderen Ort veröffentlicht. H. 5 vom Mai 1926 hatte u.a. folgenden Inhalt: Immanuel Kant: Aus »Zum ewigen Frieden«; Adalbert von Chamisso: Aus »Reise um die Welt«, Gedichte von Matthias Claudius; Max Oehler: Nietzsche und unsere Zeit; Friedrich Nietzsche: Im Süden; Friedrich Hölderlin: Aus »Hyperion oder Der Eremit in Griechenland«.

d e n b e i l i e g e n d e n B r i e f : Reischek an Schlier, 26.3.1926 (im BA).

d e n A u f s a t z : Paula Schlier: *Beruf und Mutterschaft*. In: *Der Pflug*, H. 3, März 1926, 89-96. Schlier behauptet darin, daß das Ziel der Emanzipationsbestrebungen seit 1918 erreicht sei. Nun gelte es, daß sich die Frau wieder auf sich selbst besinne. Besonders die Arbeiterin sei ja gerade durch die Emanzipation nicht in ihrem Rang erhöht worden, sondern werde nur noch immer mehr ausgenützt. »Die innerste Not, der empfindlichste Zwiespalt für diese Millionen Arbeiterinnen beginnt da, wo die Frauennatur in den schärfsten Gegensatz zu sich selbst durch die Maschine gebracht wird, wo ihr Leben zwei so verschiedenen Systemen angehören muß, daß es über jede Menschenkraft geht, beiden zu dienen. Ich glaube nicht, daß es irgend eine Kombination in der Welt gibt, die so unvereinbar ist wie Fabrikarbeit und Mutterschaft.« Der Frau sollte daher wieder die Möglichkeit gegeben werden zu Hause zu bleiben, indem man für die Arbeiter Mindestlöhne garantiert, die es ermöglichen, eine Familie zu ernähren. »Der einzige Sinn, den ›Emanzipation‹, sofern sie mehr bedeuten soll als eine lächerliche Äußerlichkeit, haben kann, kann doch nur der sein, daß die Frau, obwohl inmitten der Welt des Mannes lebend und abhängig von ihr, ihre Eigenart doch so bewußt herausbildet, daß ihr Leben Grund und Bestand in sich selbst erhält, in sich selbst bewegt ist.« Dies ermöglichen ihr z.B. Berufe wie Ärztin, Krankenpflegerin, Lehrerin, Philologin, Advokatin, Politikerin.

»A m G r a b e G e o r g T r a k l ' s :«: Der Aufsatz liegt unveröffentlicht im BA. Darin gibt der Student Zangerle seine Eindrücke vom Begräbnis Trakls in Mühlau wieder, an dem er mit hellem Anzug und zwei Büchern unterm Arm teilnahm. Ab diesem Zeitpunkt lebenslange Freundschaft mit Ludwig von Ficker und enge Einbindung in den *Brenner*-Kreis (Ferdinand Ebner, Theodor Haecker). – Ignaz Zangerle: geb. 20.1.1905, Wängle bei Reutte/Tirol; gest. 5.7.1987, Innsbruck, Schriftsteller, Volksbildner. Nach dem Benediktiner-Gymnasium in Seitenstetten/NÖ studierte Zangerle ab 1925 in Innsbruck Philosophie, Geographie, Germanistik und Geschichte, 1935 Dr. phil. Seit seiner Zeit am Gymnasium mit der *Neuland*-Bewegung in Verbindung: Michael Pfleigler, Karl Rudolf, Otto Mauer, Karl Strobl. Während seiner Studienzeit engagierte er sich in den Sommermonaten in Südtirol auf verschiedenen Almen im Geheimunterricht für die deutschsprachigen Kinder. Ab 1935 im Presse-, Kultur- und Jugendreferat der Arbeiterkammer in Innsbruck beschäftigt. 1938 entlassen, 1939 Berufsberater im Landesarbeitsamt Wien-Niederdonau, 1942 ins Arbeitsamt Linz versetzt. 1946 Rückkehr nach Innsbruck, zunächst Berufsberater beim Arbeitsamt, ab 1947 hauptamtlicher Leiter des Katholischen Bildungswerks Tirol, das er im Auftrag von Bischof Paulus Rusch 1946 gegründet hatte. 1958-1961 Leiter der Büchereistelle beim Bundesstaatlichen Volksbildungssreferenten, 1961-1970 Bundesstaatlicher Volksbildungssreferent für Tirol. Daneben und bis 1984 Leiter des Katholischen Bildungswerks Tirol. Zahlreiche Aufsätze über Erwachsenenbildung, Büchereiwesen, Politik, Kultur und Literatur. Maßgeblich am Zustandekommen der historisch-kritischen Trakl-Ausgabe (1969) und der vorliegenden Ficker-Briefausgabe beteiligt. Vgl. *Untersuchungen zum Brenner*, Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag, 1981; *Menschen erweckende Erwachsenenbildung*, Festschrift für Ignaz Zangerle (mit einer Bibliographie der Schriften von Walter Ritter), 1983.

20 Leopold Liegler: geb. 30.6.1882, Wien; gest. 9.10.1949, ebenda. Literaturhistoriker, Schriftsteller (vgl. Bd. 1, 347). Vgl. Leopold Liegler: *Häuptling Abendwind oder Das greuliche Festmahl*. Operette in einem Aufzug von Johann Nestroy. In: *Der Pflug*, H. 9, September 1926, 3-39 und *Nachwort*, 39-42: »Es muß hier ausdrücklich festgestellt werden, daß ich im Gegensatz zu der bisherigen Art der Herausgabe Nestroy'scher Texte im gegenwärtigen Falle abermals den Versuch unternommen habe, den Dialekt über den Wortlaut des Manuskriptes hinaus in dem Maße zur Geltung zu bringen, als es von Nestroy und allen Nestroy-Spielern nach ihm von der Bühne herab gemacht worden ist. Es wird die schauspielerische Selbstverständlichkeit, den Nestroy'schen Dialekttext ins Wienerische zu übersetzen, hier plötzlich zu einem philologischen Problem, weil diese Texte den Dialekt nur ganz andeutungsweise und oft mißverständlich enthalten. [...] Wer freilich wie Karl Kraus der Meinung ist, daß Nestroy kein österreichischer Dialektdichter, sondern ein deutscher Satiriker ist (Fackel Nr. 676/8, Seite 24-28, Fußnote), kommt durch diese falsche Zuspritzung des Problems konsequenter Weise zu einem falschen Schluß und wird sich meinem Versuch abwehrend gegenüberstellen.« Das Ms. von *Häuptling Abendwind* liegt – versehen mit dem gestempelten Datum 20. Apr. 1926 – im Nachlaß Leopold Lieglers im BA; daneben fast alle anderen Werke Nestroy's für eine Gesamtausgabe, gleichfalls von Liegler in den Wiener Dialekt übersetzt. Karl Kraus hat in F 676-678, Januar 1925, 24-28 (Fußnote) zu Lieglers Bearbeitung der Posse *Eine Wohnung ist zu vermieten* (Wien: Lányi 1924) Stellung genommen. Auf Druck von Karl Kraus wurde die Herausgabe weiterer Nestroy-Texte bei Lányi eingestellt. Vgl. Leopold Liegler: *Meine Erinnerungen an Karl Kraus*. In: *Kraus Hefte*, H. 25, 1983, 1-18.

21 Gerli: Nicht ermittelt.
Alfred Baeumler: geb. 19.11.1887, Neustadt a. d. Tafelfichte/Nordböhmien; gest. 19.3.1968, Eningen. Philosophieprofessor, Schriftsteller (vgl. Bd. 2, 545f.).
Veröffentlichung über Weininger: Otto Weininger: *Taschenbuch und Briefe an einen Freund*. Hrsg. von Arthur Gerber. Wien: E. P. Tal & Co 1920.
Otto Wirsching: geb. 29.1.1889, Nürnberg; gest. 1.12.1919, Dachau. Maler, Graphiker. Malte kleinformatige Phantasiebilder in der Art Albert Weltis (Tempera und Harzfarben) und Landschaften (Aquarelle). Seine bedeutendsten Arbeiten sind Holzschnitte. Illustrationen zu vielen Büchern. Das Bild *Lethe* konnte nicht ermittelt werden.
»v o m K a u n d e s B r o t s . . . «: Nicht ermittelt.
öffentlicht etwas sage: Dazu ist es nicht gekommen.

22 Röck: Karl Röck: geb. 20.3.1883, Imst; gest. 9.6.1954, Innsbruck. Sprachforscher, Dichter (vgl. Bd. 2, 459).
Herrn Sailer: Daniel Sailer: *Indikativ und Konjunktiv oder Kunz von der Rosen*, B IX, Herbst 1925, 77-124.
Dallago: Dallago war damals ohne Arbeit und lebte von Unterstützungen seiner Freunde Ernst Knapp und Baron Fritz Schey, der eigens dafür einen Dallago-Fond eingerichtet hatte. Brennerfreunde, u.a. Immanuel Limbach, Friedrich T. Gubler und Ernst Haerle, versuchten Dallago einen Posten in der Schweiz zu vermitteln. Am 14.4.1926 hat Ernst Knapp die S 130 für Carl Dallago übernommen (vgl. dessen Empfangsbestätigung auf dem Brief vom Verlag »Die Fackel«).
Georg Jahoda: geb. 28.11.1863, Wien; gest. 24.11.1926, ebenda. Verleger der *Fackel* (vgl. Bd. 1, 302).
E. Wacha: Frieda Wacha, Angestellte des Verlags Jahoda & Siegel, der auch die Agenden des Verlags »Die Fackel« besorgte.
Martina Wied: geb. 10.12.1882, Wien; gest. 25.1.1957, Wien. Romanschriftstellerin, Lyrikerin (vgl. Bd. 1, 350).
die Zeitwende: *Zeitwende. Monatsschrift*. Hrsg. von Tim Klein, Otto Gründler, Friedrich Langenfaß (vgl. Bd. 2, 549). Vgl. Wied an Ficker, 11.4.1926: »Lieber Freund, wie Sie sehn hat mein Einstehn für die Trakl-Erinnerungen bei der ›Zeitwende‹ keine Gegenliebe gefunden, die ja praktisch im Bannkreise der ›Reichsgotteshoffnung‹, so zwischen rauhem

Haus und Chinesenbekhrung durch deutsche Pastorinnen, an der Fille ihrer Probleme erstickt.« Ihrem Brief hat sie das ablehnende Schreiben von Otto Gründler vom 6.4.1926 beigelegt: »Ihr Artikel über Trakl hat mir an und für sich sehr wohl gefallen, bloß habe ich Bedenken gehabt bei unserer gegenwärtigen Raumnot und der Fille der zu behandelnden Probleme schon wieder auf den Dichter zu sprechen zu kommen, nachdem Sie ihm bereits im Oktoberheft (Seite 430) einer recht feinen und wie mir scheint sachlich ausreichenden Würdigung unterzogen haben.« Auch ihre Besprechung *Dem Gedächtnis Georg Trakls* hat sie dem Brief an Ficker beigelegt; sie liegt unveröffentlicht im BA. Aus den verschiedenen Erinnerungen sieht Wied in drei Momentaufnahmen das ganze Leben von Trakl beschlossen: »Die behütete, fromme Kindheit; düstere Verzweiflung der durchkämpften Jünglingsjahre; schließlich Verklärung, die mit der Ahnung seines frühen Todes über ihn gekommen war und jeden bewegte, der ihm nahe kam.« Die Besprechung schließt mit dem Gedicht *In ein altes Stammbuch von Georg Trakl*, »das, vielleicht sein vollkommenstes, allein ihm Unsterblichkeit verleihen müßte«. Vgl. Martina Wied: *Neue Lyrik*. In: *Zeitwende* 1, 1925, 426-433, 430f. über Georg Trakl.

Würdigung von Kraus' Versen: Nicht ermittelt. Am 10.3.1926 hatte Wied an Ficker geschrieben: »Was unsere Verabredung wegen der ›Worte in Versen‹ angeht, habe ich sie eingehalten und in meinem April-Referat über Rilke und Kraus geschrieben – mit dem Resultat, daß der Kraus betreffende Abschnitt von der Redaction ausgeschieden und der Rilke mit einem separaten Bertram-Referat zusammengeklittert wurde!«

23 Das Buch: Vgl. den Prospekt des Brenner Verlags von *Petas Aufzeichnungen* mit einem Inhaltsverzeichnis, einer Photographie von Schlier und folgendem Text: »Dieses Buch einer jungen, unbekannten Verfasserin, die als freiwillige Kriegspflegerin, kaum siebzehnjährig, dann als Stenotypistin, Redaktionssekretärin, Berichterstatterin etc. in wechselnden Stellungen ein ernstbewegtes, im Grunde aber frohgemutes Dasein der Entzagung führte, gehört zu den eindrucksvollsten Kundgebungen menschlicher Selbstbesinnung in dieser Zeit. Kein Werk der Anklage und sensationeller Enthüllungen liegt hier vor, obwohl z.B. das, was das einstige Schreibmaschinenfräulein in der Redaktion des ›Völkischen Beobachters‹ über die internen Vorgänge bei Vorbereitung und Zusammenbruch der Münchner Hitler-Revolte in ein Tagebuch notiert hat, die Aufmerksamkeit weitester Kreise erregen wird. Nein: was hier an Erfahrungen und Beobachtungen aus einem aktuellen Zeit- und Berufsumilieu, das an Fragwürdigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, niedergelegt und in einer Diktion des Herzens, deren Geistempfänglichkeit die Wahrnehmung des Lebens gelegentlich zum Gleichnis tiefer Traumgesichte steigert, ungescheut ›verraten‹ ist, verrät zugleich eine Spannweite mitmenschlichen Empfindens, in der noch die humorvollste wie die herbste Betrachtung einer gerechten Anschauung von Welt und Menschen dient.«

in einem neuen Buch: Paula Schlier: *Chorónos. Ein Buch der Wirklichkeit in Träumen*. München: Kurt Wolff 1928 (erschien aber schon Ende 1927).

24 »Kinderbaracke«: 6. Kapitel in *Petas Aufzeichnungen*, 83-93: Darin schildert Schlier einen Besuch in einer Baracke, wo Münchner Kinder, deren Eltern Verbrecher waren, untergebracht sind: sie leben in ungeheurer Armut – nicht einmal genug Betten sind vorhanden – werden aber von einer Schwester vorbildlich betreut. Aus allen Kindern, so die Schwester, würden ordentliche Menschen, wenn sie mehrere Jahre unter derselben Obhut bleiben könnten, aber jährlich wechsle die Schwester und bereits mit vierzehn, fünfzehn Jahren müßten sich die Kinder als Lehrbuben oder Dienstmädchen selbst durchschlagen. Kein Wunder also, wenn die Not zu einer Versucherin würde, der ihre Kraft, nicht festigt wie bei Kindern aus normalen Verhältnissen, nicht gewachsen sei.

An kündigung meines Buches: Bereits in den *Erinnerungen an Georg Trakl*, jetzt auch in dem gerade erschienenen Buch *Petas Aufzeichnungen*, hatte Ficker ein neues Werk von Josef Leitgeb für den Herbst 1926 angekündigt: *Neue Leiden des jungen Werther*. Es handelte sich dabei um ein Tagebuch in Sonetten, entstanden während seines Aufenthaltes als Lehrer in Schwendt/Tirol. Zur Veröffentlichung dieser Sonette aus den Jahren

1922-1937, ist es erst 1938 unter dem Titel *Läuterungen* im Otto Müller Verlag Salzburg gekommen (vgl. auch Bd. 2, 541). Ficker hat unter der Ankündigung des neuen Werkes auf die bereits 1922 im Brenner Verlag erschienenen *Gedichte* von Leitgeb verwiesen und aus einer Besprechung von Heinrich Zillich in der Zeitschrift *Klingsor* zitiert. Zillich zählt Leitgebs Gedichte zu den schönsten der deutschen Dichtung.
das Bild des Fr. Schlier: Vgl. Bildteil, Nr. 6.

25 Mauthners Beiträge: Fritz Mauthner: *Beiträge zu einer Kritik der Sprache*. 3 Bde. Stuttgart 1901-1902; Bd. 1: *Sprache und Psychologie*, Bd. 2: *Zur Sprachwissenschaft*, Bd. 3: *Grammatik und Logik*. Im zweiten Teil des 3. Bandes *Sprache und Logik* hat Mauthner folgende Themen behandelt: Begriff und Wort, Die Definition, Das Urteil, Die Denkgesetze, Die Schlüffolgerung, Die Induktion, Termini technici der induktiven Wissenschaften, Wissen und Worte.

Melchior Palagyi: Melchior Palágyi (1858-1924) entwickelte eine *Neue Theorie des Raumes und der Zeit* (1901), die zur philosophischen Grundlage der Relativitätstheorie wurde. Ebner bezieht sich auf die *Naturphilosophischen Vorlesungen über die Grundprobleme des Bewußtseins und des Lebens*. (Charlottenburg 1908) und nimmt in seinem Aufsatz *Zum Problem der Sprache und des Wortes* (B XII, 1928, 3-50, hier 15f. oder *Schriften I*, 668f.) dazu Stellung: »Ein Philosoph, Melchior Palágyi, unterschied die Bewußtseinsinhalte in solche, die nur einen Zeugen, und alle anderen, die auch mehrere Zeugen haben oder haben können. Nun sind im Bewußtsein des Menschen die für ihn bedeutsamsten, ihm vom Tier unterscheidenden Inhalte im letzten Grunde durch das Wort gegeben. Er hat das Wort, und das Tier hat es nicht. Ein Bewußtseinsinhalt aber, der durch das Wort und in ihm gegeben ist, der ist auch wesentlich so beschaffen, daß er einen zweiten Zeugen hat (zumindest diesen in seinem Gegebensein antizipiert, für ihn bestimmt ist). Das gilt vor allem auch vom Ich, dem >Urwort< und Kern und Inhalt des Selbstbewußtseins, das nicht anders als im Medium des Wortes – nicht als ein bloßes, nichtssagendes Wort jedoch, in rein grammatischer Funktion –, nicht anders als im Verhältnis zum Du wirklich existiert [...].«

»Una sancta«: *Una Sancta. Ein Ruf an die Christenheit*. Vierteljahrsschrift. Hrsg. von Alfred v. Martin. Frommanns Verlag, Stuttgart (vgl. auch Bd. 2, 554). In einem Prospekt der Zeitschrift, beigelegt dem 3. Heft des *Pflug*, heißt es u.a.: »Im vergangenen Jahre hat ein evangelischer Bischof bei einem römisch-katholischen Kirchenjubiläum erinnert an das gemeinsame apostolische Glaubensbekenntnis zur UNA SANCTA, der Einen, heiligen, allgemeinen Kirche. Ihr möchtest wir die Wege bereiten helfen.« Um die Ztschr. *Una Sancta* sammelte sich die sogenannte Hochkirchliche Bewegung, die an der Wiederbelebung der katholischen Elemente in der Reformation maßgeblich mitwirkte. – Vom 17.4.1926 datiert ein Brief von Alfred von Martin an Ludwig von Ficker, in dem es u.a. heißt: »Sie haben mir im Vorjahr einmal in sehr freundlicher Weise über die (von mir geleitete) Ztschr. >Una Sancta< geschrieben – leider habe ich Ihren damaligen Brief nicht mehr zur Hand u. daher auch nicht Ihre Adresse. Hoffentlich erreichen diese Zeilen Sie trotzdem. Deren Zweck ist, Sie zur Mitarbeit an der nummehrigen Vierteljahrsschrift einzuladen u. Sie im besonderen um die Freundlichkeit zu bitten, die Besprechung des eben erschienenen und mir heute zugegangenen Buches von Arnold Gilg über Kierkegaard gütigst übernehmen zu wollen.« Zur Mitarbeit Fickers ist es nicht gekommen.

26 Ehrenberg: Hans Ehrenberg: geb. 4.6.1883, Bochum i. W.; gest. ?, Philosoph, Theologe, evangelischer Pfarrer (vgl. Bd. 2, 531f.).

20. IV. 1926: Dieser Brief wurde, obwohl früher als Ebners Brief begonnen, nachgereicht, da Fickers Brief sich im zweiten Teil, datiert auf den 21.4., auf Ebners Brief bezieht. Ficker hat Ebners Brief, ebenfalls datiert auf den 21.4., offenbar bereits am selben Tag erhalten.

27 »Die Wirklichkeit Christi«: B X, 1926, 3-53.
Über das Sprachproblem: Ferdinand Ebner: *Zum Problem der Sprache und*

des Wortes, B XII, 1928, 3-50. Ebner hatte in seinem Brief vom 12.3.1926 die Bitte geäußert, seinen Aufsatz über das Sprachproblem in die 10. Folge des *Brenner* aufzunehmen.

28 eine Besprechung: Nicht ermittelt.

»Una Sancta«: Vgl. Alfred von Martin an Ficker, 17.3.1925.

Otto Roppel: Am 20.5. hatte Haecker sich auf einer Postkarte nach der Adresse von Otto Roppel erkundigt und für ersten Juni seinen Aufenthalt in Lans bei Innsbruck angekündigt. Otto Roppel war Angestellter in der Buchhandlung Heinrich Bender in Dresden, die im Jänner 1925 eine Vorlesung Haeckers in Dresden organisiert hatte (vgl. Bd. 2, 552).

Aufsatze gegen Scheler: Haecker hatte Ficker anscheinend einen Sonderdruck seines Aufsatzes *Geist und Leben / Zum Problem Max Scheler* geschickt, der im *Hochland* (Jg. 23, Mai 1926, 129-155) erschienen war. Darin schreibt er u.a.: »Kaum einer der Philosophen der Gegenwart hat gegen die neue Lehre vom Leben, gegen die Erhebung des Lebens zum höchsten Wert und Gut, mit solchem Glück und Geschick gekämpft wie Max Scheler. [...] In gewissem Sinn ist er der Antipode jener Lebensphilosophen, angefangen von den aristokratischeren und mystischeren der Nietzsche und Bergson bis zu den mehr bürgerlichen und praktischen des Pragmatismus; er hat den a priorischen Vorrang aller geistigen Werte, auch der ästhetischen, die ja jene fälschlich dem Leben nur zuschreiben, mit solcher Sicherheit und durchsichtigen Klarheit zu urgieren verstanden, daß rein philosophisch gesehen der Kampf eigentlich ebenso entschieden sein sollte, wie der durch Husserl zugunsten einer objektiven Logik gegen eine psychologische entschiedene. Und doch hat Scheler den Geist verraten an Natur und Leben, an den ‚Drang‘, und er ist einig mit jenen darin, daß alles Schöpfertum nur dämonisch, der Geist nie Schöpfer sei, und zwar nicht nur der menschliche Geist, sondern auch der göttliche, zwischen welchen nur ein Unterschied des Grades ist. Und im Urteil des Christen ist sein Verrat schmerzlicher und unverständlicher als der der Lebensanbeter.« (134f.)

»In Wahrheit: kein großer Philosoph hat jemals, auch kein Gnostiker, Gott so anthropomorph gesehen und dargestellt wie in seinen neuesten Schriften und Vorträgen eben Scheler, oder hat so radikal, so ohne Furcht und Zittern alle Schranken niedrigerissen zwischen Endlichem und Unendlichem. Für Scheler ist die Sache sehr einfach: die Welt ist s o , weil Gott s o ist, darüber kommt er nicht hinaus.« (137)

»Nicht wie jene Lebensphilosophen sieht Scheler im Geiste den Feind, den Töter, im Gegenteil, in ihm ist eine Sehnsucht nach dem Geiste, dessen Werte er unendlich höher stellt als alle des Lebens; ja in seiner letzten Schrift ist wie ein Unterton des Mißmutes gegen Dunkel und Unruhe des Lebens und über die Ohnmacht des eigenen Geistes – eine häufige Nuance aller Geistesgnostik; aber es ist klar, daß er jenen dadurch Hilfe leistet, daß er dem Geiste das Leben und die Macht nimmt.« (139)

»Scheler ist ein naiver Fortsetzer griechisch-europäischer Metaphysik, diesscits des christlichen Glaubens und der Offenbarung und jenseits der konkreten natürlichen Religionen, wie sie vor Christus und neben dem Christentum vorhanden waren und sind; denn auch mit diesen hat er nichts zu tun, er ist Metaphysiker; seine Leistung ist eine merkwürdige Zusammenfassung in Einem von Ideen, die getrennt aufkamen; aber es ist nicht so, daß er wesentlich mehr bringen konnte, als was schon gedacht und gebracht worden ist.« (151)

29 Guido Heigl: geb. 27.5.1890, Langenwang/Steiermark; gest. 30.1.1927, Schwaz. Architekt (vgl. Bd. 2, 537f.) Heigl war an Lungentuberkulose erkrankt. Vgl. Guido Heigl: *Forderung der Wohnkultur*. In: *Das Fenster*, H. 13, 1973, 1245-1250.
F. W.: Frieda Wacha.

30 armee und die Frau: Lotte Heigl: geb. 21.10.1894, Brünn; gest. 9.4.1962, Schwaz. Lotte Heigl heiratete 1938 den früheren Brennermitarbeiter Ludwig Erik Tesar.

eine kleine Tochter: Eva-Dorothea Heigl, geb. 1916, verübte im Sommer 1939 Selbstmord aus unglücklicher Liebe (vgl. Eberhard Sauermann: *Ludwig Erik Tesar. Studien zu einer Monographie*. Diss. Innsbruck 1975, 30).

AN DEN VERLAG »DIE FACKEL«: Der Brief wurde nach einem im BA erhaltenen Durchschlag ediert.

32 AN DEN VÖLKISCHEN BEOBACHTER: Es handelt sich um einem im BA erhaltenen Durchschlag.

von der Buchbesprechung: *Aus der Froschperspektive. Auch eine Buchbesprechung*. In: *Völkischer Beobachter*, Jg. 39, Nr. 122: »Die kleine Welt der Redaktionsstube ist wie ein buntbewegtes Kalaidoskop. Das ganze Leben zieht in rascher Folge tagaus tagein in der Schreibtischperspektive an einem vorüber. Der Schriftleiter, der ›verantwortliche Redakteur‹, ist oft nicht zu beneiden. Er muß alles können, alles wissen, alles verstehen, über alles ein Urteil abgeben. Es gibt nichts im Leben, worüber seine Klienten nicht das beste Urteil von ihm hören wollen, sei es eine uralte Wohnungsmisere, ein neues Wasserspülpatent, ein Flugzeugmotor oder eine Aufwertungskalamität.

Was täte der Arme, wenn er nicht seine Stenotypistin, seine Hilfskraft hätte, deren Qualitäten er nicht unterschätzen darf. Besonders wenn sie das hat, was man Ehrgeiz nennt, wenn sie Hilfsredakteur werden will.

Das Ideal der Stenotypistin ist der Blaustrumpf. Besonders der Schwabinger Typ, der Tagbuch führt, sich als Vertrauter, sozusagen als Eckermann des Redakteurs fühlt; mitten im Diktat Vorschläge gibt, wie man das und jenes besser fassen, besser ausdrücken könnte; wie man die Sache auch von einem anderen Standpunkt betrachten könnte; daß die Ansicht des armen Schriftleiters über die augenblickliche politische Konstellation schief sei, kurz, der die Sache viel besser und geschickter machen könnte, als der beschränkte Mann, den das Schicksal auf seinen Posten gestellt hat, dessen Last für seine überbündeten Schultern viel zu schwer ist. Der dann hingegen, ein Tagebuch über seine Impressionen schreibt und es in irgendeinem demokratischen Verlag mit höchst persönlichem Konterfei auf der Titelseite herausgibt.

Dies ›Konzept eines Blaustrumpfes nach dem Diktat der Sexualpsychose‹, wie es wohl besser hieße, ›enthüllt‹, Enthüllt aus der ganzen Inbrunst der gekränkten Leberwurst heraus, daß die ›Redaktion der Patrioten‹ nicht für eine demokratisch zersetzte Stenotypense mit dem Ehrgeiz Hilfsredakteur zu werden da ist.

Liebes kleines Schlierchen, was sind das für Sachen! Wie kann man sich um eine Stelle bewerben, wo man schon einmal sich als Spitzel fühlte, und auf die ablehnende Antwort hin prompt ein Büchelchen schreiben, das so harmlos wie unklug ist.

Es bringt Sie ja in ein ganz schiefes Licht, kleines Blaustrümpfchen. Was glauben Sie, was die Leute über Ihr letztes Stellengesuch sagen und über Ihr Büchlein, das etliche Monate nach der Abfuhr erschien?

Was werden Ihre guten Eltern sagen, die Sie so demokratisch erzogen haben? Ihr Vater ist Arzt, wenn ich nicht irre; er muß sich Ihrer annehmen. Ich glaube es liegt bei Ihnen ein Fall von Psychopathia Sexualis vor. Das läßt sich bekanntlich am besten durch einen Mann beheben, zu dem Sie sich hingezogen fühlen.

Suchen Sie jemand, der sich zu Ihnen hingezogen fühlt? Vielleicht erleichtert Ihnen das Ihr Photo auf dem Umschlag, das Ihnen wie aus dem Gesicht geschnitten ist. Sonst müßten Sie es einmal mit einer Anzeige in der Zeitung versuchen, das führt vielleicht rascher zum Ziel als das ›Konzept einer Jugend‹ ...

Sie verstehen doch, was ich meine? Etwa so:

›Junge Dame aus demokratischer Familie, die ein Konzept der Jugend nach den Diktat der Zeit verfaßt hat, sucht auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege die Bekanntschaft eines unpatriotischen jungen Mannes zu machen. Jude bevorzugt. Näheres unter Petra, die unverständene Tippmamsell.‹

Das würde genügen. Ihr Fall wäre bald geklärt. Ihre Eltern hätten eine Sorge weniger und alle Redaktionen wären von Ihren Tagbüchern und Konzepten nach dem Diktat der Nöte der Zeit für alle Zukunft verschont.«

Das 7. Kapitel Ihres Buches hatte Paula Schlier mit *In der Redaktion der Patrioten* betitelt. Im September 1923 hatte Schlier eine Stelle als Stenotypistin in der Münchner Redaktion des *Völkischen Beobachter* angenommen. Ihre dort gesammelten Erfahrungen und Beobach-

tungen trug sie in ein Tagebuch ein (liegt im Schlier-Nachlaß im BA), das sie als Grundlage für das Kapitel *In der Redaktion der Patrioten* benützte. Schlier schreibt u.a.: »Es bestand auch kein Zweifel, daß der Retter bereits erschienen war. Er sprach allmontaglich im Bürgerbräu- oder Löwenbräukeller. Zu diesen Redeabenden ließen sich Beamte und Angestellte schon um fünf Uhr dienstfrei geben, um bis acht Uhr »unstehen« und noch einen Platz im Saal erhalten zu können; die Hausfrauen verzichteten auf die Zubereitung des Abendessens, und die Kinder weinten, weil sie nicht mitdurfen. [...] Mich riß die Rede unseres Helden sofort hin. Das Volk stand gebannt, regungslos, nur hie und da klapperte verstohlen ein Bierkrugdeckel, und zuweilen erschütterte orkanartiges Gelächter den ganzen Saal. Hitler sprach ungeheuer witzig; die Massen kannten ihren Führer ganz genau, wußten, was er jetzt sagen mußte und wie gut er den Gedanken in ihrer eigenen Brust ausdrücken würde. Sie lasen ihm die Empörung an den blitzenden Augen ab und die Würze des Witzes an den nicht mißzuverstehenden Handbewegungen. Hitler sprach immer einige Sätze in einem Schwung und schleuderte den letzten dieser Sätze unter das Publikum wie eine Kugel. Er ließ die Kugel rollen und die Leute begreifen, was er gesagt hatte. In den Sprechpausen wischte er sich den Schweiß von der Stirne und tat einen tiefen Schluck aus dem Bierkrug, der auf seinem Rednerpult stand. Die Menge applaudierte, daß es klang wie das Trommeln einer ganzen Flut von Hagelkörnern, und es war nicht zu unterscheiden, ob Hitler trank, damit die Leute klatschen könnten, oder ob die Leute applaudierten, damit Hitler trinken könnte.

Ich schrieb über diese Versammlung keinen Bericht, sondern fing an, eine Reihe Aufsätze gegen die patriotische Bewegung und zur Verteidigung der Demokratie zu verfassen, die ich in einer Nürnberger Zeitung unter meinem Namen veröffentlichte. Als bald aber hatte die völkische Bewegung so bedrohliche Formen angenommen, daß selbst der einzelne sich fragen mußte, ob er diese Sache mit Ironie allein abtun könne. Nicht nur, daß die Bürger von Hitler ihre Rettung aus dem wirtschaftlichen Ruin erhofften, auch das Volk, selbst jenseits der bayerischen Grenze, ein großer Teil des wirklichen, arbeitenden Volkes feierte in ihm den zukünftigen Befreier. »Ernst zu nehmende Männer der Wissenschaft« hatten sich der allgemeinen Haltung angeschlossen und versuchten nun der »patriotischen« Bewegung ein theoretisches Fundament zu geben. Der Aufstand des ganzen Volkes, ein Bürgerkrieg schien unvermeidlich und nur noch von dem Signal der Machthaber abhängig zu sein. Es kamen mir Bedenken, ob meine Stellungnahme nicht eine voreilige gewesen sei und ob eine solche Volksbegeisterung wirklich jeder tieferen Berechtigung entbehren könne. Eines Tages ging ich in die Redaktion der Völkischen Zeitung – den demokratischen Zeitungsbetrieb hatte ich schon im Sommer verlassen – und erkundigte mich, ob nicht irgend eine untergeordnete Stellung frei und zu besetzen sei. Zufällig war der Posten einer Stenotypistin zu vergeben. [...] Ich nahm die Stellung an, um zu erfahren, welche besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen, auf die ein Teil des deutschen Volkes so große Hoffnungen setzte, meiner Wahrnehmung bisher verborgen geblieben sein konnten.«

Nun folgen die kritischen, tagebuchartigen Aufzeichnungen über die dort gemachten Erfahrungen, über den nationalsozialistischen Putschversuch vom 8/9 November und über die Reaktionen darauf. Das ganze Kapitel wurde in den *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* 3, 1984, 3-20 wiederabgedruckt.

d i e W e l t g e n e s e n : Anspielung auf Emanuel Geibels Verse: »Und es mag am deutschen Wesen / Einmal noch die Welt genesen.« (Emanuel Geibel: *Gesammelte Werke*, 8 Bde. 1883-1884, Bd. 4, 215).

33 A N D I E M Ü N C H E N E R P O S T : Ediert nach einem im BA erhaltenen Durchschlag. Eine Antwort der *Münchener Post* ist nicht erhalten: Ficker schrieb aber darüber am 11.6.1926 an Schlier: »Von der »Münchener Post« erhielt ich beiliegende Antwort, die an Albertheit nichts zu wünschen übrig läßt.« Weiters äußert er den Verdacht, daß der politische Mißbrauch des Buches das Abflauen der Nachfrage verursacht hat. »Für die politisch eingestellten Leser jener Parteiblätter erschöpft sich das Interesse an dem Buch ohnehin in der Lektüre des abgedruckten Teilstückes – das hat sich durch das Ausbleiben von Bestellungen erwiesen – und andere Kreise bekommen ein Vorurteil und halten sich erst recht zurück.«

Vgl. auch Ficker an Schlier, 14.6.1926: »80% der deutschen Buchhändler sind rechtsgerichtet. Merken sie, daß der Gegenseite freie Hand gelassen wird, ein Buch, selbst wenn es mit Politik gar nichts zu tun hat, für parteipolitische Zwecke zu mißbrauchen, so sind diese Karnickels nicht zu bewegen, sich für das Buch einzusetzen, bis nicht eine objektivere Auffassung durch die maßgebende Kritik sich durchsetzt.«

B e s p r e c h u n g d e s B u c h e s : Petras Aufzeichnungen. In: *Münchener Post*, 22./23.5.1926: Außerdem positive Rezension mit besonderem Hinweis auf das Kapitel *In der Redaktion der Patrioten*: Die Verfasserin »tritt fast völlig in den Hintergrund, nur ab und zu taucht ihr schlichter Menschenverstand auf, gewissermaßen als bescheidenes Zwischenbemerkung. Im übrigen läßt sie aber den Großen, den Agierenden die ganze Bühne. Und da sind sie, die Patrioten, breitspurig, anreißerisch, großwahnsinnig, nicht anders als wir sie gesehen und sahen, aber sie sind von einem (für sie) unbedeutenden Tippfräulein konterfeit in Form von täglichen Tatsachen, die, ein Knalleffekt nach dem anderen, das Erhabene ins Lächerliche herunterholen, ohne etwas Besonderes hinzutun zu müssen. Das Kapitel ist eine Ergänzung der politisch abgeschlossenen Hitler-Hanswurstade von 1923 und darum dokumentarisch. Wir werden in den nächsten Tagen unseren Lesern mit dem Abdruck dieses Teiles der Aufzeichnungen einige vergnügte Stunden bereiten.« Die Abdrücke des Kapitels folgten in den Nr. 118-124, 25.5.-2.6.1926.

c i n c e N o t i z : Nicht erschienen.

34 A N D E N VÖLKISCHEN BEOBACHTER : Ediert nach einem Durchschlag im BA.

A l f r e d R o s e n b e r g : geb. 12.1.1893, Reval; hingerichtet 16.10.1946, Nürnberg. Kam über den Schriftsteller Dietrich Eckart zur NSDAP, wurde 1923 Hauptschriftleiter des *Völkischen Beobachter* und nahm am Hitlerputsch teil. 1930 erschien sein Hauptwerk *Der Mythos des 20. Jahrhunderts*, mit dem er die ideologische Grundlage der nationalsozialistischen Rassentheorie schuf. Seit 1930 Hrsg. der *Nationalsozialistischen Monatshefte*, seit 1933 Reichsleiter der NSDAP; ab 1934 zugleich Beauftragter des Führers für die Überwachung der Schulung und Erziehung der NSDAP. 1941-1945 Reichsminister für die besetzten Ostgebiete. 1946 als »Urheber des Rassenhasses« vom Internationalen Militärtribunal in Nürnberg zum Tode verurteilt.

35 a ls H i l f s r e d a k t e u r : Ob diese Behauptung stimmt oder es sich um eine Verleumdung handelt, läßt sich nicht mehr ermitteln (vgl. Annamaria Foppa: *Paula Schlier. Versuch einer Monographie*. Diss. Innsbruck 1986, 95).

J o s e f H u m p l i k : geb. 17.8.1888, Wien; gest. 5.4.1958, Wien. Bildhauer. Besuchte 1902-1905 die keramische Fachschule in Znaim und studierte danach bis 1909 bei Arthur Strasser und Edmund Hellmer an der Wiener Kunstgewerbeschule. Arbeitete als freischaffender Bildhauer und als Bühnenplastiker für das Burgtheater. Gehörte 1919 neben Karl E. Kocmata und Hildegard Jone zu den Mitbegründern der Neuen Vereinigung Malerei - Plastik - Graphik. In den 20er Jahren stellte er vor allem im Hagenbund aus. 1921 Heirat mit der Malerin, Bildhauerin und Schriftstellerin Hildegard Jone, die schon vor dem Ersten Weltkrieg seine Schülerin an der Wiener Akademie gewesen sein dürfte. In den 30er Jahren Ausstellungen in der Wiener Secession und im Ausland (erhielt mehrere Preise). 1937 Verleihung des Professorentitels, 1944 wurde sein Atelier zerstört. Auch nach dem Krieg erhielt er noch mehrfach Auszeichnungen. Einen wichtigen Teil seiner Arbeit machen Porträtplastiken aus, u.a. von Gustav Klimt, Karl Kraus, Otto Stoessl, Adolf Loos (Totenmaske), Anton Webern, Hildegard Jone, Alban Berg, Grete Wiesenthal (vgl. Thomas Reinecke: *Hildegard Jone. Leben und Werk*. Diplomarbeit, München 1988, 11f.). Es läßt sich nicht genau ermitteln, wie und wann der Kontakt Fickers zu dem Ehepaar Humplik-Jone zustande kam. Der Kontakt beginnt aber spätestens Anfang 1925, denn in einem Brief vom 17.4.1925 redet Ficker Jone mit »Verehrte Freundin« an. Humpliks erster erhaltenen Brief an Ficker trägt das Datum 14.1.1926, der von Jone gar erst den 18.8.1926. Im August 1926 war das Ehepaar Humplik-Jone zu Besuch bei Ficker in Innsbruck.

die Bronze-Tafel: Vgl. die Notiz in B X, Herbst 1926, 216: »Das Grabmal für Georg Trakl auf dem Friedhof von Mühlau ist im August dieses Jahres errichtet worden. Es ist ein liegendes Sternkreuz aus Stein auf erhöhtem Rasenoval; eine Bronzetafel mit entsprechendem Relief-Emblem verzeichnet als einzige Inschrift den Namen des Dichters. Der Entwurf, der kostenlos beigelegt wurde, stammt von dem Bildhauer Josef Humplik in Wien, der dank der Unterstützung befreundeter Gönner auch in der Lage war, den Aufwand für den Guß der Bronzetafel zu bestreiten und diese als Geschenk zu widmen. Ihm sowie den unbekannten Spendern, die seiner edlen Bereitschaft ihre Unterstützung liehen, sei für ihr hochherziges Entgegenkommen, das die Herstellung des Grabmals ohne Überschreitung der bescheidenen Mittel, die hiefür noch zur Verfügung standen, in einer schlichten, aber würdigen Art der Ausführung ermöglichte, von Herzen Dank gesagt.«

Die Idee, in das Steinkreuz die Bronzeplatte mit dem Namen und der zerbrochenen Leier anzubringen, stammt von Ludwig von Ficker (vgl. Humplik an Ficker, 16.4.1926).

»**Die Heimkehr:** 2. Fassung, Juni 1914, mit der Widmung von Fickers Hand: »Herrn Bildhauer / Josef Humplik / dem Gestalter des Grabmals für Georg Trakl / zur Erinnerung an den Dichter / Ludwig Ficker / Mühlau, im Juni 1926« (liegt heute im BA). Am 18.6. hat sich Humplik für das Gedicht bedankt und sich erfreut gezeigt, daß Ficker ihm eine Photographie Trakis für ein Porträt senden wolle.

36 **Bruno Sander:** Ps. Anton Santer; geb. 23.2.1884, Innsbruck; gest. 6.9.1979, ebenda. Geologe, Schriftsteller (vgl. Bd. 2, 294f.).

Abschrift ihrer Verse: Anton Santer: *Passion und Ende des zwiespältigen T.*, B X, 54-71 mit den Untertiteln: *Gedanken, Schmerzen, Epilog*. Santer schildert in diesen Versen die Gefühls situation eines Vierzigjährigen und Ficker fühlte sich dabei an seine eigene Situation erinnert.

37 **diese vier Gedichte:** Josef Leitgeb: *Gestaltung des Jahres: Mädchen, Weib, Jungling, Mann*, B X, 119-122.

Schweizer Rundschau: Willy Stadler: *Erinnerung an Georg Trakl*. In: *Schweizerische Rundschau*, 1.5.1926: äußerst positive Besprechung, auch des Gedichts *Am Grabe Georg Trakls*: »Ihnen folgt das Huldigungsgedicht von Joseph Leitgeb, so voller Kraft des Anrufes, daß es einem Vergleich selbst mit Novalis standhielt.«

38 **En face-Bild Trakls:** Foto Fridolin Arnold, Innsbruck, Mai 1914 (vgl. Bd. 1, Bild Nr. 36).

Bild in Vorderansicht: Entstanden 1909/10, vgl. Abbildung in Otto Basil: *Georg Trakl in Selbstzeugnissen und Bild dokumenten*. Reinbek bei Hamburg 1965, 97.

39 **Rudolf Georg Binding:** geb. 13.8.1867, Basel; gest. 4.8.1938, München. Studium der Rechte in Tübingen und Heidelberg und der Medizin in Berlin. Betätigte sich als Rennreiter in England und handelte mit Vollblutpferden. 1907 erste schriftstellerische Versuche. Lebte seit 1910 in Buchschlag/Hessen, wo er als Bürgermeister amtierte; übersiedelte 1935 nach Starnberg/Obb. 1927 Dr. h. c. der Universität Frankfurt/M., 1934 stellvertretender Präsident der dt. Akademie der Dichtung. Bevorzugter Autor nationaler Kreise infolge seiner Zeichnung von Herrennaturen und Elitemenschen. Wurde zum nationalen Erzieher (Reden vor der Hitlerjugend). Galt als das geistige Haupt um die Zeitschrift *Das Innere Reich*. Werke u.a.: *Gedichte*, 1913; *Keuschheitslegende*, 1919; *Deutsche Jugend vor den Toten des Krieges*, 1924; *Reitvorschrift für eine Geliebte*, 1926; *Gesammeltes Werk*, 4 Bde., 1927; *Antwort eines Deutschen an die Welt*, 1933; *Von Freiheit und Vaterland*, 1939. Vgl. J. Wulf: *R. G. B.* In: *Literatur und Dichtung im Dritten Reich*, 1963.

das Buch: Rudolf Georg Binding: *Aus dem Kriege*. Frankfurt/M.: Rütten & Loening 1925.

Allotriion: Dummheit, Albernheit.

Kriegsdenkmalsenthüllung: Nicht ermittelt.

Ihre frdl. Karte: Nicht ermittelt.

Eindruck von H. a. r.: Jakob Haringer: geb. 16.3.1898, Dresden; gest. 3.4.1948, Zürich. Lyriker (vgl. Bd. 2, 518f.). Im BA liegen zahlreiche Briefe und Manuskripte von Haringer.

40 »Chorónoz oder das Menschenherz«: *Chorónoz. Ein Buch der Wirklichkeit in Träumen*. München: Kurt Wolff Verlag 1928. Ausschnitte davon in B X, 72-118. **alten Schmökers:** Ficker hatte Steffl ein nicht näher bezeichnetes altes Buch übergeben, das dieser an einen Antiquar verkaufen sollte; Steffl hatte es aber nicht verkaufen können.

42 Manuskript Ihrer Verteidigungsrede: Vgl. Ebner an Ficker, 7.5.1926: »Der Ihnen aus meinen Gesprächen nicht ganz unbekannte Oberlehrer Schach ist wegen des albernen § 129/b des Strafgesetzes angeklagt. Die Sache steht kritisch, weil der Staatsanwalt die >Psychiatrierung< mit einer übrigens absolut unverständlichen Motivierung ablehnt (im Gegensatz zum erst kürzlich verhandelten Fall einer hochangesehenen Industrielengattin, die wegen desselben § angeklagt war u. freigesprochen wurde). Für die bevorstehende schulamtliche Disziplinaruntersuchung habe ich die Verteidigung des Sch. übernommen u. mit einer ziemlich umfangreichen Verteidigungsschrift vorgearbeitet. Jetzt erweist es sich als vorteilhaft, daß ich mich in früheren Jahren viel mit psychopathologischen Fragen u. Problemen des sexuellen Lebens beschäftigt habe. Die Verteidigungsschrift hat sogar auch den Dozenten Schachert – einen Nervenarzt, der den Fall für ein Gnadengesuch an den Bundespräsidenten begutachtete – einige Eindruck gemacht u. wird hoffentlich mehr Eindruck auf die Mitglieder der Disziplinarkommission machen.«

Das Manuskript *Der Fall Schach* liegt unveröffentlicht im Nachlaß Ferdinand Ebners im BA. Der § 129/b lautet sinngemäß: Verbrechen der Unzucht wider die Natur mit Personen desselben Geschlechts. Heinrich Schach, ein Lehrerkollege und Freund von Ebner, war am 18. Juni 1926 vor dem Gericht eines homosexuellen Verhältnisses zu einem minderjährigen, ehemaligen Schüler, für schuldig befunden und zu zwei Monaten Arrest verurteilt worden. Aufgrund eines Beschlusses der Disziplinarkommission vom 8.7.1927 durfte Schach im Schuldienst verbleiben, wurde allerdings versetzt.

43 Ihr pathetisches Kapitel: *Passion und Ende des zwiespältigen T.* erschien schließlich doch in B X, 54-71 mit folgender Nachschrift: »Unter den prosaischen Epilogien zu den Kapiteln in Versen wäre einer zum Kapitel vom Ende des zwiespältigen T. besonders wünschenswert, wenn man hoffen könnte, die Unzulänglichkeit einer bloß pathetischen Einstellung, ja das einseitige Unrecht, welches ein pathetisches Kapitel an und für sich dem Gegenstand tut, auf diesem Wege aufzuheben. Vielleicht kann ich es wenigstens verringern durch die Anmerkung, daß ich selbst dieses Kapitel nicht nur als ein in sich unvollständiges Fragment erkenne, sondern auch als Ganzes einen umfassenderen Versuche entnommen habe, der durch noch andere Anblicke dem Thema gerechter zu werden hoffte. Wäre aber dieser Versuch gelungen, so müßte man sich nur umso eindringlicher daran erinnern, daß die Beziehbarkeit aller derartigen Gebilde auf das wirkliche wahre Leben, das jeden von uns umgibt, nirgends auf Enden restlos vorhanden ist. Und daß es gerade dieser Rest ist, welchen auch von den Lesern zuletzt jeder finden möge und sich mehr zu eigen machen möge als alles in Worten Ausgesagte. Nur diese Einsicht vermag ja die sogenannte künstlerische Darstellung menschlichen Lebens, insbesonders in der Form unpersönlicher Lyrik in der ersten Person, heute überhaupt noch zu rechtfertigen.«

44 Clotilde Zahlingen: geb. 3.6.1900, Raabs a. d. Thaya; gest. 4.4.1972, Wien. In den Meldeunterlagen des Wiener Stadt- und Landesarchivs ist als Beruf »Private« angegeben. Am 25.9.1926 hatte Zahlingen an Ficker geschrieben: »In einer Welt, die nicht an das Wort glaubt, das Wort nicht achtet und nicht hält, die nur dem Namen glaubt, nicht achtend, was der Name birgt, genug, wenn's nur ein wohlbekannter Name ist, dann ist der Name Kunst und dieser wird gedruckt. Diese Welt fliehend, erlaube ich mir, sehr verehrter

Herr Ficker. Ihnen namenlos entgegenzutreten, um meine Seele vor Ihre Füße zu legen. Es steht nun ganz in Ihrer Macht, auf dieselbe zu treten oder sie aufzuheben. Ich lege eine Auswahl meiner lyrischen Gedichte für Ihre Zeitschrift, den Brenner, bei und warte in großem Bangen auf Ihre Nachricht.» Die übersandten Verse sind mit Ausnahme des Gedichts *Mein Bild* nicht erhalten. Dieses hat Clothilde Zahling noch einmal mit der Hand abgeschrieben, »Herrn Ludwig Ficker in Dankbarkeit gewidmet« und ihrem Dankesbrief vom 29.10.1926 beigelegt; weitere schriftstellerische Tätigkeit konnte nicht nachgewiesen werden, auch der Kontakt zu Ficker ist damals abgebrochen.

Mein Bild

Ich möchte mein Portrait aus dem Spiegel zeichnen,
aber ich sehe mich nicht.
Nur aus dem Bild der Welt, das ich male,
leuchtet mein Wehgesicht.
Wie kann ich mein Einspiegelbild sehen,
wo ich ein Tausendgesicht habe?
Jeder Morgen bringt mir ein anderes.
Nacht ist es,
und ich fürchte mich vor dem Morgen,
vielleicht ist es der Letzte;
er wird mir das Dornenkronenschmerzgesicht aufsetzen.
O Vater — — —

45 Kom p a g n o n Lech n e r : Kurt Lechner, 1919/20 Partner Fickers im Brennerverlag (vgl. Bd. 2, 496).

K 6 s e 1 : Am 9.10.1926 hatte Haecker geschrieben: »Lieber Herr Ficker, ich werde nun noch immer häufiger aufgefordert, meine letzten Aufsätze zu sammeln und auch ich halte es für notwendig. Die darin behandelten Probleme werden neuerdings von Berufenen und namentlich Unberufenen so aufgegriffen, als ob ich überhaupt nicht da wäre. Es wird jetzt notwendig, daß die Sachen nebeneinander stehen und nicht zusammengesucht werden müssen. Nun tritt doch Muth an mich heran mit der Erklärung, daß Kösel das Buch auf der Stelle und in schöner Ausstattung herausbringen würde. Das hat, ich gestehe es, für mich etwas Verlockendes. Ich bitte um Ihre Nachricht, ob Ihnen an der Herausbringung des Buches sehr viel liegt. Im Sommer hatte ich den Eindruck, daß sie Ihnen mindestens jetzt nicht sehr erwünscht ist, so daß es Ihnen resp. Herrn v. Grote wohl lieber ist, wenn Kösel die notwendige Kapitalaufwendung und das finanzielle Risiko übernimmt. Auch für die Fortführung der Kleinen Bändchen zeigten Sie ja wenig Interesse.

Haben Sie wegen der Vorträge etwas gehört? Neff in Stuttgart hat wie ich höre, bereits ein Programm bis Ende Dez. verschickt.« Vgl. die Aufsatzsammlung Theodor Haeckers *Christentum und Kultur*. München: Josef Kösel & Friedrich Pustet 1927 mit folgenden Aufsätzen: *Christentum und Kultur. Sören Kierkegaard. Sören Kierkegaards Altarreden. Über Kardinal Newmans Grammatik der Zustimmung* (B VI, H.10, 772-790), *Über das Prinzip der Analogie* (B VII, Bd. 1, Frühling 1922, 42-57), *Über Francis Thompson und Sprachkunst, Kunst und Leben*.

K a t h o l i k e n n u m m e r d e r L i t e r a r i s c h e n W e l t : Jg. 2, Nr. 41, 8.10.1926; Sondernummer: *Katholische Literatur. Zur siebenten Jahrhundersfeier des Todes des Hl. Franziskus von Assisi (3. Oktober)*, Beiträge u.a.: Erich Przywara: *Katholizismus und Schöpfertum*, Paul Claudel: *Ballade*, Theodor Haecker: *Katholizismus und Literatur*, Willy Haas: *Hermann Bahr der Katholik*. Haecker vertritt in seinem Beitrag die Ansicht, daß Europa ohne den christlichen Glauben »nur ein Sandkorn im Wirbelwind der Meinungen, Ideen und Religionen« wäre. »Mit dem christlichen Glauben allein kann Europas glorreiche Literatur wiederauferstehen in neuer Gestalt, mit ihm allein können die Völker des Westens die unvermeidliche Aussprache mit denen des Ostens, die blutige und die unblutige, bestehen.« Die

Anzeige von *Satire und Polemik* erfolgte erst in der Nr. 43 vom 22.10.1926 mit folgenden Ausschnitten von den Besprechungen: *Karl Muth im Hochland*, *Neue Zürcher Nachrichten*, *Frankfurter Zeitung*, *Gottfried Hasenkamp in Orplid*. Ficker brachte in B X, Herbst 1926 eine ganzseitige Anzeige der Wochenzeitschrift mit Urteilen von Hugo von Hofmannsthal (wird anschließend zitiert), Monty Jacobs und Wilhelm Schmidbonn: »Hugo von Hofmannsthal: ... Ich finde die «Literarische Welt» wirklich ausgezeichnet redigiert, lebensvoll, unterhaltsam, unendlich viel berührend und groß am lebendigen Punkt – und was das Wichtigste mir erscheint: sie hat eine wirkliche Haltung in dem Ganzen«.

H a a s : Willy Haas; geb. 7.7.1891, Prag; gest. 4.9.1973, Hamburg. Redakteur, Schriftsteller (vgl. Bd. 1, 306). Haas hatte 1925 zusammen mit Ernst Rowohlt *Die literarische Welt* gegründet.

46 Neff: Der Paul Neff Verlag in Stuttgart, damals geleitet von Max Schreiber. Eine Korrespondenz mit dem Verlag ist nicht erhalten.

Herr v. Grothe: Günther von Grothe, Geschäftsführer des Universitäts-Verlags Wagner in Innsbruck; Ficker war sein Stellvertreter.

H i l t y : Carl Hilti; geb. 28.2.1833, Werdenberg/Kt. St. Gallen; gest. 12.10.1909, Clarens bei Montreux. Staatsrechtslehrer, Ethiker (vgl. Bd. 2, 533).

47 Vortragsbesprechungen: Nicht ermittelt.

Walser: Paul Walser; geb. 12.12.1894, St. Gallen; gest. 20.1.1966, Appenzell. Evangelischer Pfarrer. Von 1925-1928 bereiste Walser als Wanderprediger Rumänien (vgl. Bd. 2, 517).

Obermeier: Anspielung nicht ermittelt. *Petras Aufzeichnungen* hatten ein großes Echo in der Presse, Besprechungen erschienen u.a. in: *Vossische Zeitung*, 6.6.1926, *Fränkische Tagespost* (15.6.1926), *Innsbrucker Nachrichten*, 22.6.1926, wo Alfred Strobel drei Schriftstellerinnen nebeneinander stellte: Gräfin Franziska Reventlow, Anna Meyenberg, Paula Schlier. *Hamburgischer Correspondent*, 11.7.1926 (Verfasser Waldemar Gurian), *Bergische Tageszeitung*, 4.9.1926, *Nieuwe Rotterdamsche Courant*, 16.10.1926, *Buch- und Kunstrevue*, 1.12.1926, *Saarbrücker Zeitung*, 1.12.1926, *Magdeburgische Zeitung*, 5.12.1926, *Die Weltbühne*, 28.12.1926. Das Kapitel *In der Redaktion der Patrioten* fand dabei besonderen Anklang. Den eigentlichen Wert des Buches fanden die meisten Rezessenten aber darin, daß es von einer Frau, von einem neuen Frauentyp, verfaßt wurde. Als Beispiel ein Ausschnitt aus der *Fränkischen Tagespost*: »Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit« nennt Paulia Schlier das äußerlich schmale Buch, worin sie die Erinnerungen ihres bisherigen Lebens aufgezeichnet hat. Sind solche Aufzeichnungen für die Erkenntnis der Generation wichtig, die im und nach dem Kriege aufgewachsen ist, so werden sie es doppelt, wenn hinter ihnen ein weiblicher Mensch dieser Generation steht. Denn wir besitzen wohl männliche Lebens- und Zeitbilder in Fülle, tappen aber noch sehr im Dunkel, was den weiblichen Anteil am Erlebnis wie an der Gestaltung unserer Gegenwart betrifft. Hier füllt das Buch der jungen Paulia Schlier eine Lücke aus.« In der *Saarbrücker Zeitung* steht der Satz: »Der zukunftsreife weibliche Mensch unserer Generation, der sich hier erschließt und ahnen läßt, ist das Faszinierende und erfrischend Starke dieses Buches.« In der *Welt am Abend* (Berlin, Datum nicht ermittelt) wird auf das schriftstellerische Talent eingegangen: »Kaum jemals oder vielleicht noch nie wurden so sachliche Aufzeichnungen von einer Frau geliefert. Daneben erscheinen die Bücher der Lichnowski, der Huch und der Reventlow wie lyrische Unverbindlichkeiten.«

48 komm zurück: Schlier hielt sich damals bei Ihren Eltern in Ingolstadt auf.

Hildegard Jone: Eigentlich Hildegard Huber (Jone war ein Pseudonym); geb. 1.6.1891, Sarajewo; gest. 28.8.1963, Purkersdorf b. Wien, Malerin, Lyrikerin. Schon mit 16 Jahren begann sie zu zeichnen und zu schreiben. Noch vor dem Ersten Weltkrieg wurde sie von Josef Humprik, den sie am 29.3.1921 heiratete, an der Wiener Akademie zur Bildhauerin ausgebildet. 1918 Kontakt zu Karl F. Kocmata, in dessen Verlag (Verlag des Ver) Jones erster Gedichtband *Ring. Mein Bewußtsein!* erschien. Mitarbeit an der Zeitschrift *Ver*. Mitglied der

»Neuen Vereinigung Malerei – Plastik – Graphik«, ab 1920 Ausstellungen im Hagenbund, später in der Wiener Secession. Besuchte Anfang der 20er Jahre viele Vorlesungen von Karl Kraus. Anlässlich der Ausstellung im Hagenbund im Herbst 1926 lernte das Ehepaar Humplik Anton von Webern kennen, zu dem sich eine enge Freundschaft entwickelte. Vor 1930 Kontakt mit der von Romano Guardini und anderen herausgegebenen Zeitschrift *Die Schildgenossen*, in der Jone in den 30er Jahren hauptsächlich publizierte; daneben Veröffentlichungen in der Zeitschrift *Die christliche Frau*. Ab 1935 Kontakt mit dem Maler und Karl Kraus-Ubersetzer Albert Bloch. Werke u.a.: *Gedanken über Kunst*. In: *Katalog Neue Vereinigung Malerei – Plastik – Graphik*, 1919; *Anima. Gedichte des Gottesjahres*, 1948; *Tu auf Dein Herz*, 1948/49; Ferdinand Ebner: *Das Wort ist der Weg* (Hg.), 1949. Vgl. Thomas Reinecke: *Hildegard Jone. Leben und Werk*. Diplomarbeit. München 1988; Walter Methlagl: *Wage und Kristall. Georg Trakl – Hildegard Jone – Anton von Webern*. In: *das Fenster*, Jg. 21, H. 42, 4130–4134.

Geschenk der Bilderei: Humplik und Jone hatten zusammen eine Ausstellung im Hagenbund. Darüber berichtete die *Arbeiterzeitung* vom 4.10.1926: »Der Hagenbund hat in seinen Ausstellungsräumen in der Zedlitz-Halle den Bildhauer Josef Humplik und die Malerin Hildegard Jone zu Gast. Humplik ist ein Künstler, der selbst wenn er Bildnisse modelliert, stets von einer allgemeinen Idee ausgeht, aber doch niemals um des Ausdrucks willen die künstlerische Form sprengt, sondern sie gerade durch die nahezu bis zur geometrischen Vereinfachung gehende strenge, wohl abgewogene und rhythmisierte künstlerische Form zur Anschauung zu bringen versteht. Unter seinen größeren Arbeiten interessiert besonders ein in Gips ausgeführtes Standbild Matteottis, das zwar dessen Züge trägt, aber doch mehr ideell als bildhaft aufgefaßt ist und vor allem die Erinnerung an das Wirken dieses großen Wegweisers des italienischen Proletariats festhält. Von andern größeren Arbeiten sind ›Der Kuß‹ und das ›Frühlingserwachen‹ hervorzuheben, in denen das, was ihr Titel besagt, mit den einfachsten Mitteln zum Ausdruck gebracht ist. In den Bildnissen des Künstlers, die wie viele andere seiner Schöpfungen diskret bemalte Terrakotten sind, ist das Wesentliche des Charakters der Dargestellten zum allgemein menschlichen Typus erhoben. Akte und Zeichnungen sowie kleine Entwürfe zu größeren Arbeiten vervollständigen den Einblick in das Schaffen dieses ernsten Künstlers.

Hildegard Jone ist eine Lyrikerin des Pinsels. Die natürlich, aber schemenhaft gestalteten Gegenstände geben nur das Motiv der zarten Stimmung an, die aus der dünn aufgetragenen, weich verfließenden hellen Farbe entwickelt wird. Oft tritt der Gegenstand nahezu ganz gegenüber der fein klingenden Farbenmusik zurück, sodaß man an absolute Malerei denkt. Niemals will die Künstlerin bloß subjektive Stimmungen, immer nur die Stimmung, die in dem Wesen der Dinge selbst begründet ist, zum Ausdruck bringen und niemals hat sie dabei bloß das individuelle Ding im Auge, sondern immer die Art, die Gattung. Daher die Titel ihrer Gemälde: *Die Blumen*, *der Löwenzahn*, *der Winter*, *der Herbst*, *der Hochsommer*, *das Meer*, *der Bergsee*, *das Dorf*. So groß der Gegensatz zwischen der wie ein Traumbild flüchtigen Form der Malerin Jone und der kubisch verfestigten Form des Bildhauers Humplik ist, darin, das innerste Wesen der Natur künstlerisch interpretieren zu wollen, darin sind sie miteinander eins und darin sind sie beide eins mit allen modernen Künstlern. A. M.« – Über das Standbild des 1924 ermordeten Generalsekretärs der Sozialistischen Partei Italiens, Giacomo Matteotti – er war ein erbitterter Gegner des Faschismus – hat Jone das Gedicht *Von einem Standbild des Giacomo Matteotti* (B XI, Frühling 1927, 126) verfaßt.

49 Bild vom Friedhof: Vgl. Ficker an Schlier, 8.11.1926: »Hildegard Jone hat mir das Bild ›Der Friedhof von Mühlau‹ geschickt. Es ist eine vollständig verwirklichte Traumlandschaft, die einen umso mächtiger anzieht, je länger man davor verweilt: voll geistlicher Dämmerung wie Trakls Dichtung.«

die Trakl-Büste: Vgl. Bildteil, Nr. II.

Aufsatz Carl Dallago: *Die rote Fahne*, B X, 123–212. Darin schreibt Dallago u. a.: »Nicht zufällig trifft es sich, daß heute von Rom aus die Wiedervereinigung der sogenannten christlichen Kirchen zur Weltkirche eifrigst erstrebtt wird und gleichzeitig neben-

her und der Kirche huldigend der Fascismus läuft, diese römisch-heidnische und christlich-katholische Zwittererscheinung, in der das Römische wie das Christliche nur in Verfallsform auftritt. Daß die erstrebte Wiedervereinigung nicht Glauben, sondern Glaubensmangel bekundet, habe ich schon angedeutet. Und vom Fascismus ist zu sagen, daß dahinter, wie davor, ein machthungiges Großmaul steht, das bisher noch immer jene verraten hat, durch die es emporgekommen ist. Aber wenn ein Volk einem blinden Hochhinauswollen verfällt, das ihm ein Gewalthaber beständig und verlockend vor Augen stellt, muß es schließlich alles Vermögen zur Besonnenheit verlieren und unterliegt dem Verführer in blinder Begeisterung, ihm Großtaten andichtend, die nicht getan wurden, oder zu Großtaten erhebend die Scheintaten, mit denen er sich brüstet. Man suche doch nach den Großtaten des Fascismus! (Wohl sah ich bewaffnete Fascistenhorden meine Vaterstadt durchstreifen, und während eines Festes wurde ein Bürger von rückwärts erschossen; zur Zeit der Wahlen aber troffen die fascistischen Plakate von Lügen. Einzelne Bürger und Wahlkandidaten wurden von bewaffneten Rotten auch verprügelt, und bei helllichtem Tage drangen solche Burschen in das Bozner Bahnhofspostamt ein, stürzten sich auf die deutschen Zeitungen und verbrannten sie am Bahngleise. Natürlich blieben die Täter unbestraft, weil man sie, die man nicht ermitteln wollte, nicht ermitteln konnte. Im alten Italien ging es noch schlimmer zu: die Bearbeitung mit Rizinusöl und Knüttel nahm dort öfters einen tödlichen Ausgang. Es gehörte so zum Tatendrang des Fascismus, von dem sein Duce behauptet, daß er »eine stolze Leidenschaft der besten italienischen Jugend« sei.) (127f.)

»Wo noch der Mensch sich Kopf und Herz wach erhält, muß darum das Tun Roms, des päpstlichen wie des fascistischen, als widerchristlich und verwerflich erkannt werden. Es kann in einem kein Treugelöbnis, sondern nur das Bedürfnis nach Scheidung von Rom auslösen, dessen Treulosigkeit der Lehre Christi gegenüber sich beständig fühlbar macht. Die ganze politische Repräsentation des Papstes enthüllt sich da als Trugbild, ja als Widersachertum des Christlichen, so daß man sich mit Widerwillen davon abkehrt und das Fascist- und Gewalttätig-sein wohl dem Katholik-sein überläßt, überzeugt davon und daran festhaltend, daß Satzungen zu gehorchen, die menschliche Willkür und wahnwitziges Hochhinauswollen geschaffen haben, sich mit Christsein nicht verträgt, weil der Christ immer und unerschütterlich Gott mehr zu gehorchen hat als den Menschen.« (153)

»Theodor Haeger ist Proselyt und zum römischen Katholizismus übergetreten, weil er von diesem die Lehre Christi wohl am reinsten gewahrt glaubte. Ob er das heute noch glauben kann, dem Beispiel nach, das die oberste offizielle Leitung seiner Kirche gibt und das dafür zeugen muß, ob die Reinheit der Lehre gewahrt wurde oder nicht? Denn zu fragen ist: Kann das Aufkommen einer maßlosen Verwirrung zur Wahrung der Reinheit der Lehre beitragen? Und muß die Verbindung von Katholizismus und Fascismus nicht maßlos verwirren, da dieser bestenfalls die Deifikation des Staates ist, mit der die Bestifikation des Menschen gleichen Schritts hält, jener aber beansprucht die Lehre Christi am reinsten gewahrt zu haben, was er doch auch zum Ausdruck bringen müßte? Muß darum die Verwirrung nicht noch zunehmen, wenn die oberste Amtsstelle der Kirche gerade zur Zeit ihres Zusammengehens mit dem Fascismus, auf den die sozialistische Gesinnung wie ein rotes Tuch auf den Stier wirkt, die Einsetzung des sozialen Königiums Christi begeht? Und wie ist es vollends möglich, daß die fascistische Regierung, die sich zur Lösung gemacht hat, jede Gegnerschaft mit allen Mitteln der Gewalt zu unterdrücken, so daß der Gegner, falls er sich irgendwie öffentlich äußert, beständig an Gesundheit, an Freiheit, an Besitz, ja selbst am Leben bedroht erscheint, sich mit der Kirche verbünden darf, um justament »die siebente Zentenarfeier« des heiligen Franziskus, der die Seinen anwies, den pestkranken Mitmenschen mit dem Munde den Eiter aus den Beulen zu saugen, als Staatsfeier zu begehen, und daß die Presse – die katholische wie die fascistische (es ist schon eins, denn gründlich korrupt sind sie beide) – berichten kann, diese Jahrhunderfeier bedeute den Anfang einer Wiederannäherung zwischen dem italienischen Staat und dem Vatikan.« (174f.)

Leitgebs Verse *Gestaltung des Jahres* wurden dann doch – ohne Kommentar – unmittelbar vor Dallagos Aufsatz *Die rote Fahne* in B X, 1926, 119-122 veröffentlicht. Vgl. auch die Tagebuchnotiz von Karl Röck (RTB, Bd. 2, 398): »Dem Leitgeb rat ich am 9., nicht Heraus-

nahme seiner Gedichte aus dem Brenner (wegen Dallago contra Mussolini) dem Ficker zuzumuten, sondern Alternative zu stellen; Leitgebs Nichtmitverantwortlichkeit anzumerken. Er schreibt allzugleich Brief in diesem Sinn an Ficker, kommt aber dadurch in unangenehme Lage diesem gegenüber. Dallago ist übrigens vor Erscheinen seines Aufsatzes samt Familie nach Nordtirol entwichen, übersiedelt, wohnt in Barwies. Treff ihn am 11. am Maxtisch. (= Stammtisch der Brenner-Runde im Café Maximilian in Innsbruck). In einem Brief an Ficker vom 15.9.1926 hatte Dallago bereits von der notwendigen Übersiedlung gesprochen.

50 *w u n d e r s c h ö n e B i l d*: *Der Friedhof von Mühlau.*

51 *d a B die Seele sich anschickt . . .*: Anspielung auf Trakls Vers: »Es ist die Seele ein Fremdes auf Enden« im Gedicht *Frühling der Seele* (HKA I, 141).
d e n b e i l i e g e n d e n B r i e f: Ficker an Schlier, 12.11.1926.
g e p r ü f t e M e n s c h e n: In ihrem Brief vom 22.11.1926 hatte Wied von ihrem labilen seelischen Gleichgewicht berichtet, das sie bewogen hatte, bei einer zweimaligen Durchfahrt durch Innsbruck nicht bei Ficker Station zu machen.

52 *e i n e n T r a u m*: Paula Schlier: *Die Welt der Erscheinungen*, B XI, Frühling 1927, 47-51, hier 50f. In München läßt Schlier Frau Jone auf der Straße Grete Trakl entdecken; »im gleichen Augenblick, als sie Trakls Schwester erkannt hatte, wurde uns allen die Tragweite dieser Begegnung und, mehr als dies, die Bedeutung der ganzen großen Sache des toten Dichters mit einem einzigen Blick auf das Gesicht Frau Jones klar [...]. Es [Grete Trakl] war ein Wesen, dessen Gesicht und Haltung sofort unter allen Menschen auf der Straße auffallen mußte. Sie war klein, beinahe ein wenig verwachsen, ärmlich gekleidet; den Kopf trug sie vorgeneigt; das Gesicht war sehr groß, bleich, die Haare schwarz; die untere Gesichtspartie war sehr ausgebildet und diese Partie war es, die dem Antlitz etwas von einem wilden Tiere gab. Unter der Stirn jedoch – diese selbst fiel mir nicht auf, vielleicht war sie auch von Haaren verdeckt – lagen ein Paar große, vollständig schwarze Augen, die ohne Leuchten waren, jedoch brannten, glühten, die Augen einer Meduse.«

I h r e M u t t e r: Amelie Huber-Deym (1864-1953).

M a t t e o t t i: Am 3.11.1926 hatte Humplik an Ficker geschrieben: »Ich habe meine Matteotti-Figur den Arbeitern Wiens geschenkt, diese Angelegenheit ist noch nicht ganz erledigt.« In einem Postkriptum zu ihrem undatierten Brief [ca. 24.11.1926] berichtete Jone: »Das Geschenk an die Arbeiter Wiens, die Matteotti-Figur, ist nicht angenommen worden. Es wird meinem Mann, der mit so viel Ehrfurcht und Freude am Werke war, sehr weh tun.« Näheres konnte nicht ermittelt werden.

53 *n e u e B r e n n e r f o l g e*: Die zehnte Folge, Herbst 1926, hatte folgenden Inhalt:
2 Petrus I, 19; Ferdinand Ebner: *Die Wirklichkeit Christi*; Anton Santer: *Passion und Ende des zwiespältigen T.*; Paula Schlier: *Das Menschenherz*; Josef Leitgeb: *Gestaltung des Jahres*; Carl Dallago: *Die rote Fahne*; Mitteilungen (*Nachtrag zu den Briefen Georg Trakls, Das Grabmal für Georg Trakl, An die Subskribenten des Nachlasses von Franz Janowitz*).
i n j e n e r B e g e g n u n g: Auf einer Postkarte, Buzau, 25.8.1926 hatte Walser für Mitte September einen Besuch bei Ficker angekündigt.
2 R e f e r a t e n u n d e i n e n N a c h w o r t: Erst in Jg. 4 des *Klingsor*, 1927, 385-388 konnte ein Aufsatz von Walser: *Zur religiösen Krisis der Gegenwart* nachgewiesen werden.

55 *S a n t e r*: Anton Santer: *Abschluß*. Innsbruck: Brenner Verlag 1925; Anton Santer: *Die Stationen des Leumant V*. Innsbruck: Brenner Verlag 1922. Ficker hatte im *Brenner* eine ganzseitige Anzeige von Anton Santer gebracht und eine Besprechung von Otto Basil aus dem *Klingsor* zitiert.

B a c h o f e n a r b e i t : *Der Mythos von Orient und Occident. Eine Metaphysik der Alten Welt. Aus den Werken von J.J. Bachofen.* Mit einer Einleitung von Alfred Baeumler, hrsg. von Manfred Schröter. München: Beck 1926.

56 H a m s u n : Knut Hamsun, der 1920 für seinen Roman *Segen der Erde* den Nobelpreis erhalten hatte, war damals einer der Lieblingsautoren von Paula Schlier.

K a r l W o l f s k e h l : geb. 17.9.1869, Darmstadt; gest. 30.6.1948, Auckland/Neuseeland. Lyriker, Übersetzer, Kulturschriftsteller. Studierte Germanistik und allg. Sprachwissenschaft in Berlin, Leipzig und Gießen (Dr. phil.), hielt sich meist in München München auf, emigrierte 1933 in die Schweiz, 1938 nach Neuseeland. Wolfskehl gehörte neben Ludwig Klages, Alfred Schuler und Stefan George zum Kreis der Kosmiker in München und war einer der Hauptmitarbeiter an den *Blättern für die Kunst*, Werke u.a.: *Deutsche Dichtung (Jean Paul, Goethe, das Jahrhundert Goethes)* (zsm. mit Stefan George), 1900-1902, *Saul* (Drama), 1905; *Wolf Dietrich und die rauhe Els*, 1907; *Der Umkreis* (Gedichte), 1927; *Das Buch vom Wein* (zsm. mit Curt Sigmar Gutkind), 1929; *Sang aus dem Exil*, 1950.

a u s m e i n e r Z u s c h r i f t : Karl Wolfskehl an Ficker, 11.12.1926: »Von vielen Seiten werde ich veranlaßt Ihnen beiliegenden Aufsatz zu schicken. Ich tue es gern da es sich um Ihren [herrlichen] und so echten Landsmann darin handelt, gern auch weil ich viel über Sie erfuhr und mich darum freue Sie auf diese Weise begrüßen zu können.«

D e r A u f s a t z : Karl Wolfskehl: *Der Fragmentist. Jakob Philipp Fallmerayer (1790-1861)*. In: *Frankfurter Zeitung*, 2.5.1926 (vgl. Karl Wolfskehl: *Gesammelte Werke*, Bd. 2, 1960, 298-303). – Jakob Philipp Fallmerayer: geb. 10.12.1790, Pardorf bei Brixen; gest. 26.4.1861, München. 1826-1834 Prof. für Universaltheorie und Philologie in Landshut. 1831-1834 mehrere Orient-Reisen, danach lebte er von seinen publizistischen Arbeiten vor allem in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*. Abgeordneter der dt. Nationalversammlung in Frankfurt. Vgl. seine *Gesammelten Werke: I Neue Fragmente aus dem Orient, II Politische und culturhistorische Aufsätze, III Kritische Versuche*, 1861.

G r e t e G u l b r a n s s o n - J e h l i : geb. 31.7.1882, Bludenz; gest. 27.3.1934, München. Vorarlberger Heimatdichterin, Gattin des *Simplicissimus*-Zeichners Olaf Gulbransson. Werke u.a.: *Gedichte*, 1914; *Ewiger Ruf* (Gedichte), 1922; *Geliebter Schatten. Chronik der Heimat*, 1936.

57 A n z a h l u n g e d r u c k t e r B r i e f e : Nicht ermittelt.

D i e S e l b s t k a r i k a t u r : Marginalzeichnung Georg Trakls, vermutlich Herbst 1913, vgl. Bd. I, Bild Nr. 44.

A u s w a h l a u s d e n G e d i c h t e n : Diese Auswahl war die Grundlage für die Gedichtauswahl die Ficker von Hildegard Jone unter dem Titel *Der Mensch im Dunkeln* in B XI, 101-165 publiziert hat. Außerdem hat Jone »Ludwig Ficker, dem einzigen Freunde Georg Trakls« zu Weihnachten 1926 eine Gedichtsammlung mit dem Titel *Georg Trakl* gewidmet.

58 F a l l m e r a y e r v e r o f f e n t l i c h u n g e n : Im Nachlaß Fickers ist davon nichts erhalten. Nach diesem Brief scheint der Kontakt völlig abgebrochen zu sein.

F e r d i n a n d e u m s : Tiroler Landesmuseum Ferdinandea in Innsbruck, in dem der Nachlaß von Fallmerayer liegt.

60 B e r l i n e r B e s p r e c h u n g e n : Manfred Georg: *Nacht über Russland und Bayern. Wera Figner und Paula Schlier*. In: *National-Zeitung*, Berlin, 7.1.1927: »Zwei Frauen haben von ihrem Leben geschrieben. Die eine ihre Lebensgeschichte, die andere gibt nur ein paar Blätter aus ihrer Jugend. Sie gehören nicht zusammen. Sie leben auf einer Erde und doch wie auf zwei verschiedenen Planeten. Die eine beendet ihr Sein in dieser Zeit, die andere fängt es an. Die Russin Figner hat mythisches Ausmaß, ist von einer großen, starren Kälte des Herzens und einem brennenden Geist, die Deutsche Schlier ist lyrisch, grüblerisch, noch ganz unfertig. Und doch von vielen Keimen knospert.« Im Folgenden werden das

Buch von Figner *Nacht über Rußland* und Petras *Aufzeichnungen* vorgestellt. Am Schluß heißt es: »Aber die Schlier ist, und sie verrät es in manchen lyrischen Absätzen, nicht nur Beobachterin, sondern vor allem auch Mensch der deutschen Erde, und so klingt aus des Buches tiefstem Grund klagend der Schrei nach Erlösung von dem Spuk dieses Lebens.« Welche anderen Besprechungen Ficker noch gesandt hat, konnte nicht ermittelt werden.

G u t k i n d : Curt Sigmar Gutkind: geb. 29.9.1896, Mannheim; gest. 1.7.1940 bei einem Schiffsunglück vor Isle of Wight/GB. Meldete sich 1915 freiwillig zum Militärdienst, 1918 verwundet (50%ige Invalidität). 1919/20 Studium der romanischen Philologie in Frankfurt und Heidelberg, 1921 in Florenz. 1922/23 Gymnasiallehrer, 1924–27 Lektor an der Universität Florenz, 1928 Privatdozent an der Handelshochschule Mannheim, Dolmetscherinstitut. 1933 Übersiedlung nach Frankreich; Vorträge über den italienischen Humanismus an der Sorbonne, 1935/36 Lektor für Italienisch in Oxford. 1936–1940 Reader in Italian am Bedford College for Women, Univ. of London. Gutkind, der als deutscher Emigrant inzwischen die italienische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, sollte nach dem Kriegseintritt Italiens an der Seite Deutschlands in ein Internierungslager auf die Isle of Wight gebracht werden; das Schiff, auf dem er sich befand, lief auf eine Mine und sank. Werke u.a.: *Herren und Städte Italiens. Eine Wanderchronik*, 1928; *Molière und das komische Drama*, 1928. Übersetzer u.a. von Pirandello und Diderot, Herausgeber von: *Sette secoli die poesia italiana* (1923); *Das Buch vom Wein* (zs. mit Karl Wolfskehl), 1927; *Frauenbriefe aus der ital. Renaissance*, 1928; *Mussolini und sein Faschismus* (Einleitung B. Mussolini), 1928; *Frauenbriefe aus der franz. Renaissance*, 1929. – Der Brief von Gutkind an Schlier konnte nicht ermittelt werden. Das Ehepaar Laura, geb. Kutzer und Curt Gutkind war später mit der Familie Ficker in einer engen Freundschaft verbunden.

U n r u h : Anspielung auf die Sammlung *Fritz von Unruh. Auseinandersetzung mit dem Werk*. Frankfurt/M.: Frankfurter Societäts-Druckerei 1927. Enthält Aufsätze von Curt Sigmar Gutkind (7–40), Rudolf Ibel, Luc Durstain und einen Vorspruch des preußischen Kultusministers C. H. Becker. Gutkind stellt Unruh als Dramatiker neben Kleist. Ausführlich behandelt er die Tragödie *Ein Geschlecht* (1. Teil einer Trilogie, 1917), die auf dem Hintergrund des Elementareignisses Weltkrieg spielt. Die Hauptfiguren sind die Mutter, der älteste Sohn und die Tochter (die im Inzest leben). »Aus dem chaotischen Zusammensturz aller Normen entsteht dem Sohn ein neues Gesetz, das untrüglich ist: die Sprache des Blutes« (24). Im zweiten Teil der Trilogie (*Platz*, 1920) sieht Luc Durstain die Grundaussage des Schaffens von Unruh: »Hier berührt Unruh zum ersten Male, worum es ihm geht: um die Erlösung des Blutes im Geiste und des Geistes im Blute, um eine Einheit der Lebenselemente Blut und Geist im liebenden Menschen; es geht ihm um den «Bund des Geistes mit dem klopfenden Herzen»« (56).

T r a u m a u f z e i c h n u n g e n a u s F r a n k f u r t : Nicht ermittelt.

62 d e n b e i l i g e n d e n B r i e f : Nicht ermittelt.

I h r e N a c h r i c h t e n : In der Folge der Briefe von Ficker an Haecker klafft eine Lücke zwischen dem 14.11.1926 und dem 3.10.1927.

D e r V o r t r ä g : Vgl. Anzeige in F 743–750, Dezember 1926; »Kleiner Konzerthaussaal / Sonntag, den 9. Januar 1927, pünktlich 7 Uhr / Vortrag Theodor Haecker / über Sören Kierkegaard / Karten in der Buchhandlung Richard Lányi, Wien, I., Kärntnerstraße Nr. 44«. In F 751–756, Februar 1927, 91f. bemerkte Kraus dazu folgendes: »Ich interessiere mich sonst nicht sehr dafür, was irgend jemand mit dem angebrochenen Abend anfängt. Aber ausnahmsweise möchte ich doch wissen, wo sich die Angehörigen der Gesellschaft, die sich das geistige Wien nennt, aufgehalten haben, als Theodor Haecker über Kierkegaard sprach. Sie mögen sich darauf berufen, daß ihnen eine geistige Begegnung verborgen bleiben mußte, die auf dem Umschlag der Fackel angekündigt war. Aber hatte sie denn nicht die Neue Freie Presse aufmerksam gemacht? Was wieder das geistliche Wien anlangt, so kann es sich gleichfalls nicht auf die Fackel ausreden, denn es hatte ja eine Ankündigung in der Reichspost gelesen. Freilich hätte man beide Gruppen nicht vermisst, wenn die Leser der Fackel, auf die sonst der Hinweis in einem »unverkäuflichen Anzeigen-

raum« stärkeren Eindruck macht, sich begnügt hätten, den halben Saal einzunehmen. Wozu allerdings wieder gesagt sein muß, daß die Leser der Tagespresse nicht einmal in diesem Ausmaß beteiligt sind, wenn das geistige Wien selbst zu ihnen spricht.«

L a n y i s : Richard Lányi: geb. 9.12.1884, Wien; gest. 28.5.1942, Auschwitz. Buchhändler, Verleger. Die Buchhandlung Lányi war auch Kartenbüro für die Vorlesungen von Karl Kraus (vgl. Bd. 2, 519).

F i s c h e r s : Heinrich Fischer: geb. 22.8.1896, Karlsbad; gest. 16.3.1974, München. Dramaturg, Schriftsteller. Lebte als freier Schriftsteller in Berlin. 1920–1924 Mitarbeiter der *Weltbühne* und Dramaturg von Berthold Viertels Theater *Die Truppe*, danach Lektor im Drei-Maskenverlag, 1926 Chefdramaturg in den Münchener Kammerspielen, 1928–1931 am Theater am Schiffbauerdamm in Berlin, 1931–1933 erneut an den Münchener Kammerspielen. 1933 Emigration nach Prag, 1940 nach England, dort Autor und Regisseur der BBC. Kehrte 1956 nach Deutschland zurück, lebte in München, Chefdramaturg des Bayerischen Fernsehens. Freund und späterer Nachlaßverwalter von Karl Kraus. Schriften u.a.: *Ungeschminkt* (Essay), 1931; *Karl Kraus und die Jugend* (Essay), 1934; *Erinnerungen an Karl Kraus*, 1937; *Die Wette mit dem Tod*, 1947; *Der Märchenprofessor von Oxford*, 1947; Herausgeber der Sämtlichen Werke von Karl Kraus, 14. Bde. 1954–1970. Ficker stand mit Fischer bereits seit November 1919 in schriftlichem Kontakt: Fischer hatte mehrere Gedichte für die Veröffentlichung im *Brenner* zugesandt; dazu ist es aber nicht gekommen. Paula Schlier lernte Heinrich Fischer Ende 1926 im Kreis von Schauspielern der Kammerspiele in München (u.a. Kurt Horwitz und Ernst Ginsberg) kennen. »Es war die Zeit des großen Theaters in München unter der Regie von Otto Falckenberg, dem schöpferischen Neugestalter klassischer und moderner Kunstwerke. Unvergeßlich z.B. die Aufführung der ›Dreigroschenoper‹ von Bert Brecht, in der Hauptrolle: Kurt Horwitz als Mackie Messer. Oder die Komödien von Mollière mit Ernst Ginsberg; z.B. als »Le Misanthrope«, der »Geizige« usw.« (Paula Schlier: *Lebensbericht*, 37).

D i e I t a l i e n e r S t i m m e : Nicht ermittelt.

63 D e i n R o m a n f r a g m e n t : Seit Anfang 1926 versuchte sich Schlier an einem Roman, von dem sie sich eine finanzielle Absicherung versprach. Der Roman ist nicht zustande gekommen, das hier angesprochene Romanfragment ist nicht erhalten, ebensowenig sind es die Traumaufzeichnungen *Entscheidung* und *Passion*.

64 »F r a u i m S t a a t « : Nicht ermittelt.

66 P a u l B a r g e r : geb. 18.3.1889, Thüringen/Vorarlberg; gest. 31.12.1951, Gallspach/OÖ. Arzt; seit 1921 Lepraarzt auf Java; dort hatte er Anfang 1923 die Schauspielerin Irma Strunz geheiratet (vgl. Bd. 2, 541).

67 S c h r i f t e n G a n d h i ' s : Mahatma Gandhi: *Jung-Indien. Aufsätze aus den Jahren 1919–1922*. Auswahl von Romain Rolland und Madelaine Rolland. Zürich: Rotapfel-Verlag 1924 (Mahatma Gandhi, Schriften 1).

68 e i n e n B a n d G e d i c h t e : Nicht ermittelt.

69 e i n L i e b e s z e i c h e n : Jone an Ficker, 4.2.1927: »Ihre Frau hat mir geschrieben, wie schlecht es mit dem armen Herrn Sailer steht. O der arme, arme Mensch! Wie viel Leidensstationen stehen ihm bevor! Ich möchte ihm brennend gerne eine kleine Freude machen; vielleicht mein kleines ›Sonne‹-Bild aus Wien an Ihre Mühlauer Adresse senden lassen, damit es ihm Ihre lieben Kinder bringen könnten.« Dazu ist es dann im März tatsächlich gekommen. – Anfang September hat sich das freundschaftliche Verhältnis zwischen Ficker und Sailer wieder hergestellt (vgl. Ficker an Schlier, 4.11.1927).

D a l l a g o : Am 22.12.1926 bricht der schriftliche Kontakt mit der Empfangsbestätigung Dallagos über eine Spende von S 30 ab. Dallago ist somit als Mitarbeiter des *Brenner* ausgeschieden. – Dallago zeigte sich gegen Trakl reserviert. Vgl. vor allem Dallagos Brief

vom 1.7.1913 (Bd. 1, Nr. 174, 169f.), auf den hin er von Ficker in einem Brief scharf zurechtgewiesen worden sein muß, wie sein vorsichtig formulierter Antwortbrief vom 8.7.1913 (Bd. 1, Nr. 177, 171-173) zeigt.

Haecker: Haecker an Ficker, 22.11.1926: »Ich danke Ihnen für Ihren Brief und der Zusendung des Brenner und ich freue mich, daß vieles klarer wird, wenn auch unter vielen Leiden.«

70 Thres letzten Briefes: Ebner an Ficker, 20.12.1926: »Und die Dinge meines Lebens haben ein Aussehen angenommen – endgültig, ich weiß es, wenn ich es mir auch nicht gerne eingestehe – dem gegenüber ich mich nicht zurechtfinde, ja, eigentlich ist mir momentan so, als würde ich mich überhaupt nicht zurechtfinden.« Im selben Brief berichtet er, daß er einen Brief von Cissi von Ficker erhalten habe, in dem diese die Ereignisse in der Familie Ficker kaum angedeutet und mit viel Liebe von Ludwig von Ficker und den Kindern geschrieben habe. – Ebner hatte sich seit der Bekanntschaft mit Ludwig von Ficker schon mehrmals in einer Krise befunden: Ficker hatte beispielsweise in einem Brief vom 24.1.1925 (Bd. 2, Nr. 616, 398) Ebner mit ähnlichen Worten wieder aufgerichtet.

71 Waldemar Gurian: geb. 13.2.1902, St. Petersburg, gest. 26.5.1954, South Haven/Mich. Schriftsteller, kath. Publizist, Dr. phil. 1923-1924 in der Redaktion der *Kölnischen Volkszeitung* tätig; lebte als freier Schriftsteller in Godesberg. Emigrierte 1934 in die Schweiz, 1937 in die USA. Prof. für pol. Wissenschaften in Indiana, seit 1939 Hrsg. von *The Review of Politics*. Werke u.a.: *Die deutsche Jugendbewegung* (Diss. Köln), 1923; *Die Kirche und die Action française* (Flugblatt), 1927; Katholisches Frankreich (Hrsg.), 1927; *Die politischen und sozialen Ideen des Französischen Katholizismus 1789-1914*, 1929; *Der Faschismus* (Flugblatt), 1929; *Der katholische Publizist*, 1931; *Der Bolschewismus. Einführung in Geschichte und Lehre*, 1931; *Der Kampf um die Kirche im Dritten Reich*, 1935; *Marxismus am Ende*, 1936. Absage Rockenbachs: Am 10.2.1927 hatte Gurian geschrieben: »Selbstverständlich erteile ich Ihnen gerne die Nachdruckserlaubnis für den Brenner. Sie können also – ohne Honorarzahlung, das ist klar – mit Quellenangabe den Maritainaufsatzen und einige Abschnitte der Bloy Auswahl abdrucken. Ich muß nur noch bei Dr. Rockenbach die Zustimmung einholen, an der aber – bei Ihrer Bereitschaft zur Quellenangabe und zum evtl. Überlassen einer Seite zur Orplidanzeige – wohl kein Zweifel ist!« Am 28.3.1927 schrieb der Schriftleiter des *Orplid*, Martin Rockenbach an Ficker: »Ich freue mich sehr darüber, daß Sie nun doch noch im Brenner Bloy-Stücke abdrucken werden.« Vgl. Léon Bloy: *Die Kunst und unsere Zeit*, B XL, Frühling 1927, 82-87. In den *Notizen* (156f.) hat Ficker u.a. folgendes angemerkt: »Über Léon Bloy den ›Schreier des Absoluten in einer Zeit, die vor nichts so sehr Abscheu hat wie vor dem Absoluten‹, über diesen Pamphletisten ›aus Empörung und Liebe‹ der seine Schreie ausstieß ›in finsterer Verzweiflung über sein besudeltes Ideal‹ orientiert in vortrefflicher Weise ein von Waldemar Gurian zusammengestelltes Sonderheft ›Katholisches Frankreich‹ der Monatsschrift ›Orplid‹ vom Jänner 1927, dem auch die wenigen Proben aus Bloy (übersetzt von ten Holder) entnommen sind, die mit Erlaubnis der genannten Zeitschrift in die vorliegende Brennerfolge eingerückt wurden.«

»Da dem Brenner vielleicht keine Möglichkeit mehr gegeben ist, sich mit der Erscheinung dieses ›Pilgers des Absoluten‹ zu befassen, bei dem das Ich – wie Waldemar Gurian an anderer Stelle (in einem Aufsatz der Zeitschrift ›Abendland‹, Köln, Jänner 1927) ausführt – ›nicht als ein privates Individuum aufzufassen ist, sondern als Organ einer providentiellen Mission, an die sein Leben unter Umständen gar nicht heranreicht, der seine faktische Existenz vielleicht gar nicht entspricht‹, so seien die Leser des Brenner zur näheren Orientierung an die genannten Stellen verwiesen und die Mitteilung daran geknüpft, daß Waldemar Gurian eine deutsche Ausgabe der Hauptwerke Léon Bloys vorbereitet, der arm und verkannt, ein Siebzigjähriger, 1917 in Bourg-la-Reine gestorben ist.« – Léon Bloy: geb. 11.7.1846, Périgueux; gest. 3.11.1917, Bourg-la-Reine. Katholischer Schriftsteller (vgl. Bd. 2, 499). Das Sonderheft des *Orplid*, Jg. 3, H. 10, Januar 1927 hatte folgenden Inhalt: Jacques Maritain: *Léon Bloy*; Léon Bloy: *Auswahl* (u.a. *Aus den Briefen an seine Braut*, übersetzt von ten Holder und Aus

den Tagebüchern); Karl Eschweiler: *Der Künstler und der Weise*; Roland Dalbiez: *Der Thomismus im gegenwärtigen Frankreich*; Robert Denis: *Die Prinzipien der Literaturkritik bei Henri Massis*; Pierre Linn: *Das Dilemma der katholischen Jugend Frankreichs*; Waldemar Gurian: *Bloy, Maurras, Maritain*.

Oesterreicherheft: Jg. 3, H. 6, September 1926. Inhalt: Friedrich Schreyvogl: *Österreich*; Otto Stoessl: *Antike Motive*; Max Mell: *Malerlegende*; Richard Billinger: *Neue Gedichte*; Walter Eidlitz: *Der Gewaltige*; Alexander Lernet-Holenia: *Drei Gedichte*; Friedrich Schreyvogl: *Das dritte Reich*; Georg Terramare: *Preis des Geistes*.

ten Holder: Clemens ten Holder; geb. ca. 1904, Bekannter von Theodor Haacker, Kierkegaardübersetzer (vgl. Bd. 2, 552f.).

72 Artikel über Bloy: in der Zeitschrift *Abendland*, Jänner 1927.

Auswahlband aus Bloys Tagebüchern: Wurde nicht verwirklicht.
Heil durch die Juden: Le Salut par les Juifs war 1924 auf Französisch in Wien erschienen; eine Übersetzung durch ten Holder oder Gurian ist nicht nachweisbar.

Briefe an die Braut: Erschienen 1935 bei Pustet in Salzburg, allerdings in einer Übertragung von Karl Pfleger. 1936 brachte ten Holder bei Pustet in Salzburg die Übersetzung *Das Blut der Armen*, 1950 bei Klett in Stuttgart *Die Armut und die Gier* heraus.

73 Fritz Schey: eigentlich Friedrich Schey; geb. 8.11.1887, Graz; gest. 8.6.1961, Córdoba. Studierte an der Wiener Handelsakademie. Freiwillige Teilnahme am Ersten Weltkrieg, u.a. als Oberleutnant in Russland. Danach war Schey in England (London), Deutschland (u.a. München) und Holland im internationalen Bankwesen beschäftigt. Nach Hitlers Machterobernahme mehrere Jahre in Rom. 1938 emigrierte er nach Argentinien. Freund von Ernst Knapp, Carl Dallago, Rudolf Binding, Hermann Hesse und Sinclair Lewis. Schey war damals Teilhaber des Kurt Wolff Verlags in München (vgl. auch Bd. 2, 516).

von Kraus: Das Schreiben Fickers ist nicht erhalten, dafür aber das Antwortschreiben vom Verlag »Die Fackel« vom 18.3.1927: »Mit herzlichsten Grüßen und Wünschen des Herrn Karl Kraus senden wir in der Beilage den Betrag von S 100.-.«

76 herzlichsten Dank: Schey hatte Ficker in seinem Brief vom 28.3. aus München eine sofortige Unterstützung von S 300 zugesagt und – falls sich sonst wirklich kein Geldgeber finden sollte – auch die noch fehlenden S 100 in Aussicht gestellt.

Wiener Brenner-Interessen: Vgl. Carl Stein an Ficker, 23.1.1927: »Ich bin 37 Jahre alt, in Wien als Kind jüdischer Eltern geboren, im Dezember 1926 aus der jüdischen Konfessionsgemeinschaft ausgetreten. Ich habe fünf Klassen Realschule und vier Klassen Handelsakademie absolviert und habe vor etwa zehn Jahren zusammen mit meinen beiden Brüdern den väterlichen Anteil an einer kleinen Essig und Likörfabrik übernommen, in der ich auch tätig bin.« Carl Stein hat Ficker seit Anfang 1925 mehrmals Geld für Carl Dallago geschickt. Im März 1927 besuchte er Ficker in Innsbruck und übergab ihm 100 Schilling für die Drucklegung des *Brenner*. Auch versuchte er 1928 für Ficker eine Stellung zu vermitteln: er wandte sich beispielsweise an den Springer Verlag in Wien, an Reclam, an den Kröner Verlag und an Friedrich Austerlitz, bekam aber nur ablehnende Bescheide.

i h r e s n e u e n B u c h e s: Wie aus einem Brief Fickers an Schlier, 4.1.1927 (im Original irrtümlich 1926) hervorgeht, hatte Ficker Hoffnung, das Buch *Chorónoz* trotz der schlechten Finanzlage im Brenner Verlag herauszubringen: »Und offen gestanden, habe ich selbst als Verleger wieder Absichten darauf. Grothe hat mir nämlich neulich im Vertrauen mitgeteilt, daß eine altangesehene Frankfurter Finanzgruppe, die mit Rücksicht auf den später doch unvermeidlichen Anschluß beizeiten hier im deutschen Süden Posten fassen will, sich sehr für unsere vereinigten Verlagsunternehmungen interessiert. Sollte sich da etwas herauskristallisieren – und bis zum Frühjahr wird sich das ja entschieden haben – so würde das auch für den Brenner-Verlag die Entfaltungs-Möglichkeit bedeuten, die ihm heute noch fehlt.«

Kurt Wolff: geb. 3.3.1887, Bonn; gest. 31.3.1963, Ludwigsburg. Verleger (vgl. Bd. 2, 469).

Georg Heinrich Meyer: geb. 1868, Hildesheim; gest. 1931, München. Angestellter im Verlag Kurt Wolff in München (vgl. Bd. 2, 454).

A n g e b o t v o n B e r l i n : Möglicherweise vom Ullstein Verlag bzw. von Max Krell, den Paula Schlier Ende 1927 in Berlin besucht hat (vgl. Paula Schlier; *Lebensbericht*, 50 (Typoskript im BA).

D i e A u s w a h l : Paula Schlier: *Die Welt der Erscheinungen*, B XI, 3-81. Eine erste Auswahl aus *Chorónoz* hatte Ficker bereits in B X, 73-118 unter dem Titel *Das Menschenherz* gebracht.

77 v o n d e m B u c h e : Wilhelm Schäfer: *Drei Briefe mit einem Nachwort an die Quäker*. München: Müller 1921. Quäker sind Angehörige einer Kirche und Dogma ablehnenden, mystisch-spiritualistisch orientierten christlichen Gemeinschaft. »Eure Gemeinschaft gibt Euch den Lebensgrund, den wir Einzelnen suchen; indem ich Euch so als die einzige Gemeinschaft im europäischen Leben erkenne, die dem Schicksal gewachsen ist, kreisen meine Gedanken um Euch mit der alten Frage: seid Ihr es, die da kommen sollen, oder müssen wir eines anderen warten?« (*Brief an die Quäker*, 5-19, hier 5f.).

W a r t b u r g - O u v e r t ü r e : Im zweiten Brief – *Auf der Wartburg* – berichtet Schäfer von seinen Eindrücken der Tagung, die die »Freunde der christlichen Welt« veranstaltet hatten. Besonders beeindruckt zeigte er sich von der »Predigt« Friedrich Gogartens: *Die Krisis unserer Kultur*, die in der These gipfelte: »Die Religion ist die Krisis dieser wie jeder Kultur«. »Da er [Gogarten] seines Gottes gewiß weder Reformator, noch Kirchengründer sein will, braucht er keine Partei zu nehmen, wie es der Kirche um der sozialen Gerechtigkeit willen abverlangt wird. Sein Reich ist in Wahrheit nicht von dieser Welt« (40). In der *Antwort an die Quäker* (45-74) versucht Schäfer den Quäkern, die offensichtlich mit der Predigt nicht einverstanden waren, den Standpunkt Gogartens klarzumachen. Dies tut er in einem vergleichenden Ausblick auf Laotse, Buddha und Jesus, »der lächelnd von Weisheit und Liebe auf den Straßen und Märkten des jüdischen Landes ging.« (64). – Friedrich Gogarten: geb. 13.1.1887, Dortmund; gest. 16.10.1967, Göttingen. Ev. Theologe. Wurde 1931 Prof. für systematische Theologie in Breslau, war 1935 in Göttingen einer der Begründer der Dialektischen Theologie. Werke u.a.: *Fichte als religiöser Denker*, 1914; *Die religiöse Entscheidung*, 1921; *Von Glaube und Offenbarung*, 1923; *Ich glaube an den dreieinigen Gott. Eine Untersuchung über Glauben und Geschichte* (Jena: Eugen Diederichs), 1926; *Die Schuld der Kirche gegen die Welt*, 1928; *Einheit von Volkstum und Evangelium*, 1933; *Weltanschauung und Glaube*, 1937; *Der Mensch zwischen Gott und Welt*, 1952.

h 1. P a u l u s : »Zwischen der Lehre des Zimmermannssohnes auf den Straßen und Märkten des jüdischen Landes und den Heilslehrern der Kirche liegt ein Abgrund, der nur in dem fanatischen Geist des Juden aus Tarsus überbrückt werden konnte. Indem er das jüdische Symbol des Versöhnungslammes auf den Kreuzestod Christi übertrug, indem er das Kreuz über der Lehre Christi aufrichtete, mißbrauchte er diese Lehre für seine Kirchengründung, und alles, was man an Symbolen, Sakramenten und Heilslehrern bis zur Reformation auf die reine Lehre als der allmächtige, übergewaltige Turmbau der Kirche gehäuft wurde, stand auf diesem Mißbrauch.« (12). »Ich kenne keine höhere Offenbarung und keine tiefere Weisheit als die des Zimmermannssohnes aus Nazareth, der sich selber den Menschen, oder wie Luther übersetzte, den Menschensohn nannte; aber ich kenne auch keinen gefährlicheren Feind dieser Offenbarung und Weisheit als jenes Lehrgebäude der Dreifaltigkeit, das die Priester in zwei Jahrtausenden als ihren, nicht seinen Tempel darüber errichteten. Mir ist die Geschichte der christlichen Kirche die Tragödie einer unausgesetzten Verschuldung. Sie begann, als Paulus, der Teppichweber aus Tarsus, das jüdische Sinnbild des Opferlamms mit dem griechisch empfangenen Messias vermischt und die Inbrunst dieser Vermischung auf den Gekreuzigten übertrug. Dadurch kam das Schicksal der Religionsstifter – liegt nicht in dem Wort allein schon eine Gotteslästerung? – auch über Jesus; der am tiefsten Gott glaubte und lehrte, wurde selber von den Priestern zu ihrem Gott, d.h. zum Götzen gemacht. Einmal begonnen, mußte die priesterliche Schuld sich in immer neue Schulden verwickeln; die Scholastik des Mittelalters ist ein Beweis, zu welchen Kühnheiten sich der Geist reiner Denker versteigen mußte, um diese Priesterschuld zu bezahlen.« (78f.)

78 »Frankfurter Zeitung«: Im Nachwort (75-96) bedankt sich Schäfer bei der Frankfurter Zeitung für den Abdruck seiner Briefe, obwohl sie von keinem Philosophen oder Kirchenmann, sondern nur von einem Dichter verfaßt waren. Die drei Briefe waren am 11.7., 23.10. und 5./6.12.1920 in der Frankfurter Zeitung erschienen.

Brief Deines Bruders: Nicht ermittelt.

Stellungnahme Thomas Manns: Wahrscheinlich bezieht sich Ficker auf Thomas Manns *Worte an die Jugend* (*Die literarische Welt*, Jg. 3, 7.1.1927, 1) anlässlich des neuen Jahres.

79 Wilhelm Kütemeyer: geb. 18.4.1904, Milspe/Westfalen; gest. 16.6.1972, Heidelberg. Christlicher Denker (evang.), Arzt. 1922-1928 Studium der Philosophie und Mathematik in Marburg, München, Köln und Freiburg (u.a. bei Max Scheler und Martin Heidegger). Freundschaft mit Hans Jaeger (der ihn bei Ludwig von Ficker einführte) und Werner von Trott. Plan einer Dissertation über Kierkegaard bei Max Scheler (verhindert durch den Tod Schelers). 1928 als freier Schriftsteller tätig, Herausgeber und Übersetzer von Werken Kierkegaards (*Der Begriff der Ironie*, 1929, *Christliche Reden*, 1930). Ab Winter 1929/30 in München, ab März 1930 mehrfach bei Alfred Baeumler in Dresden. Herbst 1930 bis Mai 1931 zeitweise Übersiedlung nach Dresden, Hoffnung auf eine Lektoratsstelle bei Reclam; Zerwürfnis mit Alfred Baeumler wegen dessen Annäherung an den Nationalsozialismus. Ab Ende 1931 als freier Schriftsteller in Berlin in sehr ärmlichen Lebensverhältnissen. Eintritt in die KPD. 1932 Herausgeber der kultur- und gesellschaftskritischen Zeitschrift *Der Sumpf* in Berlin. Wurde gleich nach der Machterobernahme verhaftet (mehrwöchiger Gefängnisaufenthalt). 1933-1939 Medizinstudium in Freiburg. Ab 1939 Assistent bei Viktor von Weizsäcker in Heidelberg, wo er auch nach dem Krieg, zunächst noch als Assistent, bis 1955 arbeitete. Hielt seit 1955 Vorlesungen in Vertretung des erkrankten Viktor von Weizsäcker (u.a. über *Allgemeine Medizin*). 1952-1965 Vorlesungen als Internist an der Ludolf-Krehl-Klinik. Schwere Konflikte mit der Medizinischen Fakultät (u.a. wegen des Aufdeckens der NS- bzw. Euthanasie-Vergangenheit führender Heidelberger Ordinarien). Ende 1966 Ernennung zum Honorarprofessor für Anthropologische Medizin. Lehrbeauftragter an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg. Weitere Werke u.a.: *Das Materielle als Element des Christentums*, 1946; *Die Krankheit Europas*, 1951; *Körpergeschehen und Psychose*, 1953; *Die Krankheit in ihrer Menschlichkeit*, 1963. (Diese Kurzbiographie wurde den Herausgebern von Wolfgang M. Schwiedrzik mitgeteilt, der an einem Buch über die *Gesellschaft Imshausen* arbeitet, das 1991 beim Siedler Verlag in Berlin erscheinen wird). Die Korrespondenz mit Ficker beginnt mit einem 12-seitigen Brief vom 25.9.1926, der so beginnt: «Wenn ich nach Bundesgenossen suchte im Kampfe mit den geistigen Widerwärtigkeiten unserer Zeit, so blieb mir von den heutigen deutschen Zeitschriften neben der *Fackel* schließlich immer nur der Brenner.»

Begriff der Ironie: Sören Kierkegaard: Über den Begriff der Ironie mit ständiger Rücksicht auf Sokrates. Kopenhagen 1841. Eine Übersetzung Kütemeyers mit dem Titel Der Begriff der Ironie von Sören Kierkegaard erschien 1929 in München: Chr. Kaiser Verlag.

Guardini: Romano Guardini: *Der Ausgangspunkt der Denkbewegung Sören Kierkegaards*. In: *Hochland* 24, H. 7, April 1927, 12-33. – Romano Guardini: geb. 17.2.1885, Verona; gest. 1.10.1968, München. Studierte 1903-1906 Chemie in Tübingen, Ökonomie in München und Berlin, ab 1907 Theologie in Tübingen, 1910 zum Priester geweiht. Als Betreuer einer Jugendgruppe erhielt er Zugang zur katholischen Jugendbewegung, deren Zentrum auf Burg Rothenfels er mitbegründete und betreute, bis dieses Begegnungszentrum 1939 geschlossen wurde. Die Schrift *Vom Geiste der Liturgie* (1918) machte ihn bekannt. Er ging nach Bonn, wo er Max Scheler und Martin Buber kennenlernte und sich habilitierte. 1922 übernahm er den Lehrstuhl für Religionsphilosophie in Berlin, der ihm 1939 wieder abgesprochen wurde. Vgl. Hanna-Barbara Gerl: *Das Ärgernis der Offenbarung. Romano Guardinis Leben und geistige Gestalt*. In: *Distel* (Doppelnummer), 4/1986-1/1987, 6-12.

80 Lieglers Werk: Leopold Liegler: *Karl Kraus und sein Werk*. Wien: Lányi 1920.

Ü b e r s e t z u n g e n S c h r e m p f s : Christoph Schrempf; geb. 28.4.1860, München; gest. 13.2.1940, Stuttgart. Philosophischer Schriftsteller. 1909-1922 zs. mit H. Gottsched Herausgeber und Übersetzer einer zwölfbändigen Ausgabe der Werke Kierkegaards bei Eugen Diederichs in Jena.

K r a u s - V o r l e s u n g : Vgl. Heinrich Fischer an Ficker, 19.4.1927; »Heute kam die definitive Zusage von Kraus: er liest am 9. abends 1/2 8 Uhr im Schauspielhaus «Traumstück» und »Pandora«.« Nach der Zählung von Christian Wagenknecht (*Kraus Hefte*, H. 35/36, 1985, 15) war dies die 414 Lesung von Karl Kraus.

S t u d i e n ü b e r K a r l K r a u s : Innsbruck: Brenner Verlag 1913.

81 F r a n z A t z i n g e r : geb. 13.4.1891, Purkersdorf; gest. 29.10.1941, ebenda. Lehrerkollege und Freund Ferdinand Ebners. 1938-1941 Volksschuldirektor. Heimatforscher und Ortschronist von Purkersdorf. - Ficker antwortete Atzinger am 13.5.1927: »Sehr geehrter Herr, ich danke Ihnen schönstens für Ihre freundliche Kundgebung, die mich als Kundgebung eines Einzelnen umso mehr erfreut hat, als sie eine persönlich so lebendige Beziehung zum Geist der Sache aufweist, der ich diene.«

A n k u n f t d e s B r e n n e r : B XI, Frühling 1927: Paula Schlier: *Die Welt der Erscheinungen*; Léon Bloy: *Die Kunst und unsere Zeit*; Franz Janowitz: *Der Glaube und die Kunst*; Hildegard Jone: *Der Mensch im Dunkeln; Notizen*.

A p h o r i s m e n v o n J a n o w i z t : Unter den *Notizen* brachte Ficker folgende Anmerkung: »Über den Nachlaß von Franz Janowitz der, bearbeitet und herausgegeben von Karl Röck, noch in diesem Jahr im Brenner-Verlag erscheinen soll, wird nähere Mitteilungen ein Prospekt enthalten, der ehestens an alle Subskribenten und Interessenten zur Versendung gelangt.« In B IX, Herbst 1925, 290-292, hatte Ficker zur Subskription auf den Nachlaß von Franz Janowitz aufgerufen: zwei Bände, Gedichte und ausgewählte Prosa, wollte der Brenner Verlag herausbringen. Wie aus einer Liste im Nachlaß Fickers hervorgeht, gingen zwischen 1925 und 1928 nur 150 Bestellungen ein; die Ausgabe ist nicht zustande gekommen. - Franz Janowitz: geb. 28.7.1892, Podebrad/Böhmen; gest. 4.11.1917, Mittel Breit, Bez. Tolmein, Küstenland. Schriftsteller (vgl. Bd. 1, 324).

82 A p p e l l a t i o n a n d i e L e s e r : *Ein Wort an die Leser:* »Wer dem Brenner bis hierher gefolgt ist, mit jenem Blick der Nachsicht für das Unwillkürliche seiner Erscheinung, der hier nötig ist zur Wahrnehmung seiner Preisgegebenheit: der wird begreifen, daß es nicht länger Sache des Herausgebers, bzw. des Verlags sein kann zu beurteilen, ob und inwieweit das Dasein dieser Zeitschrift vielleicht auch einem Bedürfnis entsprechen könnte, aus dem heraus sich noch das Wagnis ihrer Fortsetzung rechtfertigen ließe. Dies zu entscheiden muß heute und in einem Augenblicke Sache der Leser sein, da die gegebene Situation zu dem Geständnis zwingt, daß die Fortführung einer Zeitschrift von der zunehmenden Ausgesetztheit und Im-Stich-Gelassenheit des Brenner mit Opfern verbunden ist, die weiterhin zu tragen dem Verlag unmöglich ist. (So mußte ein entsprechender Betrag, von Freunden aufgebracht, bereits zur Subventionierung dieser Folge dienen.)

Es ergeht daher an jeden Bezieher des Brenner die Bitte, durch Gewinnung mindestens *eines* neuen Abnehmers die Weiterexistenz der Zeitschrift so lange sichern zu helfen, als es dieser noch vergönnt sein mag, sich über ihre sonstigen Schwierigkeiten hinauszusehen. Bezugsanmeldungen sind direkt oder über eine Buchhandlung an den Verlag zu richten.

Sollte diese Mitteilung nicht die genügende Beachtung finden, so stellt hiemit der Brenner sein Erscheinen ein – nicht resigniert, nicht froh, doch eher froh in dem Bewußtsein, daß er durch die siebzehn Jahre seines Bestandes (das erste Heft erschien im Juni 1910) zur Klärung des Geisteslebens in unserer Zeit beherzt das Seine beitragen durfte: ein wohl noch Fragwürdiges, dieses Seine, und ein Unscheinbares, das aber einer künftigen Geistesgegenwart in seiner Herkunft schon noch einleuchten dürfte.«

Fickers Stellungnahme hat in der Brenner-Runde in Innsbruck heftige Diskussionen ausgelöst; vgl. Karl Röck: *Tagebuch*, Bd. 2, 418, Eintragung unter dem 2.6.: »Nachmittag zu Ficker, ihm für den übersandten neuen »Brenner« zu danken, aber auch ihn zu fragen wegen der

Stelle >die Ironie der gelassenheit des Brenner<; ob denn Dallago und Santer ihn im Stich gelassen? Von Leitgeb wisse ich, daß dies nicht der Fall. Höre zu meiner Verwunderung, daß ihm Dallago diesmal nichts angeboten, weil sie wegen der Schlier sich entfremdeten. Er, Ficker, könne sich nicht ewig von Dallago bevormunden lassen. (Dallago hatte verlangt, daß er ihr Talent nicht so beeinflusse, ihm falsche Richtung gebe.) Santer habe erklärt, er habe diesmal nichts, bzw. keine Lust«.

84 **Dallagos Laozse-Übertragung**: »Dallagos Laozse-Übertragung wird demnächst im Brenner-Verlag in einer Vorzugsausgabe von 600 Exemplaren neu aufgelegt werden. Diese dritte, wesentlich verbesserte und um ein neues Nachwort vermehrte Auflage erscheint in einer Ausstattung ähnlich derjenigen von Haeckers Thompson-Übertragung. So wird denn dieser gerühmte Versuch einer Wiedergabe der großen religiösen Denkschrift der Chinesen, der soeben auch im Maiheft der *Tat* (Diederichs, Jena) in einem Hinweis auf die Bedeutung Carl Dallagos von Dr. Wilhelm Troll eine eindringliche Würdigung erfahren hat, neben der bisherigen wohlfeilen Ausgabe in einer Neuauflage vorliegen, die auch äußerlich ihres Inhalts würdig ist.« (*Notizen*, B XI, 159)

85 **Herrn Linsmayer**: Wahrsch. Kurt Linsmayer, Schriftleiter des *Weckruf*, der 1913 von Innsbruck nach Leipzig übersiedelt war.
mein Manuscript: Walther Riese: *Das Sinnesleben eines Dichters. Georg Trakl*. Stuttgart: Püttmann 1928. Das Manuskript dieser Publikation hat Ficker als für den Brenner nicht geeignet an Riese zurückgeschickt, es aber prinzipiell als publikationswürdig bezeichnet (vgl. Riese an Ficker, 13.1.[1928]).
Hindemith: Paul Hindemith: *Die junge Magd*. Sechs Gedichte für eine Altstimme mit Flöte, Klarinette und Streichquartett. Op. 23, Nr. 2. Mainz, Leipzig: Schott 1922 (Edition Schott 2024).
Buschbeck: Erhard Buschbeck: *Georg Trakl. Ein Requiem*. München: Roland-Verlag 1921.

86 [nach dem 12.7.1927]: Dieser undatierte Briefentwurf, dem wohl kein Originalbrief gefolgt ist, stellt die Antwort auf die Briefe Ebners vom 20.5. und 12.7.1927 dar. Ficker hat sich bei Ebner erst am 13.10.1927 gemeldet (vgl. Ebner, *Schriften III*, 616).

87 **Franz Glück**: geb. 12.9.1899, Wien; gest. 23.4.1981, Bad Vöslau. Schriftsteller, Literaturhistoriker. Studium der Germanistik und Kunstgeschichte in Wien, Heidelberg und München. 1923 Dr. phil. Danach trat er in das Verlagshaus Anton Schroll & Co. ein. Ab 1938 durfte er dort nicht mehr offiziell beschäftigt sein, er wurde aber vom Verlag weiterhin behalten; 1945-1949 Direktor des Verlagshauses. 1949 zum Direktor der Museen der Stadt Wien ernannt, wo er maßgeblichen Anteil am Museumsneubau am Karlsplatz hatte. Werke u.a.: *Adolf Loos*, 1931; Schriften über Stifter, Altenberg, Nestroy, Kraus, Trakl.
freundliche Interesse: Glück an Ficker, 13.7.1927, darin heißt es u.a.: »Es sind einige Druckfehler vorhanden, wie etwa der auffällige >hinaussehen< in >Ein Wort an die Leser<. Besonders auffällig war mir aber eine Anzahl von sprachlichen Härten, von unausgereiften Stellen in den wunderbaren Visionen aus >Choronzon< von Paula Schlier (deren erstes Buch ich hoch schätze). Ich meine Dinge wie diesen Satz auf Seite 35: >Keines der Gesichter war von Angst verzerrt, jedoch vor Furcht nahezu erstarrt<.«

88 **Willy Storrer**: geb. 1896, Steckborn am Untersee/Bodensee; gest. 3.5.1930, Dornach (Absturz mit seinem Sportflugzeug). Arbeitete 1917-1919 beim *Stuttgarter Neuen Tagblatt*, später für die *Basel Nachrichten* und die *Neue Zürcher Zeitung*. Gemeinsam mit dem Lyriker Hans Reinhart war er Inhaber des Verlags für Freies Geistesleben, der von Jänner 1930 an unter dem Namen Verlag der Individualität weitergeführt wurde. Willy Storrer war der Initiator der erstmals im April 1926 erschienenen Vierteljahresschrift *Individualität*. Er hatte mit Roman Boos in der Dreigliederungsbewegung gearbeitet und war von Rudolf Steiner

bei der Gründung der Wochenschrift *Goetheanum* mit der Geschäftsführung des Verlages am Goetheanum betraut worden. Als Mitherausgeber der *Individualität* zeichnete Hans Reinhart; beide waren Mitglied der Anthroposophischen Gesellschaft. Die Zeitschrift wollte ein Forum der Begegnung sein zwischen Anthroposophen und Nichtanthroposophen. Sie vertrat einen freien geistigen Individualismus. Storrer, geistig ein Schüler Schopenhauers und Max Stirners, suchte einen Weg, Stirner und Rudolf Steiner in einer Philosophie der Individualität zu vereinen. Mit dem zweiten Jahrgang der *Individualität* gab es eine redaktionelle Vertretung in Deutschland (Alexander von Bermus). Die österreichische Redaktion übernahm Anny Politzer in Wien. Im Jänner 1930 kam es zu einer Vereinigung mit der Berliner Zeitschrift *Die Horen. Monatsschrift für Dichtung, Philosophie und Kunst*. Mit dem Tod von Storrer stellte die *Individualität* ihr Erscheinen ein. Mitarbeiter waren u.a.: Henri Barbusse, Hans Carossa, Theodor Däubler, Alfred Döblin, Felix Durach, Otto Frankl, Hermann Hesse, Alfred Momert, René Schickele, Ernst Toller, Herwarth Walden, Robert Walser und Franz Werfel.

Politzer: Anny Politzer: geb. 26.4.1903, Wien. Dr. phil. Ende 1927 nach Paris übersiedelt. Am 9.4.1927 hatte Politzer erstmals an Ficker geschrieben (den Kontakt hatte Andreas Reischek vermittelt) und einen Zeitschriftenaustausch vorgeschlagen, womit sich Ficker sofort einverstanden erklärte. Am 2.6.1927 versuchte Anny Politzer in einem Brief an Ficker Sinn und Aufgabe der *Individualität* zu erklären. »Ganz im Sinne dessen was wir wollen liegt es aber, uns für Erscheinungen von so offenliegender geistiger Bedeutung wie Paula Schlier einzusetzen.« Gleichzeitig lud sie Schlier zur Mitarbeit ein. Im August 1927 besuchte sie Ficker in Innsbruck.

89 neuesten Gedichte: In ihrem Brief vom 1.8.1927 hatte Jone drei Gedichte eingefügt. Eines davon entstand nach dem Lesen von Briefen einer nicht näher zu ermittelnden Olga M., von denen sie einen dem Brief an Ficker beigelegt hatte (nicht erhalten).

91 F: Heinrich Fischer. Heinrich Fischer war damals eng mit Paula Schlier befreundet und wollte sie heiraten; dazu ist es nicht gekommen.

K r a u s : Vgl. Gerald Stieg (*Der Brenner und die Fackel*, 1976, 73) sieht in diesem Brief, in der Distanzierung vom idealistischen Ethiker Kraus (im Ebner'schen Sinn), das im Klartext ausgesprochen, was Ficker mit der Komposition der 11. *Brenner*-Folge bereits angedeutet hatte.

W i e n e r U n r u h e n : Kraus hat zu den Wiener Unruhen (Brand des Justizpalastes) am 15. und 16. Juli in F 766-770, Oktober 1927 unter dem Titel *Der Hort der Republik* (= einziger Beitrag des 92 Seiten starken Heftes) Stellung genommen. Auf einem Plakat vom 17.-19. September 1927 hatte Kraus den Rücktritt des Wiener Polizeipräsidenten Johann Schober gefordert, der die überharten Polizeiaktionen (über 90 Tote) geleitet hatte und dafür von Bundeskanzler Ignaz Seipel gelobt worden war (die Polizeidirektion von Wien habe sich als der »festeste Hort der staatlichen Ordnung bewährt«).

H i n r i c h t u n g d e r b e i d e n A n a r c h i s t e n : Bartolomeo Vanzetti und Nicola Sacco waren am 23.8.1927 in Boston aufgrund eines bereits 1921 erfolgten Todesurteils (wegen eines nie geklärten Raubmordes) hingerichtet worden. Vor der Vollstreckung gab es zahlreiche Protestkundgebungen und Attentate, ein Verteidigungskomitee versuchte die Hinrichtung zu verhindern. Der Fall Sacco und Vanzetti füllte damals auch die Schlagzeilen der europäischen Zeitungen; in Paris und Berlin kam es u.a. zu großen Protestkundgebungen. 1977 erklärte der Gouverneur von Massachusetts aufgrund einer Untersuchung, daß die beiden Opfer eines Fehlurteils waren und der Prozeß von politischen Hysterien beherrscht wurde.

92 E b n e r : Vgl. Ferdinand Ebner: *Schriften I*, 665: »Die publizistische Tätigkeit und Wirksamkeit des Kraus bedeutet, gleichsam nach außen hin, nicht mehr und nicht weniger als die letzte existentielle Position des Idealismus, dieses grandiosen, in seinen griechischen Jugendtagen so schönen Traums der abendländischen Menschheit vom Geist.« Dieser Satz stammt aus dem Essay *Karl Kraus*, den Ebner in das Manuscript *Zum Problem der Sprache und des Wortes* (B XII, 1928, 3-50) integriert hatte; der Essay ist im *Brenner* nicht veröffentlicht worden.

93 Rieder Traumfragment: Nicht ermittelt.

Saggen: Stadtteil von Innsbruck.

Film aufnahme: Photographie von Ficker und Paula Schlier (im BA).

Die Büste: Paula Schliers von Josef Humplik; vgl. Bildteil Nr. 13.

94 Stimmungsmache gegen Dein Buch: Nicht ermittelt. – Arthur Ernst Rutra: geb. 18.9.1892, Wien; am 5.10.1942 nach Minsk verschleppt, Dramatiker, Erzähler, Essayist, Lektor beim Kurt Wolff Verlag (vgl. Bd. 2, 465).

Josef Schulz: geb. 27.11.1893, Salzburg, gest. 13.8.1973, ebenda. Lehrer, Maler. Nach der Reifeprüfung im Oktober 1914 rückte er zu den Tiroler Kaiserjägern nach Innsbruck ein und wurde an der Dolomitenfront eingesetzt. Die Bekanntschaft mit Ludwig Ficker geht auf einen gemeinsamen Spitalsaufenthalt im Winter 1916 in Innsbruck zurück. 1919-1921 Lehrer in Großarl, 1922-1927 in Salzburg-Gnigl. Ab 1925 Freundschaft mit dem Maler Anton Faistauer, der sein größter Förderer wurde: er drängte Schulz zu Ausstellungsbeteiligungen, wählte die Arbeiten dafür aus und zog ihn zur Mitarbeit an den Fresken des Festspielhausfoyers heran. Schulz ging 1928 in Pension, übersiedelte zeitweise nach Wien, wo er kurzfristig bei Verwandten und dann in einer Baracke an der Grinzingerallee hauste, die gleichzeitig sein Atelier war. Studienreisen nach Paris und Berlin. Ab den 30er Jahren fester Wohnsitz in Salzburg, wo er bis 1938 mehrfach ausstellte. Nächere Bekanntschaft mit Karl Kraus, Adolf Loos, Albin Egger-Lienz, Stefan Zweig, Hugo von Hofmannsthal und Alfred Kubin. Malte Landschafts- und Blumenbilder, häufig auch Bilder mit religiösen Themen und zahlreiche Porträts. Vgl. Albin Rohrmoser: *Der Maler Josef Schulz 1893-1973*, 1986. Während seines Aufenthaltes in Wien hat sich Schulz sehr für den Brenner und vor allem für das Buch von Erich Lechleitner *Bild- und Schnitzwerk* (Brenner Verlag 1924) eingesetzt.

95 Ihren freundlichen Brief: Zangerle an Ficker, Reutte, 4.9.1927, darin heißt es u.a.: »Ich sehe im ›Brenner‹ die Verkörperung einer Gewissensbekümmertheit um das Christliche, eines Gewissensanrufes, der den einzelnen zur Besinnung und Entscheidung zwingen will. Darf dieser Frager, Warner, Strafer, Richter verstummen?«

96 die Büste: von Paula Schlier.

gestrigen Brief: Humplik an Ficker, 2.9.1927.

97 was Sie mir geschickt haben: Theodor Haecker: *Der katholische Schriftsteller und die Sprache, mit einem Exkurs über Humor und Satire*. In: *Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland*. Eine Gabe für Karl Muth. München: Josef Kösel & Pustet 1927, 151-194. In diesem Aufsatz setzt sich der Katholik Haecker in sehr persönlicher Weise mit der Satire, die damals untrennbar mit Kraus verbunden war, auseinander, ohne aber den Namen Kraus zu nennen. Auf S. 192 gibt es eine ausdrückliche Anspielung auf Kraus: »Und dann, was meinen Sie denn, was von unserer Zeit so viel anderes übrig bleiben wird, als ihre echte Satire? Die schwarze Magie oder die Fackel?«

Thompson-Aufsat: Über Francis Thompson und Sprachkunst. In: *Hochland* 22, 1924. Bd. I, 68-80 und 206-215 und Francis Thompson: *Shelley. Ein Korymbos für den Herbst. Der Jagdhund des Himmels*. Übertragen und mit einem Essay über Francis Thompson und Sprachkunst von Theodor Haecker. Innsbruck: Brenner Verlag 1925.

98 Stützungsaktion: Vgl. Ficker an Josef Humplik, 17.10.1927, wo er von einer zu beschaffenden Summe von S. 40.000 spricht.

Traumaufzeichnung: Im Nachlaß Haeckers hat sich kein Schriftstück von Paula Schlier erhalten.

99 einige Briefe: Der Redakteur Gustav Peter hatte am 23.10.1927 an Karl Kraus geschrieben: »Unter dem außerordentlich starken Eindruck von ›Der Hort der Republik‹ erbitte ich EUER HOCHWOHLGEBOREN's Zustimmung, den unveränderten Inhalt dieser

mächtigsten und wichtigsten Anklage in einer nur diesem Zwecke dienenden Veranstaltung der >Arbeiterkammer< in Innsbruck vorlesen zu dürfen.« Der Verlag »Die Fackel« stimmte am 27.10. einer Vorlesung zu, »wenn uns die Leiter der Veranstaltung selbst mitteilen, daß diese dem bezeichneten Zweck dienen soll.« Ebenfalls am 27.10. hat der Landes-Bildungsausschuß der Tiroler Arbeiterorganisationen Karl Kraus die Angaben von Gustav Peter bestätigt, worauf am 29.10. der Verlag »Die Fackel« die Vorlesung gestattete. Am 4.11. schrieb Gustav Peter an den Verlag »Die Fackel«: »Für den nun endgültig für Freitag den 11.11.27 abends 8 Uhr (Großer Saal des >Hotel Sonne-<) anberaumten Vortrag von >Der Hort der Republik< als Vorfreier zur Republiksfeier erbittet ich die leihweise Überlassung eines geeigneten Bildes des hochverehrten Herrn Karl Kraus. Ich bin überzeugt, daß Sie meinen Wunsch ohne nähere Ausführungen verstehen und billigen werden; es ist geradezu ganz unmöglich, dieses gewaltige Werk an diesem Tage zum Vortrage bringen zu können, ohne auf das Bild des Verfassers hinweisen zu können, was ganz besonders aber dann unbedingt notwendig ist, wenn die Wirkung des Vortrages einen spontanen und herzlichen Beifall auslösen sollte. [...] Da die Vorlesung mehrfach durch die Presse allgemein angekündigt wird, habe ich mich für die etwa nötige Zurückweisung von Störungsversuchen oder Mißfallens-Kundgebungen vorbereitet.« Der Verlag »Die Fackel« schrieb daraufhin am 7.11. nicht an Gustav Peter, sondern an den Landes-Bildungsausschuß: »Wir ersuchen Sie, dafür Sorge zu tragen, daß auch nicht etwa eine *ohne* unser Zutun beschaffte Photographie während des Vortrags oder nach diesem zur Schau gestellt werde. Wir müßten, wenn dies nicht zugesichert würde, die Erlaubnis zum Vortrag zurückziehen.« Der Vortrag fand dann tatsächlich am 11.11. im Hotel Sonne statt (vgl. Ankündigung in der *Volkszeitung* vom 11.11.), hat aber kein Presse-Echo hervorgerufen.

K g d : T a g e b ü c h e r : Sören Kierkegaard: *Die Tagebücher*. In 2 Bänden. Ausgewählt und übersetzt von Theodor Haecker. Innsbruck: Brenner Verlag 1923.
T h o m p s o n : Francis Thompson: *Shelley. Ein Korymbos für den Herbst. Der Jagdhund des Himmels*. Übersetzt von Theodor Haecker. Innsbruck: Brenner Verlag 1925.
S a t i r e u n d P o l e m i k : Theodor Haecker: *Satire und Polemik. 1914-1920*. Innsbruck: Brenner Verlag 1922.

100 freundlichen Brief: vom 5.11.1927.

B e l l o c s : Hilaire Belloc: *Die Juden*. Übersetzung und Nachwort von Theodor Haecker. München: Kösel & Pustet 1927 mit der Widmung: »für / Ludwig Ficker / herzlich / Theodor Haecker«. Der englische Schriftsteller Belloc (1870-1953), Schüler von Kardinal Newman, vertritt in seinem 1922 erschienen Buch folgende These: »Es ist geschrieben, um eine Politik zu vertreten, bei der die Juden ihrerseits ihre gänzlich gesonderte Nationalität offen anerkennen sollen und wir unsererseits gleicherweise diese Sondernationalität anerkennen, sie ohne Reserve als eine fremde Sache behandeln und sie respektieren sollen als eine Provinz der Gemeinschaft, außerhalb unserer eigenen. Es ist geschrieben in der Überzeugung, daß jede Haltung, die unter dieser Politik bleibt oder ganz verschieden ist von ihr, in Bälde Unheil gebären wird.« (Zit. nach Haeckers Übersetzung, 2). Haecker hat sich in seinem Nachwort in ähnlichem Sinne gefaßt: »In gewissem Sinne haben die Deutschen heute psychologisch für die Erkenntnis der Lage der Juden etwas voraus vor allen anderen Völkern Europas. Denn auch wir sind viele Jahre lang umbrandet gewesen, und sind es noch, von einem unruhigen Meer von Haß, ausgesetzt einem Mißtrauen, das die phantastischsten Träume und Mißdeutungen zeugte, sind einer trostlosen Unfähigkeit begegnet, uns zu erkennen, und einer absoluten Weigerung, sich auch nur ein wenig in unsere Lage zu versetzen. Wir selbst haben in unserem Volk zuweilen eine Ghettostimmung aufkommen sehen mit allem, was dazu gehört, plötzlicher Entladung und reaktivem Auftrumpfen neben entwürdigender Feigheit und Mangel an Freimut gegenüber Verleumdern und niedrig plagenden Mißbrauchern der Gewalt. Wir haben uns nur vorzustellen, daß die Juden, das einzige wirklich auserwählte Volk, seit Jahrtausenden in solcher Lage waren, noch sind und sein werden, um die in diesem Buche verlangte Gerechtigkeit zu erlernen.«

z w e i B r ü d e r : Rudolf von Ficker, Musikwissenschaftler (vgl. Bd. 1, 345f.) und Heinrich von Ficker, Meteorologe (vgl. Bd. 2, 470).

S u b s k r i p t i o n s - E i n l a d u n g : für die *Gesammelten Werke* von Otto Stoessl im Saturn-Verlag; 3 Bände erschienen zu Lebzeiten des Dichters 1933-1935, ein vierter 1938. Ludwig von Ficker wird in der Ausgabe als Subskribent (insgesamt ca. 150) angeführt, Paula Schlier nicht.

101 e i n e G e f ä l l i g k e i t : Otto Stoessl bat Ficker auf einer Postkarte vom 24.2.1926, für seine Lesung am 15.3. in München in der Buchhandlung Steinicke bei Münchner Bekannten zu werben, da er leere Bänke befürchte. – Otto Stoessl: geb. 2.5.1875, Wien; gest. 15.9.1936, ebenda. Dramatiker, Erzähler, Essayist (vgl. Bd. 1, 335).

D e i n B r ü d e r : In einem Brief an Paula Schlier erwähnt Heinrich Schlier eine »kurze Besprechung von Haeckers Aufsätzen« in den *Theologischen Blättern* von 1928 (die *Theologischen Blätter* konnten nicht eingesehen werden).

s e i n e m B r i e f : Nicht ermittelt.

102 S t r o b e l : Alfred Strobel; eine Besprechung von *Chorōnoz* konnte nicht ermittelt werden. In der *Neuesten Zeitung*, Innsbruck, erschien am 1.1.1928 ein Artikel mit dem Titel *Von Träumen und ihren Deutungen* (gezeichnet mit -ndd-), in dem darauf hingewiesen wird, daß das Unterbewußtsein zum Teil im Traum seinen Ausdruck findet, daß der Mensch nur im Schlaf Verbindung mit seinem Unterbewußtsein erlangt, das während des Tages vom lauten Leben übertönt und zurückgedrängt werde und das im Grunde dasselbe sei wie der Instinkt des Tieres, der das Tier auch lehre, was es zu tun habe. Diesen Instinkt habe der zivilisierte Mensch in bedauerlichem Maße verloren und nur das Traumleben zeige ihm den Schatten seiner eigenen Kräfte.

A N P A U L A S C H L I E R : Der Brief bricht ohne Grußformel ab; möglicherweise ist ein dazugehöriges zweites Blatt verloren gegangen.

103 A n t o n G a n t n e r : geb. 3.4.1895, Feldkirch; gest. 2.10.1986, Vaduz/Liechtenstein. Studierte nach dem Ersten Weltkrieg, an dem er als Offizier der Gebirgsartillerie teilnahm, in München Nationalökonomie und war dann in verschiedenen Betrieben Deutschlands, besonders in der Uhrenbranche, am Wiederaufbau beteiligt. Seine Studien setzte er in Frankfurt fort, wo er 1923 zum Dr. rer. pol. promovierte. Daraufhin wurde er als Dozent an die Leibniz-Akademie in Hannover berufen. Später übersiedelte er nach Berlin, wo er als freier Journalist tätig war. Mitarbeiter u.a. bei der *Weltbühne*, die sich kritisch mit dem Aufkommen nationalistischer Strömungen befaßte, beim *Berliner Börsen-Courier* und der *Kölner Zeitung*. Während des Dritten Reiches Mitarbeiter an der medizinisch-biologischen Zeitschrift *Biochemie*. Während des zweiten Weltkriegs auf dem Gebiet der Heeresverpflegung und der Lebensmittelorschung tätig. 1951 übersiedelte er nach Vaduz und baute hier den Liechtenstein-Verlag auf, daneben führte er ein Treuhandbüro. Schriften u.a.: *Anti-Hauptmann* (Essay), 1923; *Grenzen. Dramatische Dichtung*, 1923; *Passion. Tragödie einer Leidenschaft*, 1924; *Menschen* (Schauspiel), 1924. Gantner meldete sich erstmals am 11.7.1921 als junger Brennerleser und schickte 1923 sein Drama *Passion. Tragödie einer Leidenschaft*. (Hannover: Wolf Albrecht Adam Verlag 1923). – Der Brief Fickers wurde nach einem im BA erhaltenen Durchschlag ediert.

e i n e n A u f s a t z : Anton Gantner: *Sage mir, mit wem Du umgehst ... Ein Versuch zur Aufklärung der schaffenden christlichen Reaktion im Schrifttum der Zeit*. In: *Die Neue Bücherschau* 5, November 1927, 229ff. Gantner beginnt bei den Anfängen des Brenner, schildert Haeckers über Kierkegaard erfolgte Hinwendung zur katholischen Kirche, kommt dann auf dessen Widerpart Dallago zu sprechen und schließlich auf Georg Trakl, den er als den bedeutendsten Mitarbeiter des Brenner ansieht. »Jetzt, nach fast 15 Jahren, haben sie ihn alle entdeckt!! Eine einzige Frage ist anzufügen, und diese nicht einmal als Herausforderung: Inwieweit ist der Brennerkreis berechtigt, heute das Erbe eines Trakl gleichsam mit Beschlag zu belegen? Ich denke nicht an das äußere Erbe, denn es ist vollkommen ohne Bedeutung: wer endlich die Uhr des Vaters trägt oder die Pflicht der Überführung der Gebeine vornimmt, die in Grodek ebenso rein liegen würden, wie in der Tirolerstadt Innsbruck! Aber dieser Mensch, über dessen letzte innerste Not doch keiner mehr weiß, als was wir alle aus seinen

Gedichten ahnen können, tötete sich vielleicht als ein Opferlamm, als eine unausgesprochene Sühne für die Bestialität einer Welt unterster Wertung. Wer weiß dies alles genau?« So wie über den Brennerkreis zieht Gantner über den »reaktionären« Münchner Kreis um Theodor Haeger, über Max Stefl und vor allem die Brüder Ludwig und Karl Borromäus Heinricher und wirft den Münchner Kreis in einen Topf mit den *Münchener Neuesten Nachrichten* und den *Süddeutschen Monatsheften* (Josef Hofmiller). – Anton Gantner antwortete auf Fickers Brief am 14.2.1928 und auf die Frage bezüglich Trakl: Sein Aufsatz sei vom Herausgeber gekürzt worden und dadurch seien einige Unklarheiten entstanden: »Der Nachsatz zu meiner Traklbermerkung lautete dem Sinne nach etwa: ... mit Beschlag zu belegen? Es ist mir persönlich ganz unvorstellbar, daß Trakl, wenn er heute noch leben würde, diesen reaktionärsten Kurs eines Haeger mitmachen könnte!!« In der *Neuen Bücherschau* 6, H. 4, April 1928, 185-190 hat Gantner unter dem Titel *Theodor Haeger ein Apologet der katholischen Reaktion* eine Entgegnung auf die Reaktionen (auf seinen ersten Artikel) verfaßt. Er zitiert dabei aus einem Brief von Max Stefl, der sich aufs heftigste dagegen verwehrt, daß Haeger in einem Atemzug mit den *Süddeutschen Monatsheften* und den *Münchener Neuesten Nachrichten* genannt wird. Als Beweis zitiert Gantner aus den Aufsätzen des sich »Kris« nennenden Polemikers Haeger und kreidet ihm beispielsweise an, daß er den Tod von Kurt Eisner begrüßt habe. Die Passage aus Haegers Haegers Essay *Revolution* (B VI, 481-503, hier 486ff.): Helden sind es, »die ihre Leiber den Kugeln kommunistischer und unabhängiger Dachschützen und ihre Ehre der Lügenschwärze ebensolcher Zeitungen aussetzen. Wahrhaft ›Freiwillige‹ sage ich, da diesmal keine Phrase sie zwingt und für keine Phrase sie kämpfen, sondern eine höchst selbstverständliche Realität: das Privateigentum« kommentiert Gantner so: »Sind diese Worte nicht eins mit den Reden und Druckerzeugnissen, die wir kennen von: Mussolini – Spengler – Coßmann – Hugenberg – (und weniger abgeflemt!) Hitler?« Den Mitstreitern Haegers im Brenner, Ebner und Dallago, gesteht er hingegen die »wirkliche Einsicht« zu, daß die Kirche die Zuflucht der Besitzenden und Stütze der Macht sei, daß aber die zunehmend verarmenden Proletariermassen Europas Zukunft bestimmen werden und daß der einzige mögliche Ausweg in den Sozialismus führe. Am Schluß seiner Ausführungen ist für Gantner die »Gleichsetzung der haegerschen Polemik mit dem Niveau der S. M. H. und der münchener Reaktion« bewiesen und dies bedeutet für ihn wiederum: »INTELLEKTUELLES BÜNDNIS SCHWÄRZESTER REAKTION!« – Im Briefwechsel Ficker – Haeger ist von Gantner und seiner Kritik nicht die Rede.

104 Buch von Roth: Joseph Roth: *Die Flucht ohne Ende. Ein Bericht*. München: Kurt Wolff 1927: Oberleutnant Franz Tunda gerät 1916 in russische Kriegsgefangenschaft, kann fliehen und lebt bis 1919 in Sibirien bei einem Waldläufer. Dann versucht er sich nach Österreich durchzuschlagen, wird gefangen genommen, kämpft für die Revolution und heiratet ein russisches Mädchen. Er verläßt sie ohne Abschied und reist mit Hilfe der Öster: Botschaft in Moskau nach Wien zurück, besucht seinen Bruder, der Kapellmeister in einer deutschen Stadt ist und reist schließlich nach Paris, wo seine frühere Braut verheiratet ist. Er begegnet ihr sogar, ohne sie aber zu erkennen. Der Schluß des »Berichts« lautet: Franz Tunda stand, »32 Jahre alt, gesund und frisch, ein junger starker Mann von allerhand Talenten, auf dem Platz vor der Madeleine, im mittleren der Hauptstadt der Welt und wußte nicht, was er machen sollte. Er hatte keinen Beruf, keine Liebe, keine Lust, keine Hoffnung, keinen Ehrgeiz und nicht einmal Egoismus. So überflüssig wie er war niemand in der Welt.« Im Vorwort betont Joseph Roth: »Im Folgenden erzähle ich die Geschichte meines Freundes, Kameraden und Gesinnungsgenossen Franz Tunda. Ich folge zum Teil seinen Aufzeichnungen, zum Teil seinen Erzählungen. Ich habe nichts erfunden, nichts komponiert. Es handelt sich nicht mehr darum, zu »dichten«. Das wichtigste ist das Beobachtende.«
Blei: Franz Blei: geb. 18.1.1871, Wien; gest. 10.7.1942, Westbury/New York. Schriftsteller (vgl. Bd. I, 359).

105 gewagte Kombinationsgabe: In seinem Brief vom 28.12.1927 hatte Ficker Paula Schlier gefragt, ob sie Karl Thieme liebe.

T h i e m e : Karl Thieme; geb. 22.5.1902, Leipzig; gest. 26.7.1963, Basel. Philosoph, Soziologe, Publizist, Dr. phil. 1927 Doz. an der Dt. Hochschule f. Politik Berlin, 1931 Doz. bzw. Prof. der Pädag. Akademie Elbing, 1933 aus dem Staatsdienst entlassen, seit 1947 Prof. für allgemeine Geschichte an der Universität Mainz, seit 1954 auch Dir. des dortigen Auslands- und Dolmetscherinstituts. Zahlreiche Arbeiten über soziale, politische und religiöse Probleme, u.a.: *Das alte Wahre. Eine Bildungsgeschichte des Abendlandes*, 1934; *Christl. Bildung in unserer Zeit*, 1935; *Dt. ev. Christen auf dem Weg zur Kath. Kirche*, 1934; *Gott und die Geschichte*, 1948. Mitarbeiter am *Hochland*. Der Kontakt zu Ficker beginnt Ende 1925/Anfang 1926. Aus einem Brief Thiemes vom 3.3.1926 geht hervor, daß er Ficker eine Arbeit über Haecklers Thompson-Buch und Gedichte (für eine ev. Publikation im Brenner Verlag) zugesandt hatte. »Übrigens kann ich mir wohl erklären, daß die letzte Verbindlichkeit bei den Gedichten oft von Ihnen vermisst wird – zum Teil fehlt sie ihnen eben, zum Teil aber ergibt sie sich erst dem, der das Weltbild verstanden hat, das ich zu gestalten hoffe, – was rein dichtungskritisch betrachtet vielleicht auch nicht sein sollte, obwohl es für mich sein muß.« Die Gedichte sind nicht erhalten. Sein Aufsatz *Haecklers Thompson-Buch* erschien schließlich im *Hochland* (Jg. 25, H. 1, Okt. 1927, 91–93).

G e d a n k e n g a n g s e i n e r B e s p r e c h u n g : Vgl. Thieme an Ficker, 1.5.1928, er habe die Studie über Marcel Proust, James Joyce und Paula Schlier: *Das Unsägliche und die Sprache* fast fertig gestellt und werde sie an die *Hochland*-redaktion senden. Veröffentlicht wurde der Aufsatz aber nicht im *Hochland*, sondern im Jg. 43, Nr. 3 und Nr. 6 (16.3.1929) der Zeitschrift *Die Christliche Welt*: In Nr. 3 behandelt Thieme Marcel Proust, in Nr. 6 James Joyce und Paula Schlier (292–297) und kommt zu folgendem Schluß: »Joyces reine Äußerlichkeit, die das Ich nicht ernst nimmt, bringt so wenig das Unsägliche zu Wort wie Prousts absolute Ichhaftigkeit, die sich an die äußeren Bestätigungen ihres Erlebens klammerte, oder des in der Sprechweise Paula Schlier so unheimlich verwandten Franz Kafka leere Innerlichkeit. Das Unsägliche nämlich ist das Unpersönliche, Person ist aber wie Wort nur gegeben, wo Ich und Du sind. Und die Flucht unserer Zeit vor solchem Zueinander symbolisiert sich in diesen ihren nach Umfang und technischer Leistung größten Werken, welche zugleich die chaotischsten sind und also bei raffinierter Komposition noch den letzten Rest von ‚Kosmos‘ – Ordnung, Schönheit, Natur – vermissen lassen. Nicht darin liegt nun ihrer Sprachlosigkeit gegenüber der Unterschied zugunsten des kindlichen Stammelns in der Traumwelt Paula Schliers, daß hier etwa irgendwie wieder vorhanden wäre, was wir dort als verloren erkannten: all die Natur und Schönheit und Ordnung, die sich die Menschen in die Welt hineingedacht hatten und unsere Väter noch so ernst nahmen – nimmermehr! Ja im Gegenteil wird das Zerstörte der »schönen Welt« dem Leser dieser Träume unendlich tiefer bewußt als dem Prousts oder Joyces, weil er es hier menschlich und nicht entmenschlicht erlebt findet. [...] Was wäre Höheres denn von dem erschütternden Buche Paula Schliers zu rühmen, als daß unser Kommandes, welches wir noch nicht in Person sind, unser Schlummerndes, wozu wir noch nicht erwachten, das Unsägliche, welches Wort werden will, hier sich zu regen, hier sich zu richten, seine Sprache wie von der Mutter eines jungen Kindes Sprache zu finden beginnt.«

106 **s o z i a l i s t i s c h e n Z e i t s c h r i f t :** Nicht ermittelt.
S i m o n s : Hans Simons, Ministerialrat, Näheres nicht ermittelt.

107 **C h o r ó n o z :** Paula Schlier: *Chorónoz. Ein Buch der Wirklichkeit in Träumen*. München: Kurt Wolff Verlag 1928 (bereits im Dezember 1927 fertiggestellt); enthält die gedruckte Widmung: »Ludwig Ficker zur Erinnerung».

108 **F r a n z K a f k a :** *Der Prozeß* war 1925 im Verlag Die Schmiede in Berlin erschienen, *Das Schloß* 1926 bei Kurt Wolff in München.

109 **[E n t w u r f] :** Im BA liegt noch ein Entwurf vom 10. und vom 30.1.1928, dazu noch zwei undatierte Bruchstücke.

110 Stelle eines Briefes: Nicht ermittelt, Ficker hat zwar freien Raum für das Zitat gelassen, es aber dann nicht eingefügt. Alle Briefe von Paula Schlier an Ficker aus dieser Zeit hat sie selbst verbrannt. Am 26.12.1927 schrieb Ficker an Schlier: »Es ist richtig, daß Dein Buch ‚noch‘ etwas Wolkiges hat. Aber gerade dieses Wolkige weist doch – ganz im Gegensatz zu anderen Frauenbüchern – jenes spezifisch Geistdurchleuchtete auf, das die Sendung Deines Buches klar macht. Inspiration ist, wo sie, im Persönlichen zündend, für Augenblicke das verdunkelte Firmament des Geistes aufrollen läßt, immer etwas, das Gewölk durchbricht und von oben her kommt. Dein Buch ist doch etwas, das zwischen Himmel und Erde dieser Zeit spielt – ein geistiger Gewitterprozeß, von der Darstellung des in Dir dunkelnden Horizonts mit seinem Wetterleuchten angefangen über den Aufruhr der Elemente in seiner überpersönlichen Tragweite hinweg bis zur Aufklärung der seelischen Landschaft in Dir als Menschen, der für den Mitmenschen steht; bis zum Thränenregenbogen, der sich über diese Welt der Heimsuchungen spannt – was willst Du mehr?«

[J a n u a r 1 9 2 8] : Die Datierung stammt von Schliers Hand.

111 Laros: Matthias Laros: *Theodor Haecker*. In: *Literarischer Handweiser*, H. 3, 1927/28, 165-170; darin heißt es u.a.: »Mir ist zweifelhaft, ob in der bisherigen Haltung Haeckers eine Begegnung von Kirche und Kultur überhaupt möglich ist, und vielleicht kann dieser starke Geist in der gegenwärtigen Lage des Katholizismus für diese Begegnung zur Gefahr werden, wenn seine Funktion als Zuchtmeister zu kritischer Selbstbesinnung und zur Vorsicht in jeder Kommunikation mit dem Zeigteiste erfüllt ist und die ungezügelte Leidenschaft, nicht ohne tragische Schuld, ein Werk verdirbt – ähnlich wie Langbehn in seinem Verhältnis zu Bischof Keppler –, das zum Segen für Kirche und Kultur werden sollte. Wohl ist es leichter, Maß und Sitte zu predigen, als üben [...].«

M u t h - F e s t s c h r i f t : Theodor Haecker: *Der katholische Schriftsteller und die Sprache mit einem Exkurs über Humor und Satire*. In: *Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland*. Eine Gabe für Karl Muth. München: Kösel & Pustet 1927, 151-194. – Karl Muth: geb. 31.1.1867, Worms; gest. 15.11.1944, Bad Reichenhall. Gründer und Herausgeber der Zeitschrift *Hochland* (1903-1941).

112 Ihre Photographie: Vgl. Bildteil, Nr. 37.

B u c h v o n S t r a u ß : Emil Strauß: *Der Spiegel*. Berlin: Fischer 1919.

h o c h o b e n a m W a l d r a n d : Vgl. Paula Schlier: *Lebensbericht*, 39: »Ich wohnte jetzt hoch über der schönen Stadt, in Höttig, mit dem Blick nach Süden, zur Series.«

113 mit Swift gemeinsam: Sailer an Ficker, 23.1.28: »So leid es mir tut: ich kann Ihnen nichts geben; ich habe nichts. An Versuchen hat es nicht gefehlt, sie sind mißlungen. Ich habe Ihnen vor nicht langer Zeit gesagt, welch fürchterliche Unruhe all mein Schaffen dieser Art unterwühlt. Es ist der Schatten eines großen Schicksals, von dem ein Teil meiner Arbeiten gestreift wird: Swift. Wenn ich diesen Namen nenne, brauche ich nicht erst zu sagen, wie sehr ich mir des großen Abstandes meiner geringen Leistungsfähigkeit von der bewunderungswürdigen Genialität dieses Mannes bewußt bin. Das wäre ja lächerlich. Das Gemeinsame ist die Denkrichtung, das Schauen von Dingen u Verhältnissen und das, wenn ich an die Zukunft denke, macht mich schaudern.«

114 Paul J. Gordon Fischel: geb. 18.9.1903, Wien. Exportmanager Ende 1928 nach Berlin abgemeldet. Im September 1937 wieder kurz in Wien. Abgemeldet nach England. Fischel hat sich am 16.3.1931 aus Berlin zum letzten Mal bei Ficker gemeldet: Aus dem Brief geht hervor, daß er Ficker im Mai 1928 in Wien persönlich kennen gelernt hat und bald darauf nach Berlin übersiedelt ist, wo er zuerst als Patentingenieur in einer Lautsprecherfabrik, seit 1930 als technischer Übersetzer in einem amerikanischen Telefonkonzern beschäftigt war. Gleichzeitig gab er sich als Krausverehrer zu erkennen: die Berliner Theateröde werde nur von den Vorlesungen von Karl Kraus überwunden.

P a u l Z s o l n a y : geb. 12.6.1895, Budapest; gest. 11.5.1961, Wien. Gründete 1923 den

gleichnamigen Verlag für zeitgenöss. Literatur; brachte auch engl. und amerik. Autoren in ersten dt. Übersetzungen heraus. Autoren u.a.: Franz Werfel, Max Brod, Heinrich Mann, John Galsworthy. – Vgl. Fischel an Zsolnay, 22.2.1928: »Es ist mir darum zu tun, Ihren Rat und Ihre Wohlmeinung in einer Angelegenheit des BRENNER-VERLAGES, Innsbruck, der Ihnen vielleicht bekannt sein wird, einzuholen.«

B e g l e i t b r i e f d e s W a g n e r - V e r l a g e s : Nicht ermittelt.

F r a u D r. S. : Eugenie Schwarzwald (1873-1940), Pädagogin, Schulreformerin (vgl. Bd. 1, 342f.), Fischel hatte seinem Brief an Ficker auch einen Durchschlag seines Briefes an Eugenie Schwarzwald vom 31.1.1928 beigelegt, in dem er sie in Sachen Brenner Verlag um Rat bat. Die Anspielung auf Werfel kann nicht eindeutig erklärt werden: Werfel war kein Mitarbeiter des Brenner, hat aber 1913 an der *Rundfrage über Karl Kraus im Brenner* teilgenommen.

115 D i e b e i d e n A r b e i t e n : Eine war sicher der *Dialog über Christentum und Kultur*. In: *Hochland* 26, 1928, Bd. 1, 27-40; die andere wahrscheinlich *Der Begriff der Wahrheit bei Søren Kierkegaard*. In: *Hochland* 26, 1929, Bd. 2, 476-493.

116 » H u m o r u n d S a t i r e « : Theodor Haecker: *Humor und Satire*, B XII, Ostern 1928, 175-204; Nachdruck aus dem Aufsatz Haeckers *Der katholische Schriftsteller und die Sprache* in der Festgabe für Karl Muth: *Wiederbegegnung von Kirche und Kultur*. München: Kösel & Pustet 1927.

I h r e b e s o r g t e K a r t e : Hildegard Jone an Ficker, 25.3.28: »Ich möchte Sie nur rasch fragen ob es zu spät ist, ob Sie wissen, daß das Gesicht: »Nur Gott stellt sich das Leid von allen vor» in den Fahnen jetzt fehlt, ich sehe es soeben.« Es ging um die Zusammenstellung der Verse Jones, die unter dem Obertitel *Verantwortung der Liebe* in B XII, Ostern 1928, 120-174 erschienen.

117 m i t K r a u s : Ficker war am 1.5. vom Universitäts-Verlag Wagner entlassen worden, da es ihm nicht gelungen war, das Kapital aufzutreiben, das dem Verlag die vorläufige Fortführung des Brenner Verlags ermöglicht hätte (vgl. Ficker an Haecker, 24.4.1928). Er reiste am 3.5. nach Wien, um dort eine Stellung zu suchen. Dort traf er sich mit Franz Glück, Andreas Reischek, Josef Humplik, Anton von Webern (Caféhaus-Besuch zusammen mit Humplik am 4.5., vgl. Ficker an Schlier, 5.5.1928) und mit Karl Kraus. Am 7.5. besuchte Ficker die Kraus-Lesung (447. Vorlesung) des Dramas *Die Unüberwindlichen*,
nach R i e d : zu Hildegard Jone; am 16.5. war Ficker wieder in Innsbruck.
d a s S i t z e n b e i H u m p l i k : Humplik fertigte eine Büste Fickers an (vgl. Bildteil, Nr. 9), die während des Zweiten Weltkriegs bei einem Bombenangriff vernichtet wurde.

118 » K u n z v o n d e r R o s e n « : B IX, 1925, 77-124.
d e n s c h ö n e n A b e n d : Gleich am Tage seiner Ankunft in Wien (3.5.) suchte Ficker Franz Glück auf.
» C h ó r ó n o z « : Wie es scheint, hat Glück seine Besprechung nicht untergebracht.
» H o c h l a n d « : Dort ist keine Besprechung erschienen.
» M ü n c h n e r N e u e s t e n N. « : Dort erschien erst am 5.4.1929 von Curt Sigmar Gutkind die Besprechung *Eine junge bayrische Dichterin. Hinweis auf Paula Schlier*.

119 K ü n s t l e r : Gustav Künstler bedankte sich am 28.6. für Fickers Karte vom 9.6. »Ich habe mit Dr. Filser über Ihre Angelegenheiten gesprochen und ihn wie ich erwartete, sehr interessiert gefunden.« Am 17.7.1928 bedankte sich Benno Filser für einen Brief Fickers vom 2.7., in dem dieser einen Besuch in Augsburg angekündigt hatte.
[E n d e J u n i 1 9 2 8] : Hildegard Jone bestätigt am 2.7. den Erhalt von Fickers Brief.
F r a n z S p ü n d a : *Astralis. Dithyramben und Gesänge*. Wien, Prag, Leipzig: Strache 1920; der zweite Teil (37-52) trägt den Titel *Der Tierkreis des Lebens* in dem der Dichter den einzelnen Tierkreiszeichen je eine Seite widmet. »Nur wenig ist uns gegeben, zu deuten

/ Eure Beziehung zu uns und zu Gott. / Doch wie aus dem Namen einer schönen, uns fernen
Frau / Uns lebendig ersteht ihr Wesen und ihre Liebe, / Also will ich deuten das Wort, / In
das eure Liebe sich birgt.« (Vorrede in Versen, 39f.). Das Zeichen Zwillinge (*Gemini*) wird
auf S. 43, das des Wassermanns (*Aquarius*) auf S. 51 und das der Fische (*Pisces*) auf S. 52
abgehandelt. – Franz Spunda: geb. 1.1.1890, Olmütz; gest. 1.7.1963, Wien. Erzähler, Lyriker,
Übersetzer, 1913 Dr. phil., seit 1918 Prof. an einem Wiener Realgymnasium. Franz Spunda
stand bereits vor dem Ersten Weltkrieg mit Ficker in brieflichem Kontakt: in B IV, H. 3.
1.11.1913, 119 erschien das Gedicht *Begnadung*. 1919 plante Ficker sogar die Veröffentlichung
des *Tierkreis des Lebens* im Brenner (vgl. Spunda an Ficker, 16.12.1919, wo er mitteilt, daß
er vom Strache Verlag die Abdruckserlaubnis für den Erstdruck im *Brenner* erhalten habe).
Von Spunda liegen die Typoskripte von drei Gedichten im BA. In Fickers Bibliothek stehen
folgende Werke Spundas: *Das ägyptische Totenbuch*, 1924; *Minos oder Die Geburt Europas*,
1931; *Das Weltbild des Paracelsus*, 1941.

120 **P r o b e h o r o s k o p :** Nicht ermittelt.

Z u r l e z t e n F a c k e l : Aus *Redaktion und Irrenhaus*, F 781-786, Anfang Juni 1928,
84-104; Kraus hatte Gedichte des im Czernowitzer Irrenhaus lebenden Schlossers Karl
Piehowicz zugesandt bekommen und in der *Fackel* veröffentlicht: *Einen Trunk der Liebe*,
Frühling, *Junge Tänzerin*. Gesammelt hatte die Gedichte ein Arzt der Irrenanstalt als Beweise
für seine Theorie, daß der Irrsinn »bei vorher ganz unschöpferisch konstituierten Men-
schen die geistigen und seelischen Fähigkeiten in einem derart außerordentlichen Maße
steigere, daß diese Menschen erst im Irrenhause zu Dichtern und Künstlern werden«. Unter
das erste Gedicht schrieb Kraus folgenden Kommentar (97): »Nur auf den höchsten Gip-
feln deutscher Lyrik, dort, wo Ruh ist; in wenigen Strophen von Claudio, Hölderlin oder
Mörike, heute in Zeilen Trakls oder der Lasker-Schüler, ist, im erhabenen Einklang von
Gesicht und Gehör, so Gestalt geworden, was ein Herz und die Natur einander zu sagen
haben.« Kraus schloß mit der These (110): »die Schöpfung lebt, da sie sich in die Irrenzelle
geflüchtet hat«. In einer *Nachschrift* (100-104) räumte Kraus ein, daß der Schlosser mögli-
cherweise nur der »Finder und Bewahrer dieser lyrischen Schätze«, der Urheber aber in
der Fremdenlegion in Marokko zu suchen sei. Nachträglich stellte sich allerdings heraus,
daß es sich um auswendig gelernte Gedichte aus Zeitungen handelte, bei *Einen Trunk der
Liebe* beispielsweise um eine Nachdichtung Verlaines von Paul Zech. In F 800-805, Anfang
Februar 1929, 75-132 mußte Kraus in seinem Beitrag *Aus Redaktion und Irrenhaus oder
Eine Riesenblamage des Karl Kraus* seine ganze satirische Gewandtheit aufbieten, um sich
aus der Affäre zu ziehen. Vgl. Sigurd Paul Scheichl: *Eine Czernowitzer Literaturauffärberei in
der Fackel*. In: *Die Bukowina*. Hrsg. von Dietmar Gotschnigg und Anton Schwob. Tübingen
1990, 101-128.

F r e u n d H u m p l i k : Von Humplik ist keine Äußerung bekannt.

121 **T h e r e s e N e u m a n n :** geb. 9.4.1898, Konnersreuth/Oberpfalz; gest. 18.9.1962,
ebenda. Wurde in der Fastenzeit 1926 stigmatisiert und erlebte seitdem in häufigen Visionen
die Leidensgeschichte Christi. Vgl. J. Meßmer: *Die stigmatisierte Seherin Theres N.*, 7. Aufl.
1928.

K o n k o r d i a b a l l s p e n d e n - P o e s i e : Bevor Kraus die Gedichte aus der
Irrenanstalt abdruckte, brachte er Lyrik aus der »Welt der Normen«, um damit zu beweisen,
daß echte Poesie nur mehr im Irrenhaus möglich sei.

R e n a i s s a n c e d e r B a r o c k l y r i k : Anspielung auf Heinrich Fischers (durch
Kraus angeregte) Anthologie *Die Vergessenen. Hundert deutsche Gedichte aus dem 17. und
18. Jahrhundert*, 1926. Kraus hatte schon vorher Barocklyrik in seine Vorlesungen aufge-
nommen.

s t e r e o t y p E r s c h ö p f t e s : Gerald Stieg (*Der Brenner und die Fackel*, 313, Anm.
127) weist darauf hin, daß Ficker dieselbe Formel später auch auf Dallago in seiner Gedenkrede
1949 angewendet hat (Ludwig von Ficker: *Denkzettel und Danksagungen*, 1967, 196).

122 Mahler-Büste: Humprik hat tatsächlich eine Mahler-Büste geschaffen. Sie befindet sich heute im Besitz der Gemeinde Wien.

Mahnkarte Ihres Mannes: vom 27.6.1928.

Fr. Vogl: Mina Vogl war Freundin und Mäzenin von Hildegard Jone.

Brief von Felix Braun: Brief an Ficker vom 29.5.1928. Darin heißt es u.a. über die Beiträge in der 12. Folge des Brenner: »Auch die Gedichte von Hildegard Jone scheinen wundervoll zu sein. Ich las erst nur die ersten Verse und war sogleich überzeugt. Fast glaube ich, daß mir Hildegard Jone noch näher sein werde, als Paula Schlier. Sie sehen, ich bin Ihnen bereits jetzt zu nicht geringem Dank verpflichtet.« – Felix Braun: geb. 4.11.1885, Wien; gest. 29.11.1973, Klosterneuburg. Lyriker, Romanschriftsteller (vgl. Bd. 2, 553f.).

Grete von Urbanitzky: geb. 9.7.1893, Linz; gest. 4.11.1974, Genf. Lyrikerin, Erzählerin. Redaktionsmitglied der Zeitung *Der Tag*. Werke u.a.: *Der verflogene Vogel* (Gedichte), 1920; *Das Jahr der Maria* (Gedichte), 1921; *Masken der Liebe* (Novellen), 1925; *Mirjams Sohn* (Roman), 1926; *Der wilde Garten* (Roman), 1927. – In einem im BA erhaltenen, undatierten Entwurf hat Ficker seine Ablehnung so formuliert: »ich bin heute nicht nur ohne Vermögen, sondern seit kurzem auch – durch den Verlust meiner Stellung in einem Verlagsunternehmen, das für meine Sache nichts mehr erübrigen konnte – mit meiner Familie akuten Existenzschwierigkeiten ausgesetzt, die es mir im Augenblick unmöglich machen, den illustren Bestrebungen Ihres Clubs zu dienen.« Am 17.7. bedankt sich Grete von Urbanitzky für Fickers verschollenen Brief vom 12.7. und versichert Ficker, daß er falls er keine anderen Bedenken habe, auch ohne Mitgliedsbeitrag in den P.E.N. Club aufgenommen werden könnte. Ficker hat auf dieses Schreiben nicht mehr reagiert.

123 Elisabeth Langgässer: geb. 23.2.1899, Alzey/Rheinhessen; gest. 25.7.1950, Karlsruhe. Lyrikerin, Erzählerin, Hörspielautorin. Bis 1929 im Schuldienst tätig, 1929 Übersiedlung nach Berlin: freie Schriftstellerin. Heiratete 1935 den Philosophen Wilhelm Hoffmann. Erhielt 1936 als Halbjüdin Schreibverbot und wurde 1944, obwohl krank, zur Fabriksarbeit zwangsverpflichtet. Werke u.a.: *Der Wendekreis des Lammes* (Gedichte), 1924; *Grenze: Besetztes Gebiet* (Prosa), 1932; *Herz zum Hafen* (Frauengedichte, zsm. mit Ina Seidel), 1933; *Die Tierkreisgedichte*, 1935; *Der Gang durch das Ried* (Roman), 1936; *Das unauslöschliche Siegel* (Roman), 1946. Vgl. Frederik Hetmann: *Schlaf, meine Rose: die Lebensgeschichte der Elisabeth Langgässer*, 1986.

Karl Thiemann: Vgl. Thieme an Ficker, 9.8.1927, wo er für den nächsten Tag einen Besuch in Mühlau ankündigt. »Mit mir reist eine Freundin, Elisabeth Langgässer, welche sehr gern Paula Schlier kennen lernen würde, wenn dies möglich ist.«

Bilder Paula Schliers: Es kann sich hier wohl nur um die Bilder Hildegard Jones handeln.

»Proserpina«: Erstmals veröffentlicht 1933 in Leipzig: Verlag Hesse und Becker mit dem Untertitel *Welt eines Kindes*. Ein zweites Mal veröffentlicht 1949: diese Ausgabe richtet sich nach der sog. Urfassung von Proserpina, die Karl Thieme wahrscheinlich Ficker vorgelesen hat.

124 Mutter werden: Ihre Tochter Cordelia wurde am 1.1.1929 in München geboren und lebte bis 1943 bei ihrer Mutter in Berlin. Um ihre uneheliche Tochter, »Dreivierteljüdin«, zu retten – deren Vater war Jude – arrangierte Elisabeth Langgässer eine Adoption und Cordelia erhielt einen spanischen Paß. Im Hauptquartier der Gestapo wurde Cordelia im Beisein ihrer Mutter aber folgendes mitgeteilt: Wenn Cordelia bereit sei, sich den geltenden deutschen Bestimmungen zu unterwerfen und die vorliegenden Dokumente zu unterzeichnen, dann geschehe ihrer Mutter nichts, andernfalls müsse die von der Mutter arrangierte Adoption als Hochverrat betrachtet werden. Cordelia wurde über Theresienstadt nach Auschwitz deportiert. Dort arbeitete sie als Sekretärin des Dr. Mengele – und überlebte. In Schweden wurde sie gesund gepflegt; später arbeitete sie dort als Journalistin. Während des Jom-Kippur-Krieges 1974 übersiedelte sie nach Jerusalem. Ihre furchtbaren Erlebnisse hat Cordelia Langgässer

Edvardson in dem Buch *Gebranntes Kind sucht das Feuer* (schwed. 1984, dt. 1986) niedergelegt; 1986 erhielt sie dafür den Geschwister-Scholl-Preis.

126 *ein fremder Mensch*: Nicht ermittelt.

ein junger Westfale: Hans Jaeger hat Ficker im Juni 1926 in Innsbruck besucht und ihm im August Aufnahmen von seinen Porträtaufnahmen zugesandt (im BA liegen mehrere Photographien, mehrere undatiert, die meisten sind aber erst ab Oktober 1928 entstanden). Es ist also nicht klar, welches Porträt Josef Humprik in seinem Brief an Ficker vom 14.9.1928 beurteilt hat: »Um Ihre Frage nach der Fähigkeit Ihres jungen Freundes zur Plastik zu beantworten, kann ich nur sagen, daß er in schlechten Händen ist, ihm das primitivste über Proportionen und Behandlung der Form nicht gesagt wird. Schauen Sie sich nur das Ohr, die Augen an. Die Art wie er den Kopf gesehen hat zeigt Feingefühl. Ich würde ihm aber unbedingt raten, sich nur dann der Plastik zu ergeben, wenn er es ganz tun will.«

Stephan Großmann: geb. 18.5.1875, Wien; gest. 3.1.1935, ebenda. Journalist, Schriftsteller.

127 *seitens einer Dichterin*: Elisabeth Langgässer; in der Zeitschrift *Orplid* 5, 1928/29, H.1/2, April/Mai 1928, 48f. war ihr Gedicht *Sonett an eine Frau* abgedruckt.

R e i s e n a c h A u g s b u r g: Zu Bennö Filser, konkretes Ergebnis scheint dabei keines erzielt worden zu sein.

D r . F r a e n g e r: Nicht ermittelt.

128 *v o n S a l z b u r g*: Ludwig von Ficker war Mitte Oktober auf Einladung von Josef Schulz nach Salzburg gereist.

F a i s t a u e r - F r e s k e n: im Foyer des Kleinen Festspielhauses in Salzburg; Anton Faistauer hatte Josef Schulz zu den Arbeiten beigezogen.

S t e f a n Z w e i g: geb. 28.11.1881, Wien; gest. 22.2.1942, Petropolis. Zweig hatte das Haus am Kapuzinerberg 1916/17 erworben und bewohnte es von 1919-1934. Im 17. Jh. war es ein Jagdschloß gewesen, und nur ein Fußweg mit mehr als hundert Stufen führte hinauf.

129 »*V a t e r u n s e r*«: Dieser Gedichtzyklus hat sich im Nachlaß Hildegard Jones nicht gefunden.

»*A u f e r s t e h u n g*«: Das Ölbild dieses Titels hatte Hildegard Jone Ludwig von Ficker 1927 geschenkt. Es zeigt im Profil das Haupt des Toten Georg Trakl, jedoch mit sich öffnenden Augen, und, darübergeneigt, ein Engel-Antlitz, das unverkennbar die Züge der Malerin trägt.

130 *O p e r n t e x t e f ü r W e b e r n*: Jone hat zwar solche Texte verfaßt und an Webern geschickt; eine kompositorische Bearbeitung kann aber nicht nachgewiesen werden. Erst 1933 vertonte Webern Gedichte aus dem Zyklus *Viae inviae* (B XIII, Herbst 1932, 60-74).

M a t t e o t t i - S t a t u e: Vgl. Bildteil, Nr. 16.

131 *k l e i n e n K u n s t v e r l a g*: Nicht ermittelt.

M ü n c h e n e r Z e i t u n g s - V e r l a g: Die Ablehnung, unterzeichnet von Hans Buchner, datiert auf den 8. November.

132 *I h r e f r e u n d l i c h e n Z e i l e n*: In einem undatierten Brief aus Meran hatte Sailer sich erkundigt, wie es Ficker gehe und nach dem Geburtsdatum von Dallago gefragt, dem er zum sechzigsten Geburtstag schreiben wolle.

J a k o b H e g n e r: Vgl. Hegner an Ficker, 19.11.1928: »Lieber Herr von Ficker, von Picard erfuhr ich Ihre Lage und Ihren Wunsch, als Korrektor zu arbeiten. Bitte, kommen Sie sofort, ich kann Sie nach Ihrem Wunsch beschäftigen. Gewerkschaftlich wird es einige Schwierigkeiten machen, aber die werden wir überwinden. Ev. müssen Sie sich ein Zeugnis von der Wagnerschen Druckerei verschaffen, daß Sie dort als Korrektor gearbeitet hätten.

Sie erhalten Tariflohn.“ Am 25.11. bestätigte Hegner sein Angebot und bat Ficker, sofort nach Hellerau zu kommen. Über die näheren Umstände der Ablehnung ist nichts bekannt. Der nächste erhaltene Brief von Hegner datiert auf den 10.12.1928, darin wird Ficker zu seiner neuen Stellung gratuiert. – Jakob Hegner: geb. 25.2.1882, Wien; gest. 24.9.1962, Lugano. Seit 1912 Leiter des Hellerauer Verlags Jakob Hegner (vgl. Bd. 1, 345).

133 **Erika Mitterer**: geb. 30.3.1906, Wien; lebt in Wien. Fürsorgerin, Erzählerin, Lyrikerin. Besuchte Fachkurse für Volkspflege und war rund 5 Jahre in Tirol, Niederösterreich und Burgenland als Fürsorgerin tätig. Bald nach Erscheinen ihres ersten Gedichtbandes (1930) gab sie ihren Beruf auf und lebt – seit 1937 verheiratet – als freie Schriftstellerin in Wien. Während des Dritten Reiches Mitarbeit an der Zeitschrift *Das Innere Reich*, 1936-1937 und nach 1945 Mitglied des PEN-Clubs. Zahlreiche Ehrungen, u.a. 1930 Julius-Reich-Preis, 1975 Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst. Bereits sehr früh begann sie Gedichte zu schreiben, von 1924-1926 sandte sie Verse an Rainer Maria Rilke (daraus entstand der *Briefwechsel in Gedichten*, der 1950 veröffentlicht wurde); Ende 1925 besuchte sie den schwerkranken Dichter auf Muzot in der Schweiz. Erste Gedichte in der *Neuen Freien Presse* über Vermittlung von Stefan Zweig, der auch mit zur Veröffentlichung des ersten Gedichtbandes beigetragen hat. Werke u.a.: *Dank des Lebens* (Gedichte), 1930; *Charlotte Corday* (Drama), 1931; *Gesang der Wandern* (Gedichte), 1935; *Der Fürst der Welt* (Roman), 1940; *Die Seherin* (Erzählung), 1942; Rainer Maria Rilke: *Briefwechsel in Gedichten mit Erika Mitterer*, 1924-1926, 1950; *Die nackte Wahrheit* (Roman), 1951; *Gesammelte Gedichte*, 1956, *Entsühnung des Kain* (Gedichte), 1974; *Alle unsere Spiele* (Roman), 1977. Vgl. Jorun B. Johns: *Erika Mitterer: Eine Bibliographie*. In: *Modern Austrian Literature*, 1986, Nr. 2, 77-95. – Über ihr Verhältnis zu Ficker schrieb Erika Mitterer an die Herausgeber: »Und Ficker war für mich ein bedeutender Name, allein schon durch Karl Kraus, dessen Vorlesungen ich oft besuchte und dessen ›Fackel‹ ich oft las. (Persönlich gekannt habe ich weder ihm noch Ficker.)«
diese Gedichte: Im BA haben sich eine Reihe von Typoskripten erhalten: *Traum*, *Morgengang*, *Selbstgespräch*, *Lieben zu lernen...*, *Oh so herauszureten...* (alle in *Dank des Lebens* veröffentlicht), Shelley: *An eine Lerche* (Übers., erschienen im *Inselschiff*, Jg. 10, H. 4, Herbst 1929, 302-306), Weiden, *Verkündigung über den Hirten, Matthäus und der Engel*, (alle unveröff.).
Anthologien: *Anthologie jüngster Lyrik*, Hrsg. von Willi Fehse und Klaus Mann. Geleitwort von Stefan Zweig. Hamburg: Enoch 1927, 60-70; *Junge deutsche Lyrik*, Hrsg. von Otto Heuschele. Leipzig: Reclam 1928; *Krystall der Zeit*, Hrsg. von Albert Soergel. Leipzig, Zürich: Grethlein 1929, 562-664.
»Individualität«: Gedichte nicht ermittelt.

134 »Traum«: Das erzählende Ich ist im Traum auf der Suche nach dem schwerkranken Freund und steht an der Schwelle der Tür, hinter der die »hoffnungslosesten der Kranken« liegen.

»So tret ich mit der kommenden Minute
zu ihm und bin gewiß: er kennt mich wieder? –
So fühl ich Fieberfreude noch im Blute,
und weiß die Form nicht mehr der eignen Glieder –?
Oh bloße Gegenwart, du tröstlich-Gute!
Warm fließt mein Freuen an den Wangen nieder,
und weckt mich auf. Ich bin im eignen Zimmer.
Gesund wie immer. Und allein wie immer.« (4. und letzte Strophe).

Krauskennengelernt: Zusammen mit Wilhelm Kütemeyer anlässlich der Kraus-Vorlesung am 19.1. in Hagen (482. Vorlesung). Am 12.3.1929 berichtete Hans Jaeger Ficker ausführlich von diesem Zusammentreffen. – Wilhelm Kütemeyers Übersetzung *Der Begriff der Ironie mit ständiger Rücksicht auf Sokrates* erschien 1929 bei Chr. Kaiser in München.

135 Ernst Jünger: *Das abenteuerliche Herz. Aufzeichnung bei Tag und bei Nacht.* Berlin: Frundsberg 1929. Sammlung von 63 Prosavignetten.

katholischer Verlag: Gemeint ist der Benno Filsen Verlag. Daß die Verhandlungen mit Filsen sehr weit gediehen sind, beweist eine Äußerung Haeckers vom 6.6.1929: »Es wäre eine sehr gute und sympathische Lösung, wenn Sie den Brenner-Verlag bei Filsen unterbringen könnten.« Der jüdische Verlag war der Münchner Drei Masken Verlag: aus zwei Briefen dieses Verlags vom 2.2. und 16.2.1929 geht hervor, daß er an einer Weiterführung des *Brenner* interessiert war und Ficker möglicherweise eine Anstellung erhalten sollte. Nähere Bedingungen konnten nicht ermittelt werden.

138 Theodor Sapper: geb. 16.9.1905, Feldbach; gest. 1.10.1982, Wien. Schriftsteller, Journalist, Redakteur, Übersetzer (aus dem Spanischen). Studierte in Graz und München, 1929 Dr. phil. Seit 1960 Dozent für Literaturgeschichte an der Wiener Akademie der Bildenden Künste. Erhielt 1952 und 1953 Förderungspreise der österr. Unterrichtsministeriums, 1955 einen Förderungspreis der Theodor-Körner-Stiftung, 1963 den Preis der Ludwig-von-Ficker-Stiftung. Werke u.a.: *Erotik des Hasses* (Drama), 1930; *Kornfeld* (Novelle), 1947; *Schmerz vor Tag* (Gedichte), 1957; *Alle Trauben und Lilien* (Gedichte), 1967; *Alle Glocken der Erde. Expressionistische Dichtungen aus dem Donauraum*, 1974. Herausgeber der Theodor-Däubler-Auswahl *Echo ohne Ende* (1957) und einer Jakob-Haringer-Auswahl *Der Hirt im Mond* (1965). – Bereits im Jahre 1925 hatte sich Sapper bei Ficker als Verehrer Trakls vorgestellt und um ein Trakl-Photo gebeten.

meine Dichtungen: Im BA liegen eine Reihe von Typoskripten von Sapper; der größte Teil davon stammt aus dem Jahre 1928, einige aus dem Jahr 1923.

139 Lernet-Holenia: Alexander Lernet-Holenia: geb. 21.10.1897, Wien; gest. 3.7.1976, ebenda. Lebte damals als freier Schriftsteller in Wien. Vgl. Ficker an Kraus, 30.5.1929: »Aber nichts ist sicherer als daß das Inselschiff, auf das sich diese Geister retten, keine Arche Noah ist.« In diesem Brief hat Ficker – für den Fall, daß Kraus seinen Brief vom 29.5. abdrucken wolle – einige Korrekturen vorgeschlagen. Weder Kraus noch Ficker haben weiter auf die Holenia-Kritik reagiert. Der von Kraus geschickte Artikel Lernet-Holenias über Trakl konnte nicht ermittelt werden.

140 Übersetzung K. L. Ammers: Arthur Rimbaud: *Leben und Dichtung.* Übertragen von K[arl] L[othar] Ammer [d. i. Karl Klammer], eingel. von Stefan Zweig. Leipzig: Insel 1907.

141 Gertrud von Le Fort: geb. 11.10.1876, Minden/Westf.; gest. 1.11.1971, Oberstdorf/Allgäu. Lyrikerin, Erzählerin, Essayistin (vgl. Bd. 2, 551). Die *Hymnen an die Kirche* (München: Theatinerverlag) waren 1924 erschienen.
meinem Roman: *Das Schweißtuch der Veronika.* München: Kösel & Pustet 1928; 1946 erschien ein zweiter Teil: *Kranz der Engel.* Das Mädchen Veronika wächst zwischen zwei Welten, dem heidnischen und dem christlichen Rom auf und entscheidet sich für das Christentum. Der Roman trägt autobiographische Züge: 1926 war Le Fort längere Zeit in Rom, im März desselben Jahres wurde sie in der Kirche Santa Maria dell'Anima in die katholische Kirche aufgenommen.

142 »Das Geheimnis Kierkegaards«: München, Berlin: Oldenbourg 1929. »In dreifacher Vertiefung erläutern die 3 Teile dieses Werkes das Wesen Kierkegaards: den Schriftsteller (Geheimnis des Stils), den religiösen Denker (Geheimnis des Werkes) und die Persönlichkeit (Geheimnis der Seele).« (Aus der Ankündigung des Werkes in einem anderen Werk des Oldenbourg Verlags: Sören Kierkegaard: *Über den Begriff der Ironie*, 1929). – Erich Przywara (geb. 1889) war katholischer Theologe, Jesuit und Religionsphilosoph.
Operette von Kraus: *Literatur oder Man wird doch da sehn. Magische Operette in zwei Teilen.* Wien, Leipzig: Verlag »Die Fackel« 1921.

Ihre freundliche Anfrage: Briefkarte vom 18.7. mit der Frage nach dem persönlichen Befinden und den Angelegenheiten des Brenner Verlags.
Bestiarium: Franz Blei: *Das Große Bestiarium der modernen Literatur*, München: Müller 1920. Mitverfasser war Carl Schmitt, von dem die Idee stammte. (vgl. Bd. 2, 286 und 521).

- 143 **Brenner-Freundes:** Möglicherweise Franz Glück.
meinem Schwager: Fridtjof Molander, einziger Bruder von Cissi von Ficker.
Hundstagschütze: Die Hundstage sind die Tage vom 24.7. bis 24.8., an denen die Sonne und der Sirius (Hundstern) zugleich aufgehen.
Bruders in Berlin: Heinrich von Ficker, Ordinarius für Meteorologie in Berlin (vgl. Bd. 2, 470).
»**Begriff der Ironie:** Søren Kierkegaard: *Über den Begriff der Ironie*, Deutsch von Hans Heinrich Schaeder. München, Berlin: Oldenbourg 1929.

144 **Hofmannsthal:** Hugo von Hofmannsthal war am 15.7.1929, am Begräbnistag seines Sohnes, in Rodaun bei Wien an einem Schlaganfall gestorben.
»**Vom Tode:** Søren Kierkegaard: *Vom Tode. Aus »Drei Reden bei gedachten Gelegenheiten«*, Übersetzt von Theodor Haecker. In: *Brenner-Jahrbuch 1915*, 15-55.
Schreiben des Herrn Kütemeyer: Nicht ermittelt.
die Übersetzung: Søren Kierkegaard: *Der Begriff der Ironie mit ständiger Rücksicht auf Sokrates*, Übersetzt von Wilhelm Kütemeyer. München: Kaiser 1929. Das Nachwort (341-369) ist – ohne namentliche Nennung – eine Abrechnung mit Theodor Haecker und seiner Kierkegaarddeutung. Der Ansatzpunkt von Kütemeyers Kritik ist Kierkegaards Bitte, bei Zitaten aus dem Werk den jeweiligen pseudonymen Verfasser anzuführen. »Welcher hat diese Bitte wenigstens soweit auswendig gelernt, daß er z.B. den Satz aus der Unwissenschaftlichen Nachschrift, daß die Subjektivität die Wahrheit sei, dem Johannes Climacus zuschreibt und für eine Äußerung seiner Meinung hält und nicht so schlecht und recht für die Kierkegaards? oder gar so tief beherzigt, daß er nicht Kierkegaard dafür verantwortlich macht, wenn ihn diese Formulierung oder das ganze Buch oder das ganze pseudonyme Werk paradox anmutet, ihm zugespitzt und – besonders für die Jugend – gefährlich vorkommt; oder nicht ihn geradezu bewundert, wenn er all dieses trefflich findet und es ihm zusagt?« (347). Wer Sätze der Pseudonyme Kierkegaards Kierkegaard selber zuschreibt, »ist, wenn er nichts Schlimmeres ist, ein Falschmünzer raffinierter Art« (348). »Aus Wältern macht man Zeitungen, und die berufenen Interpreten Kierkegaards sind auch polemisch. So dient man Gott und dem Mammon, anständig unter seinesgleichen malträtiert man die Dienstboten. Sie wuchern mit den ihnen anvertrauten Pfunden – für eigene Rechnung und zu eigenem Ruhm, und brechen das Vertrauen; läßt sich der Ertrag ihres Talents nicht in griechischen Talenten ausdrücken, so gewiß als Produkt von Kulturfaktoren; verdient er an Reichsmark vielleicht auch wenig der berufene Interpret, so ist er doch ein großer Mann, wo er sein Talent zur Verfügung stellt, wenn's seine Kinder auch noch nicht wissen.« (363) »Von einem Polemiker, welcher Partei oder Konfession ergreift z.B. das liebende Herz, welches er Spinoza abspricht, hellstichtig wie er ist, dem Professor Husserl in Freiburg zuschreibt, weiß man, daß er Talent hat, Talent auch, ein Opfer der Satire zu werden, aber man weiß nicht, welchen Fall und Kniefall er noch tun wird, um nicht der Satire gegen den Parteidienst zu verfallen. – Talent beruht auf Mangel an Charakter, in ihm steht die Wahrheit im Dienste des Egoismus, in ihm verleugnet die Gabe den Geber, und die Kreatur ihren Ursprung.« (364) Des öfteren bezieht sich Kütemeyer nachweislich auf Haeckers Aussagen in dessen Nachwort zu Kierkegaards *Der Begriff des Auserwählten* (1917).

146 **Mut o h n e h:** Anspielung auf Karl Muth.

147 **Entweder-Oder:** Anspielung auf das gleichnamige Werk Kierkegaards.
Lissauer: Erich Lissauer; geb. 10.12.1882, Berlin; gest. 10.12.1937, Wien. Lebte seit

1924 als freier Schriftsteller in Wien. Sein Gedichtband *Worte in die Zeit. Flugblätter 1914* enthielt den *Haßgesang gegen England*, das »erfolgreichste« Kriegsgedicht des Ersten Weltkriegs.

148 Schrempp: Vgl. Sören Kierkegaard: *Christliche Reden*. Übersetzt von Christoph Schrempp und Wilhelm Kütemeyer (Nachwort von Kütemeyer). Jena: Diederichs 1930.

Professor der Barth und Freunde: Bezieht sich auf Kütemeyers Formulierung: »Es ist sicher, daß sein [Kierkegaards] Korrektiv in unserer Zeit, wenn er z.B. statt einer hegelianisierenden Theologie Barth in der Theologie vorgefunden hätte, etwas anders ausgesehen hätte.« (349)

Rasmus Nielson: (1809-1884), 1843-1881 Prof. für Philosophie in Kopenhagen. Zuerst beeinflußt von Hegel, wandte er sich später Kierkegaard zu.

damaligen Papstes: Haecker hatte in seinem *Nachwort* den damaligen Papst Benedikt XV (1914-1922) aus seiner Formulierung »alles Offizielle ist Schmach« ausgenommen. Am 18.1917 hatte der Papst eine Friedensnote an die kriegsführenden Mächte gerichtet, aber ohne Erfolg.

149 gegenwärtigen Papst: Pius XI (1922-1939), schloß viele Konkordate ab und kämpfte gegen die die Kirche bedrohenden Mächte Kommunismus und Faschismus.

151 »Le papillon est mort«: F 820-826, Ende Oktober 1929, 79:

Le papillon est mort

Falter der Nacht mit traumentbundnen Schwingen,
wie irrst aus deinem Dunkel du ans Licht!
Und langst nach Lust um größeren Verzicht,
und dieser Taumel wird den Tod dir bringen.

Starr staunt die Runde. Doch der Retter nicht
ersteht, der aus dem schauerlichen Ringen,
verwirtem Schwingenschlag und Ampelklingen,
bewahrt dein gottgegebenes Gesicht.

Noch einmal faltest, Falter, du die Flügel.
Kein Menschenblick mehr bleibt dir zugewandt.
Und diese Lampe ist dein Grabeshügel.

Doch eine Stimme dringt zu dir empor –
ein Knabenherz, vom Schauspiel übermannt,
ruft bang dir nach: Le papillon est mort!

Küstenmayer: Auf S. 77 hatte Kraus in einer gut halbseitigen bibliographischen Notiz, in der jeweils ihn betreffende Äußerungen verzeichneten wurden, das Nachwort Kütemeyers zum *Begriff der Ironie*, wie immer kommentarlos erwähnt. In F 827-833, Anfang Februar 1930, 116 hat Kraus zwar beide Fehler berichtigt, gleichzeitig aber auf S. 115 angemerkt: »Es wird ersucht, Angaben für die bibliographische Notiz (wie für die der Druckfehlerberichtigungen) unterlassen zu wollen.«

Werner Krafft: geb. 4.5.1896, Braunschweig; lebt in Jerusalem. Essayist, Lyriker, Bibliothekar. Wuchs in Hannover auf, studierte Philologie in Berlin, Freiburg, Hamburg und Frankfurt, daneben absolvierte er die Bibliothekarsschule in Berlin. In Freiburg besuchte er u.a. Lehrveranstaltungen von Edmund Husserl und Martin Heidegger. Im Ersten Weltkrieg Krankenwärter in versch. Lazaretten. Arbeit als Bibliothekssekretär in der Deutschen Bücherei in Leipzig. 1925 Dr. phil., 1926 Aufenthalt in Florenz, 1927-1933 Bibliothekar in Hannover. Befreundet mit Theodor Lessing und Franz Blei, der Krafts Aufsatz *Der „Stern des Bundes“*

und »Wannsee« 1914 in der *Aktion* unterbrachte: ein Aufsatz über Rudolf Borchardt, dessen Werke er alle mit Begeisterung las. Kraft lernte Borchardt 1917 persönlich kennen und blieb mit ihm bis zu dessen Tod in Verbindung. Ebenso früh las er die *Fackel* von Karl Kraus, er fuhr öfters von Hannover nach Berlin zu dessen Vorlesungen. Zu einer persönlichen Begegnung ist es aber nicht gekommen. Eine dritte für ihn sehr wichtige Persönlichkeit lernte er 1915 kennen: Walter Benjamin. »Ich zeigte ihm auch meinen Aufsatz über drei Gedichte von Karl Kraus, der im ›Brenner‹ erschienen war. Er lobte besonders, was ich über das Rätsel ›Zwei Grade‹ geschrieben hatte, und war ablehnend nicht nur gegen den Aufsatz über Trakl von Werner Meyknecht in demselben Heft, sondern gegen Trakl selbst.« 1932 bekam Kraft ein Heft des *Sumpf* in die Hand und nahm Kontakt zu dessen Herausgeber Wilhelm Kütemeyer und dessen Freund Werner von Trott auf. Ab 1931 Kontakt zu Wilhelm Lehmann: bei seiner Abreise aus Deutschland im Juni 1933, machte Kraft in Eckernförde, dem Wohnort von Lehmann, noch einen Tag Station. Stationen seiner Emigration waren Schweden, London, Paris; ab August 1934 ließ er sich endgültig in Jerusalem nieder. Vgl. Krafts Autobiographie *Spiegelung der Jugend*, 1973. Werke u.a.: *Worte aus der Leere* (Gedichte), 1937; *Gedichte II*, 1938; *Gedichte III*, 1946; *Else Lasker-Schüler. Eine Einführung in ihr Werk und eine Auswahl*, 1951; *Wiederfinden. Deutsche Poesie und Prosa. Eine Auswahl*, 1954; *Karl Kraus. Beiträge zum Verständnis seines Werkes*, 1956; *Rudolf Borchardt*, 1961; *Wirrwarr* (Roman), 1960; *Karl Gustav Jochmann*, 1972; *Herz und Geist. Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur*, 1989.

F a l l H a l s m a n n : Philipp Halsmann, ein aus Riga stammender 21-jähriger Student der Technischen Hochschule Dresden, jüdischer Herkunft, wurde beschuldigt, seinen Vater Max Halsmann am 10.9.1928 auf einer Bergtour im Zillertal mit einem Stein erschlagen zu haben. Die ursprüngliche Version eines Bergunfalles, eine zweite Version eines Raubmordes durch Dritte, wurden trotz der Unschuldbeteuerungen Halsmanns von einem Innsbrucker Geschworenengericht verworfen. Halsmann mit 9:3 Stimmen des Vatermordes für schuldig befunden und zu zehn Jahren Kerker verurteilt. Das nur auf Indizien sich stützende Urteil löste in der Öffentlichkeit heftige Reaktionen aus. Der Wiener Starverteidiger Richard Preßburger legte Berufung ein und wies vor allem auf die judenfeindliche Stimmung in der Bevölkerung hin: einige Zeugen hätten geläuft, »man werde den Juden schon eintunken«. Mehrere Universitätsprofessoren, darunter der Philosoph Alfred Kastil und der Psychologe Theodor Erismann protestierten gegen das Urteil. Der zweite Prozeß begann am 9.9.1929. Die nationalsozialistische deutsche Arbeiterpartei kündigte für den 12.10. einen Vortrag von Ernst Grimm mit dem Thema »Der Jude ist der Herrscher des deutschen Volkes« an, der verboten wurde. In einer Predigt in der Servitenkirche sah Anselm Wimmer die Schuld Halsmanns als erwiesen an. Nach einer mehrwöchigen Unterbrechung wurde Halsmann am 19.10.1929 von den Geschworenen mit 8:4 Stimmen des Totschlags für schuldig befunden und zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Jakob Wassermann wies in einem *Offenen Brief an den Präsidenten der Republik* (Neue Freie Presse, 23.10.1929) auf die Halbherzigkeit dieses Urteils hin. Entweder sei es Vatermord und damit hart zu bestrafen, oder Halsmann sei unschuldig. »Soll die Strafe das arithmetische Mittel aus dem Für und Wider der Publikumsmeinungen darstellen, damit keine Partei sich zu beklagen habe? [...] Philipp Halsmann ist unschuldig. Wenn Ihnen dieses Diktum allzu vermessens und unbedingt erscheint, so kann ich mich zu seiner Bekräftigung auf die Meinung von ganz Europa berufen, das heißt auf die aller anständigen, unbefangenen, klar empfindenden und von der Pestatmosphäre des Rassenhasses noch unvergifteten Menschen dieses Erdteils, Christen wie Juden.« Philipp Halsmann wurde ein Jahr später von Bundespräsident Wilhelm Miklas begnadigt. Er ging zunächst nach Italien, später arbeitete er in Paris und in den USA als bekannter Photograph. Vgl. dazu Greif Köfler: »Wir wollen sehen, ob das Kreuz oder der siebenarmige Leuchter siegt! Antisemitismus in Nord- und Osttirol seit 1918. In: *Sturzflüge*, Jg. 5, Nr. 15/16, Mai-August 1986, 91.

152 I h r e n B r i e f : Ficker an Haecker, 6.11.1923, wo er mitteilt, daß er inzwischen das Buch von Kütemeyer erhalten habe und den Vorschlag macht, Kütemeyer eine Abschrift von Haeckers Brief zukommen zu lassen.

153 Pfarrer Merz: Georg Merz; geb. 3.3.1892, Walkersbrunn/Oberfranken; gest. 16.11.1959, Neuendettelsau. Ev. Theologe. Durch Barths Römerbrief-Kommentar Freundschaft mit Karl Barth, mit dem er – zusammen mit Eduard Thurneysen – die Zeitschrift *Zwischen den Zeiten* herausbrachte, deren Schriftleiter er 1923-1933 war.

Hugelshofer: Theodor Haecker war im Jänner 1924 von Walter Hugelshofer, damals Student der Kunstgeschichte in Zürich, im Namen der Zürcher Studentenschaft zu einem Vortrag nach Zürich eingeladen worden (vgl. auch Bd. 2, 544); nach dem Vortrag hielt er sich zwei Tage bei Pfarrer Paul Walser in Hundwil auf (vgl. Bd. 2, 377). Ficker stand mit Hugelshofer von 1922-1927 in brieflichem Kontakt.

vorläufige Mitteilung: Nicht ermittelt.

154 Neuland: Bund der katholischen Jugendbewegung in Österreich, 1921 aus dem christl.-dt. Studentenbund entstanden. Karl Rudolf und Michael Pflieger formten die Erneuerungsbewegung. Pflieger verfaßte auch die Programmschrift: *Die deutsche Jugendbewegung und der jungkatholische Geist* (1923). Der Bund hatte einen entscheidenden Anteil an der Liturgischen Bewegung in Österreich. Verbreitet wurden die Ideen in den Zeitschriften *Neue Jugend* und *Neuland*.

heisigen Mittelsmann: Ignaz Zangerle.

155 Ihren Standpunkt: Haecker hatte in seinem Brief vom 14.1. geschrieben, daß er den Brief an Kütemeyer für eine ev. Publikation im *Brenner* erweitern würde; eine Separatpublikation aber ablehne.

Jaray: Karl Jaray; geb. 14.3.1878, Wien; gest. 29.11.1947, Argentinien, Architekt. Seit 1901 Konstrukteur für Hochbau an der Deutschen TH in Prag, seit 1902 Privatdozent für Hochbau. 1918-1925 o. Prof. für Enzyklopädie des Hochbaues an der dt. TH in Prag. Ab 1925 in Wien im Ruhestand. Vgl. auch das Schreiben des kommissarischen Verwalters aus dem Büro von Jaray, 5.10.1938, an das Wiener Handelsgericht: »Prof. Jaray ist seit 14. März 1. J. geflüchtet. Sein Büro wird unter der kommissarischen Verwaltung des SS-Sturmbannführers Max Plobner liquidiert. Die Literatur des Prof. Jaray, im besonderen die »Fackel« von Karl Kraus befindet sich noch im Haus, Langackergasse 22, ist jedoch von der Gestapo beschlagnahmt.« (Zit. nach Murray G. Hall: *Österreichische Verlagsgeschichte*, Bd. 2, 1985, 133). Laut Meldeauskunft »im März 1938 nach Prag«, noch im selben Jahr nach London. Über London emigrierte Jaray nach Argentinien, wo er erfolgreich als Architekt tätig war. 1911/12 Hrsg. des 43. und 44. Jgs. der Zeitschrift *Technische Blätter. Zeitschrift des dt. polytechnischen Vereins in Böhmen*. Vgl. Karl Jaray: *Der Selbstmord der Menschheit. Österr. Komitee gegen den drohenden Krieg*. Wien 1933. – Jarays Aufforderung zur Mitarbeit am Fackelregister erfolgte im »November 1929«, seine Unterstützung bot er am 25.11. an. Am 28.12.1929 schilderte Ficker in einem Brief an Franz Glück die Möglichkeit zum Rückerwerb des Brenner-Verlags und bat, diesen Brief Jaray zu zeigen. Zusammen mit dem Wiener Industriellen Hugo Bunzl kaufte Jaray Ende Februar 1930 den Brenner Verlag um 5.000 S für Ficker zurück (die Korrespondenz mit dem Universitäts-Verlag Wagner liegt in Durchschlägen Jarays Briefen an Ficker bei). In einem Schreiben vom 1.5.1930, unterzeichnet von Jaray und Bunzl, wurde eine Rückzahlung des Kaufpreises in Raten bis zum 1.5.1935 festgelegt. In seinem Brief vom 11.3.1930 teilte Jaray den Beschuß mit, das Fackelregister, das er zusammen mit Franz Glück und Max Steffl herausgeben wollte, im Brenner Verlag erscheinen zu lassen.

156 »Jagdhund des Himmels«; Vgl. Francis Thompson: *Shelley Ein Korymbus für den Herbst. Der Jagdhund des Himmels*. Übertragen und mit einem Essay über Francis Thompson und Sprachkunst von Theodor Haecker. Innsbruck: Brenner Verlag 1925. Da vor dem Brief Haeckers vom 14.11. in der Korrespondenz Haecker-Ficker eine Lücke klafft, konnte nicht näher ermittelt werden, um welche Anthologie es sich gehandelt hat und ob Haeckers Beitrag aufgenommen wurde.

Röck: Karl Röck; geb. 20.3.1883, Imst; gest. 9.6.1954, Innsbruck. Sprachforscher, Dichter.

gehörte zu den frühesten Mitarbeitern des Brenner (vgl. Bd. 2, 459). Sein Tagebuch, in dem er Ereignisse und Begegnungen über Jahrzehnte hin mit größter Akribie aufzeichnete, wird im BA aufbewahrt (vgl. Karl Röck: *Tagebuch 1891-1946*. 3 Bde. Salzburg: Otto Müller Verlag 1976).

157 T. Anz. 1913: Besprechung des *Brenner*, Jg. 3, H. 10 im *Allgemeinen Tiroler Anzeiger*, 1.3.1913 mit folgendem Hinweis auf Trakl: »Georg Trakl: Zwei Gedichte (Indisputabel).«

Faschingszeitung 1914: *Innsbrucker Beifzangl*, 21.2.1914 mit der Gedicht-Persiflage auf Georg Trakl: *Kain* von Franz Xaver Sago.

160 Brief Deines Bruders: vom 14.6.1930; eine Abschrift liegt im Nachlaß Paula Schliers. Heinrich Schlier faßte Paula Schliers Einwände gegen die protestantische Kirche so zusammen: »Wenn ich sie auf eine kurze Formel bringen darf, so vermißt du bei der protest. Kirche 1.) die Einheit der Lehre (des Glaubens), 2.) die Sicherheit der Sitte, 3.) die Menschlichkeit, 4.) und vor allem und in allem die Autorität.« »Nun war ja die Beichte von jener ein Problem innerhalb der evang. lutherischen Kirche und Luther selbst ist sich über ihren Charakter nicht recht klar gewesen. Er wollte sie teils als Sakrament festhalten, teils aber auch nur als kirchl. Amtshandlung bewahren. Dabei ist für ihn, wie für die protest. Kirche auch heute noch neben der allgemeinen Beichte und Absolution die Privatbeichte und -absolution vorhanden. Nur, daß es hier *wirklich* eine offene Beichte ist, die vor den Augen des Pfarrers vor sich geht, und nicht eine verhüllte im Beichtstuhl, die wohl »menschlicher« erscheint, da sie mehr verbirgt, da sie die Scham nicht so an den Tag bringt.« In den folgenden Ausführungen nimmt Heinrich Schlier dem Protestantismus gegenüber eine durchaus kritische Haltung ein, verweist aber auch auf grundlegende Mängel in der katholischen Kirche. »Die protest. Kirche, wie Luther sie verstand, will nichts anderes treiben, als *katholische Theologie, alte, katholische*, d.h. christliche Theologie, die die kathol. Kirche nicht mehr trieb. Und wo treibt sie sie heute? Ist Newman nicht ein Baum in der Wüste? Nenn mir *einen* Ueberlegenen neben ihm! Was sind das alles für kleine Geister, die heute von sich im Katholizismus reden machen: Przywara, Muckermann, Guardini, Adam, Krebs ... Alles höchst moderne Redensarten, die sie im Munde führen. Wo ist ein großer Dogmatiker oder auch nur Prediger? [...] Die Kirche, sie ist nicht hier und nicht dort, in diesen Zeiten. Und wer sich der kathol. in die Arme wirft, muß es sich jeden Tag einreden daß sie es ist. Haecker z.B. redet es sich – mit freilich immer geringerem Widerstand – in jedem Aufsatz ein, und will seinen Schritt damit vor sich rechtfertigen, daß er gewaltsam bei der Stange bleibt. Daher seine zunehmende Unfruchtbarkeit und Gewaltsamkeit des Denkens.«

161 Hiltiy: *Das Evangelium Christi*. Mit einigen erl. Anm. von Carl Hiltiy. Leipzig: Frauenfeld 1910, 301.

163 Ihre letzten beiden Nachrichten: Karte vom 9.6. mit der Ankündigung eines Besuches Ende Juli in Innsbruck und ein Brief vom 15.6., in dem es u.a. heißt: »Sie werden das erste Buch von Adolf Loos, »In Leere gesprochen«, erschienen bei Crès in Paris, kennen. Nun soll, möglichst noch im Herbst der zweite Band solcher Aufsätze erscheinen. Adolf Loos wird am 10. Dezember 60 Jahre alt. Zu diesem Termin soll bei Schroll ein großes illustriertes Buch über den Architekten erscheinen, an dem ich in jeder Beziehung kräftig mitarbeite. Es wäre schön, wenn auch das Aufsatzbuch zu diesem Zeitpunkt herauskommen könnte. Adolf Loos hat mir vor kurzem die Zusammenstellung des Bandes erlaubt, Dr Ludwig Münz, den Sie ja wohl kennen, seine Mithilfe in Aussicht gestellt. Ich hoffe, daß ein schönes Buch entsteht, das sich ja wohl gerade jetzt, da Loos – viel zu spät – erkannt zu werden beginnt, auch wird verkaufen lassen. Ein großes Risiko dürfte kaum dabei bestehen. Würden Sie dieses Buch im Brenner-Verlag erscheinen lassen wollen?« Am 28.6. teilte Glück in einem weiteren Brief an Ficker mit, daß Loos mit dem Brenner Verlag einverstanden sei.

»Ins Leere gesprochen«: Adolf Loos: *Ins Leere gesprochen 1897-1900*. Paris, Zürich: Crès et Cie 1921.

N a c h l a B J a n o w i t z : Gemeint ist der Nachlaß von Franz Janowitz; zu einer Veröffentlichung ist es nicht gekommen.

164 P o l e m i k H a e c k e r s : gegen Wilhelm Kütemeyer; sie ist nie erschienen.

»D e r W a h r h e i t s b e g r i f f b e i S ö r e n K i e r k e g a a r d «: Erschien erst 1932 mit dem veränderten Titel *Der Begriff der Wahrheit bei Sören Kierkegaard* im Brenner Verlag.

165 B e r n a n o s : Georges Bernanos: *Die Sonne Satans*. Dt. von Friedrich Bursdell. Leipzig: Hegner 1927; *Der Abtrünnige*. Übersetzt von Georg Moenius und Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Hellerau: Hegner 1929.

166 [w a h r s c h . A n f a n g A u g . 1 9 3 0] : Diese Datierung stammt von fremder Hand. 1929 suchte Sailer um seine Pensionierung an, um sich ganz der Heilpädagogik widmen zu können. 1930/31 unternahm er eine längere Reise nach Frankreich.

»e r n s t e n V e i l c h e n «: Vers aus Trakls Gedicht *Hellbrunn* (HKA I, 153).

167 L i s l E i c h h o l z : Lisl und ihr Mann Alfred Eichholz betrieben in München seit 1922 die Buchhandlung »Die Bücherkiste«, wo sie mit besonderem Einsatz für die Publikationen des Brenner Verlags warben (vgl. Bd. 2, 548).

H o r w i t z e n s : Kurt Horwitz: geb. 21.12.1897, Neuruppin; gest. 14.2.1974, München. Schauspieler, Regisseur. Im Frühjahr 1919 drei Monate Schauspielschule in Berlin. 1919-1933 an den Münchener Kammerspielen. Im Sommer 1933 Emigration in die Schweiz, bis 1946 vorwiegend am Schauspielhaus Zürich. »Er war der Entdecker des Schweizer Dramatikers Friedrich Dürrenmatt, dessen Stücke er zuerst in Zürich aufführen ließ.« (Paula Schlier: *Lebensbericht*, 46). 1946 gab Kurt Horwitz im Verlag der Arche, Zürich, *Die Dichtungen* Georg Trakls heraus. 1946-1950 Direktor des Basler Stadttheaters. 1953-1958 Intendant am Bayerischen Staatsschauspiel. Seit 1958 als freier Regisseur und Schauspieler in München. – Adele (geb. Leschka) Horwitz: geb. 1893, Kottomirsch/Leitmeritz; gest. 1951, Zürich. Die Schule besuchte sie in Wien. Durch eine wohlhabende Klassenkameradin kam sie zu Eugenie Schwarzwald, die das arme Mädchen in ihre Schule aufnahm. Dort lernte sie Peter Altenberg, Adolf Loos und Karl Kraus kennen, zu denen sie auch weiterhin persönlichen Kontakt hatte. Mit 18 Jahren war Adele Horwitz bereits Schauspielerin am Burgtheater, 1918 wurde sie nach Hamburg engagiert. Von dort kam sie nach München (sie gastierte bei Otto Falckenberg), wo sie sie im Herbst 1919 Kurt Horwitz kennenlernte und später heiratete. Nach der Geburt der Tochter Ruth Horwitz (geb. 1921) spielte sie nicht mehr Theater, doch blieb sie dem Theater weiterhin eng verbunden und war für Kurt Horwitz und seine Kollegen eine wichtige und gefragte Kritikerin. Kurt und Dela Horwitz standen seit 1928 mit Ficker in engem Kontakt. Sie hatten Ficker im August 1930 in Tirol besucht und zum Oktoberfest nach München eingeladen. Ob es dazu gekommen ist, konnte nicht ermittelt werden. Am 23.4.1990 schrieb die Tochter Ruth Horwitz an die Herausgeber über die Beziehung ihrer Eltern zu Ficker und seinem Kreis: »Sie entstand durch meine Mutter, die Wienerin war und eine sie geistig prägende Beziehung zu Karl Kraus hatte und über ihn auch zum Brenner. Ich kann sagen, daß meine beiden Eltern sich neben dem Theater ein Leben lang intensiv mit Karl Kraus, Theodor Haeger und Georg Trakl befaßt haben, wobei das Wort ‚befaßt‘ eigentlich nicht richtig ist. Es mag vielleicht pathetisch klingen, aber sie haben in diesen Welten gelebt in einer ganz natürlichen Weise, was sich auch auf mich übertragen hat und noch immer in mir lebendig ist.« Die Konversion von Kurt Horwitz 1935 in Zürich ist nicht zuletzt auf den Einfluß von Theodor Haeger zurückzuführen.

W a h l e r g e b n i s : Am 14.9.1930 wurde gegen 3 Uhr morgens das Wahlergebnis bekannt: die NSDAP hatte ihre Stimmenzahl in den zwei Jahren nach der letzten Wahl von 810.000 auf 6.4 Millionen (= 18%) erhöht und war damit nach der SPD zweitstärkste Partei in

Deutschland geworden. Gerade in diesen Tagen brachten mehrere Zeitungen Ausschnitte aus Paula Schliers Petras Aufzeichnungen (aus dem Kapitel *In der Redaktion der Patrioten*): *Frankfurter Zeitung*, 15.9.1930, *Kanaler Volksblatt*, 17.9.1930, *Wiener Allgemeine Zeitung*, 19.9.1930.

Ihre gütigen Zeilen: vom 3.9.; darin findet sich allerdings kein Hinweis auf eine beigelegte Kritik.

168 Grete Wiesenthal: (1885-1970), Tanzkünstlerin (vgl. Bd. I, 281). Josef Humplik hat von ihr eine Büste geschaffen. Vom Treffen Fickers mit Grete Wiesenthal ist nichts Näheres bekannt.

Ebner: Vgl. dessen Brief an Ficker vom 27.6.1930 (Ebner: *Schriften III*, 679f.), in dem er bedauert, nichts mehr für den Brenner schreiben zu können, da dies seine geistige Verfassung nicht mehr zulasse.

169 den neuen Titel: Am 3.10. teilte Glück Ficker mit, daß Loos für das Aufsatzbuch den Titel »Wer Ohren hat, der höre« vorgeschlagen habe. Am 9.10. übersandte er einen neuen Titelvorschlag von Loos: »Was notwendig ist, geschieht trotzdem« und korrigierte diesen Vorschlag auf einer Postkarte vom 10.10.: »Das Entscheidende geschieht trotzdem«. Eine Postkarte vom 11.10. enthält die Frage nach den Fähnen von *Architektur* und *Keramika*. Vgl. auch Franz Glück an Ficker, 18.10.1930: »Die Frage der Titel, habe ich auch Dr Münz vorgelegt, der sich wegen der Zweifelhaftigkeit der grammatischen Fügung im zweiten für den ersten Titel entschied. Er legte aber dann, wofür ich ihm sehr dankbar war, die ganze Frage Karl Kraus vor, der wie nicht anders zu erwarten war, jenes selbstverständliche erscheinende Beste fand, das doch nur der Blick eines genialen Menschen entdeckt. Er meinte zuerst, von den zwei Titeln erscheine ihm auch »Wer Ohren hat, der höre« am besten. Aber sein Titelvorschlag sei überhaupt anders. Er lautet: *Trotzdem*.«

Bild von Loos: vgl. Bildteil, Nr. 23.

Frankfurter Ztg.: Vgl. den Abdruck von *Architektur* in der *Frankfurter Zeitung* vom 3.12.1930 mit der Vorbemerkung: »Dieser Aufsatz wurde im Jahre 1909 geschrieben. Wir entnehmen ihn einem Buch, das demnächst im Brenner-Verlag (Ludwig Ficker), Innsbruck, erscheinen wird. Es wird unter dem Titel *Ins Volle getroffen* ein Gegenstück zu dem anderen bekannten Buch des Reformators der Form-Kultur darstellen, das sich »Ins Leere gesprochen« nannte.«

Schroll-Anzeige: Heinrich Kulka: *Adolf Loos. Das Werk des Architekten*, Wien: Verlag von Anton Schroll & Co. 1931. Das Buch beginnt mit einer Danksagung von Adolf Loos an Franz Glück, Heinrich Kulka und Ludwig Münz vom 26.11.1930, enthält eine Einführung über Loos, Aussagen von Loos über das Bauen und einen ausführlichen Kommentar zu den 270 ausgezeichneten Abbildungen. Auf der Rückseite wurde das Erscheinen der Aufsatzsammlung *Trotzdem* im Brenner Verlag angekündigt. Ficker zeigte das Schroll-Buch in *Trotzdem* mit folgendem Text an: »Mit dieser publikation wird der öffentlichkeit zum ersten male ein wirklicher überblick über die leistung des architekten Loos geboten, der sein ganzes leben hindurch seiner zeit voraus war. Hier läßt sich deutlich wahrnehmen, wie die architektur der heutigen welt ihre grundgedanken diesem manne verdankt, der stets das muster eines ganz neuen mit einer vollendung, als sei es etwas althergebrachtes, geschaffen hat.«

Auflage von 2000: Glück hat in seinem Antwortbrief vom 22.10. eine Auflage von 1.200 vorgeschlagen.

Kostenvorschlag: Aus der Korrespondenz Fickers mit Karl Jaray geht hervor, daß die Kosten auf 3.500 S veranschlagt wurden. Finanziert hat diese Summe Karl Jaray allein und zwar in zwei Raten: die erste zu 2.000 S am 28.11.1930, den Rest am 28.4.1931.

Münz: Ludwig Münz: geb. 6.1.1889, Wien; gest. 7.3.1957, ebenda. Kunsthistoriker. Freund von Karl Kraus. 1947-1957 Leiter der Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste in Wien. Gestaltete viele Ausstellungskataloge, u.a. *Academie der bildenden Künste in Wien. Katalog und Führer der Gemäldegalerie* (1958 bereits in 3. Auflage). Werke u.a.: *Die Kunst Rembrandts und Goethes Sehen*, 1934; *Goethes Zeichnungen und Radierungen*, 1949;

Rembrandt (Text zu den Werken), 1954; *Der Architekt Adolf Loos* (zsm. mit Gustav Künstler), 1964.

[170] **K u l k a :** Heinrich Kulka: geb. 29.3.1900, Litovel/Mähren; gest. 1974, Neuseeland. Architekt. Absolvierte die Technische Hochschule in Wien, gleichzeitig besuchte er ab 1919 die Loos-Schule. Zwischen 1920 und 1923 arbeitete er als Zeichner u.a. an den Siedlungen am Heuberg und am Chicago-Tribune-Projekt mit. Als Loos nach Paris ging, nahm Kulka einen Posten in Stuttgart an, wo er Freundschaft mit Gustav Schleicher – ebenfalls Loos-Schüler – schloß. Aus Stuttgart wurde Kulka von Loos nach Paris berufen, wo er als Nachfolger von Zlatko Neumann arbeitete. Kulka kehrte dann mit Loos nach Wien zurück, wo sie ein gemeinsames Büro hatten. Er emigrierte 1939 nach Neuseeland, wo er als Architekt wirkte. Vgl. Heinrich Kulka: *Bekenntnis zu Adolf Loos*. In: *Alte und moderne Kunst*, Jg. 15, Nov.-Dez. 1970, Nr. 113, 24-26.

I h r V o r t r a g : In seiner Karte vom 12.10. erwähnt Glück, daß sein Vortrag (über Loos) am 7. November stattfinde; Näheres nicht ermittelt.

O k t o b e r 1 9 3 0 : Vgl. Franz Glück an Ficker 22.10.1930: »Beantworten Sie die Loosrundfrage?«

[172. 11. 1930]: Siehe Brief Fickers vom 11.II.1930 an Franz Glück, wo Ficker die Fertigstellung und Absendung des Festschriftbeitrages für den nächsten Tag in Aussicht stellt. Vgl. *Adolf Loos. Zum 60. Geburtstag am 10. Dezember 1930*. Wien: Lányi 1930; Beiträge u.a. von Alban Berg, Ludwig von Ficker, Karl Kraus, Else Lasker-Schüler, Karin Michaelis, Marcel Ray, Arnold Schönberg, Otto Stoessl, Georg Trakl, Anton von Webern, Stefan Zweig. Ficker schrieb in seinem Beitrag (13-19, hier 16) u.a.: »Denn nichts von dem, worin dieser Kenner der Zusammenhänge, dieser Nutzanwalt der heimlich wirkenden Kräfte, die das nie ruhende Charaktermassiv einer Zeit, und öffne sich am Ende auch der Abgrund vor ihr, von Grund auf, das heißt rationell gestalten, seiner Zeit voraus war, ist heute überholt – kein Wort von ihm ins Leere gesprochen, sein Werk nicht in der Versenkung verschwunden. Es richtet sich vielmehr, der Natur der Sache gemäß, um die es sich hier handelt, erst heute deutlich und immer deutlicher vor unseren Augen auf. Allerdings schon vielfach unter fremden Namen, die den seinigen nicht immer ins Gedächtnis rufen. Jedenfalls nicht gutwillig, nicht ohne weiteres. Nicht ohne die Hilfe eines solchen Buches wie *Trotzdem*, das in Erinnerung bringt – doch so, daß die Erinnerung zur Ahnung wird –, was dieses Bahnbrecher auf seinem Gebiet klar überblickbares Verdienst ausmacht, worin das außerordentlich Geschickte, das Geniale seines Wesens liegt.« Die Eindrücke von Loos' Bild auf dem Umschlag von *Trotzdem* beschrieb Ficker so (18): »Die notgedrungene Eingenommenheit des Schwerhörigen von sich, der wissend, daß er sich auf sein Gesicht verlassen kann, daß sein Gesichtssinn ihm genügen muß, ganz Hörigkeit nach außen ist, und so, gerade so, in diesem ausgeglichenen Spannungsmoment eines doppelt beherzten Wahrnehmungsvermögens, ein Bild seiner inneren Hellhörigkeit in seinem offenen Blick für Tatsachen zu spiegeln scheint.«

B ü c h e r s c h e m m e r L á n y i : Die Buchhandlung Lányi war auf das Verramschen billiger Bücher eingerichtet.

[171] **V e r g i l v o r t r a g :** Vgl. Franz Glück an Ficker, 29.II.1930: »Ich bin eben aus dem herrlichen Vortrage Theodor Haeckers über Vergil heimgekommen; es ist ein Meisterwerk.« Otto Basil berichtete am 4.12.1930 im *Neuen Wiener Tagblatt* u.a.: »Der Münchner Schriftsteller Theodor Haecker, weiteren Kreisen als Übersetzer und Ausdeuter des gewaltigen Werkes Søren Kierkegaards bekannt, sprach, nach zwei Vorlesungen über den dänischen Denker, an seinem dritten und letzten Abend, in der Universität, über Virgil. [...] Das Imperium Romanum der Verfallszeit, dessen einsame und düstere Hallen vom Lichte des anbrechenden Christentums bereits wunderbar angestrahlt und erhellt wurden, hat den Begriff der römischen Kirche als der Dienerin göttlicher Harmonie und der Verwirklichung des Gottesstaates (und im weiteren Sinne den Begriff der Katholizität als des schlechthin Abendländischen) gewissermaßen vorgebildet; und so leben wir, folgert Haecker, auch heute noch in diesem Imperium Romanum, dessen größter Dichter eben Virgil ist. In Virgils Werk

– insbesondere in der »Georgica«, dem Gedicht vom Landbau – bricht schon, erhaben oft, die anima naturaliter christiana hervor; und vollends in den Eklogen, von denen es übrigens eine schöne Uebertragung Haeckers gibt, ist dieses Abendländische bereits klar erschlossen. So sternfrem Virgil auch heute vielen erscheinen mag – sein Leibliches ist ja schon seit zwei Jahrtausenden nicht mehr –, so nahe röhrt doch den, der Ohren hat zu hören, seine klare, lebenswarme, atmende Sprache an, deren lautere Schönheit Jaeger mit der Sprache der Evangelien vergleicht. Virgil ist uns heute in vielem näher als irgendein zeitgenössischer Dichter. So wird etwa an der dichterischen Virginität Virgils die abgegriffene Ornamentik des Neuheidentums Georgescher (eleatischer) Prägung erst fühlbar.

Die langen, kunstvoll verschachtelten Sätze Haeckers, deren Lektüre erlesenste Freude ist, wurden von ihm in einer unpathetischen, rhetorisch ungemein minutiösen Art gesprochen, die das Wesentliche durch sehr sparsame Betonung hervorhebt. Die zahlreich erschienenen Zuhörer, in der Hauptsache Theologen, folgten merkbar ergriffen den Ausführungen Haeckers. Am Schluß wurde er herzlich akklamiert.

L o o s - B u c h : Adolf Loos: *Trotzdem*. Innsbruck: Brenner Verlag 1930.

V e r l u s t d e r S c h a m : Bruno Sander antwortete am 10.12.: »Ich danke Dir für den freundschaftlichen Versuch ein Gespräch zu führen, welches keineswegs zu Stande kommen konnte. Nach meiner Erfahrung sind solche Tönungen des Gespräches allerdings auch das Reagens dafür, ob sie bisher miteinander nicht bekannten Teilnehmern als dasselbe gelten wie mir, als eine Betonung der »Scham« andere Dinge von denen man besser schweigt als in den bei Fleisch und Wein zulässigen Formen redet überhaupt laut werden zu lassen; z.B. bin ich der Scham hinter den Zoten von Medizinern sicherer als der vor den meisten literarischen Bekennissen. [...] Die Auswirkung des Gespräches hat mich übrigens nicht enttäuscht. Denn ich fand einen Begleiter den seine aus bloßer Höflichkeit beigesteuerte Zote für mich nicht geschädigt hatte und sehe nun Deinen Beitrag zu einem wirklichen Gespräch hervorgegangen.«

172 R i c t u s : Lat., wörtlich übersetzt: der offene Mund.

I h r e n A u f s a t z : Franz Glück: *Adolf Loos zum sechzigsten Geburtstag*. In: *Frankfurter Zeitung*, 3.12.1930. Dem Aufsatz von Glück folgten kurze Glückwünsche u.a. von Walter Gropius und Le Corbusier.

K a r i n M i c h a e l i s : Sie hatte in ihrem Beitrag zur Festschrift (37-41, hier 40) den »bescheidenen« Wunsch geäußert: »Einmal in einem Sarge ruhen zu dürfen, den Adolf Loos gezeichnet und wozu er das Holz gewählt hat.«

B r i e f d e r F r a u L : Der Brief von Claire Loos an Ficker hat sich nicht erhalten, hingegen Fickers Antwort vom 4.12.1930, aus dem hervorgeht, daß sich Claire Loos beklagt hatte, Ficker habe *Trotzdem* im Buchhandel sehr unwirksam angezeigt, vergleichsweise weniger wirksam als die Festschrift von Lányi. Ficker verwies auf seine Anzeige im *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* vom 28.11., die größer als die Anzeige von Lányi sei und entsprechend besser in die Augen falle.

G u b l e r : Friedrich T. Gubler; geb. 1.7.1900, Winterthur; gest. Oktober 1965, New York. Seit 1930 Feuilletonredakteur der *Frankfurter Zeitung* (vgl. Bd. 2, 553).

W i c k e n b u r g : Erik Graf Wickenburg; geb. 19.1.1903, Kasern/Salzburg; lebt in Wien. Erzähler und Feuilletonist. 1930 Redakteur der *Frankfurter Zeitung*, später freier Schriftsteller in Wien. Wickenburg stand seit 1925 mit Ficker in Kontakt.

173 F r a u D r S i m o n : Nicht ermittelt.

H a g e n b u n d : Dort fand eine Ausstellung über Adolf Loos statt.

e i n e n e u e A u f l a g e : Am 19.12.1930 hat Heinrich Kulka Ficker eine Neuauflage des Buches *Ins Leere gesprochen* vorgeschlagen, diese erschien im Herbst 1931 im Brenner Verlag. Bereits Anfang 1931 ist eine zweite Auflage von *Trotzdem* erschienen. Die Publikationen kündigte Ficker 1931 auf einem Prospekt unter dem Titel *Die Schriften von Adolf Loos* an.

175 **A N A D O L F L O O S**: Das Original hat sich nicht erhalten, dafür ein Durchschlag, den Ficker seinem Brief an Franz Glück vom 28.3.1931 beigelegt hatte. Verschollen ist auch die Mitteilung von Loos.

176 **I h r e B e m e r k u n g e n**: Thieme hatte in seinem Brief an Ficker, 20.1.1931, seinen vorbereiteten Sammelband *Christentum und Heidentum im Kampf um den modernen Menschen. Vereinigte Aufsätze von Waldemar Gurian und Karl Thieme mit einem Essay von Francis Thompson* vorgestellt und dem Brenner Verlag angeboten: »Wir bringen darin unsere Aufsätze gegen Götzen der Zeit: Spengler, Unamuno, Jünger, Klages, Blüher, Gide, Freud, Proust, Joyce, Brecht; Auseinandersetzung mit Nihilismus, Amerikanismus, ‚Kulturbolschewismus‘ und Bekennnis zu Kraus, Langässer, Schlier. Es wird, wenn wir überhaupt einen Verlag finden, wohl seit langer Zeit die erste interkonfessionelle Abwehr des Neuheidentums.« Der Sammelband ist nicht erschienen.

177 **B r i e f v o n S a i l e r**: Nicht ermittelt. Gubler hatte in einem Brief an Ficker vom 10.1.1931 u.a. nach Daniel Sailer gefragt und ob er als Beiträger für das Feuilleton der *Frankfurter Zeitung* zu gewinnen wäre. Auf Anraten Fickers schrieb er dann persönlich an Sailer und erhielt eine offensichtlich in freundlichem Tone gehaltene Ablehnung.

179 **I h r e l e t z t e n A n r e g u n g**: Brief vom 7.1.1931, in dem er Ficker vorschlug, das Buch *Chorónoz* in Kommission in den Brenner Verlag zu übernehmen. Am 21.10.1930 hatte Schey im Auftrag von Kurt Wolff den Vorschlag unterbreitet, die gesamte Auflage von Schliers Buch einschließlich des Verlagsrechtes zurückzuerwerben. Die Verhandlungen scheinen aber im Sand verlaufen zu sein.

A r z t i n D e u t s c h l a n d: Wilhelm Weindler: geb. 15.12.1887; gest. 16.12.1969, Farchant. Facharzt für innere Medizin und für Neurologie. Paula Schlier hatte Dr. Weindler 1929 in München kennengelernt, wo sie eine zeitlang zusammen in dem von Paul Bargehr geleiteten Zeileis-Institut (Heilung durch Bestrahlung nach der Methode des Arztes Fritz Zeileis in Gallspach) arbeiteten. 1930 leitete Weindler die von Bargehr gegründete Zeileis-Filiale in Garmisch-Partenkirchen. Schlier arbeitete dort als Assistentin. Bereits 1930 war Bargehr so verschuldet, daß er seine Praxis in München wie auch seine Filiale schließen mußte. Wilhelm Weindler hielt sich im Sommer 1931 in Innsbruck auf, wo er an seiner *Traumdeutung* weiterarbeitete. Im Herbst 1931 eröffnete er zusammen mit Paula Schlier eine eigene Zeileis-Praxis in Garmisch, 1933 errichtete er ein eigenes Kurheim. Im Vordergrund seiner Behandlung stand aber nie die Bestrahlung, sondern die psychologische Betreuung. Das Kurheim mußte während des Zweiten Weltkriegs seinen Betrieb einstellen (vgl. Paula Schlier: *Lebensbericht*). Das Buch über *Chorónoz* ist nie fertiggestellt worden. In B XIII, Herbst 1932, 75-158 erschienen unter dem Titel *Die Traumwelt von Chorónoz* Teile davon. Das gleichnamige Buch klündigte Ficker in der Vorrede für 1933 an: »Es bringt nach einer grundlegenden Betrachtung eine Deutung aller Traumerzählungen dieses Buches, dessen Eigentümlichkeit ja darin besteht, daß es die Bildkraft wirklicher Träume in einem Spiegelbild der Dichtkunst zeigt, so zwar, daß aus dem geheimen Zusammenhang der einzelnen Träume im Rahmen einer sozusagen unter der Schwelle des Bewußtseins spielenden Lebensgeschichte der Bildplan, das Skelettbild einer Lebensbesinnung hervortritt. Die folgenden Auszüge, bzw. Proben, mögen über den Charakter des Werkes Aufschluß geben und über die Tragweite eines Versuchs, die Traumsymbolik des Unbewußten nicht nur analytisch, sondern synthetisch zu deuten, d.h. alles auf den einen großen Gesichtspunkt zurückzuschen, aus dem heraus die Welt des Menschen und ihre Wirklichkeit in dieser Traumwelt von Chorónoz wahrgenommen ist.« In B XIV, 1933/34, brachte Ficker noch einmal ein Bruchstück unter dem Titel *Die göttliche Wirklichkeit* (33-41). In einer Fußnote schrieb Ficker u.a.: »Das hier mitgeteilte Bruchstück einer Traumexegese – diese Traumdeutungen lassen im Reflexspiegel der Seele die psychologisch nicht faßbare Wirklichkeit der Glaubensgeheimnisse aufleuchten, deren theologischer Ausdruck eben die abstrakten Formeln des Dogmas sind. (Ignaz Zangerle in ‚Neuland‘, 10. Jg., Heft 6) – bildet den Schluß des Kapitels ‚Der Blick durch die Gitterstäbe.«

meines Gewährsmannes; Nicht ermittelt.

181 Buch von Kierkegaard: Søren Kierkegaard: *Über den Begriff der Ironie*. Übersetzt von Heinrich Schaefer. München, Berlin: Oldenbourg 1929.

182 Oresteia: Gemeint ist die *Orestie* des Aischylos, die Ebner immer wieder las. Josefita g.: 19. März, der vorleitete nach: Ebner an Ficker, 1.2.1931, wo er schreibt, daß ihm die Feder nun endgültig aus der Hand geschlagen worden sei (vgl. Ferdinand Ebner: *Schriften III*, 695f.).

183 Furcht und Zittern: Anspielung auf Kierkegaards gleichnamiges Werk, das in 3. Aufl. 1922 bei Diederichs in Jena herausgekommen war.

185 Oktober 1923: Nach seiner Hochzeit mit Maria Mizera am 7.10.1923 hielt sich das Ehepaar einige Tage in Innsbruck im Hause Ludwig von Fickers auf. Walther: Sohn Ferdinand Ebners.

186 Buch von Adolf Loos: In seinem Nachruf auf Adolf Loos in B XIV, 1933/34, 84f. hat Ficker diesen Brief Ebners publiziert.
mit meinen Fragmenten: Ferdinand Ebner: *Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente*. Innsbruck: Brenner Verlag 1921.

187 Lechleitners »Bildwerk«: Erich Lechleitner: *Bild- und Schnitzwerk*. Innsbruck: Brenner Verlag 1924.
Richard Schaukal: geb. 27.5.1874, Brünn; gest. 10.10.1942, Wien. Lyriker, Erzähler, Essayist (vgl. Bd. I, 340).
ein großer Essai: Vgl. Richard Schaukal: *Adalbert Stifter und Marie von Ebner-Eschenbach. Ein Vortrag*. In: Richard Schaukal: *Über Dichter*. Hrsg. von Lotte Schaukal und Joachim Schondorff, 1966, 294-314. Dieselbe Sammlung enthält auch Schaukals 1930 verfaßten Aufsatz: André Gide. *Nachtrag zu seinem 60. Geburtstag* (181-192), der mit dem an Ficker gesandten Aufsatz identisch sein dürfte. Vgl. aber auch den Essay André Gide (172-181) und André Gide im Spiegel seines »Dostojewski« (193-219).

188 Vergil-Aufsatz: Vgl. Theodor Haecker: *Vergil Vater des Abendlands*. Leipzig: Jakob Hegner 1931 mit der Widmung: »für Ludwig Ficker herzlich Theodor Haecker.«
Stoessl: Vgl. Brief Nr. 797 vom 3.12.1930.
Frau Horwitz: Delia Horwitz, Brief nicht ermittelt.
[...]: Der Brief ist nur fragmentarisch überliefert.

189 Nietzsche-Buch: Alfred Baeumler: *Nietzsche der Philosoph und Politiker*. Leipzig: Reclam 1931.
Nietzscheausgabe bei Kröner: Friedrich Nietzsche: Werke, 6 Bände. Hrsg. von Alfred Baeumler. Leipzig: Kröner 1930.

190 »Hegel und Kierkegaard«: In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, Jg. 2, 1924, 116-130.

191 eine Karte: Weder die Karte, noch der später erwähnte Brief von Baeumler an Kütemeyer sind erhalten.
Dallago: Baeumler besuchte im Frühjahr 1930 Carl Dallago in Barwies/Tirol (vgl. Bd. 2, Bildteil, Nr. 44). Am 8.1.1925 hatte Baeumler in den *Münchner Neuesten Nachrichten* Dallagos Buch *Der große Unwissende* besprochen.
von Trott: Werner von Trott zu Solz: geb. 13.3.1902, Kassel; gest. 12.7.1965, Tutzing. 1919 – unter dem Eindruck der Novemberrevolution – Abbruch der Schulausbildung ohne

Abitur, »um Arbeiter zu werden«. »In den folgenden Jahren suchte ich – halb Berufstätiger, halb Landstreicher, ohne Bücher und Freunde, meinen eigenen Weg«. Wechselnde Stationen bis 1923: Köln, Essen, Darmstadt, Zittau. 1923-1925 Studium der Philosophie in Marburg (mit kl. Matrikel) u.a. bei Martin Heidegger und Nicolai Hartmann; im Dez. 1924 aufgrund von Sonderprüfungen zum Studium der Geisteswissenschaften zugelassen. 1925-1926 an der Universität Köln: Studium der Philosophie u.a. bei Max Scheler, Hartmann, Helmut Plessner. Freundschaft mit Wilhelm Kütemeyer. Ende 1926 bis Anfang 1928 in Marburg, danach wieder in Köln: nach dem Tod Schelers im Mai 1928 Abbruch des Studiums. Ab Herbst 1928 – wie auch Kütemeyer – in München-Schwabing: Versuch, als freier Schriftsteller Fuß zu fassen; Kontakte zu Karl Wolfskehl und Karl Muth, Rezensionen in Münchner Zeitungen. Im Herbst 1930 erster Kontakt mit Alfred Baeumler (über Kütemeyer). Hoffnung auf Mitarbeit an der von Baeumler geplanten Zeitschrift *Abgrenzungen*. Ab Februar 1931 bei Baeumler und Kütemeyer in Dresden, im Juli 1931 Umzug nach Berlin; Eintritt in die KPD: »Drei Abende in der Woche philosophisches Zusammenarbeiten mit Arbeitern«, habe »jeden Tag eine Sitzung«, »befinden uns in einer revolutionären Situation«; Buchprojekt: *Anklage gegen die Geisiloxigkeit des Kommunismus und seiner kritiklosen Imitation russischer Verhältnisse*. 1932 Mitarbeit an der von Wilhelm Kütemeyer herausgegebenen Zeitschrift *Der Sumpf*. 1933 kurzfristig verhaftet, bis Mitte 1934 in Berlin, ab 1935 meist in Imshausen, ernährungswissenschaftliche Studien. Von April 1937 bis 1938 Fortsetzung des Studiums in Marburg (Versuch der Promotion mit einer Arbeit über Luther). Seit Kriegsbeginn im Landratsamt in Rotenburg dienstverpflichtet, im Winter 1939/40 nach Berlin, verdeckte Aktivitäten gegen den Krieg, Kontakte zu verschiedenen Widerstandskreisen. 1942 Konversion zum Katholizismus. Im April 1942 zum aktiven Wehrdienst eingezogen, 1943 in Osteuropa und Rußland. Ab Mai 1945 persönlicher Referent des hessischen Ministerpräsidenten Geiler und ab Anfang 1947 stellv. Leiter des Hessischen Landesamtes für Flüchtlingsfragen in Wiesbaden. 1947 Gründung der Gesellschaft Imshausen, 1949 Rückzug aus jeder politischen Tätigkeit. 1957-1965 in Tutzing, 1960-1962 Herausgeber der Zeitschrift *labyrinth* zsm. mit Heinrich Böll, HAP Grieshaber und Walter Warnach. Werke u.a.: *Der ökonomische Nihilismus, Das ökonomische Zeitalter, Von Nietzsche zum Marxismus* (die drei Aufsätze erschienen 1932 in H.1-H.3 des *Sumpf*); *Der Marxismus und die gegenwärtige Lage*, 1946; *Notstand des abseitigen Lebens* (B XVIII, 1954); *Widerstand heute oder Das Abenteuer der Freiheit*, 1958; *Das Labyrinth der christlichen Welt*, 1962; *Der Untergang des Vaterlandes. Dokumente und Aufsätze*, 1965 (Diese Kurzbiographie hat Wolfgang M. Schwiedrzik den Herausgebern zur Verfügung gestellt).

192 »Römisches Geschwür«: Carl Dallago: *Das römische Geschwür*, Wien: Lányi 1929. Auf S. 15ff. bespricht Dallago Johann Jakob Bachofens Werk *Der Mythus von Orient und Occident* (München: Beck 1926), das Alfred Baeumler mit einer Einleitung versehen hatte. Für Bachofen liegt der Ursprung aller Entwicklung im Mythus, der Urzustand der menschlichen Gesellschaft ist die »Urbarebe«. Für Dallago ist dieser Zustand »schon Folge, und zwar Folge des gänzlichen Abkommens von dem ursprünglichen Gottesverhältnisse des Menschen, das wir im Anfang setzen, da die Vollendung war.«

194 Wahlen vom 14. Sept.,: Bei den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 hatte die NSDAP ihren Mandatsstand von 12 auf sensationelle 107 Mandate erhöht.

195 Kierkegaardübersetzung über Luther und den Protestantismus: Vgl. *Der Einzelne und die Kirche. Auszüge aus den Tagebüchern von Søren Kierkegaard. (Über Luther und den Protestantismus)*. Auswahl, Übersetzung und Vorwort von Wilhelm Kütemeyer. Berlin: Kurt Wolff und Der Neue Geist Verlag 1934 (in Folgen in der Zeitschrift *Der Sumpf* erschienen).

Junker: Eine Publikation bei Junker konnte nicht nachgewiesen werden.

Kunstwart: Kulturzeitschrift, gegr. 1887, erschien 1919-1932 unter dem Titel *Kunst- und Kulturwart*.

»Wachtstube zur fröhlichen Wissenschaft«: »Wachtstube zur

fröhlichen Wissenschaft« hieß dieser Treffpunkt national gesinnter Studenten – offenbar vorwiegend Turner in schlagenden Verbindungen – in von Baeumler angemieteten Räumen in Dresden. Die Wachtstube ist am 21.3.1931 von Baeumler mit einem Vortrag *Deutsche Wirklichkeit* eröffnet worden. Im März 1931 hatte Baeumler gerade Hitler eingeladen, vor der von ihm geleiteten Ortsgruppe Dresden der Deutschen Gesellschaft für Philosophie (deren Organ waren die *Blätter für deutsche Philosophie*) zu sprechen. Der politische Protest in Dresden verhinderte dieses Auftreten Hitlers vor Baeumlers Ortsgruppe. Hitler bedankte sich bei Baeumler für die Einladung und Baeumler dedizierte ihm sein Buch *Nietzsche der Philosoph und Politiker*. Daraufhin lud Hitler Baeumler ins »braune Haus« nach München ein. Zu diesem Zeitpunkt hatte Baeumler bereits seit Jahren Kontakt zu Alfred Rosenberg. Außerdem sammelte Baeumler damals in seinem Keller Waffen für die »deutsche Erhebung« und veranstaltete mit einigen späteren NS-Größen der Deutschen Turnerschaft und SA-Leuten nächtliche Übungen im Erzgebirge (Mitteilungen von Detlev Piecha).

196 Nicolai Hartmann: Der Philosophieprofessor Hartmann (1882-1950), Entwickler einer realistischen Ontologie, hatte 1931 den Lehrstuhl für Philosophie in Berlin erhalten. »Zu dem Plan des Raubes von Kirchengräten, über den ich mit Baeumler kein Wort geredet habe, außer dem, daß ich mit ihm nicht darüber reden wolle, werde ich mich bekennen als zu einem Versuch, Baeumler das Kindische seiner Reden (als da sind: er habe seine Professur von Anfang an und mit voller Absicht nur aus taktischen Gründen erstrebt, um der Entfaltung einer politischen Wirksamkeit zur Befreiung Deutschlands willen und um von Dresden ausgehend durch die Gründung von Wachtstuben in den größten Städten eine Aktion zu entfachen, welche wie Dynamit den Bau der Republik zertrümmern müsse. Ferner: ein SA-Mann (ich nehme nicht an, daß er zu diesem Zwecke mich zum Eintritt in die SA auch durch das Versprechen, mir die Uniform auf seine Kosten zu beschaffen, zu bewegen suchte) müsse Nicolai Hartmann ermorden, damit die durch seine Berufung nach Berlin bewirkte Unbrauchbarkeit der Universität Berlin beseitigt wird. Und anderes mehr) in realer Dialektik aufzuzeigen.« (Brief von Wilhelm Kütemeyer an Hans Jaeger, 25.4.1931, mitgeteilt von Wolfgang M. Schwedrzik).

197 Mein erstes Schriftstück: Obwohl Ficker das Rundschreiben von Baeumler vom 18.4.1931 erst später erhalten hat, wird es in der Beilage zum besseren Verständnis des Briefzusammenhangs wiedergegeben.

201 Koreth: Gasthof in Innsbruck/Mühlau.
Birgit von Ficker: Tochter Ludwig von Fickers (geb. 1.7.1911); Birgit von Ficker besuchte in Mannheim 1 1/2 Jahre das Dolmetscherinstitut, an dem Curt Sigmar Gutkind unterrichtete. Dieser setzte sich sehr für Birgit ein, erwirkte ihr u.a. Gebührenermäßigungen. Finanziert wurde ihr Studium von Karl Jaray.

202 Ihre Mitteilung: Jone an Ficker, 9.7.1931: »Unser armer Herr Ebner ist sehr krank, der Arzt hat uns jede Hoffnung genommen.«
ein paar kurze Zeilen: Nicht ermittelt.

203 Rudolf E.: Rudolf von Ficker, Ludwig von Ficker verbrachte seinen Urlaub in Wien und Gablitz, wo er den todkranken Ferdinand Ebner besuchte.
Mein Kgd: Theodor Haecker: *Der Begriff der Wahrheit bei Søren Kierkegaard*. Innsbruck: Brenner Verlag 1932.
Briefes über »Sprachlehre«: Nicht ermittelt.
nicht abgereist: von Wien. Hanno Weisl war der Sohn von Martina Wied. Ihr Mann Sigmund Weisl war 1930 nach zweijähriger Krankheit (Kehlkopftuberkulose) gestorben.

204 Stoessl: Martina Wied hatte in einem Brief (nur im Fragment erhalten, zu datieren auf Anfang Mai 1931) mitgeteilt, daß Otto Stoessl einen Essay-Band zusammengestellt habe.

den er dem Brenner Verlag übergeben möchte. Am 1.7.1931 bekundete Ficker seine grundsätzliche Bereitschaft, verwies aber darauf, daß er darüber nicht allein entscheiden könne und allenfalls eine Publikation erst für das Jahr 1932 in Frage komme; das Vorhaben wurde nicht ausgeführt.

K r a u s : Otto Stoessl war 1906-1911 Mitarbeiter der *Fackel* und ein enger Freund von Karl Kraus.

P a u l E r n s t : geb. 7.3.1866, Elbingerode/Harz; gest. 13.5.1933, St. Georgen. Schriftsteller. Besitzer des Schlosses St. Georgen an der Stiefling/Steiermark. Wied war öfter bei Paul Ernst zu Gast.

205 B r u n o A d l e r : geb. 14.10.1889, Karlsbad; gest. 27.12.1968, London. Schriftsteller, Kunst- und Literarhistoriker (vgl. Bd. 2, 515). Zu einer Zusammenarbeit mit Kütemeyer ist es nicht gekommen.

A n h a n g z u I h r e r S c h r i f t : Theodor Haecker: *Der Begriff der Wahrheit bei Søren Kierkegaard*. Innsbruck: Brenner Verlag 1932. Haecker hat die Abrechnung mit Kütemeyer gestrichen. Der Seitenheib auf Karl Barth findet sich auf S. 66: »Die Sache ist tragisch bei Kierkegaard, der im entscheidenden Augenblick, als seine These zusammenbrechen mußte, durch Gnade aus dieser Welt genommen wurde; sie ist komisch bei heutigen Theologen, die mit solchen Thesen, indem sie sich nicht etwa um des Kaisers, sondern um den Barth schlechthin streiten, wohlbestallte Professoren und vielleicht 70 oder 80 Jahre alt werden.«

206 H e g n e r : Durch die Wirtschaftskrise mußte Jakob Hegner seine Druckerei in Hellerau verkaufen, er ging zunächst nach Berlin, dann nach Leipzig, wo er nun vor allem als Verleger wirkte.

207 [IX.] 1931: Im Original irrtümlich XL.

w a s s i c h I h n e n g e s c h r i e b e n h a b e : Ficker hatte sich in einem langen Brief vom 30.8.1931 an sein Zusammentreffen mit Jone im Juli in Wien zurückinnert und Jone hatte ihrerseits in einem Brief vom 5.9. um die Erklärung von einigen ihr unverständlichen Formulierungen gebeten.

207 a p h o r i s t i s c h e n A u f z e i c h n u n g e n : Vgl. Ferdinand Ebner: *Schriften III*, 909-1013. Die Aphorismen 1931 tragen die Widmung: »Für Hildegard Jone und Josef Humplik im April und Mai 1931.«

e i n g r ö ß e r e s W e r k : Die Arbeit von Wilhelm Weindler über *Chorónoz*.

208 d i e M a n u s k r i p t e : Ficker hat die Manuskripte sofort an Jone geschickt.

209 »D e r S u m p f « : Kütemeyer druckte die Passage als Motto auf das Titelblatt (dort richtig loszubringen statt losbringen). Das erste Heft (Verlag der »Sumpf« Berlin, Januar 1932) hatte folgenden Inhalt: Wilhelm Kütemeyer: *Der Einzelne und die Kirche*; Friedrich Punt: aus *Luimes*; Carl Dallago: *Die katholische Aktion als Ausfluß der geistigen Verlorenheit einer Kirche, die falschlich als Kirche Christi auftritt*; Werner Trott: *Der ökonomische Nihilismus*. Von der Zeitschrift *Der Sumpf* erschienen nur 4 Hefte (das letzte im Oktober 1932). Weitere Mitarbeiter: Josef Leitgeb (veröffentlichte in H. 3 unter dem Pseudonym Paul Pasquill Spottgedichte gegen Hitler, in H. 4 gegen die NSDAP), Werner Kraft (*Über den Dichter Karl Kraus*, H. 4) und Karl Röck.

F r i e d r i c h P u n t : geb. 16.5.1898, Innsbruck; gest. 16.4.1969, ebenda. Lyriker, Rechtsanwalt, Seit 1921 in enger Verbindung zum Brenner, wo er 1925 das Gedicht *Betrachtung* publizierte.

»D i e K a t h . A k t i o n « : Vgl. die Ankündigung des gleichnamigen Buches (Dresden: Wolfgang Jess Verlag 1932) in H. 1 des *Sumpf*; Dallagos Beitrag in H. 1 ist diesem Buch (7. Kapitel entnommen).

D e r T i t e l : Adolf Loos: *Ins Leere gesprochen*. Innsbruck: Brenner Verlag 1931 (= Adolf Loos: *Schriften*, Bd. 1).

210 in Berlin: 1931 hielt sich Schulz für einige Monate in Berlin auf, wo er vor allem die Porträtkunst erlernte. In Salzburg wohnte Schulz jetzt im Hause seines behandelnden Arztes Schweighofer, dessen drei Töchter oft als Modelle in seinen Bildern erscheinen.
Pannwitz: Rudolf Pannwitz: geb. 27.5.1881, Crossen/Oder; gest. 23.3.1969, Astano bei Lugano. Dichter, Zeichner, Musiker, Kulturphilosoph (vgl. Bd. 2, 540). Zur Pannwitz-Veranstaltung konnte nichts Näheres ermittelt werden.

gemeinsame Reklametafel: Entstanden während Fickers Besuch in Salzburg im Oktober 1928.

Deinen Brief: Fickers Brief ist nicht erhalten. Dallago hatte in einem undatierten Brief (ca. Anfang Dezember) zwei ihm von Ficker zugesandte Bücher: Adolf Loos: *Ins Leere gesprochen*, Theodor Haeger: *Der Begriff der Wahrheit bei Søren Kierkegaard* besprochen. Das Loos-Buch paßte ihm nicht in den Rahmen des Brenner und er vermutete Kraus als treibende Kraft dahinter. Bei Haeger fand er es lächerlich, daß er zwar Anhänger der Romkirche, die dem Faschismus und Mammonismus huldige, sei, zugleich aber von Irrtümern Kierkegaards spreche. Zum Schluß erinnerte er Ficker an seine bereits 1924 im *Großen Unwissenden* angekündigte Schrift *Untergang und Aufgang*, die er gerne im Brenner Verlag untergebracht hätte.

211 wenig freie Zeit: Dallago arbeitete diesen (und auch die folgenden drei) Winter in der Kanzlei des »Innbau«, eines Unternehmens für Flußregulierungsarbeiten. Hans Haller, der Dallago 1933 kennenlernte, spricht von »sehr dürftigen Verhältnissen«, in denen Dallago damals lebte und erinnert sich an den demütigenden »Handverkauf von *Der große Unwissende*, an dem er sich selbst mit wenig Erfolg in seinem Bekanntenkreis beteiligte (Brief Hans Hallers an die Herausgeber, 17.1.1990).

Brenner Motto: *Hora et tempus est.*

»Nach 30 Jahren«: Carl Dallago: *Nach dreißig Jahren, Rückblick des Nicht-Schriftstellers*. Wien: Lányi 1929. In diesem Rückblick schildert Dallago seinen Kampf gegen »zwei gewichtige Machthaber des Worts«: die Presse und die Katholische Kirche, die sich mit dem Faschismus verbündet hat. Folgende Stelle auf S. 9 ist auf den Brenner bezogen: »Die Zeit entschwindet, und weniger als jemals hab ich Freunde, und mehr als je fehlt mir die Unterkunft für mein Geschaffnes. Vor der Technik Fortschritt verlangsamt sich der Mensch. So blieb auch ich vor Traumtechnik zurück und seh nun auch den früheren Unterstand mir ferngerückt und in ihm Wachheit sich in Träumen tummeln.«

»Christlichen Leben«: (*Eine Laien-Kritik*), geschrieben in Barwies 1928, erschien 1935 in der von Leonhard Ragaz herausgegebenen Zeitschrift *Neue Wege*; bezieht sich auf Karl Barth: *Vom christlichen Leben*. München: Chr. Kaiser 1926.

»Geschichtsphilosophie u. christl. Glaube«: entstanden in Barwies 1929 (unveröff.), nimmt Bezug auf Erwin Reisners Buch *Die Geschichte als Sündenfall und Weg zum Gericht*. München: Oldenbourg 1929.

»Politik u. Glaube«: (*Zeitgemäße Polemik vom christlichen Standpunkt*), geschrieben 1930 (unveröff.), wendet sich gegen Otto Petras: *Der deutsche Protestantismus auf dem Wege nach Rom 1530-1930*. Berlin: Widerstands-Verlag 1930.

»Im Kampf um Nietzsche«: entstanden 1931 (unveröff.) als Reaktion auf Alfred Baeumlers *Nietzsche der Philosoph und Politiker*. Leipzig: Reclam 1931.

»D. kath. Aktion«: Dresden: Wolfgang Jess Verlag 1932.

212 AN CARL DALLAGO: Am Schluß des Briefes von Ficker hat Dallago am 2.1.1932 eine Antwort notiert: »Lieber Freund! Du hast Recht: es ist das Beste, wir lassen es mit dem Gesagten bewenden. Wer an den Mitteilungen, die hier in Frage kommen, sich in eine ›Sphäre von Argwohn, Ressentiment u. Überheblichkeit‹ hineingezogen fühlt u. ›Scheelsucht u. Querulanz‹ heraushört, wird einer Verständigung verschlossen sein können. Mit besten Grüßen

C. D.

Dies schrieb ich ihm zurück auf Korrespondenz Karte.«

214 «Dial og über Europa»: »In solcher Zeit, o meine Freunde, wollen wir beizeiten überlegen, was wir mitnehmen sollen aus den Greueln der Verwüstung. Wohl an: wie Aeneas zuerst die Penaten, so wir zuerst das Kreuz, das wir immer noch schlagen können, ehe es uns erschlägt. Und dann: Nun, was einer am heißesten liebt. Wir aber wollen nicht vergessen unsrigen Vergil, der in eine Rocktasche geht.« (Theodor Haecker: *Vergil Vater des Abendlands*. Leipzig: Jakob Hegner 1931). Am 15.1.1932 antwortete Haecker, daß er Ficker den *Dialog über Europa* gerne überlassen würde, wenn er schon existierte.

B a n d a p h o r i s t i c h e r B e t r a c h t u n g e n : In B XIII, Herbst 1932 hat Ficker die Herausgabe von zwei Werken aus dem Nachlaß Ferdinand Ebners angekündigt: *Das Wartende im Dunkel. Aphoristische Betrachtungen* (entstanden im Frühling 1931), *Ethik und Leben. Fragmente einer Metaphysik der individuellen Existenz* (entstanden 1913/14). *Die Aphorismen 1931* (vgl. Ebner: *Schriften I*, 909-1013) erschienen 1933 in den *Schildgenossen*, Jg. 13, 1933, H.1-3 unter dem Titel: *Wort und Liebe*; unter demselben Titel 1935 in Buchform im Verlag Friedrich Pustet, Regensburg. *Ethik und Leben* ist noch unveröffentlicht.

215 e r f r e u l i c h e N a c h r i c h t : Jone an Ficker, 22.1.1932: »Denken Sie, soeben bekomme ich die Nachricht, daß Karl Muth das Buch von Ebner drucken will. Das freut mich natürlich riesig! Herr Räuscher, ein Jugendfreund Ebners – er ist Direktor des Berliner Rundfunk – hat dies mit Muth vereinbart u. Frau Ebner einen außerordentlichen Brief geschrieben.« Josef Räuscher (1889-1937) hatte 1925 im *Hochland* (Jg. 22, 86-94) den Aufsatz *Von Mauthner zu Ebner: Sprachkritik und Sprachwirklichkeit* publiziert (vgl. auch Bd. 2, 518). Zu der Publikation im Kösel Verlag, in dem die Zeitschrift *Hochland* erschien, ist es nicht gekommen.

O r i g i n a l - M a n u s k r i p t : Hildegard Jone hat aus Ebners Reinschrift die von ihr als untragbar empfundenen Stellen entweder entfernt oder unleserlich gemacht. Erst Franz Seyr, dem Herausgeber der *Schriften* von Ferdinand Ebner, war es möglich, mit Hilfe von Ebners stenographischem Konzept die in der Reinschrift fehlenden Stellen im wesentlichen zu ergänzen.

216 R e p r o d u k t i o n e n I h r e r B i l d e r : Im BA liegt eine ganze Reihe von Photographien nach Bildern Jones; einige davon hatte sie Ficker zu Weihnachten 1931 geschenkt.

217 1 9 2 7 1 2. N o v . : Vgl. Ferdinand Ebner: *Schriften II*, 1022. *Die Schildgenossen*, ab Jg. 7, 1926/27 mit dem Untertitel *Zeitschrift aus der katholischen Lebensbewegung* wurden u.a. von Romano Guardini und Karlheinz Schmidhäus herausgegeben. Zwischen 1930 und 1938 erschienen darin mehrfach Beiträge von Hildegard Jone.

R e g i e r u n g S e i p e l s : Ignaz Seipel war 1922-1924 und 1926-1929 österr. Bundeskanzler. d i e b e i d e n P h o t o s m e i n e r B i l d e r : Um welche Bilder es sich genau gehandelt hat, konnte nicht ermittelt werden.

I h r e f r e u n d l i c h e n Z e i l e n : vom 15.1.1932. Darin teilte Haecker mit, daß er gegenwärtig an einem Vortrag *Was ist der Mensch* (Leipzig: Hegner 1933) arbeite, den er am 15.2. in Karlsruhe, am 16.2. in Heidelberg, am 18.2. in Tübingen, am 19.2. in Bonn und am 2.3. in Salzburg halten werde.

1 9 0 9 i n s e i n T a g e b u c h : Diese Eintragung hatte Jone auf einer Postkarte vom 27.1.1932 mitgeteilt; sie konnte allerdings im Tagebuch Ebners von 1909 nicht nachgewiesen werden.

218 d i e i h r e r s e l b s t s p o t t e t . . . : Nach Mephistopheles, *Faust I*, Studierzimmer, Vers 1941.

K ü t e m e y e r : Vgl. die Fußnote zum Aufsatz Kütemeyers *Der Einzelne und die Kirche*. In: *Der Sumpf*, H. 1, 3-20, hier 20: »Die Hinweise beziehen sich auf die vom Verfasser besorgte Auswahl aus Kierkegaards Journalen, die unter demselben Titel, ohne diesen Aufsatz, in Reclams Universalbibliothek demnächst erscheinen wird.«

219 Georg Müller: Georg Müller (geb. 1877) war 1917 gestorben. 1920 erfolgte die Umwandlung des Georg Müller Verlags in eine Aktiengesellschaft. Im Februar 1928 wurde die Georg Müller-Verlag A. G. vom Deutschnationalen Handlungsgehilfen Verband (führende Persönlichkeiten waren u.a. Max Habermann und Wilhelm Stapel) erworben. Die führenden Autoren des Georg Müller Verlags (Paul Ernst, Wilhelm Schäfer, Erwin Guido Kolbenheyer) behielten auch unter dem neuen Besitzer ihren Einfluß. Auf Vorschlag von Kolbenheyer wurde 1930 Gustav Pezold (1891-1961) neuer Verlagsleiter. – Nach dem Buch *Gedanken* ist von Richard Schaukal kein Werk mehr im Georg Müller Verlag erschienen.

Lebens- und Bekennnisbuch: 1934 erschien bei Jakob Hegner das Buch *Erkenntnisse und Betrachtungen. Die Sammlung Herbsthöhe. Neue Gedichte (1921-1933)* erschien 1933 im Schöningh Verlag, Paderborn. Ein Übersetzung von Gedichten von Mallarmé kam 1947 im Verlag Alber in Freiburg heraus. Vgl. auch Richard Schaukal: *Über Dichter*, 1966; dieser Band enthält eine Reihe von Aufsätzen u.a. über Franz Grillparzer, Peter Altenberg und Hugo von Hofmannsthal.

220 Erich Weisz: Lebensdaten nicht ermittelt. Sekretär des Österr. Antikriegskomitees, dem auch Karl Jaray angehörte.

Überraschende Mitteilung: Weisz an Ficker, 10.9.1932: »Der Internationale Antikriegs-Kongreß in Amsterdam, dessen Einberufer Heinrich Mann, Henri Barbusse, Romain Rolland, Maxim Gorki u.a. waren, hat eine Resolution beschlossen, die, neben anderen, politische Ziele ertreibenden Punkten, auch die Aufforderung zum entschlossenen Kampf gegen Chauvinismus und Kriegshetzerei durch geistige Propaganda umfaßt. Ich habe nun mit Herrn Prof. Jaray den Plan erwogen in Ihrem Verlag eine Monatszeitschrift erscheinen zu lassen, für deren Mitarbeit neben den Initiatoren des Kongresses nur jene Autoren in Erwügung gezogen werden sollen, deren menschliche und dichterische Persönlichkeit der rigorosesten Prüfung standhält.« Für die Zeit zwischen dem 18. und 20. September kündigte Weisz einen Besuch in Innsbruck an. Der Antwortbrief ist hier nach einem Durchschlag ediert, den Ficker einem Brief an Franz Glück vom 23.10.1932 beigelegt hat.

221 das Manuskript: Theodor Haecker: *Betrachtungen über Vergil. Vater des Abendlands*, B XIII, 3-31.

Intoleranzdiktat: Anspielung auf das von Joseph II. am 20.10.1781 erlassene Toleranzpatent, das Protestanten und Griechisch-Orthodoxen freie Religionsausübung gewährte.

Gegenaffiche zu Wittenberg: Anspielung auf Luthers Thesenanschlag in Wittenberg 1517.

Bernhart: Joseph Bernhart: geb. 8.8.1881, Ursberg/Schwaben; gest. 21.2.1969, Türkheim. Kathol. Theologe. Seit 1905 Mitarbeiter am *Hochland*. Übersetzer der *Summe der Theologie* von Thomas von Aquin (1934-1938) und der *Confessiones* von Augustinus. Bernhart hatte 1927 Haeckers Buch *Christentum und Kultur* besprochen, eine Besprechung des Vergil-Aufsatzen konnte nicht ermittelt werden.

222 Hermann Hesse: geb. 2.7.1877, Calw/Württ., gest. 9.8.1962, Montagnola/Kt. Tessin. Lyriker, Erzähler, Essayist. Hesse hatte am 20.12.1932 (Poststempel) eine Postkarte an Ficker gerichtet: »Für die freundliche Zusendung Ihres neuen Heftes, das mir sehr wertvoll u. willkommen ist, sage ich Ihnen schönen Dank. Ihr Hermann Hesse (Montagnola bei Lugano) Schweiz«. Die Zusendung des Brenner an Hesse kam nicht von ungefähr, denn Ficker hatte in diesem Brennerheft im Anzeigenteil Haeckers Vergil-Buch u.a. mit einem Zitat von Hesse angekündigt: »Ich nenne als bestes Buch Vergil von Theodor Haecker, weil es das schönste, gehaltvolle, adligste in deutscher Sprache ist, das ich in diesem Jahr gelesen habe. Seines großen Gegenstandes würdig, ist dieser Essay eins der wenigen Zeugnisse heutigen deutschen Geistes, die ernst zu nehmen sind.«

der Brenner: B XIII, Herbst 1932: Theodor Haecker: *Betrachtungen über Vergil. Vater des Abendlands*; Francis Thompson: *Das Herz*; Ferdinand Ebner: *Fragment aus dem*

Jahr 1916 mit Nachwort 1931; Grabschrift Ferdinand Ebner; Hildegard Jone: Viae inviae. Im Gedenken an Ferdinand Ebner; Wilhelm Weindler: Die Traumwelt von Chorónóz; Josef Humplik; Bildnis Ferdinand Ebner.

224 R e c k - M a l l e d e t t o : Friedrich Reck-Malleczewen: geb. 11.8.1884, Gut Malleczewen/Ostpreußen; gest. 17.2.1945, KZ Dachau. Dr. med., Erzähler, Essayist. Stefl schrieb in seinem Brief vom 3.1.1933, daß er vor ein paar Tagen Fritz Reck-Malleczewen – zu seinem Erstaunen sei er Konvertit – kennengelernt und zu einer Besprechung des Brenner aufgefordert habe (eine Besprechung konnte nicht nachgewiesen werden). Stefl legte eine gemeinsam mit Haecker erstellte Adressenliste bei, an die der Brenner versandt werden sollte: Karl Barth, Rudolf Borchardt, Paul Ernst, Fritz Reck-Malleczewen, Erwin Guido Kolbenheyer, Wilhelm Schäfer, Josef Pembaur, Werner Elert, Friedrich Gogarten, Karl Heim, Eduard Thurneyesen, Ferdinand Schreiber, Philipp Funk, Heinrich von Srbik, Alfred Baeumler, Paul Simon, Emanuel Hirsch, Erwin von Aretin, Benedict Schmitt, Rudolf Henle. Dieser Liste legte Stefl außerdem ein Buchzitat bei: Fritz Büchner (Hrsg.): *Was ist das Reich? Eine Aussprache unter Deutschen*. Oldenburg 1932 (eine Sammlung von in den *Münchner Neuesten Nachrichten* erschienenen Beiträgen u.a. von Borchardt, von Aretin, Reck-Malleczewen, Schäfer, von Srbik).

d e r S t a p e l : Anspielung auf Wilhelm Stapel: geb. 27.10.1882, Calbe in der Altmark; gest. 1.6.1954, Hamburg. Dr. phil., Kritiker und Publizist. Hrsg. der Zeitschrift *Deutsches Volkstum* (1919–1933). Vgl. seine Werke *Der christliche Staatsmann*, 1932; *Die literarische Vorherrschaft der Juden 1918–1933*, 1937.

Z u s c h r i f t d e s » D e u t s c h e n V o l k s t u m s « : Nicht ermittelt. Im *Deutschen Volkstum* führte Wilhelm Stapel die Reichsdiskussion: vgl. *Der Reichsgedanke zwischen den Konfessionen*, 2. Novemberheft 1932, 909–916; *Das Reich. Ein Schlußwort*, 1. Märzheft 1933, 181–188. Stapel sieht in der Reformation die Reichsbestätigung für die Deutschen. Vgl. aber auch Paul Althaus: *Nomos und Erlösung*, 2. Januarheft 1933, 49–53 und Albert Mirgeler: *Gesetz, Reich und Reformation*, 1. Märzheft 1933, 189–194; Mirgeler nimmt als einziger explizit auf Haecker bezug: »Sucht Stapel (endlich) von der reformatorischen Theologie aus den Zugang zum Reich freizulegen, so erklärt (um einen in der intellektuellen Schärfe unüberbietbaren Gegenpol zu nennen) Theodor Haecker ex cathedra die deutsche Berufung zum Reich durch die lutherische Häresie für verwirkt« (192). Mirgelers Position ist nicht so radikal, doch legt auch er den Protestanten nahe, der Wirklichkeit des katholischen Reiches, wie es am Anfang der deutschen Geschichte stand, ins Auge zu sehen und als Ausgangspunkt der Diskussion zu nehmen. »Der unergründliche Haß, mit dem Luther den guten Werken zu Leibe ging, ist die geschichtliche Antwort darauf, daß den Deutschen das eine, notwendige Werk, das Werk ihrer Erwählung zu tun nicht mehr verstattet war.« (193)

W i l l y S t a d l e r : geb. 1901 in Zürich; lebt in Erlenbach. 1913–1919 Literaturgymnasium in Zürich. 1916 las er erstmals Gedichte von Georg Trakl. Im Winter 1925/26 Bekanntschaft mit Ludwig von Ficker. 1927 Konversion zur Katholischen Kirche. Spätes Studium der Rechtswissenschaften: doktorierte 1933 an der Universität Freiburg/Breisgau. Danach Verlagsangestellter in Zürich. Freundschaft mit Karl Thieme. 1942 Ehe mit der Emigrantin Gunta Stözl, gewesener Meisterin am Bauhaus Weimar, später am Bauhaus Dessau. 1940 trat er in brieflichen Kontakt mit Theodor Haecker und schickte ihm das Ms. *Römische Dichtkunst im Advent. Eine Betrachtung zu Vergils Aeneide*, das Haecker gefallen hat (vgl. Postkarte Haeckers an Stadler, 27.3.1941): Die Betrachtung erschien unter dem Titel *Vergils Aeneis. Eine poetische Betrachtung* 1942 im Verlag Benzinger, Einsiedeln. Anlässlich einer von Haecker in Zürich gehaltenen Lesung ist es auch zu einer persönlichen Bekanntschaft gekommen. In den 40er und 50er Jahren arbeitete Stadler für den Schweizerischen, Deutschen und Österreichischen Rundfunk. Seit 1950 noch Essays in Zeitungen und Zeitschriften. Vgl. Willy Stadler in einem Brief an die Herausgeber, 17.5.1990: »Dem Druck meines Briefes an Ficker vom 8.1.33 stimme ich zu, allermeist jedoch nicht seiner selbst wegen – ich habe Haeckers Texte, giltig von ihm selbst gekennzeichnet in der neuen Ausgabe der TuN-Bücher [= Tag- und Nachtbücher], p. 301, damals noch nicht tief genug verstanden –, sondern wegen Fickers Antwort, die mir auch heute noch gut gefällt.«

beiliegende Rezension: Nicht ermittelt. Hans Barth war lange im redaktionellen Team der *Neuen Zürcher Zeitung* und etliche Jahre Professor an der Universität Zürich (Mitteilung von Willy Stadler).

225 **L u t h e r :** »Denn es war Liberalismus dort, wo er am gefährlichsten ist, nämlich in der Sphäre **a b s o l u t e r** Autorität, es war **L i b e r a l i s m u s**, der Luther am Leben ließ. Wäre er verbrannt worden, wie wenige Jahrzehnte vor ihm noch Johannes Hus – welch ein feuriger Akt der Liebe wäre das gewesen, der Liebe gegen Gott, der Liebe gegen die Kirche, der Liebe gegen die Christenheit, der Liebe gegen das Römische Reich Deutscher Nation, der Liebe gegen die deutsche Nation, der Liebe gegen den Häresiarchen selber. Denn vielleicht wäre er selig gestorben. In jedem Fall erspart wäre ihm geblieben die Knechtschaft unter ehrlosen Fürsten, [...] der Verrat an seinen eigenen Kindern, den aufständigen Bauern und den Schwärmern, [...] das ›zweite Reich‹ – denn das erste und einzige, das einen positiven theologischen und christlichen Sinn hatte, wäre niemals untergegangen –, [...] die letzte deutsche Schmach dieser Tage: das Zeichen des Tieres, die **K a r i k a t u r** des Kreuzes – das Hakenkreuz. Mag auch alles in der Welt heute verfilzt sein, wie nie noch, im besonderen aber alles in Deutschland, so daß es fast unmöglich ist, klar zu sagen, was etwas ist, so viel ist über den Nationalsozialismus doch klar, daß er wesentlich eine protestantische Bewegung ist, daß er eine plötzlich wieder auflackernde Aktivierung der destruktivsten Tendenzen und mörderischesten plebejischesten Instinkte des Protestantismus ist und demgemäß auch seine Wirkungen und Folgen haben wird: nämlich die Zerstörung wahrer Religion und die kulturelle Barbarei.« (B XII, 28-30).

K. A d a m : Karl Adam (1876-1966) dozierte katholische Dogmatik in Tübingen. Hielt eine vielbeachtete Vortragsreihe *Das Wesen des Katholizismus*. Besonders starke Wirkung auf die akademische Jugend.

j e n e r v o n d e n ü b e r t ü n c h t e n G r ä b e r n : »Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr seid wie die Gräber, die weiß angestrichen sind und äußerlich schön aussehen; innen aber sind sie voll Knochen von Toten und voll Fäulnis.« (Matth. 23, 27)

R u d o l f B o r c h a r d t : geb. 9.6.1877, Königsberg; gest. 10.1.1945, Trins/Tirol. Dichter, Übersetzer, Kulturhistoriker. Aus alteingesessener jüdischer Familie. 1895-1901 Studium der Archäologie, der orientalischen und besonders der klassischen Sprachen in Berlin, Bonn und ab 1898 bei Friedrich Leo in Göttingen (ohne Abschluß). Studienaufenthalte in England und Italien. Lebenslange Freundschaft mit Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Alexander Schröder. 1909 Herausgeber des programmativen Jahrbuchs für Dichtung *Hesperus* (zsm. mit Hofmannsthal und Schröder). Siedelte sich 1922 in der Nähe von Lucca an. Hielt viele Vortragsreisen. Während des Dritten Reichs im Exil in Italien. 1944 von der Gestapo nach Innsbruck verschleppt, Flucht nach Trins, wo er die letzten Monate seines Lebens verbrachte. Werke u.a.: *Das Buch Joram*, 1907; *Gespräch über die Formen*, 1912; *Über den Dichter und das Dichterische* (Rede), 1924; *Der Deutsche in der Landschaft*, 1927; *Die Aufgaben der Zeit gegenüber der Literatur*, 1929. In einer Rede *Die schäuflerische Restauration* (1927) wird seine Grundidee ersichtlich: aus Geschichte und kulturellem Erbe »eine deutsche geistige Tradition kanonisch herzustellen«. In seinen Studien versuchte er die griechischen Grundlagen der abendländischen Kunst aufzuspüren. Übersetzer von Homer, Pindar, Dante, Tacitus, Byron, Swinburne, Shelley. Vgl. *Gesammelte Werke*, 8 Bde., 1955ff, und Max Rychner: *Rudolf Borchardt*, 1966.

226 **F h r e B e s p r e c h u n g :** Hermann Hesse: *Der geistige Kampf um das Reich*. In: *Innsbrucker Nachrichten*, 12.1.1933. Darin heißt es u.a.: »Weil der ›Brenner‹ das seltene und vorbildliche Beispiel einer ganz unabhängigen Zeitschrift bietet, welche, obwohl katholisch dem Geiste nach, keineswegs etwa von ›katholischen Kreisen‹ besonders liebevoll unterstützt wird, und weil jedes Heft dieser ganz unregelmäßig und selten erscheinenden Zeitschrift ein bedeutendes und wohlzentriertes Ganzes ist, sei diesem Heft ein Wort gewidmet. Nicht dem Umfang, aber der Gewalt des Antriebs und Ausdrucks nach ist das Hauptstück

des Heftes Theodor Haeckers Aufsatz »Betrachtungen über Vergil«, ein Nachklang zu Haeckers wundervollem Vergilbuch, vielmehr ein Nachschrei voll Leidenschaft und Aktualität, und nur von diesem Aufsatz sei hier die Rede. Ich erwähne und rühme ihn, nicht weil ich seine Meinungen teilte, Haecker ist Katholik, ist der exakteste und zugleich intransigenteste deutsche Katholik von heute, und ich bin – ich darf nicht einmal sagen: Protestant. Ich teile weder Haeckers Meinung, daß es gut gewesen wäre, seinerzeit den Schädlings Luther zu verbrennen, noch manche andre seiner Meinungen, obwohl ich andern wieder gerne zustimme: auch mir schien es wunderlich, als das Deutschland von 1932 sich festlich zusammensetzat, um den Schwedenkönig mit höchsten Ehren zu feiern, der vor 300 Jahren, ein fremder Eroberer, große Teile von Deutschland verwüstet hat. Aber es kommt mir nicht auf die Meinungen und nicht auf die Einzelheiten an, sondern aufs Ganze, auf die Reinheit und glühende Intransigenz von Haeckers Gesinnung. In dieser Zeit einer Inflation und Entwertung der Begriffe ist solche Intransigenz wie ein Schwert, wie eine heftige Nötigung, den Glauben an eine überzeitliche Macht aufs scharfste zu formulieren und aufs scharfste vor jedem Nicht- oder Halbglauben abzutrennen. Für Haecker ist diese Macht die Kirche, nicht die irdische und wandelbare, sondern die ideale und ewige. Von diesem Glauben aus gewinnt er die Kraft, seinen Kampf um Geist und Wahrheit (den er mit aller Leidenschaft einer starken Persönlichkeit kämpft) über alles Persönliche hinaus zu legitimieren. Er kämpft um den Begriff der Christenheit und untersucht die Zerstörung dieses Begriffs im Durcheinander des heutigen Europa und speziell des heutigen Deutschland, welchem er, ganz ähnlich wie einst Hugo Ball in seiner unvergeßlichen »Kritik der deutschen Intelligenz«, dabei zu einem zürnenden Richter wird. Die Höhe seines Anspruchs, die Kraft seiner Haltung macht ihn groß, und es lohnt sich die ernsthafte Mühe, von Zeit zu Zeit inmitten der hundert Bücher über die Zeitprobleme sich im Hören einer solchen Predigt über den außerordentlich geringen Grad von Legitimität und von Verantwortlichkeit klar zu werden, der die große Mehrzahl dieser Bücher (der anklagenden wie der tröstenden) kennzeichnet. Man wird auch gut daran tun, die Folgerungen, die sich aus Haeckers ultrakatholischer Haltung für die Kritik der deutschen Zustände ergeben, zu vergleichen mit denen, zu welchen eine andre, ebenfalls edle und würdige, aber weniger gut legitimierte Geisteshaltung geführt hat: diejenige Stefan Georges, dessen Jünger jetzt den zweifelhaften Traum vom »dritten Reich« propagieren.

Ich kann mir denken, daß auf harmlose Leser dieser leidenschaftliche Kampf Haeckers um das Reich, um Europa, um die Christenheit wirken wird wie eine große Donquichotterie. Aber gerade Don Quichotte ist es, dessen Intransigenz und scheinbares Vernunftopfer den reinen Maßstab ergibt, die Kluft zwischen verantwortlich gläubiger und verantwortungslos konzilianter Haltung mahnend aufreißt. Kluge lächelnde Professoren gibt es zu tausenden, Don Quichotes sind selten. Möge Haecker mir den Vergleich verzeihen, er soll wahrlich nichts Herabsetzendes enthalten, im Gegenteil!

Sein Aufsatz im »Brenner« ist nicht so schön wie sein kleines wundervolles Buch über Vergil, er ist viel leidenschaftlicher, aggressiver, aktueller, auch stilistisch da und dort forcier. Er zeigt keineswegs die Haltung des guten Katholiken, der seiner Sache sicher ist und sie den Stürmen der Welt unbedingt überlegen weiß, er mischt sich heftig in diese Stürme, und seine Leidenschaftlichkeit hat etwas von der des Konvertiten. Ich glaube nicht, daß er sich zum Papst oder zum Zentrumsführer eignen würde, ich glaube auch nicht, daß er dem Papst und den Katholikenführern sehr genehm ist. Aber ich spreche ja auch nicht deshalb von ihm, weil ich mit seiner Hilfe Luther verbrennen und das Rad der Geschichte zurück drehen möchte, sondern weil gerade die praktische Unmöglichkeit seiner Forderungen, sein Postulieren des Uebermenschlichen den Leser zwingt, Christentum und Christenheit rückblickend von der hohen Warte seiner Unbedingtheit aus zu überblicken.«

227 *Ihre Nachrichten*: Vgl. Haecker an Ficker, 13.1.33, Schaukal habe ihn mit Drucksachen und Widmungen überschüttet, er könne mit Schaukal aber nichts rechtes anfangen.
meinen Vortrag: Geplant wurde ein Vortrag *Das Chaos der Zeit* (veröffentlicht in *Hochland* 30, 1933) in Innsbruck.

Johannes: Sohn Haeckers.

228 Heinrichs letzte Bücher: Wahrsch. Karl Borromäus Heinrichs zwei Bücher: *Menschen des Übergangs* und *Schloß Vierturn* (München: Kösel und Pustet 1931 bzw. 1932). – Karl Borromäus Heinrich: geb. 22.7.1884, Hangenham/Bayern; gest. 25.10.1938, Einsiedeln. Redakteur, Schriftsteller (vgl. Bd. I, 321).

229 Martin Putschek: geb. 11.12.1895, Bielitz; gest. 11.6.1984, St. Ruprecht bei Villach. Nach dem Studium der ev. Theologie in Wien und Leipzig begann er den kirchlichen Dienst 1920 als Personalvikar von Wiener Neustadt in Berndorf. 1923 ging er als Religionslehrer nach Innsbruck und übernahm dort 1927 die zweite Pfarrstelle; 1930 Dr. phil. Putschek war, anders als der Großteil der Protestanten, NS-Gegner. 1940 verließ Putschek Innsbruck, weil viele Gemeindemitglieder daran Anstoß nahmen, daß seine arische Abstammung nicht als erwiesen galt und kam nach St. Ruprecht, wo er bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand 1968 als Pfarrer wirkte. – Im Zeitraum von 1918–1932 standen den 400 Austritten aus der ev. Gemeinde in Innsbruck (sie umfaßte ganz Tirol) 1.200 Eintritte gegenüber (die Gemeinde zählte ca. 4.000 Seelen), 1933–1937 gab es 176 Austritte und 625 Eintritte. In den Jahren 1927–1934 sind durchschnittlich 10 Personen mehr ausgetreten als in den Jahren davor, aber auch in den Jahren 1935–1937. 1938–1945 gibt es 1246 Austritte, denen nur 569 Eintritte gegenüberstehen (aus den Akten des Evangelischen Pfarramtes in Innsbruck).

Anzeige von Ihrem Austritt: Ficker war anlässlich seiner Hochzeit mit Cissi von Ficker 1908 zum ev. Glauben übergetreten. Sein Austrittsakt ist verloren gegangen. Ein Jahr zuvor – am 2.2.1932 – war Paula Schlier zum katholischen Glauben übergetreten.

König Saul-Friedrich II: Vgl. B XIII, 20.
Symbol des Dreh: »das Hakenkreuz ist das Symbol des Dreh. Was ist der Dreh? Die Wirkung und Wechselwirkung subjektiven und objektiven Schwindelns, die einander steigern – eben zum Dreh.« (31)

230 4. März: Termin für Haeckers geplante Lesung in Innsbruck. Vgl. Notizzettel Fickers im BA: »Vorlesung Theodor Haecker, »Das Chaos dieser Zeit« ist das zeitgemäße Thema einer Vorlesung, die Theodor Haecker (München) am Samstag, den 4. ds., acht Uhr abends, im Musikvereinsaal halten wird. Daß dieselbe Vorlesung unlängst das Auditorium maximum der Münchener Universität füllen konnte, beweist, welche Bedeutung der geistigen Erscheinung dieses Denkers zugemessen wird, auch wenn sie keiner akademischen Zunft angehört. Ähnlich eindrucksvoll erwies sich auch aus letzter Zeit sein Vortrag »Was ist der Mensch?«, der – ironisch ausgehend von der These Oswald Spenglers, daß der Mensch ein Raubtier sei – mit wundervoll erleuchtetem Ernst einer Lehre vom Menschen entgegentrete, wie sie Max Scheler in seinen letzten Lebensjahren entwickelt hat. Jüngst hat Haecker, bekannt auch durch seine Mitarbeiterschaft an der Zeitschrift »Der Brenner«, in jene entscheidende politische Auseinandersetzung unserer Tage eingegriffen, die alle Deutschen angeht, und in der Diskussion um das »Reich« die katholische Reichsidee mit einer Vehemenz verfochten, die Aufsehen erregte. Denn Theodor Haecker ist einer der wenigen wirklichen geistigen Führer im modernen deutschen Katholizismus, die hinter dem offiziellen Betrieb als große Einsame sichtbar werden, ein inspirierter Diener des Worts, der alle philosophischen und sonstigen Voraussetzungen hat, um dieser Zeit in ihr unheimliches Gesicht zu leuchten. So darf seinem Vortrag, dessen Aktualität nicht an der Oberfläche liegt, auch hier mit Spannung entgegengesehen werden. – Karten von 50 g bis S 1.50 in den Buchhandlungen Tyrolia, Maria-Theresien-Straße, und Felizian Rauch, Innrain.« Vgl. die Ankündigung der Lesung in den *Innsbrucker Nachrichten* am 3.3. und die äußerst positive Besprechung in den *Innsbrucker Nachrichten* vom 8.3.1933. Darin heißt es u.a.: »Selten wird unsere deutsche Sprache ein so bis ins Letzte durchglühtes Medium des Geistes sein wie in diesem Falle. Die Worte und Sätze leuchteten in durchsichtiger Klarheit gleichsam von innen heraus. Die zurückhaltende, beherrschte Art des Sprechens ließ den geistigen Aufbau und die ihm zugeordnete sprachliche Form noch plastischer hervortreten. Eine Geisteserscheinung wie Theodor Haecker wird nur in der Existenzmitteilung der Sprache unmittelbar wahrgenommen. [...] Weil dieser strenge Denker von der einmal erkannten Wahrheit bis ins Innerste ergriffen ist, diskutiert er sie

nicht mehr, sondern bekennt sie. Er will sie durch seine ganze Existenz ausdrücken, diese aber wieder durch die Sprache, seine Sprache. In dem unentschiedenen Hin und Her unseres geistigen Lebens zwingt dieser direkte geistige Nachfahre Kierkegaards den Einzelnen, der sich ihm stellt, zu klarem Ja oder Nein. Haecker läßt von Anfang an keinen Zweifel darüber, daß als einzige rettende Arznei für die todkranke Zeit nur der Glaube an die Wahrheit der katholischen Kirche in Betracht komme. Er sieht mit Recht – die Wirkung seiner Vorträge beweist es – eine besondere Mission der Kirche an unserer Zeit, eine Mission, von der sich im Ernst ein großer Teil der offiziellen kirchlichen und vor allem der politischen Vertreter des Katholizismus in ihrer geistigen Ahnungslosigkeit nichts träumen lassen.“

S a m s t a g : 18. Februar.

H a n s K e s t r a n e k : geb. 8.3.1873, Prerau/Mähren; gest. 8.4.1949, St. Gilgen. Sein Vater hatte einen leitenden Posten in der Stahlindustrie inne. Es gab geschäftliche Beziehungen zu Karl Wittgenstein, dem Vater Ludwig Wittgensteins; ob sich Kestranek und Ludwig Wittgenstein persönlich kannten, kann nicht belegt werden (im Nachlaß Kestraneks liegt eine der frühesten kritischen Stellungnahmen zum *Tractatus* von Wittgenstein). Studium der Architektur in Wien und Berlin, dessen guter Fortgang durch viele erworbene Teilprüfungen bezeugt ist, das er aber nie abgeschlossen hat. In diese Zeit fallen Reisen nach Italien, Spanien und Paris (dort war er 1905 ein Jahr lang als Maler tätig) und 1899 nach Amerika (New York, Washington, Philadelphia), wo er als Architekt arbeitete. Im Ersten Weltkrieg kämpfte Kestranek an der Südfront. 1921–1938 lebte er in München, danach in Riemsting (Obb.); beschäftigte sich in der Hauptsache mit philosophischen Fragen (gelesen hatte er die Philosophen schon während seiner Studien). 1921 begann er eine Schrift *Über Farben-, Raum- und Zeitlehre*, 1927 legte er seine Gedanken *Zur aristotelischen Kritik der Lehre von den Ideen bei Plato* nieder, im gleichen Jahr beschäftigte er sich mit der Universalienfrage, in den folgenden Jahren entstanden mehrere Abhandlungen über Logik (1929 über Kants Logik). Alle diese unveröff. Schriften sowie seine Notizen erweisen sich als Vorarbeiten zu seinem Hauptwerk *Politeia*: Den Namen gab Kestranek in Erinnerung an die *Politeia* des von ihm sehr geschätzten Platon. Er wollte in seiner Staatslehre »den ganzen Menschen, von seinen Fundamenten bis zu seiner auf ein Höchstes weisenden Spitze« (Vorwort) erfassen und seinen Veranlagungen und Bedürfnissen gerecht werden. Den Staat betrachtete er nicht als eine vom übrigen Leben isolierte Einrichtung sondern als ein das Gemeinschafts- und Einzelleben integrierender Bestandteil (vgl. Gertrud Strasser-Battisti: *Der Philosoph Hans Kestranek*. Diss. Innsbruck 1971, 36f.). In München hatte Kestranek engen Kontakt zu Theodor Haecker, Joseph Bernhart, Erik Peterson und Max Stefl. Ludwig von Ficker, mit dem er bis zum Tode in enger Verbindung blieb, lernte er um 1930 kennen. Auf dessen Ansporn hin hat Kestranek seine Notizen zu seinem Hauptwerk *Politeia* zusammengefaßt. – Fickers Briefe an Kestranek haben sich nur aus den Jahren 1941–1949 erhalten.

231 p e r s ö n l i c h e S i c h e r h e i t : Anlaß waren die ausführlichen Zitate aus Haeckers *Brenner-Aufsatz*, die Karl Muth in seinem Aufsatz *Das Reich als Idee und Wirklichkeit einst und jetzt* (*Hochland*, Jg. 30, H. 6, März 1933, 481–492, hier 489f.) abgedruckt hatte.

232 U m s c h w u n g i n D e u t s c h l a n d : Hitler war seit 30.1.1933 Reichskanzler. Am 4. Februar erließ er unter Hinweis auf die kommunistische Aufrufung zum Generalstreik eine »Verordnung zum Schutze des deutschen Volkes«, die dehbare Bestimmungen zur Kontrolle der Presse und von politischen Veranstaltungen enthielt. Am 24.3. wurde im Reichstag das Ermächtigungsgesetz beschlossen, das es der Regierung unter Hitler ermöglichte, Gesetze ohne Reichstag und Reichsrat zu erlassen.

u n v e r f ä n g l i c h e n G e s a m t t i t e l : Haeckers Aufsatz *Betrachtungen über Vergil, Vater des Abendlands* war in 5 Abschnitte unterteilt: *Einleitung, Sinn der Geschichte, Arbeit, Das Wesen der Maschine, Das Reich* (die Betrachtungen zum Reich sind umfangreicher als die anderen Kapitel zusammen).

233 »Deutschlands Erneuerung«: W. Rynek: *Der »antirömische Affekt«*. In: *Deutschlands Erneuerung. Monatsschrift für das deutsche Volk*, Jg. 7, H. 3, März 1933, 154-159. Rynek zitiert aus einem Teilabdruck von Haeckers Aufsatz in der *Allgemeinen Rundschau* (Januarheft). Für ihn sind Haeckers Ausführungen verworren, »sie hören sich an, als ob sie aus der Atmosphäre des Narrenhauses kämen«. Vgl. die zweite Bezugnahme von Rynek auf Haecker in seinem Aufsatz *Die Idee des Sacrum Imperium* (718-723) in H. 12, Dezember 1933.

Albert Mirgeler: geb. 1.6.1901, Aachen. Dr. phil. seit 1953 an der TH Aachen, zuerst als Privatdozent, seit 1967 als Prof. für Allgemeine Geschichte.

234 Im nächsten Hochland: Theodor Haecker: *Das Chaos der Zeit*. In: *Hochland* 30, April 1933, 1-23. Zu seinen Ausführungen über die Maschine (19ff.) – zum Teil wörtlich aus dem Aufsatz im *Brenner* entnommen – verfaßte Haecker eine längere Anmerkung, in der es u.a. heißt: »Ganz anders ist diese ›Betrachtung‹ über Maschine und Automat als jene über ›Das Reich‹. ›Das Reich‹ gehört zu ›Satire und Polemik‹. Diese Betrachtung ist einsam und als solche wirksam. Nichts ist nötig als das Licht, sie zu sehen, und der Mut, die Augen aufzumachen.«

für die Wahrheit sich totschlagen: Anspielung auf die ethisch-religiöse Abhandlung Kierkegaards: *Hat ein Mensch das Recht, sich für die Wahrheit totschlagen zu lassen?* (Kopenhagen 1849).

Schrammelmusik: Wilhelm von Schramm: *Auf dem Wege zum Reich*. In: *Münchner Neueste Nachrichten*, 27.3.1933. Wilhelm von Schramm sieht in dem Wiedererstarken Deutschlands die Möglichkeit, die Idee eines christlichen deutschen Reiches zu verwirklichen. Die positive Diskussion um das Reich sieht er vor allem von drei bedeutenden Persönlichkeiten aufgegriffen: von Wilhelm Stapel und Alfred Mirgeler (*Deutsches Volkstum*) und Karl Muth (*Hochland*). Der These Haeckers, daß Deutschland durch die Reformation das Recht auf das Reich verwirkt habe, setzt er die gegenteilige Ansicht Albert Mirgelers entgegen, der in Luther eine geschichtlich notwendige und somit gottgewollte Figur sieht, die »der äußersten Anfechtung die scheinbar nicht zur Sache gehörigen Worte entgegensezt: Das Reich muß uns doch bleiben«.

Seiten 30 bis 31: Auf diesen Seiten formulierte Haecker seine kritischen Überlegungen über das Hakenkreuz, das »Symbol des Dreh«. Auf diese Bitte hin wurde das *Brenner*-Heft mit zusammengeklebten Seiten ausgeliefert.

235 Ihr Brief: Gerade aus diesem Zeitraum sind mehrere Briefe Fickers an Thieme verloren gegangen. Karl Thieme war einer der wenigen, die zum gesamten *Brenner*-Heft Stellung genommen haben. Er wies darauf hin, daß Haeckers Aufsatz in demselben *Brenner* steht, »der in früheren Bänden die leidenschaftlich antirömischen Texte eines Carl Dallago gebracht, wo der große evangelische Dichter Georg Trakl publiziert hat und wo auch heute, in derselben 13. Folge, Fragmente aus dem Nachlaß jenes Ferdinand Ebner erscheinen, von dessen Erstlingswerk ›Das Wort und die geistigen Realitäten‹ kein Geringerer als Emil Brunner entscheidend angeregt worden zu sein bekannt hat (in ›Die Mystik und das Wort‹). Ich selbst gestehe, daß ich die Gedankengänge Ebners und daneben allerdings die wahrhaft sibyllinischen Träume Paula Schliers (denen W. Weindler im gleichen Heft eine psycholermeneutische Deutung widmet, die sich zur psychoanalytischen etwa wie die pneumatische Exegese zur historischen Kritik verhält) – ich gestehe, daß ich diese Dokumente für dir Endprodukte, fast möchte ich sagen, für die Gipfelscheinungen evangelischen Menschenverständnisses in die volle Realität unserer Tage hinein halte.« (*Die christliche Welt*, 18.2.1933).

* Deutschen Christen*: Die »Deutschen Christen« waren eine Organisation, die die evangel. Kirche und den Nationalsozialismus verbinden sollte. Vgl. das Publikationsorgan *Deutsche Christen. Schriftenreihe der Glaubensbewegung Deutsche Christen*: erschien ab 1933 in den versch. deutschen Gauen.

236 Ebner-Notiz: Nicht ermittelt.

H u g o B a l l : geb. 22.2.1886, Pirmasens; gest. 14.9.1927, Sant'Abbondio bei Lugano. Schriftsteller, Dramaturg, Schauspieler (vgl. Bd. I, 368). Ficker dürfte sich vor allem auf Ball's Buch *Kritik der deutschen Intelligenz* (1919) beziehen, das Hesse in seiner Besprechung in den *Innsbrucker Nachrichten* zitiert hatte. Vgl. aber auch dessen Bücher *Byzantinisches Christentum* (1923) und *Die Folgen der Reformation* (1924).

K r i t i k d e r G e g e n w a r t : Erschien im Frühjahr 1934 in 3. Auflage.

B ä u m l e r : Alfred Baemler war nach den März-Wahlen 1933 Mitglied der NSDAP, Professor in Berlin und Direktor des Instituts für politische Pädagogik geworden.

m e i n e n F a l l : Am 20. Mai war bei Haecker eine Hausdurchsuchung durchgeführt und Haecker verhaftet worden; die versteckten Brenner-Hefte wurden aber nicht gefunden. Hermann Vogel, ein Mitarbeiter des Schreiber-Verlages erreichte am nächsten Tag die Freilassung Haeckers. Unter Berufung auf das *Brenner-Heft* von 1932, erhielt dieser 1935 für den Bezirk Aachen Redeverbot. Am 15.1.1936 verhängte die Bayerische Politische Polizei über Haecker Redeverbot für alle öffentlichen und geschlossenen Versammlungen im Land Bayern. 1938 erhielt er Schreibverbot für alle selbständigen Veröffentlichungen.

c r u c i a t u s m i n i m u s . . . : Die Qual ist ganz und gar nicht körperlich, sondern seelisch und geistig.

237 K o k o s c h k a - B i l d : Gemeint ist das 1915 gemalte Porträt von Ficker (vgl. Bd. 2, 475).

R ü c k : Hubert Rück, Zeitungsverwaltungsbeamter bei den *Innsbrucker Nachrichten*. Vgl. Ficker an Paula Schlier, 18.6.1933, wo er mitteilt, daß er seine Kündigung auf den 15.7.1933 erhalten habe. Ludwig von Ficker und seine Familie lebten danach von der Arbeitslosenunterstützung, einer kleinen Beihilfe vom Buchdruckerverband, Zuschüssen von seinen Geschwistern und vor allem von größeren Beträgen, die er von Wilhelm Weindler und Paula Schlier erhielt.

B u c h r o i t h n e r s B r u d e r : Hans Buchroithner, Prokurist der Wagnerschen Universitäts-Buchdruckerei in Innsbruck. Engelbert Buchroithner war der Besitzer der Druckerei.

»A l p e n l a n d « : *Alpenland. Wochenschrift der Großdeutschen Volkspartei für Tirol*, Erschien von 1920-1934 (jede Ausgabe umfaßte 4 Seiten). Eigentümer und Herausgeber war die Deutsche Buchdruckerei-Ges.m.b.H., Innsbruck, Museumstraße 22. Das Blatt vertrat vehement den Anschluß an Deutschland.

j u n g e n S o h n : Gemeint ist der Redakteur Dr. Detlev Mahnert, der wegen aktiver Beteiligung an Kämpfen zwischen Nazis und Heimwehr in Aldrans zu drei Monaten Haft verurteilt worden war und sich Anfang Juni nach Deutschland abgesetzt hatte.

1 0 0 0 - M a r k - S p e r r e : Als Reaktion auf die Notverordnungen der österr. Bundesregierung unter Dollfuß (etwa Uniform- und Versammlungsverbot), die sich vor allem gegen die Nationalsozialisten richteten, erließ die deutsche Regierung unter Hitler am 1.6.1933 ein Gesetz, das alle Reichsangehörigen vor einer Reise nach Österreich zu einer Zahlung von 1.000 Mark verpflichtete. Dies brachte den Fremdenverkehr fast völlig zum Erliegen. Die österr. Touristenzentren erlitten schwere Verluste. Nach Verfügung der 1.000 Mark-Sperre kam es in Österreich zu scharfen Gegenmaßnahmen gegen die Nationalsozialisten, vor allem zu Hausdurchsuchungen und der Auflösung von jeglicher – auch privater – Versammlung. Der Tiroler Gauleiter Franz Hofer flüchtete nach München. Die Münchner Ausgabe des *Völkischen Beobachters* wurde in Österreich verboten.

B e r g l a n d - V e r l a g : Gemeint ist hier der Universitäts-Verlag Wagner, der Eigentümer und Verleger der *Innsbrucker Nachrichten* sowie der Monatsschrift *Bergland* war.

238 f r e u n d l i c h e K a r t e : Verschollen.

A t t e n t a t a u f T r a k l : Georg Trakl: *Gesang des Abgeschiedenen. Gedichte*. (Nachwort: [Katharina Kippenberg]). Leipzig: Insel Verlag 1933 (Insel-Bücherei 436). Im Nachwort heißt es u.a.: »Am 14. Oktober 1914 starb im Militärspital zu Krakau ein Medikamentenakzessist, namens Georg Trakl, 27 Jahre alt, ein stiller und scheuer Mensch, der an den Hilfsplätzen

der russischen Front seinen Dienst versah, inmitten der furchtbaren und blutigen Verwirrung der ersten Kriegszeit. Trakl war ein junger Offizier wie tausend andere, und das, was den Menschen Trakl von anderen tausend unterschied, wurde ihm zum tödlichen Verhängnis. [...] 1913 erschien der erste Gedichtband. Ein Jahr später war Trakl tot, und nichts blieb den erschütterten Freunden zu tun, als die schwache und dennoch unvergängliche Spur seines Schaffens in einem schmalen Buche zu erhalten.« Die Stellungnahme von Franz Glück erschien am 6.8.1933 in der *Frankfurter Zeitung*. Nach einer allgemeinen Besprechung von Trakls Lyrik, die er neben der Lasker-Schüler als die bedeutendste des Expressionismus ansieht, bezeichnet er die Auswahl des Büchleins als ebenso unglücklich wie das anonyme Nachwort, das den Eindruck erwecke, es gebe noch keine Publikationen zu Trakl. Ficker druckte in der 14. Folge des *Brenner* einen Ausschnitt von Glücks Besprechung ab und vermerkte: »Fügt man hinzu, daß nicht einmal das Todesdatum, das einzige Datum, das dieses kurze Nachwort verzeichnet, stimmt, und daß dem Titel des letzten Gedichtes ›Grodek‹ ganz willkürlich der ebenso überflüssige wie irreführende Untertitel ›Feldspital‹ beigesetzt ist, dann dürfte die Sorgfalt, mit der hier Georg Trakl dem Verständnis des deutschen Volkes nahe gebracht wird, zur Gentige gekennzeichnet sein.«

B i l l i n g e r : Richard Billinger und Otto Freiherr von Taube waren Autoren des Insel Verlags. Die Anspielung »Inselschiffer« bezieht sich auf die im Insel Verlag erscheinende Zeitschrift *Das Inselschiff*.

239. **R o s a n o w :** Wassily Wassiljewitsch Rosanow (1856-1919), Philosoph. Bahnbrechend für die Dostojewski-Rezeption mit seiner Arbeit *Dostojewski und seine Legende vom Großenquisitor* (dt. 1894). Das Zitat dürfte aus der tagebuchartigen Fragmentensammlung *Die Apokalypse unserer Zeit* (dt. 1917/18) stammen.

240. **L o o s :** Adolf Loos war am 23.8. in Kalksburg bei Wien gestorben.

K a r l K r a u s : Vgl. Karl Kraus: *Adolf Loos. Rede am Grab*, 25.8.1933 F 888, Oktober 1933, 1-3 (auch Wien: Lányi 1933); darin heißt es u.a.: »Baumeister warst Du im Raum eines Daseins, dem außen und innen die Stube an den Schnörkel verloren war. Was Du bautes, war was Du dachtest; Dein Beruf Ausdruck und Siegel der Berufung, in der Wohnstatt die Welt einzurichten, mag auch zwischen diesen Räumen Wurmisse herrschen durch Politik. Vorteil und Anschauung menschlicher Kraftersparnis gewährend, hast Du Symbole des zweckhaft vereinfachten Lebens gestellt; handelnd gabst Du Regeln; und Dein Genius, zierhaftes Hindernis der Schönheit entfernend, war Befreier des Lebens aus der Sklaverei der Mittel, Ablenker vom Umweg, dem tödlichen der Seele, die nicht zu sich kommt, doch von sich weg. Mit der Tat, die innen und außen Ordnung und Übereinstimmung schafft, warst Du dem überzeitlichen Sinn des Daseins gewachsen, nicht seinen sozialen Verwirrern. Für diese Tat hast Du, wie jeder, der die Kommanden beschenkt, vielen Undank allzu Gegenwärtiger geerntet, den Widerstand des dumpfen Gefühls, daß ein Überlebensgroßer, einer, der sie überleben wird, ein Störer der Unordnung in die Zeit getreten sei.«

241. **d i e O r d n u n g d e s N a c h l a s s e s :** Als Nachlaßverwalter fungierten Franz Glück, Heinrich Kulka und Ludwig Münz.

d e n B r i e f : Vgl. Paula Schlier: *Die Kirche. Für Dr. Karl Thieme Herausgeber der Zeitschrift „Religiöse Besinnung“*, B XIV, 1933/34, 3-32 mit folgender Anmerkung Fickers: »Diese Zeitschrift, die kürzlich ihr Erscheinen einstellte, hat als Nachfolgerin der *Una Sancta* (die Prof. A. v. Martin in München herausgab) unter Heranziehung von Mitarbeitern verschiedenen Bekennnisses Jahre hindurch der ökumenischen Verständigung gedient. Das Abschlußheft 1933 (erschienen in Fr. Frommanns Verlag, Stuttgart) brachte unter dem Titel *Sören Kierkegaard und die katholische Wahrheit* einen vielbeachteten persönlichen Rechenschaftsbericht und unter dem Titel *Una Sancta Catholica* einen Rückblick und Ausblick ihres Herausgebers, in dem am Ende – ein Zeichen der Zeit – jene denkwürdige Gewissensfrage eines evangelischen Deutschen an die römisch-katholische Kirche gestellt wird, auf die hier eine Konvertitin von sich aus, aus ihrer eigenen Erfahrung heraus, zu antworten versucht.

Das Schreiben, datiert vom 24. September 1933, war zunächst an den Empfänger privat gerichtet. Die Veröffentlichung an dieser Stelle (in etwas erweiterter Fassung) erfolgt mit Zustimmung Karl Thiemes, der seine Frage – »auf die Gefahr hin, daß nichts als verständnisloses Gelächter von beiden Seiten die Antwort ist« – öffentlich gestellt hat, und zwar »als Einzelner, nicht im Sinne Kierkegaards, der der Einzelne sein und bleiben wollte, sondern im Sinne Ferdinand Ebners, der unter den Menschen Kierkegaard für mich überwand; als Einzelner, der zu der ewigen Liebesgemeinschaft, die auf Erden trotz allem die Kirche ist, heimkehren möchte, wenn es ihm von seinem Gewissen verstattet wird.« Das letzte Heft der Zeitschrift *Religiöse Besinnung. Vierteljahresschrift im Dienste christlicher Vertiefung und ökumenischer Verständigung* hatte den Obertitel *Ökumenische Erfüllung?* und folgenden Inhalt: Erwin Reisner: *Philosophia perennis – philosophia crucis*, Karl Thieme: *Sören Kierkegaard und die katholische Wahrheit*, Alois Dempf: *Was ist das Reich?*, Karl Thieme: *Una Sancta Catholica, Rückblick und Ausblick 1933*. Im letzten Beitrag (S. 58) stellte Thieme die Frage nach der Rückkehr der Protestanten in die Katholische Kirche: »Da sind deutsche evangelische Christen, da sind christliche Familien, wahrscheinlich auch ganze gläubige Gemeinden mit ihren Hirten, die ihr Gewissen drängt, in der einen, ewigen Kirche wieder Aufnahme zu erbitten; die aber dasselbe Gewissen verpflichtet, um der Kirche selbst, um ihrer mit ängstlicher Spannung auf das Ergebnis des Bittgangs wartenden Brüder willen, die Bedingung zu stellen, die Ihr den slawischen Christen schon zugestanden habt: mit ihren angestammten Hirten, in ihrer vertrauten Muttersprache – nach den Ordnungen der katholischen Kirche – Gottes Dienst tun und feiern zu dürfen. Werdet Ihr sie nicht zurückstoßen?«

242 Ernst Kfenek: geb. 23.8.1900, Wien; lebt in Palm Springs/USA. Musikprofessor, Komponist (vgl. Bd. 2, 553). Vgl. auch Ficker an Paula Schlier, 28.7.1933: »Neulich war der Komponist Ernst Kfenek, der mich heuer schon einmal besucht hatte, einen Abend bei mir. Im nächsten Jahr wird ein ganz neuer musikdramatischer Versuch ›Karl V. und das Abendland‹ von ihm an der Wiener Oper zur Aufführung gelangen. Er gehört zum Kreis von Schönberg, Webern, Alban Berg.«

Anton Böhm: geb. 6.3.1904, Wien. Redakteur 1921–1938 Bundesführer von Neuland. Nach dem Krieg Redakteur beim *Rheinischen Merkur*, ab 1963 Chefredakteur. Werke u.a.: *Fahrendes Volk. 250 deutsche Volkslieder mit Lautenbegleitung* (Hg. zsm. mit Franz Burkhardt im Auftrag der student. Verbände »Jungösterreich« und »Neuland«), 1923; *Epoche des Teufels. Ein Versuch*, 1955; *Lebensstandard – wozu?*, 1961; *Krise des Parlamentarismus*, 1961; *Häresien der Zeit. Ein Buch zur Unterscheidung der Geister* (Hg.), 1961. – Der Allgemeine Deutsche Katholikentag, ursprünglich als gesamtdeutsche Veranstaltung geplant, aber de facto wegen der 1.000-Mark-Sperre eine österreichische Veranstaltung, fand vom 7.–12. September in Wien statt. Böhm sprach am 8. September über *Österreich und seine katholische und deutsche Sendung* (vgl. Abdruck in: *Allgemeiner Deutscher Katholikentag Wien 1933. 7.–12. September*. Wien: Verlag des Katholikenkomitees Wien 1934, 33–37): »Österreichs Sendung ist eine katholische und deutsche Sendung. Aus der Vereinigung der Gestaltungskräfte des katholischen Glaubens und des deutschen Volkstums ist Österreich erwachsen und es wird diese Herkunft nie verleugnen.« (33) »Österreichisch und katholisch se ingehören zusammen.« (35) »Die österreichische Geschichte, man mag sie sehen, von welcher Seite man will, ist Reichsgeschichte. Österreich hat das ›Reich‹ schon in seinem Namen. Das ist kein Zufall; es hat tiefe symbolische Bedeutung. Wenn das Reich, wenn, um es moderner auszudrücken, die dienende und dadurch führende Mithilfe bei der Errichtung einer christlichen Rechts- und Friedensordnung christlicher Völker und Staaten, die deutsche Aufgabe ist – und so ist es, dahin weist der ganze Sinn der deutschen Geschichte –, dann ist die Berufung zum Reich in besonderer Weise an Österreich ergangen und ihm übertragen worden, dann ist es die deutsche Sendung Österreichs, die Idee des Reiches durch alle Verwirrung der Zeit und über allen Irrtum und Abfall hinweg zu retten, sie für jene Stunde zu bewahren, in der ihr Wert und ihre ordnende Kraft wieder richtig erkannt wird; dann ist es die deutsche Sendung Österreichs,

den Reichsgedanken wieder zu einer geistigen Macht zu gestalten, von der weltweite Wirkungen ausstrahlen, die imstande sind, das Staats- und Völkerleben mitgestaltend zu beeinflussen.« (36) »Im Jahre 1683 vermochte sich um Wien unter dem Zeichen des Christentums eine Kampfgemeinschaft christlicher Völker zu vereinigen: möge der Wiener Katholikentag dieses Jahres am Anfang einer geschichtlichen Epoche stehen, in der das Abendland unter dem Banner der Königsherrschaft Christi, unter dem Banner des Reiches sich wieder zusammenfindet!« (37)

D r . P f l i e g l e r : Michael Pfleigler: geb. 26.1.1891, Guttenbrunn/NÖ; gest. 11.10.1972, Wien. Moral- und Pastoraltheologe, Religionsphilosoph. Mit Karl Rudolf Gründer und geistiger Führer der katholischen Jugendbewegung *Neuland*. 1920-1928 Leiter der Zeitschrift *Neue Jugend*, 1923-1933 der Zeitschrift *Neuland*. 1935 Privatdozent, ab 1946 Univ. Prof. in Wien. Bemühte sich um die Versöhnung von Kirche und Staat. Werke u.a.: *Die Kirche und der Sozialismus*, 1932; *Die religiöse Situation*, 1948; *Religion und Erziehung*, 1949; *Pastoraltheologie*, 1962.

n e u e n B r e n n e r : Die 14. Folge des *Brenner* erschien zu Weihnachten 1933 und erlebte als einzige Folge eine zweite Auflage (am 2.7.1934 war die zweite Auflage im Buchhandel erhältlich, vgl. Karl Sitka an Ficker, 2.7.1934). Inhalt: Paula Schlier: *Die Kirche*; Wilhelm Weindler: *Die göttliche Wirklichkeit*; Ignaz Zangerle: *Zur Situation der Kirche*; *Zitat aus Haecker über die Natur des Geistes*; *Notizen*. Bei Weindler handelte es sich um einen weiteren Ausschnitt aus seinem geplanten Werk *Die Traumwelt von Chorónos*. Ignaz Zangerle kam in seiner Analyse der Situation der Kirche zum Schluss: »Vielleicht müssen es gerade Laien und unter diesen wieder entschiedene ‚Einzelne‘ sein, die mit dem Mut und der Ausschließlichkeit, die in einer Zeit notwendig sind, da das Christsein wieder gefährlich wird, die Sache der Kirche vertreten.« In den *Notizen um Dahingeschiedene* erließ Ficker einen Spendenauftrag für das Grabmal Ferdinand Ebners (Erich Messing, Fritz Ehrmann und Fritz Schey werden bereits als Spender angeführt), zitierte aus Zangerles Besprechung der 13. Folge des *Brenner* im *Neuland* (Jg. 10, H. 6), aus Thiemes Ausführungen in der *Religiösen Besinnung*, brachte einen Nachruf auf Adolf Loos und einen Hinweis auf die Sammlung von Trakl-Gedichten *Gesang des Abgeschiedenen* und deren Besprechung durch Franz Glück.

243 K a r l K r a u s : Vgl. das Telegramm von Karl Kraus an Sidonie Nádherný, Paris, 3.11.1933, wo er seine Abreise nach Innsbruck ankündigt (Karl Kraus: *Briefe an Sidonie Nádherný*, Bd. 1, 650). Kraus hatte 1933 nur eine *Fackel*-Nummer (F 888, Oktober 1933) herausgebracht; sie bestand aus vier Seiten: *Adolf Loos. Rede am Grab, 25. August 1933*; *Man frage nicht* (Gedicht) mit den Anfangsversen: »Man frage nicht, was all die Zeit ich machte. / Ich bleibe stumm; / und sage nicht, warum.« Da das vorhergehende Heft der *Fackel* (F 885-887) Ende Dezember 1932 erschienen war, veröffentlichte man in verschiedenen Zeitungen bereits Nachrufe auf Karl Kraus (vgl. F 889, Mitte Juli 1934, mit dem Inhalt: *Nachrufe auf Karl Kraus*). Kraus arbeitete seit Frühjahr 1933 an der *Dritten Wallpurgisnacht*, in der er sich vehement gegen Hitler wendet und für Dollfuß, den Gegner des Nationalsozialismus Partei ergreift. Die *Dritte Wallpurgisnacht* blieb aber unveröffentlicht (erst 1952 von Heinrich Fischer herausgegeben), wohl weil Kraus die Ohnmacht der Satire vor dem Nationalsozialismus einsah und weil er sich von nationalsozialistischen Repressalien bedroht sah.
A l t e n b e r g s B r i e f e n : Vgl. Franz Glück an Ficker, 22.12.1933: »am 8. Januar, dem 15. Todestag P.A. lese ich übrigens im Architektensaal aus den Briefen«. Die von Franz Glück geplante Herausgabe der Briefe ist nicht zustandegekommen.
a l l e d r e i : Frau Hilde und Sohn Wolfgang Glück.

244 W e n n e r M e y k n e c h t : Lebensdaten nicht ermittelt.
I h r f r e u n d l i c h e s S c h r e i b e n : Meyknecht an Ficker, 18.1.1934. Der erste Brief von Meyknecht datiert vom 12.1.1934, in dem er sein geplantes Dissertations-Thema mitteilt: *Das Bild des Menschen bei Trakl*. Vgl. Werner Meyknecht: *Das Bild des Menschen*

bei Georg Trakl. Diss. Münster 1935. Meyknecht hat in seiner Dissertation mehrmals auf Mitteilungen von Ficker verwiesen. Auf S. 56f. hat Meyknecht die Stelle »Ein Geschlecht« – im Gegensatz zu Friedrich Pater – so interpretiert: »Aber wie wenig hier Trakl ein ›Idealvorschwebt, sondern im Gegenteil die Erlösung aus einer furchtbaren Realität in einer jenseitigen der Versöhnung alles Gegensätzlichen; wie sehr ihm als Auferstehung des Fleisches die Aufhebung des Gegensatzes der Geschlechter vor Augen gestanden hat, das dürfte jedem klar sein, der einmal aus der Dichtung ersehen hat, aus welcher Tiefe eines Schuldig-Wissens das Antlitz ihres Menschenbildes aufsteigt. Ein Geschlecht ist Erlösung von allem Zwiespalt im status beatitudinis.«

Bayerthal'schen Dissertation: Ernst Bayerthal: *Georg Trakls Lyrik. Analytische Untersuchung.* Diss. Frankfurt/M. 1926.

Jugendgedichte: Es handelte sich um die sogenannte *Sammlung 1909* (vgl. HKA I, 215-256), die im Besitz Erhard Buschbecks war. Ficker hatte die Jugendgedichte in Abschrift von Ilse Demmer erhalten (vgl. Brief von Ilse Demmer an Ficker, 17.12.1933). Eines der Gedichte: *Blutschuld* stellt in großer Eindeutigkeit die Inzestbeziehung dar.

Selbstporträt Trakls: Gemeint ist das Ende 1913 im Atelier von Max von Esterle entstandene Selbstporträt; Hildegard Jone hat den unteren Rand des Porträts abgeschnitten und eigenmächtig die Farben verändert. Vermutlich hat Jone auch die Augensterne in die original maskenhaft leeren Augen eingemalt.

Büste Trakls: Abgebildet in *Österreichische Kunst. Monatshefte für Bildende Kunst*, Jg. 1, 1929/30, H. 8, 9 (Original im BA).

»Aber strahlend...«: Verse aus dem Gedicht *Abendländisches Lied*.

Friedrich Pater: *Über Sprache und Kunst*, B VII, 1922, 121-147, hier 146.

245 »Christus«: Im Gedicht *Passion* (HKA I, 392): »O, daß Frömmere die Nacht käme, / Kristus.«

In dem Nachruf: *Erinnerung an Georg Trakl.* Innsbruck: Brenner Verlag 1926, 201-203; »Allein auch für das Andenken der Schwester, der schmerzverschwisterten, die wie ein Stern der Schwermut den Grund Deiner umnachteten Gesichte erhelle, der ›Jünglingin‹, die selbst ein Abglanz Deines Wesens Dir wie ein Schatten in den Tod gefolgt ist.«

Karl Kraus: Vgl. Gerald Stiegs Kapitel *Karl Kraus und Georg Trakl* (*Der Brenner und die Fackel*, 261-271). In F 360-362, 7.11.1912, 24 brachte Kraus den Aphorismus (*Georg Trakl zum Dank für den Psalm*) über die »Siebenmonatskinder«.

246 »Elai«: *Nachtlied*: »Sanfter Dreiklang / Verklingt in einem. Elai!« (HKA I, 68); »armen Kaspar Hauser«: Georg Trakl an Erhard Buschbeck, [vor dem 21.4.1912] (HKA I, 487); »Wozu die Plage. Ich werde endlich doch immer ein armer Kaspar Hauser bleiben.«

Verlaine: Paul Verlaine: *Gaspard Hauser chante* erstveröffentlicht 1881 in der Sammlung *Sagesse*.

van der Lubbe: Der Holländer Marinus van der Lubbe (1909-1934) wurde Ende 1933 vom Reichsgericht wegen der (angeblichen) Brandstiftung am Reichstag für schuldig befunden und zum Tode verurteilt.

247 nach Ihrem Buch: Josef Leitgeb: *Kinderlegende*. Berlin: Bruno Cassirer Verlag 1934. Das Buch ist »Daniel Sailer zugeeignet« und trägt die handschriftliche Widmung: »Ludwig v. Ficker in herzlicher Ergebenheit 17.III.1934, J. Leitgeb.« Vgl. die Ankündigung auf einem Prospekt des Bruno Cassirer Verlags, der der 15. Folge des *Brenner*, in dem Ficker das Buch ankündigte und das Vorwort abdruckte, beigelegt war: »Aus den verstaubten Akten eines Hexenprozesses ersteht die ergreifende Gestalt eines Knaben, der nach dem Tode seiner Mutter, getrieben von Sehnsucht nach der Unendlichkeit des Lebens, das er ahnt, sein enges Vaterhaus verläßt. Er findet, was er sucht. Aber was seinen offenen Sinnen sich von selbst erschließt, gilt anderen als geheimnisvoll. Sein Leben in der Natur, die Macht seines unschuldigen Daseins über Kinder und Tiere erscheint den dumpfen und verängsteten Mitmenschen

seiner Welt wie Zauberei und Teufelskunst. Man macht ihm den Prozeß. Als mutige Aufopferung im Kampf gegen eine verheerende Seuche ihm schließlich die Herzen der Menschen gewinnt, ist es zu spät. Er wird verurteilt und stirbt, wohl getröstet und im Innern den Leiden seines Daseins längst entrückt.“ Vgl. auch die Besprechung der *Kinderleyende* von Franz Glück in der *Wiener Zeitung*, 27.5.1934.

248 **H e x e n h a m m e r :** Der 1487 von den päpstl. Inquisitoren Heinrich Institoris und Jakob Sprenger verfaßte *Hexenhammer* (*Malleus maleficarum*) systematisierte den Hexenwahn und das Verfahren der Hexenbekämpfung; unter seinem Einfluß setzte eine Hochflut der Hexenverfolgungen ein.

f r e u n d l i c h e n O s t e r g r ü ß e : vom 1.4.1934.

A u f s ä t z e ü b e r H a m s u n u n d K r a u s : Vgl. Franz Glück: *Karl Kraus. Zu seinen Vorlesungen in Zagreb*. In: *Morgenblatt*, Zagreb, Jänner 1934; der Aufsatz über Hamsun konnte nicht ermittelt werden.

K r a u s ' s c h e n A u s w a h l b a n d e s : Peter Altenberg: *Auswahl aus seinen Büchern von Karl Kraus*. Wien: Schroll 1932. Vgl. Glück an Ficker, 1.4.1934: »Lányi verramscht jetzt hier alle Bücher Altenbergs, das heißt: Fischer hat sie verramscht und L. verkauft sie.«

L o o s - B u c h e s : Glück wollte ein Lebensbuch von Loos – bestehend aus Faksimiles und Bildern – im Brenner Verlag herausbringen.

249 **e i n e F e s t s c h r i f t :** zum 60. Geburtstag von Karl Kraus am 28.4.1934; dem Komitee, das auch einen Festakt plante, gehörten Karl Jaray, Helene Kann und Ludwig Münz an. Die Festschrift sollte Stellungnahmen berühmter Zeitgenossen des Auslands enthalten. Ficker die einzige Ausnahme bilden (vgl. Karl Jaray an Ficker, 24.2. und 4.4.1934). Die Festschrift erschien verspätet bei Richard Lányi mit Beiträgen von Knut Hamsun, Else Lasker-Schüler, Henri Barbusse, Albert Bloch, Bert Brecht, Jacques Brindejont-Offenbach, Karel Čapek, Karl Borromius Heinrich, Josef Hora, Mechtilde Lichnowsky, Jan Münzer, Marcel Ray, Bertold Viertel. Außerdem enthielt sie Geburtstagsbriefe von Alban Berg, Oskar Jellinek, Gustav Zorn, einem unbekannten Arbeitslosen und schließlich 14 Photographien.

S t e f f l : Max Steffl war im Juli 1933 als unerschrockener lautstarker Gegner Hitlers u.a. wegen der Bemerkungen, Hindenburg sei ein Feldwebel und Hitler ein großenwahnsinniger Idiot, von Kollegen an der Staatsbibliothek denunziert und am 14. März 1934 fristlos entlassen worden. Steffl schlug sich danach mit Gelegenheitsarbeiten in Verlagen, Buchhandlungen und Ordnungsarbeiten in einigen Schloßbibliotheken durch.

B i r g i t : Vgl. Ficker an Glück, 4.1.1934: »Ein Lichtschimmer für mich ist, daß meine Tochter Birgit nun doch vielleicht Aussicht hat, eine Anstellung bei unserer Gesandtschaft in Paris zu finden. Sie vertritt jetzt dort gegen Bezahlung seit zwei Monaten eine erkrankte Kollegin, und es scheint, daß man dort mit ihren Leistungen, namentlich als Übersetzerin, sehr zufrieden ist.«

[z w. d e m 4. 4. u. 1 6. 4. 1 9 3 4.] : In dem Fragment von Fickers Entwurf wird Jarays Brief vom 4.4. beantwortet; der Brief Jarays vom 16.4. nimmt seinerseits wieder Bezug auf die Ausführungen Fickers.

S c h a u k a l : Richard Schaukal hatte 1933 die Monographie *Karl Kraus. Versuch eines geistigen Bildnisses* publiziert.

251 **g ü t i g e n A u f m e r k s a m k e i t e n :** Zwei Gedichte Hesses aus diesem Zeitraum haben sich im BA erhalten: *Schmerzen* (Dez. 1933) und *Besinnung*, das Ficker wahrsch. als Ostergruß, Ostern war am 1.4., erhalten hat. Das Gedicht *Besinnung* hat Hesse 1934 in der Gedichtsammlung *Vom Baum des Lebens* (76f.) und als Separatdruck (100 Exemplare) herausgebracht. Fickers Exemplar, der Durchschlag eine Typokripts, ist mit handschriftlicher Widmung und Unterschrift versehen.

Besinnung

(Geschrieben in Baden am 20. Nov. 33 als Versuch, die paar Grundlagen meines Glaubens zu formulieren, deren ich gewiß bin)

Göttlich ist und ewig der Geist.
Ihm entgegen, dessen wir Bild und Werkzeug sind,
Führt unser Weg; unsre innere Sehnsucht ist:
Werden wie Er, leuchten in Seinem Licht!

Aber irden und sterblich sind wir geschaffen,
Träge lastet auf uns Kreaturen die Schwere,
Hold zwar und mütterlich warm umhegt uns Natur,
Säugt uns Erde, bettet uns Wiege und Grab;
Doch befriedet Natur uns nicht,
Ihren Mutterzauber durchstößt
Des unsterblichen Geistes Funke
Väterlich, macht zum Manne das Kind,
Löscht die Unschuld und weckt uns zu Kampf und Gewissen.

So zwischen Mutter und Vater,
So zwischen Leib und Geist
Zögert der Schöpfung gebrechlichstes Kind,
Zitternde Seele Mensch, des Leidens fähig
Wie kein andres Wesen, und fähig des Höchsten:
Gläubiger, hoffender Liebe.

Schwer ist sein Weg, Sünde und Tod seine Speise,
Oft verirrt er ins Finst're, oft wär ihm
Besser, niemals erschaffen zu sein.
Ewig aber strahlt über ihm seine Sehnsucht,
Seine Bestimmung: das Licht, der Geist.
Und wir fühlen: ihn, den Gefährdeten,
Liebt der Ewige mit besonderer Liebe.
Darum ist uns irrenden Brüdern
Liebe möglich noch in der Entzweiung,
Und nicht Richten und Haß,
Sonst geduldige Liebe,
Liebendes Dulden führt
Uns dem heiligen Ziele näher.

Ein Gruß u. Dank von Hermann Hesse

252 [April 1934]: Der Entwurf kann nicht eindeutig datiert werden. Er ist aber sicher nach dem 20.11.1933 entstanden.

»Was ist der Mensch?«: Leipzig: Jakob Hegner 1933.

Problem der Theodizee: Theodor Haecker: Zum Problem der Theodizee. In: Hochland 31, Mai 1934, 117-142.

253 »Kritik der Gegenwart«: Søren Kierkegaard: *Kritik der Gegenwart*. Übersetzt von Theodor Haecker. 3. Aufl. Innsbruck: Brenner Verlag 1934. Auf dem Umschlag kündigte Ficker die 3. Auflage so an: »Kierkegaards berühmte Denkschrift gegen den Geist der Nivellierung (1846) sowie das erstmals 1914 erschienene Nachwort von Theodor Haecker, dieser beherzte Vorstoß gegen die nivellierenden Mächte der Vorkriegszeit in Deutschland sind in ihrer Weitsicht und Voraussicht Dokumente von dauernder, heute gesteigerter Aktualität.«

Ihre liebe Sendung: B XV, 1934 mit folgendem Inhalt; Paula Schlier: *Das Geheimnis der Menschwerdung*; Werner Kraft: *Zu zwei Gedichten von Karl Kraus. Vorbemerkung des Herausgebers zum 60. Geburtstag von Karl Kraus*; Werner Meynecht: *Das Bild des Menschen bei Georg Trakl. Notizen*. Vor S. 1 stellte Ficker eine Photographie von Karl Kraus mit der Unterschrift: »Karl Kraus. Zu seinem 60. Geburtstag (28. April 1934)«. In der Vorbemerkung Fickers (34-37) zum Beitrag von Werner Kraft heißt es u.a. »Am 28. April ist Karl Kraus sechzig Jahre alt geworden. Aus diesem Anlaß und als ein Zeichen der Erkenntlichkeit für alles, was der Brenner dem beherzten Beispiel der Fackel und der Geistesgegenwart ihres Herausgebers verdankt, sei hier ein Beitrag zur Würdigung des Dichters gebracht. Denn das Leiden dieses *Dichters* ist es, das der Leidenschaft des großen Anklägers im Blut liegt, und wenn es wahr ist, daß während, vor und nach dem Krieg kein Publizist im deutschen Sprachbereich gewirkt hat, der ähnlich ausgesetzt und unerschrocken den Kampf um die so notwendige Klärung der geistigen Horizonte führte, so ist auch klar, daß Karl Kraus dabei von einer Passion beseelt war, die dem Gelächter der Hölle entgegen bei jedem Anlaß den vermißten Himmel auf Erden sucht. [...] Damit erscheint nun aber Karl Kraus dem Blick der Liebe, die auch ihn erkennt, als die leibhaftige Selbstaufopferung eines lebendigen Gewissens im Wort, als mächtige Selbstpreisgabe einer Stimme im Bann jener gehaunten Wahrheit, die auf Erden für immer in die Gestalt des *fleischgewordenen* Wortes eingegangen ist; einer berufenen Stimme also, die noch im Augenblick ihrer Verstummtheit – und wie tief ist heute dieses echte Pathos in den Posaunenwind der jüngsten Zeit hinein verstummt! – den Ausdruck ihrer Geistesgegenwart bewahrt.«

In den *Notizen* (86-92) zitierte Ficker aus zwei großen Besprechungen der 14. Folge des Brenner, die »nur für den Fall, daß die so überraschend gestiegene Nachfrage nach dem Brenner weiter anhält, neu aufgelegt werden soll«: August Zechmeister: *Die Kirche und der Einzelne*. In: *Der Laie in der Kirche. Werkblätter für apostolische Laienarbeit*, Wien I, Stephansplatz 3; Ludwig Hänsel: *Die Situation der Kirche und Der Brenner*. In: *Der Seelsorger* 10, H. 7, Wien 1934.

254 »T u l'a s v o u l u «: Anspielung auf Molières Prosakomödie *George Dandin oder Der zum Schweigen gebrachte Ehemann* (1669); Der reiche Bauer George Dandin heiratet aus Standesgeiz eine verarmte Adelige. Seine Schwiegereltern sind nur auf sein Geld aus und lassen ihn bei jeder Gelegenheit den Standesunterschied fühlen; seine Frau betrügt ihn. In dieser Situation tut Dandin den Spruch: »Vous l'avez voulu, George Dandin!« (»Ihr habt es so gewollt, George Dandin«). Die Tätigkeit, auf die Křenek anspielt, war die Organisation des Österreichischen Studios, in welchem er für die Saison 1934/35 eine Reihe von Konzerten veranstaltete (Mitteilung von Ernst Křenek an die Herausgeber, 14.3.1990).

Eberhard Steinacker: geb. 21.12.1907, Wien; lebt in Landeck. 1926-1932 Studium der Romanistik und Germanistik an der Universität Wien, 1927/28 Stipendiat des Französischen Außenministeriums, Studium in Paris und Grenoble. 1932 Lehramtsprüfung aus Deutsch und Französisch. 1933-1937 stellenlos. 1936 Promotion zum Dr. phil an der Universität Innsbruck (Dissertation: Alain Fournier: *Le Grand Meaulnes*). 1937/38 Lehrer am Evang. Gymnasium Wien XVIII. 1938 stellenlos. Beiritt zu einer NS-Formation. 1938/39 Studienassessor an der Staatl. Oberschule Bregenz. 1939/40 bei der Wehrmacht. 1940/41 Studienassessor und Kommissarischer Leiter der im Jänner 1940 eröffneten Staatl. Oberschule Bludenz. 1942-1945 Wehrmacht und Kriegsgefangenschaft. 1943 Ernennung zum Studientrat. 1944 Verehelichung mit Antonie Rauch aus Nassereith. 1945 aus dem Schulclienst entlassen. 1945-1949 in Nassereith: Gelegenheits- und Übersetzungsarbeiten. 1946 als »minderbelastet« erklärt. 1948/49 Angestellter bei der Intendance 403 der Französischen Besatzungstruppen in Innsbruck. 1949-1970 Lehrer am Bundesrealgymnasium Landeck. 1952 Aufnahme in die röm.-katholische Kirche. 1965/66 Austauschlehrer am Lycee von Commercy, Lothringen. 1973 Tod der Gattin. Über seinen Freund Ignaz Zangerle schrieb Steinacker, der auch die vorangehenden Lebensdaten zusammengestellt hat, an die Herausgeber: »Ein Freund, Vertrauter und Förderer, der mir durch mehr als fünfzig Jahre zugetan blieb, aber meine Freiheit stets respektierte, war Ignaz Zangerle. Ihm verdanke ich vielfältigste Anregung. Hinweise

auf Texte, Autoren, Zeitschriften; er bahnte mir immer wieder Wege zu Verlagen und Redaktionen, vor allem aber zu Menschen. 1933 brachte er mich zu Ludwig v. Ficker, der damals noch im Schloßfeld wohnte. Die stille Heiterkeit Zangerles konnte ein gutes Daseinsvertrauen stiften. Die grotesken Kapriolen, die Menschen schlagen, um ihre Schwächen vor anderen und, womöglich, vor sich selbst zu bemächteln, dieses ganze *teatrum mundi* – vom Theater versteht' ich wirklich etwas, sagte er einmal – das konnte sich bei Ficker in einem elementaren, unbändigen, bergsturzartigen Gelächter entladen. Freilich war da auch sein tiefer Ernst, das Abgründige seines Blickes, das Kokoschka so gut getroffen hat. Er vertraute mir viel mehr, als ich selbst. Daher entschloß ich mich oft erst nach Monaten, ihn wieder aufzusuchen, um ihn dann jedesmal völlig erleichtert zu verlassen. Meine Manuskripte, die in der Regel für den BRENNER nicht geeignet waren, versah er trotzdem mit der einen oder anderen Randbemerkung oder Korrektur. Von einem solchen Herausgeber kann man heute nicht einmal mehr träumen!» Weitere Freunde und für Steinacker bedeutsame Menschen waren u.a. Luise von Wyss, Ernst Jirgal, Ludwig Erik Tesar (Direktor der Bundesserziehungsanstalt Wr.-Neustadt, wo Steinacker das Probejahr machte), August Zechmeister, Otto Mauer, Ludwig Hänsel, Felix Exner, Arpad Weixlgärtner, Resi Zangerle. Werke u.a.: Henri de Lubac: *Die Tragödie des Humanismus ohne Gott* (Übers.), 1950; Jacques Lévy: *Auf der Suche nach dem Menschen – Tagebücher* (Übers.), 1960. Zahlreiche Übersetzungen und Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften, u.a.: Charles Péguy: *Das Flottengleichnis* (Übers.), B XVII, 1948, 133-144; *Nietzsche und Péguy*, B XVIII, 1954, 169-176; *Das Wort »deutsch«*. In: *Zeit und Stunde. Ludwig von Ficker zum 75. Geburtstag gewidmet*, 1955; *Eine Sprachstunde*. In: *Bundesgymnasium Landeck – Einweihung des neuen Anstaltsgebäudes, Jahresbericht 1955/56* (diesen Aufsatz wollte Ficker in den für 1938 geplanten Brenner aufnehmen); *Zum Satzbau der Gedichte Georg Trakls*. In: *Literatur und Kritik*, Juli/Aug. 1977; *Zum Deutschen Präteritum (mit einem Exkurs über das Präteritum in den Gedichten Georg Trakls)*. In: *Untersuchungen zum Brenner*, 1981.

[vor dem 16.6.1934]: Am 16.6. bedankte sich Eberhard Steinacker für den Brief Fickers.

A u s f ü h r u n g e n B a u d e l a i r e s : Eine Probe aus der Übersetzung von Charles Baudelaire: *L'Essence du Rire*, die als Ganzes unveröffentlicht blieb, erschien unter dem Titel *Vom Wesen des Lachens* in der Kulturzeitschrift *Arunda* 5, 1977/78, 70-73. Dort wurde auch Fickers Brief erstveröffentlicht.

B e r g s o n : Henri Bergson: *Le rire*. Paris 1900.

255 ü b e r m i t t e l t e n B e t r a c h t u n g e n : Es handelte sich möglicherweise um die *Erkenntnisse und Betrachtungen*, die schließlich 1934 bei Jakob Hegner erschienen.

257 D r. W i n t e r : Ernst Karl Winter: geb. 1.9.1895, Wien; gest. 4.2.1959, Wien. Soziologe, Historiker. Beteiligte sich 1927 an der »Österreichischen Aktion«. Richtete im März 1933 zwei Briefe an Bundeskanzler Wilhelm Miklas, in denen er die Ausschaltung des Parlaments zu verhindern suchte. Seine Ansichten verbreitete er in den *Politischen Blättern* (1933-1936), die er zum großen Teil selbst verfaßte. Am 6.4.1934 erhielt Winter als Vizebürgermeister von Wien von seinem Kartellbruder und Regimentskameraden Dollfuß die Aufgabe, die Arbeiter für den neuen Staat zu gewinnen. Das Ziel von Winter war, das religiöse, konservative und sozialistische Element zu einem gemeinsamen nationalen Bewußtsein zu vereinen und so Österreich vor dem inneren Verfall und vor dem Nationalsozialismus zu retten. Die »Aktion Winter«, später »Österreichische Arbeiteraktion«, mit dem eigenen Publikationsorgan *Aktion*, wurde 1935 verboten. Nach dem Juli-Abkommen (1936) von Schuschnigg mit dem Deutschen Reich arbeitete Winter für eine Restaurierung der Monarchie. Im Oktober 1936 verlor er den Vizebürgermeisterposten, 1938 ging er ins Exil nach New York. Werke u.a.: *Die Sozialmetaphysik der Scholastik*, 1929; *Monarchie und Arbeiterschaft*, 1936; *Christentum und Zivilisation*, 1956. Vgl. Karl Hans Heinz: *Ernst Karl Winter. Ein Katholik zwischen Österreichs Fronten 1933-1938*, 1984.

B u n d e s k a n z l e r : Engelbert Dollfuß, 1932-1934 österr. Bundeskanzler. Zur Spende

konnte nichts Näheres ermittelt werden. 1934 gab es 8 Domkurate. Möglicherweise war Karl Rudolf, der über Ignaz Zangerle mit Ficker in Verbindung stand, der Übermittler der Spende.

Ihre Aufsätze: Kfenek war beispielsweise ein Hauptmitarbeiter der 1932 gegründeten Wiener Musikzeitschrift 23, in der er zahlreiche musikkritische Aufsätze veröffentlichte. In der *Wiener Zeitung* veröffentlichte er zahlreiche literarische Artikel, setzte sich aber auch mit der aktuellen politischen Situation auseinander.

Essay über die Oper: Zugesandt von Alfred und Lisl Eichholz (vgl. Ficker an Lisl Eichholz, 8.4.1934). Ernst Kfenek bezeichnete in seinem Antwortbrief an Ficker vom 26.6.1934 die Arbeit über die Oper als recht gelungen, wußte aber keine Publikationsmöglichkeit zu vermitteln. Der Verfasser des Essays konnte nicht ermittelt werden.

meinem Bruder: Rudolf von Ficker.

258 Abhandlung einer jungen Dame: Annie Kraus: geb. 4.6.1900, Hamburg; lebt in Münster i. W. Ihre Eltern besaßen die Österreichische Staatsbürgerschaft. 1920 Abitur in Hamburg. Anschließend zwischen 1921 und 1926 Philosophiestudium in Hamburg, Freiburg, Marburg, danach weitere Semester in Freiburg (u.a. bei Husserl und Heidegger) und Berlin (1929), schließlich zwei Semester in Innsbruck (1967/68), wo sie 1968 mit der Dissertation *Der Begriff der Dummheit bei Thomas von Aquin in Summa Theologie II. II quaestio 46: De stultitia und seine Spiegelung in Sprache und Kultur* zum Dr. phil. promovierte. 1921-1941 Erwerb des Lebensunterhaltes durch Nachhilfeunterricht, Übersetzungen und gelegentliche Sekretärinnenarbeit. Übersetzungen u.a.: R. Garrigou-Lagrange: *Der Sinn für das Geheimnis und das Hell-Dunkel des Geistes*, 1931; *Das Mysterium des Todes* (Sammelwerk), 1955. 1938 Mitarbeit an der *Bibliographie de la Philosophie*. Herbst 1941 wegen ihrer jüdischen Herkunft verfolgt. Ab 1943 lebte sie verborgen bei Bauern in Außerfern und Schattwald/Tirol. Ab 1950 österr. Kulturberichterstatterin beim Bayerischen Rundfunk, sowie von 1950-1954 Mitarbeit am *Michael* (Düsseldorf). Ab 1954 in Innsbruck, wo sie an fast allen Seminaren von Karl Rahner teilnahm. Als Rahner nach Münster ging, folgte sie ihm dorthin. Werke u.a.: *Fülle und Verrat der Zeit. Zum Begriff der existenziellen Situation*, 1948; *Über die Dummheit*, 1948; *Die vierte Bitte. Versuch einer Auslegung*, 1948; *Vom Wesen und Ursprung der Dummheit*, 1961; *Über den Hochmut*, 1965. Vgl. Friedrich Heer: *Wort aus der Liebe*. In: *Die Warte*, Nr. 31, 30.7.1949: »In einem kleinen Orte Niederösterreichs starb einige Jahre nach dem ersten Weltkrieg, der Öffentlichkeit unbekannt, der wohl bedeutendste christliche Denker unseres Landes, Ferdinand Ebner. In einem kleinen Ort Tirols lebt heute, einige Jahre nach dem zweiten Weltkrieg, der Öffentlichkeit unbekannt, die wohl bedeutendste christliche Denkerin, die in unserem Land weilt, Annie Kraus. [...] Wenn es bei uns gegenwärtig so etwas wie einen christlichen Personalismus, einen christlichen Existenzialismus als denkerisches, philosophisches Anliegen gibt, dann gebührt Ebner das Verdienst, ihn mit erweckt, und Annie Kraus, ihn weitergeführt zu haben. 1900 in Hamburg geboren, kommt A. Kraus von Kierkegaard, von ihrer eigenen Auseinandersetzung mit der Philosophie des deutschen Idealismus her. [...] Um die Liebe als Seins-Macht und Gotteskraft, als jene Potenz, die allein Personhaftigkeit und Persönlichkeit des Menschen konstituiert, kreist das gesamte denkerische Bemühen dieser Frau, die damit würdig das Werk des stillen Mannes von Gablitz fortsetzt, den heute die westliche Welt im Begriffe ist zu entdecken, das Werk Ferdinand Ebners.« Annie Kraus stand mit Ficker bis zu dessen Tod in engem persönlichen und brieflichen Kontakt. Vgl. den Brief Annie Kraus' an Ficker, Wien 16.5.1934, aus dem hervorgeht, daß Hans Jaeger sie an Ficker vermittelte hat. Dem Brief legte sie den Aufsatz *Antichristlicher Antisemitismus* bei. Der erste Teil davon war unter dem Titel *Der religiöse Antisemitismus im Lichte des katholischen Dogmas* in der Zeitschrift *Der christliche Ständestaat* (Jg. 1, Nr. 18, 8.4.1934, 5f.) erschienen; für den zweiten Teil erhoffte sich Annie Kraus über Vermittlung Fickers eine Publikationsmöglichkeit. – In der Nr. 9, 4.2.1934, 24 des *Christlichen Ständestaats* brachte Raimund Poukar folgende Notiz: »Kennen Sie den ›Brenner? In einer Zeit, die verlernt hat, das Christentum gefährlich zu leben, ist es doppelt notwendig, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Daß dabei jene Formen nicht geeignet sind,

die die Lehre des Heilands, ja Ihn, den höchsten Wert, zu weltlichen Zwecken zu benutzen und das heißt zu mißbrauchen trachten, ist klar. Aber gottlob gibt es noch einen Kreis, der in unserer, der Sprache moderner geistiger Menschen und dennoch in erschütternder Frömmigkeit und Ehrfurcht vor Gott und der heiligen Kirche spricht: es ist der um Ludwig von Ficker gesammelte Kreis. Auch Sie können zu ihm Zutritt haben, wenn Sie den ‚Brenner‘, die Zeitschrift und das Sprachrohr dieses Kreises, bestellen (Brenner-Verlag, Innsbruck, Innrain 33). In der Dezemberfolge 1932 spricht kein Geringerer als Theodor Haecker, in der neuen (Dezember 1933) u.a. Paula Schlier (die Kirche) und Ignaz Zangerle (Zur Situation der Kirche). Kein Organ von Literatengeschwätz, erscheint der ‚Brenner‘ in Abständen von einem Jahre; was er bietet, ist Bleibendes, denn er ist voll jener demütigen Bereitschaft, die immer noch Kennzeichen der Auserwähltheit war.²⁵⁹

K o o p e r a t o r O e s t e r r e i c h e r : Johannes Österreicher; geb. 2.2.1904, Libau/Mähren; lebt in New Jersey. Jüdische Eltern, konvertierte 1924 zum katholischen Glauben. Studierte Medizin in Wien und Theologie in Graz, 1927 zum Priester geweiht, Kooperator in Payerbach an der Rax, ab 1931 in Wien/Ottakring, ab Ende 1934 in der Paulaner-Pfarre in Wien. Ab 1934 Sekretär für das Paulus-Werk und Herausgeber der Zeitschrift *Die Erfüllung*, 1938 Emigration nach Frankreich, wo er von einem Pariser Sender Reden gegen den Nationalsozialismus und die Judenverfolgung ausstrahlte. 1940 Emigration in die USA, dort Prof. an der Seton Hall University/New Jersey, wo er das Institut für jüdisch-christliche Studien (Inst. for Judaeo-Christian Studies) gründete und leitete. Auf dem II. Vaticanum als Sprecher und Experte für das Problem Juden maßgeblich an der »Deklaration über die Juden« beteiligt. Werke u.a.: *Der Papst und die Juden*, 1962; *Auschwitz, der Christ und das Konzil*, 1964; *Wider die Tyrannie des Rassenwahns. Rundfunkansprachen aus dem ersten Jahr von Hitlers Krieg*, 1986. Vgl. Franz Loidl (Hrsg.); *Über Prälat Johannes Oesterreicher und das Paulus-Werk mit „Die Erfüllung“*, Wien 1987.

I h r e G e d i c h t e : Werner Kraft; *Klage des Gedankens* (Typoskript 1931), enthält 30 Gedichte, darunter auch das Gedicht *Volk*.

Volk

Gott im Himmel, ich will Wahrheit,
Nicht das Volk, das keines ist
Und zur Einheit im Betruge
Strenge sich zusammenfügt:
Er verzichtet auf den Glauben;
Er gibt bis zum Tode Macht,
Die Gemeinschaft ist's der Feinde,
Tiefer bleib' ich in mir selbst,
Nur in Resten aus dem Munde
Eines Menschen, der nicht lügt,
Ahn' ich älterer Verbindung
Heiligen Zusammenhang,
Und es steht vor mir die Wahrheit,
Und die Sprache ist das Volk.

259 **K a r l S i t k a :** geb. 4.1.1889, Wien. Privatbeamter; Näheres nicht ermittelt. Der Brief Fickers wurde nach einem im BA erhaltenen Durchschlag ediert. Karl Sitka hatte sich bereits am 2.7. erstmals an Ficker gewandt und in Bezug auf den Beitrag von Paula Schlier *Die Kirche* (B XIV, 3-32) den Apostel Paulus zitiert: »Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei!« Er warf Schlier Unkenntnis der Heiligen Schrift vor, sprach von »religiöser Quacksalberei« und fragte, ob Schliers Antwort Karl Thieme geholfen habe. Ficker antwortete in sehr gemäßigtem Ton am 12.7. und wies darauf hin, daß Thieme inzwischen konvertiert sei. Sitka antwortete in einem noch schärferen Brief vom 24.7., in dem auch die Formulierung vorkommt: »Wenn Sie, geehrter Herr, sich etwa auf den ‚Ton‘ der Schreiberin berufen wollten, so sage ich, daß Ihre

Ansichten umso verwerflicher sind, je süßer sie vorgetragen werden. Mir scheint, daß zwischen Liebe u. Affenliebe ein gewaltiger Unterschied ist.“

261 die Fackel: F 890-905, Ende Juli 1934, 315 Seiten, mit dem einzigen Beitrag *Warum die Fackel nicht erscheint*. Er enthält die Grundgedanken der Dritten Wallpurgisnacht und eine scharfe Kritik an der Taktik der Sozialdemokraten.

Mord am Bundeskanzler: Engelbert Dollfuß wurde am 25.7.1934 bei einem gescheiterten Putschversuch der Nationalsozialisten im Bundeskanzleramt erschossen.

Salzburger Hochschulwochen: Alljährlich in den Ferienmonaten stattfindende Veranstaltungen, die »einen akademischen Raum und Rahmen bieten zur Pflege wiss. Weiterbildung als Hilfe zu christlicher Lebensgestaltung«. Die Hochschulwochen wurden als Vorstufe zur Errichtung einer kath. Universität im dt. Sprachraum 1931 in Zusammenarbeit von Görres-Gesellschaft, Verband der Vereine kath. Akademiker und der Phil.-Theol. Hochschule in Salzburg eingerichtet (werden auch heute noch alljährlich durchgeführt). Mitten in diesen Hochschulwochen, am 15.8.1934, feierte der Katholische Universitätsverein Salzburg die 50 Jahre seines Bestehens. Beim Festakt verkündete Bundespräsident Wilhelm Miklas – auch Bundeskanzler Kurt Schuschnigg war anwesend – den Beschuß des Ministerrates vom 7. August, im Rahmen der Aktion des Katholischen Universitätsvereins durch Gesetz eine freie katholische philosophische Fakultät in Salzburg zu errichten. Dazu ist es nie gekommen. Erst 1961/62 wurde in Salzburg eine staatliche Universität errichtet.

262 Dr. Bernhart: Joseph Bernhart.

263 Felix Susani: Lebensdaten nicht ermittelt. Freund von Ignaz Zangerle. Susani hatte am 3.9. u.a. an Ficker geschrieben: »Mein ressentimentales Vorurteil ist, daß ich Deutschland liebe, so wie es eben wirklich ist, und daß ich nicht einsehen mag, warum die Liebe zu Heimat und Volk und das Verständnis für staatliche Notwendigkeit am Inn eine Grenze finden soll. [...] Da nun Sie mich zu einer Gewissensentscheidung nötiger und wenigstens vor Ihnen und vor Ihrer so sehr ehrenwerten Zeitschrift größte Ehrlichkeit geziemt, muß ich Sie ersuchen, meinen Aufsatz nicht gleichzeitig mit einer Huldigung für den Staatsmann Dr. Dollfuß zu veröffentlichen. Denken Sie bei seiner Rede in Genf auch an den Applaus der Nationen rings um Deutschland, an die ›geschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Zusammenhänge mit jenen Völkern, die von unserer Unabhängigkeit und ihrer Freundschaft zu uns die Meinung haben, bei passender Gelegenheit in unser Land einzumarschieren zu können, wozu sie von eben dieser unserer Regierung geradezu aufgefordert wurden, als diese der Hoffnung Ausdruck gab. Italien werde uns wie früher so auch weiterhin die Treue halten. – Auch ist zu bedenken, daß mein Aufsatz zu dem österreichischen Versuch eines ›christlichen Staates‹ eine gründliche Gegenstellung bezieht, was zu dem Anfang dieses Heftes wenig passend wäre.«

Ihres Aufsatzes: Felix Susani: *Gesetz, Erkenntnis und Glaube* (Typoskript im BA mit dem Datum 18.5.1933, und einem handgeschriebenen Datum 20.8.1934). Zu einer Veröffentlichung ist es nicht gekommen. In B XVIII, 1954, 36-55 war Susani mit dem Beitrag *Der Mitreisende* das einzige Mal im Brenner vertreten.

264 Birstinger: Leopold Birstinger: geb. 31.10.1903, Wien. Maler. Studierte zuerst an der graph. Lehr- und Versuchsanstalt, Wien, dann 1926-1934 an der Akademie der Bildenden Künste in Wien. Vgl. Leopold Birstingers Brief an den Otto Müller Verlag 5.9.1969: »Als ich 1948 in Innsbruck war, und mit Ficker über die schöpferischen Möglichkeiten sprach; Da sagte er zu mir die wunderbaren Worte: Was wollen Sie! Jeder von uns steht allein!!! Wie ein Mönch oder wenn Sie wollen ein Einsiedler jedenfalls so wie ein unbekannter Soldat für das Schöpferische!!!!«

265 ein Entwurzelter: Anspielung auf seine Situation im Exil. Vgl. Gutkinds Brief aus Paris an Ficker, 16.4.1933: »Meine Schwiegereltern überschauen die Situation nicht

richtig. Gewiß, sowohl ich als meine Frau könnten möglicherweise unbehelligt (meine Frau sicher, ich mit Bedenken, denn es liegen Drohungen gegen mich vor) nach Mannheim zurückkehren.« Im selben Brief teilte Gutkind den Entschluß seiner Frau Laura Maria mit, Innsbruck als vorläufigen Wohnort zu wählen.

266 **hercynischen Wäldern**: lat. Bezeichnung für das deutsche Mittelgebirge.
Sueños des Goya: 1797 hatte Goya eine Folge von Radierungen unter dem Titel *Caprichos*, Satiren auf die menschlichen Laster und Irrtümer, geschaffen. Darin sind auch mehrere sueños, Träume, enthalten, die Goya ursprünglich zu einem eigenen Zyklus zusammengestellt hatte.

Prager und Amsterdamer Bürokraten: Gemeint sind deutsche Exilgruppen: Sozialdemokraten und Liberale in Prag und Amsterdam.

Stalin und Litvinow: Die Russen traten am 19.9.1934 in den Völkerbund ein. Maxim Maximowitsch Litwinow, ein Mitarbeiter Lenins, leitete 1930-1939 das Außenkommissariat.

267 »**R e m b r ä n d t e r a l s E r z i e h e r**«: Anspielung auf das Werk von Julius Langbehn *Rembrandt als Erzieher*, Leipzig 1890. – Durch die Volksabstimmung am 14.1.1935 kam das Saarland, das seit 1925 dem französischen Zollgebiet eingegliedert war, wieder zum Deutschen Reich.

»**V e r g i l , V a t e r d e s A b e n d l a n d s**«: *Vergile, Père de l'occident*. Traduction de Jean Chuzeville. Paris: Desclée de Brouwer & Cie 1935 (Collection: Les Iles).

K u s t e r u n d P ö s t e t s: Diese Stelle konnte nicht eindeutig entziffert werden; möglicherweise ein Wortspiel mit Kösel und Pustet.

Jacques Benoist-Méchin: geb. 1.7.1901, Paris, Redakteur, Historiker, Diplomat.

Darius Milhaud: geb. 4.9.1892, Aix-en-Provence; gest. 22.6.1974, Genf. Komponist, Professor am Konservatorium in Paris, damals freier Musiker in Paris.

269 **letzte Hochlandheft**: *Hochland* 31, September 1934 mit Haeckers Beitrag *Analogia Trinitatis* (499-510), Theoderich Kampmanns Aufsatz *Über Theodor Haecker* und der Porträtszeichnung *Theodor Haecker* von Wilhelm Klier (besprochen in der *Rundschau* von Otto Stoessl 572f.).

»**Die Erfüllung**«: *Die Erfüllung*. Zweimonatsschrift mit kirchlicher Druckgenehmigung herausgegeben von Johannes Oesterreicher. Wien: Verlag das Pauluswerk 1934-1938. In Österreich das prägnanteste publizistische Organ gegen den Antisemitismus. In H. 1 heißt es im *Vorspruch* u.a.: »Unsere Zeitschrift nimmt von der Judenfrage ihren Ausgang. Sie sieht in ihr keine Frage der Zeit, sondern eine Frage der Ewigkeit; eine Frage, an der sich die Geister scheiden. Sie will einer Begegnung der Juden mit dem Geiste Jesu Christi und einer Begegnung der Christen mit der Sendung Israels dienen.« Das Vorwort von Kardinal Innitzer – im wesentlichen vorformuliert von Johannes Oesterreicher – lautet: »Die Erfüllung, will in dieser wirren und trüben Zeit eine Stimme des Geistes und der Wahrheit sein. Ihr Ziel ist, die religiöse Schau des jüdischen Seins Juden und Christen zu vermitteln. So ist sie berufen, Mauern niederzulegen, die Menschen durch Unwissenheit und Zwietracht, durch Irrtum und Schuld voreinander aufgerichtet haben. Sie wird dadurch dem Frieden dienen – und nichts ist heute notwendiger als dieses –, aber nicht einem falschen, sondern dem wahren Frieden, der aus der Wahrheit kommt, die aus Gott kommt. In diesem Sinne grüße und segne ich die Zeitschrift und alle ihre Leser.« Mitarbeiter u.a.: Gertrud von Le Fort, Karl Thieme, Jacques Maritain, Martin Buber, Joseph Bernhart, Josef Dillersberger, Waldemar Gurian, Erwin Reisner, Karl Borromäus Heinrich, Leonhard Ragaz. In einem Prospekt aus dem Jahre 1937 war neben Urteilen u.a. von Ignaz Zangerle, Karl Thieme, Erwin Reisner und Willy Haas auch ein Urteil Fickers abgedruckt: »Der klare Horizont der Gewissenhaftigkeit des Herausgebers ist in jedem Heft der ›Erfüllung‹ aufs neue in einer Weise enthüllt, die jeden Christen, der es mit der Wahrheit noch ernst nimmt und frei von Menschenfurcht ist, zu aufrichtigem Dank

verpflichtet. Zu Dank vor allem für die Mäßigung, mit der er zu Werke geht, bei voller Wahrung des Freimuts, der ihn auszeichnet.“

Jakob Wassermann: Der Schriftsteller Wassermann (geb. 1873) war am 1.1.1934 in Alt-Aussee gestorben.

270 Ihre Karte: vom 12.10.1934; bereits am 17.8. hatte Kraft um die Zusendung der Fackel Nr. 890 gebeten und deren Erhalt am 21.10. bestätigt. Auf die Rückseite der Karte vom 12.10. schrieb Kraft das Gedicht *Herbst* (veröffentlicht in Werner Kraft: *Wort aus der Leere*. Jerusalem: Rothschild 1937, 4):

Herbst

Schon stürzt das Laub von den Träumen.
Die Bäume stehen kahl.
Deutlicher flammt auf den Stirnen
Das Mal.

Besinne dich grausam auf alles,
Was du lassen mußt,
Die Morgenluft des Leides,
Die Lust.

Noch steigt zum finsternen Himmel,
So bäumend und so bang,
Erschüttert unerschütternd,
Gesang.

K. K.: Karl Kraus hielt sich vom 7.-9.10. in Innsbruck auf (vgl. Karl Kraus: *Briefe an Sidonie Nádherný*, 662).

Ihren Brief: Im Nachlaß Fickers nicht enthalten.

Kritik dieses Heftes: F 890, Ende Juli 1934.

271 Goethe: *Faust II, Klassische Walpurgisnacht*. Gemeint dürfte die Szene Am oberen Peneios wie zuvor sein: Seismos (= Erdbeben = Französische Revolution?) schiebt in einem bisher ruhigen Tal einen neuen Berg auf, den alsbald eine Reihe von Geschöpfen bewohnen, an der Spitze die Pygmäen, die die Herrschaft übernehmen. Die Pygmäen fallen über die »hochmütig brüllenden« Reiher her und morden sie. Nun dringen die Kraniche mit ihren scharfen Schnäbeln auf die Pygmäen ein. Ein von Himmel fallender Meteor vernichtet schließlich beide Parteien.

Buch von Berdajew: Nikolay Aleksandrovich Berdjajew: *Wahrheit und Lüge des Kommunismus*. Dt. von J. Schor. Luzern: Vita Nova Verlag 1934.

»Die Kinder«: Seinem Antwortbrief vom 5.12.1934 legte Werner Kraft die Gedichte *Die Kinder, Ersatz, Lebenslauf, Der Tod des Genius, George, Rahel, Der große Goethe, Sonntag* bei.

272. »Das Wort Deutsch«: Gemeint ist Eberhard Steinackers Aufsatz *Deutsch, Deutschland* (Typoskript im BA), der den Versuch darstellt, aus »Worten Wesen und Schicksal des Deutschen zu deuten«. In seinem Brief vom 19.11.1934 erwähnt Steinacker eine zweite Fassung, die er gerade überarbeitete. Veröffentlicht hat Steinacker seinen Aufsatz unter dem Titel *Das Wort »Deutsch» in Zeit und Stunde*. Hrsg. von Ignaz Zangerle. Ludwig von Ficker zum 75. Geburtstag gewidmet, 1955, 187-204.

Wilhelm Lehmann: geb. 4.5.1882, Porto Cabello/Venezuela; gest. 17.11.1968, Eckernförde. Lyriker, Erzähler, Essayist. Übersetzer. Studium der Neuphilologie und Philosophie in Tübingen, Straßburg, Berlin und Kiel. Nach Abschluß des Studiums (1905) Lehrer an versch. Orten. 1923-1933 Lehrer in Eckernförde. Erhielt 1923 zsm. mit Robert Musil den

Kleist-Preis. Befreundet mit Oskar Loerke, Alfred Döblin, Werner Kraft, Hermann Kasack und Elisabeth Langgässer. In der Zeit des Nationalsozialismus war Lehmann zwar kein Widerstandskämpfer, lebte aber doch unter ständiger Bedrohung. *Die Schildgenossen* brachten 1934 einen Auszug aus dem bei S. Fischer 1934 erschienenen Roman *Die Hochzeit der Aufrührer*, fünf neue Gedichte und eine Auseinandersetzung Bernhard Rings mit dem Frühwerk des Dichters. 1935 erschien im Widerstands-Verlag in Berlin (geleitet von Ernst Niekisch) die Gedichtsammlung *Antwort des Schweigens*. Nachdem 1937 der Widerstands-Verlag verboten wurde, blieb Lehmann nur noch die *Neue Rundschau* als Publikationsorgan, die erst 1944 ihr Erscheinen einstellen mußte. Vgl. Hans Dieter Schäfer: *Wilhelm Lehmann. Studien zu seinem Leben und Werk*, 1969.

Ihre neue Gabe: Theodor Haecker: *Schöpfer und Schöpfung*. Leipzig: Jakob Hegner 1934: 1. Teil: *Zum Problem der Theodizee*, 2. Teil: *Über das Tragische*, 3. Teil: *Zwischenspiel Analogia Trinitatis*, 4. Teil: *Folgerungen aus dem Zwischenpiel*.

einem jungen Theologen: Nicht ermittelt.

Wiener Vorlesung: Vgl. Steinacker an Ficker, 1.2.1935: »Sonst war das große Ereignis der letzten Wochen der Vortrag Theodor Haekers. Ich habe nur wenig fassen können von dieser Fülle. Man hat das Gefühl gehabt, von einem Turm die Wahrheit verkünden zu hören. Auf Grund meiner freilich sehr mangelhaften Kenntnis seiner Schriften war ich nicht auf diese Abgeklärtheit und väterliche Güte gefaßt. Seine Ausführungen über die Macht (Burckhardt, ›Macht an sich ist böse‹ lehnte er sehr scharf ab) und seine deutliche Reserve gegenüber den ›christlichen Kynikern‹ Pascal und Kierkegaard hat mich besonders stark berührt. Mir ist zum ersten Mal klar geworden, inwiefern auch Ebners Denken ergänzungsbedürftig ist. Seine Auffassung vom Denken, die ja seine Haltung gegenüber der Kultur überhaupt bestimmt, ist mit der Lehre vom Vorrang der Kontemplation scheinbar schwer vereinbar. Dabei denke ich bestimmt nicht, daß Ebner unrecht hat. Seine Gedanken sind eben alle angesichts des Todes gedacht.«

273 **Ludwig Hänsel:** geb. 8.12.1886, Hallein/Salzburg; gest. 8.9.1959, Wien. Gymnasiallehrer und -direktor (vgl. Bd. 2, 540). Hänsel hatte am 4.1.1935 geschrieben: »Daß Karl Kraus mir danke für den Aufsatz, hat mir telefonisch Dr. Jaray mitgeteilt, gelesen aber habe er ihn nicht, wie er das auch sonst bei solchen Artikeln nicht zu tun pflege.« Gemeint ist der Aufsatz von Ludwig Hänsel: *Karl Kraus im Hochland* 32, H. 3, Dezember 1934, 237-250. Ficker sollte auf Wunsch von Karl Jaray (Brief vom 17.12.1934) dieses Heft 3 vom *Hochland* ohne Angabe eines Absenders an Bundeskanzler Schuschnigg, Staatssekretär Perner und Oberst Adam senden. – Am 6.2.1935 berichtete Hänsel an Ficker: »Von Dr. Jaray, den ich unterdessen kennengelernt habe, habe ich erfahren, daß Karl Kraus meinen Aufsatz dann doch gelesen hat und damit insofern zufrieden ist, als er darin eine offene Anerkennung findet, ohne Lobhudelei, – was ihm lieber sei als verhimmelnde Gefolgschaft.«

Anstellung als Korrektor: Vgl. Ficker an August Zechmeister, 12.12.1934: »Fast gleichzeitig ist eine Wendung in meinen äußeren Existenzverhältnissen eingetreten, indem ich wieder eine Anstellung als Korrektor fand, diesmal in der Druckerei der Tyrolia. Ich arbeite dort im Wochenlohn, täglich 8 3/4 Stunden; ich bin darüber sehr froh, aber ich kann für den Brenner und die eigenen Verlagsangelegenheiten kaum ein Stündchen mehr im Tag erübrigen. Zugleich geht es mir natürlich sehr nahe, daß ich nun das Erscheinen des Brenner auf die lange Bank schieben muß.«

der Not gehorchen ...: Vgl. den Anfangsvers: »Der Not gehorchen, nicht dem eignen Trieb« von Schillers *Braut von Messina*.

274 **»letzten Grübe aus Tirol»:** Ficker an Haecker, 22.12.1934, wo er Haecker und dessen Familie Weihnachts- und Neujahrswünsche übermittelte.

Sunt lacrimae rerum: Es gibt Tränen für das Geschehene (Vergil, *Aeneis* I, 462).

rührende Gedenkblatt: Margarete Haecker, geb. Braunsberg (geb. 8.11.1885, Frankenthal/Pfalz) war am 9.1.1935 in München gestorben. Das Gedenkblatt enthält neben

einem Photo die Lebensdaten, das Zitat aus Joh. 10: »Ich bin der gute Hirte ...« und die Worte, die der Pfarrer am Grabe gesprochen hatte.

275 *Ihren letzten Brief*: vom 16.2.1935.

Erinnerung an Dollfuß: Für die 16. Folge des *Brenner* plante Ficker unter dem Titel *Vorwort des Verstummten* den Abdruck von Auszügen aus Reden und Schriften von Dollfuß aus dem Zeitraum 1933/34. Zur Veröffentlichung ist es nicht gekommen; die Zusammenstellung der Texte hat sich in dem *Brenner*-Konzept für das Jahr 1938 vollständig erhalten:

VORWORT DES VERSTUMMTEN

In so unruhigen und schweren Zeiten wie die gegenwärtigen verstärkt sich die Sendung der Staaten, nur an ihre eigenen Interessen zu denken und sich auf sich selbst zurückzuziehen; aber das ist nicht die Richtung, in der die Menschheit ihre Zukunft finden kann. Nie war es wichtiger als heute, sich darauf zu besinnen, daß jenseits der Grenzen Menschen wohnen, die im gleichen Glauben an die menschliche Bestimmung und die menschlichen Pflichten verbunden sind; nicht im Kampfe gegen einander, nur in der gottgewollten Zusammenarbeit können die Staaten die großen Aufgaben des Zeitalters lösen.

Es gibt sehr viele, die gegenüber dem Problem der Einheit und Einigkeit in Europa Hemmungen haben, weil sie befürchten, daß Einheit in einem unlösbarer Gegensatz zur Freiheit stünde. Und doch erschöpft sich dieses Problem, vor dem wir immer wieder stehen, in der richtigen Synthese zwischen den beiden Kräften Einheit und Freiheit. Ich wünsche daher vom Herzen, daß die künftige Gemeinsamkeit, die in Europa gestaltet wird, ausgehe von einer richtigen Synthese von einheitlicher, geordneter Zusammenfassung und wirklicher Freiheit. Gelingt diese Aufgabe, wird dieses Ziel noch rechtzeitig klar erkannt, dann haben wir in dieser Frage einen großen Schritt nach vorwärts getan.

Nicht Macht oder Reichtum werden das Glück der Völker bestimmen, sondern der innere Friede, die innere Ausgeglichenheit und Harmonie der einzelnen Menschen. Wir brauchen deshalb keine Frömmel zu sein, sondern wir wollen aufrechte, ehrliche, innerlich strebende Menschen sein, nach christlichen Grundsätzen bessere, edlere Menschen werden und uns auch den Mitmenschen gegenüber so verhalten.

Feldkirch, 29. Juni 1934

Heute wollen wir uns wieder bewußt machen, daß die Grundlagen unseres Seins, die Grundlage unserer Zusammenarbeit, das große Band, das uns bindet, unser Glaube und die Gemeinschaft unseres Glaubensbekenntnisses ist. Wir müssen uns darnach einstellen, daß wir treuhändige Verwalter der irdischen Güter sind, und daß wir nach unserem Glauben das Leben einrichten, welches wertlos wäre, wenn nicht die innere Einstellung nach oben erfolgte. Dann werden wir uns aus der gegenwärtigen Entwicklungszeit nicht rein formalistisch in Form von Gesetzen, sondern wirklich erneuern und in eine bessere Zeit übergehen, in eine Zeit, in der der christliche Deutsche stets dafür sorgen wird, daß die Erziehung des Volkes in christlichem Sinn erfolgt, daß die Gesetze des Staates den christlichen Grundsätzen entsprechen und daß die Voraussetzungen geschaffen werden, damit unsere Menschen den Weg nach aufwärts finden. Möge der Spruch an der Eingangstür unserer Stuben erneute Geltung bekommen: An Gottes Segen ist alles gelegen!

Wien, 9. Sept. 1933

*
Wir wollen in der Synthese und Harmonie von Volkstum und Glauben wieder eine Einheit werden und wieder lebendig werden, und wir sind überzeugt, damit die Grundlagen für ein glücklicheres, friedlicheres Zusammenleben zu schaffen. Ich habe schon einmal gesagt, Politik hat nur dann einen Sinn und einen Zweck, wenn sie hilft, daß die Menschen in ihrem Kampf

ums Dasein Erleichterung finden, wenn sie dazu beiträgt, daß die Mitmenschen friedlich mit einander leben. Wenn wir so, jeder von uns, in christlicher Besinnung uns der Pflichten gegenüber unseren Mitmenschen bewußt werden, wenn wir eine wahrhaft christliche Haltung einnehmen, dann wird das Volk glücklicher werden, und deshalb glaube ich, daß wir kein besseres Fundament für den Neubau der Heimat errichten können, als auf den seit Jahrtausenden bewährten Grundsätzen unserer christlichen Religion.

Wien, 17. April 1934

*
Deutsch sein heißt bei uns zugleich auch christlich sein. Wir haben den Ehrgeiz, zu versuchen, so wie das deutsche Volk schon einmal aus dem primitiven Urzustand, aus dem Heidentum durch das Christentum zu kultureller Hochblüte geführt worden ist, neuerlich ein gläubiges, bescheidenes und innerlich voll erlebtes Christentum in unserer deutschen Heimat zur Auswirkung zu bringen. Vielleicht wird noch die Zeit kommen, wo das, was wir im Kleinen hier erarbeiten, sich weit über unseren Rahmen auswirken wird, wo es ein Ziel und vielleicht auch ein Weg sein wird.

*
Es würde nicht genügen, wenn wir im öffentlichen Leben, in der Verfassung, in den Verträgen, in Verordnungen und Erlässen die Voraussetzungen für die sittlich-religiöse Erneuerung unseres Volkes schaffen, wenn nicht das Volk selber den Erneuerungswillen in sich trüge und jeder einzelne das Bestreben hätte, an Hand der Grundsätze und der Gnadenmittel unserer heiligen Religion ein besserer Mensch zu werden.

Wien, 9. Sept. 1933

*
Auch jenen, die dem christlichen Denken bisher fernegestanden sind, möchten wir sagen: Wir glauben, es hat noch niemandem geschadet, wenn sein Nachbar andächtig zum Himmel schaut. Ich glaube, wenn das ganze Volk sich ehrlich bemüht, sein Leben immer fester nach den Grundsätzen der Religion einzurichten, so wird damit Haß, Streit und Zank aus der Menschheit gebannt.

Graz, 15. April 1934

*
Wir müssen als Christen und Katholiken uns auch bemühen, den anderen gerecht zu werden, um sie zu verstehen. Dann werden wir ihnen menschlich näher kommen und sie vielleicht auf den rechten Weg bringen ... Nur dann können wir sagen, daß wir das Parteigetriebe überwunden haben, wenn wir uns ehrlich bemühen, in christlicher Gegenseitigkeit, die neue Zeit zu schaffen und damit, so gut wir können, alle in die neue Zeit mitzunehmen.

*
Leben wird die neue Zeit erst gewinnen, wenn von Mann zu Mann und von Frau zu Frau die christliche Idee weitergetragen und auch geübt wird. Und wenn die neue Verfassung ausdrücklich das Bekenntnis zum Christentum in sich trägt, so ist das größte soziale Wort aller Zeiten: »Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst« zum Staatsgrundgesetz unserer Heimat geworden.

M i t t e i l u n g e n ü b e r E b n e r ; Steinacker besuchte des öfteren Maria Ebner in Gablitz, die ihm viel von Ferdinand Ebner erzählte. Frau Jone hatte Steinacker Ende Februar in Purkersdorf besucht (vgl. seinen ausführlichen Bericht in seinem Brief an Ficker vom 29.3.1935).

276 I g n a z : Ignaz Zangerle promovierte am 16.3. in Innsbruck zum Dr. phil.

277 A l b e r t B l o c h : geb. 2.8.1882, St. Louis/Missouri; gest. 9.12.1961, Lawrence/Kansas. Maler, Übersetzer. Studierte an der School of Fine Arts, Washington University, St. Louis und anschließend in New York Zeichnen und Malerei. 1908 kam er nach München, 1911 lernte er Wassily Kandinsky und Franz Marc kennen und wurde Mitglied der Künstlergruppe »Der Blaue Reiter«. Bloch stellte auf deren erster Ausstellung 1911/12 6 Ölbilder aus und beteiligte sich auch an der zweiten von 1912 mit acht Studien. 1914 las er zum ersten

Mal ein Heft der *Fackel*, im Februar und März 1921 besuchte Bloch Kraus-Vorlesungen; zu einer persönlichen Begegnung ist es aber nicht gekommen. 1921 kehrte Bloch in die USA zurück, 1922/23 wirkte er als Lehrer am Art Institute in Chicago, dann als Professor, später Direktor des Departement of Drawing and Painting an der Universität von Kansas in Lawrence. 1955 Aufgabe seines Amtes. Er blieb sein ganzes Leben ein großer Verehrer von Karl Kraus und schrieb mehrmals Leserbriefe an die *Fackel*, die Kraus sehr wohlwollend kommentierte, ohne Bloch allerdings namentlich zu nennen (»Leser aus Kansas«). Als Bloch als der Schreiber dieser Stellungnahmen bekannt wurde, kam es zu zahlreichen Kontakten mit Kraus nahestehenden Persönlichkeiten, u.a. mit Werner Kraft, Ernst Kfenek, Hildegard Jone, Mechtilde Lichnowsky, Sidonie Nádherný, Karl Jaray, Oskar Samek. Bloch übersetzte Gedichte und Aphorismen von Kraus ins Englische (erschienen 1930 unter dem Titel *Poems*). 1940 kam es auf Veranlassung von Michael Lazarus zur Publikation der Gedichtsammlung *Ventures in Verse*, die neben eigener Lyrik hauptsächlich Übersetzungen von Kraus-Gedichten enthielt. Daneben entstanden zahlreiche Übersetzungen Blochs, u.a. 1943 eine Übersetzung von Trakl-Gedichten ins Englische (liegt unveröff. im Bloch-Nachlaß im BA, vgl. auch das Trakl-Portrait von Bloch, entstanden ebenfalls 1943, heute im BA), Vgl. Erika Wimmer-Webhofer: *Zur Rezeption von Karl Kraus. Der Briefwechsel aus dem Nachlaß Albert Bloch – Michael Lazarus – Sidonie Nádherný*. In: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* Nr. 3, 1984, 35-53 und *Albert Bloch, der Maler und Literat*, hrsg. von Erika Wimmer-Webhofer (in Vorbereitung). – Albert Bloch hatte am 4.10.1934 beim Brenner Verlag folgende Publikationen bestellt: Kierkegaard: *Kritik der Gegenwart, Der Brenner* (Folgen 7-13), *Erinnerung an Georg Trakl*. Auf einer Postkarte (Poststempel, 14.12.1934) teilte er seine Lektüreerfahrungen, u.a. von Jones Gedichten, mit: »Die Singstimme Hildegard Jone ist die lieblichste, die mir aus der Lyrik der Gegenwart je begegnet ist!« Die zweite Karte von Bloch hat Ficker an Dallago weitergeleitet, worauf dieser am 12.5.1935 an Bloch einen Brief schrieb (Nachlaß Albert Bloch, BA): »4 Winter war ich wirklich bei Infnbauleitung (Flußregulierung) angestellt, zumeist in Kanzlei. Diesen Winter habe ich keine Anstellung bekommen trotz aller Bemühung. Es wurde gespart. Ich hab kein Anrecht auf Arbeitslosen oder Notstand Unterstützung, da ich zu wenig Dienstzeit habe: eben nur die 4 Winter ca. 25-26 Monate. Ich habe Familie Frau u. 2 Kinder. Der Sohn reist für eine Fabrik u. studiert zugleich Jus, die Tochter besucht 6. Klasse Refomgymnasium. Von Stadt Innsbruck erhalte ich Schilling 50.- pr Monat Untertützung u. zudem, wenn er verdient, gibt mir mein Sohn etwas ab. So ist meine Lage. Gegenwärtig habe ich etwas in einer Schweizer Zeitschrift untergebracht u. so erhalte ich etwas noch aus der Schweiz, von Prof. Ragaz, der die Zeitschrift herausgibt.« Der Sohn Dallagos, Enoch (1909-1942), Dr. iur., arbeitete als Vertreter für die Schwazer Majolika-Fabrik Fritz Knapp u. Co (Fritz Knapp war ein Sohn von Ernst Knapp). – Ab 1936 war Dallago wieder beim Innbau angestellt.

Leonhard Raga: geb. 28.7.1868, Tamins/Graubünden; gest. 6.12.1945, Zürich. Evangelischer Theologe, 1908-1921 Professor in Zürich. Herausgeber des Organs der religio-sozialen Bewegung *Neue Wege*. Eine Vereinigung der Freunde der Neuen Wege, geleitet von Robert Lejune, unterstützte die Zeitschrift und ihre Bestrebungen. Vgl. Carl Dallago: *Vom christlichen Leben (Eine Laien-Kritik)*, erschien in Folgen in der Zts. *Neue Wege* ab H. 3, März 1935.

278 unter den Trümmern des Turmes: Steinacker berichtete in seinem Brief vom 31.5.1934 von seiner tiefen Glaubenskrise, er habe den »Turm von Zuchtlosigkeit und Trägheit« nicht eingerissen und abgetragen, jetzt sei er unter seinen Trümmern begraben. Damit verbunden war die Frage, ob sein Aufsatz *Deutsch, Deutschland*, in dem er vom Christlichen und von Christen spreche und somit für den Leser den Eindruck erwecke, er selber sei ein Christ, für den Brenner noch geeignet sei. Am 3.6. schickte Steinacker die von Ficker erwähnte Mitteilung.

279 Bitte eines Freundes: Möglicherweise Daniel Sailer, wobei in diesem Falle der Ausdruck Todfeind nur rhetorisch zu verstehen wäre,
Übertragung aus Péguy: Vgl. Steinackers Übersetzung von Charles Péguy:

Das Flottengleichnis (aus dem *Mysterium der unschuldigen Kinder*), B XVII, 1948, 133-144.
Herr von Grothe: war 1935 nach Deutschland übersiedelt; Näheres konnte nicht ermittelt werden.

281 Concept der Vorrede: Im Nachlaß Kestraneks (im BA) liegen mehrere Bruchstücke und Konzepte über das Bildungsproblem, darunter auch ein Prolog zu einer *Abhandlung über Bildung* (undatiert).

Ultra posse nemo tenetur: Unmögliches zu leisten, kann niemand verpflichtet werden.

die 3 Hefte: Möglicherweise Brennerhefte (15. Folge).

282 Ludwig Müller: geb. 17.11.1887, Innsbruck; gest. 7.3.1973, ebenda. Bursche Ludwig von Fickers im Ersten Weltkrieg, danach Kutscher in Meran (vgl. Bd. 2, 487f.). Ludwig Müller hatte seinem Brief vom 21.8.1935, in dem er von seinen ärmlichen Verhältnissen berichtet, ein Photo von einer Wallfahrtsgruppe im Schnalstal beigelegt.

Ihrem Sohn: Nicht ermittelt. Italien annektierte 1936 Abessinien.

283 Alfred George Gallas: Lebensdaten nicht ermittelt. Vgl. dessen Brief an Ficker vom 10.11.1946, der in Bd. 4 veröffentlicht wird. Darin sind einige spärliche Lebensdaten von Gallas mitgeteilt. Mitarbeiter der Zeitschrift *Michael. Wochenschrift junger deutscher Katholiken*, Jg. 4, 1935 (davor unter dem Titel *Junge Front*), Hrsg. Johannes Maassen. Düsseldorf: Jugendführungsverlag G.m.b.H. Gallas machte auf Fickers Brief, der im Kopie im BA liegt, oben folgende handschriftliche Anmerkung: »Dieser Brief war mit anderen Papieren circa zehn Jahre im sicheren Versteck aufbewahrt worden. A. G.« Gallas wurde 1936 verhaftet, eine Hausdurchsuchung wurde vorgenommen, 1939/40 wurde das gesamte Vermögen von Gallas beschlagnahmt, 1941/42 erfolgte die endgültige Enteignung des ganzen Familienbesitzes, der auch nach dem Krieg verloren blieb, da er im ehemaligen Osten von Deutschland lag.

die gütige Zuschrift: vom 16.3.1936. Aus diesem Brief geht hervor, daß Gallas über Haecklers Schriften im Hegner Verlag auf den Brenner Verlag aufmerksam wurde. »Unsere hiesige Aufgabe ist es, das Werk des für mündig erklärten Laien fortzusetzen, das Werk, welches uns einst Bischof Dr. Christian Schreiber + und Dr. Erich Klausener + gezeigt haben.«

284 Nolite timere: Fürchtet Euch nicht (Lukas 2, 10).
von einem Angebot: Vgl. den undatierten Entwurf eines Arbeitsgemeinschaftsvertrags zwischen dem Brenner Verlag und der Verlagsanstalt Tyrolia A.G., Innsbruck. Der Brenner Verlag sollte in die Tyrolia eingegliedert und von dieser finanziert werden. Die geistige Leitung sollte weiterhin Ludwig von Ficker allein innehaben. Bei der Veröffentlichung von Werken im Brenner Verlag, die nicht antikatholisch eingestellt sein durften, behielt sich die Tyrolia ein Einspruchsrecht vor. – Die Verlagsverbindung ist nicht zustande gekommen.

in mein Werk: *Politaea*.

286 August Zechmeister: geb. 15.11.1907, Wien, gest. 8.11.1963, Wien. Bibliothekar, systemat. u. prakt. Theologe. Promovierte 1935 mit der Diss. *Untersuchungen zur Methodologie eines theologischen Gemeinschaftsbegriffes* zum Dr. theol. Wandte sich aber dem Bibliotheksdienst zu, zuerst an der Österr. Nationalbibliothek, später (und bis zu seinem Tode) an der Hochschule für Welthandel in Wien. 1938-1945 Berufsberater an versch. Landesarbeitsämtern. 1946 und 1948 Mitarbeiter am Brenner. Zechmeisters Hauptanliegen war die Versöhnung von Kirche und Arbeiterschaft. Schon 1928 trat er dem Bund religiöser Sozialisten bei. Nach dem Krieg war Zechmeister Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Katholiken. Der christliche Auftrag zur Missionierung aller Völker und der sozialistische Internationalismus sollten zusammenwirken und eine Völkergemeinschaft herbeiführen. Werke u.a.: *Der Christ in der Endzeit. Die Position des Laien in der Kirche*, 1937; *Ebner und die Theologie* (Aufsatz in den *Schildgenossen*), 1937; *Das Herz und das Kommende*.

1945; *Kirche und Sozialismus*, 1947; *Die kathol. Schule als pol. Frage*, 1953; Herausgeber der Reihe *Endzeitlicher Glaube*.

diese Arbeit: Am 13.11.1935 hatte Zechmeister einen Aufsatz mit dem Titel *Der Christ im Krieg gesandt* (verschollen).

287 Rede P. Bichlmair: Der Jesuit Georg Bichlmair hatte im März 1936 in einem Vortrag vor der Wiener Katholischen Aktion die sofortige Zulassung der Judenkonvertiten zu allen Stellen wegen der »bösen Erbanlagen« der Juden als fragwürdig und den Arierparagraphen für einzelne Bünde und Vereinigungen unter Umständen als »im Namen der christlichen Ethik für nicht verkehrbar« bezeichnet (vgl. Erika Weinzierl: *Prüfstand Österreichs Katholiken und der Nationalsozialismus*, 1988, 266). Georg Bichlmair war der nominelle Leiter des Paulus-Werks und unterstützte 1938 zumindest »nichtarische« Katholiken, die ebenso wie die Juden von ihren Arbeitsplätzen vertrieben wurden. Wegen dieses Einsatzes wurde er 1939 von den Nationalsozialisten nach Beuthen/Oberschlesien verbannt.

»Mitteilungen des Freiheitsbundes Wien«: Jg. 2, Wien 1936; Näheres nicht ermittelt.

Sonderheft der »Erfüllung«: Zu der Herausgabe eines Sonderheftes ist es nicht gekommen. Ficker hat in Form eines Briefes an Johannes Österreicher unter dem Titel *Das Neue Gebot* dazu Stellung genommen (*Die Erfüllung*, Jg. 3, H. 3, September 1937, 115–123; veröffentlicht auch in Ludwig von Ficker: *Denkzettel und Danksagungen*, 1967, 128–141).

289 »Die Fackel«: Im Februar 1936 war die letzte Nummer der *Fackel* (F 917–922) herausgekommen, seine letzte Vorlesung – die 700. – hielt Kraus am 24.1.1936 in Wien im Mittleren Konzerthaussaal.

Aufsatze über Ferd. Ebner: August Zechmeister: *Ferdinand Ebner, ein österreichischer Denker*. In: *Reichspost*, 17.3.1936; darin heißt es u.a.: »Wir Österreicher hatten einen Menschen unter uns beherbergt, dessen Leben und Denken, wenn auch auf unsichtbare Weise (aber wer dem Umbruch des heutigen Denkens nachgeht, wird auf ihn stoßen) in das wahre gegenwärtige Innenleben des Geistes eingegangen ist, und wir wissen es nicht. Wenn heute zwei führende protestantische Theologen, nämlich Emil Brunner (Zürich) und Karl Heim (Tübingen), wie es in dem Büchlein »Für Ferdinand« herausgegeben von Hildegard Jone, geschehen ist, neben einer Anzahl katholischer Theologen, Priester wie Laien für ihn Zeugnis ablegen, wenn man versucht ist, zwei weitere Männer, Friedr. Gogarten, den dialektischen Theologen, und den jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber herbeizuzitieren, wenn man sieht, daß Ebners einziges noch zu seinen Lebzeiten veröffentlichtes Buch »Das Wort und die geistigen Realitäten« neben seinem Vater indirekt Theodor Haeger gewidmet ist, den er in seiner Bedeutung, lange bevor es die katholischen Leser taten, erkannte, wenn die geistige Verwandschaft zutage tritt, die Ebner im »Brenner«, jener einzigartigen Innsbrucker Zeitschrift publizieren ließ, wenn man las, daß Karl Thiem unter dem Eindruck des Lebenswerkes Ebners konvertierte, und endlich weiß, daß Ebners letztes Werk »Wort und Liebe« in der Guardinischen Zweimonatschrift »Die Schildgenossen« erschienen ist, dann muß man aufhorchen, dann gilt es nachzuholen.« Der Brief vom Verlag »Die Fackel« vom 25.5.1936 – mit Sicherheit von Karl Kraus stilisiert – ist erstmals in den *Nachrichten aus dem Kösel-Verlag* (Folge XVIII, Herbst 1963, 10f.) veröffentlicht worden. Darin heißt es u.a.: »Auch Sie sagen ja von Ferdinand Ebner weit mehr aus, nämlich, daß »das Wort und die Sprache ihm zu einem unverlierbaren Schlüssel wurden, der ihm das Tor zur konkreten geistigen Existenz des Menschen öffnete. Wenn der Herausgeber der »Fackel« nun auch gestehen muß, daß er bei allem Respekt vor diesem Erlebnis an ihm nur mit einem geringen Maß von Miterleben beteiligt war, so werden Sie, hochgeehrter Herr, im Sinne jener einzigartigen Innsbrucker Zeitschrift, die Sie mit Recht rühmen, vielleicht zugegeben, daß sich, obschon auf andere Geistesart, eine ähnliche Beziehung zur Sprache auch dem Werk der »Fackel«, und ihrer Sprache selbst, nachsagen ließe.

Und hier ist der Grund, der den Herausgeber, nebst allem Dank für Ihr geistiges Bestreben in einer davon unbewegten Meinungssphäre, bestimmt, dieses Schreiben (an dessen ihm gemäßer Form Sie wohl nicht Anstoß nehmen) an Sie zu richten. Daß Sie von seiner Wirksamkeit wissen, ist ihm eben aus einem Heft des »Brenner« bekannt: wo Ihr Ausspruch zitiert wird, dieser sei ein Werk, »das durch sein Sprachgewissen allein schon der Lebensarbeit Karl Kraus' nahekommt«, Kraus spricht in diesem Brief auch die Vermutung aus, daß der Erscheinungsort von Zechmeisters Artikel, die *Reichspost*, dafür verantwortlich sei, daß darin sein Name nicht genannt werde. Zugleich führt er Klage, daß man in Österreich nur über Tote reden und schreiben dürfe. Die Antwort Zechmeisters, in der ausdrücklich auf die Bedeutung von Kraus für Ferdinand Ebner hingewiesen wird, war – »in einer seltsamen Fügung zur Wahrheit geworden« – zugleich der Nachruf auf Karl Kraus (*Hochland*, Jg. 23, Bd. 2, 477f.).

G a m i n g : Ort in Niederösterreich.

z u m t o t e n K a r l K r a u s : Vgl. Fickers Nachruf im *Tiroler Anzeiger*, 16.6.1936: »Am 12. Juni ist in Wien Karl Kraus, der Herausgeber der »Fackel«, im Alter von 62 Jahren gestorben. Mit ihm hat der Tod die Leuchte eines Lebens ausgelöscht, das reiner Kampf um eine lichtere Welt gewesen ist. Wer ihn gekannt, wer seinen Kampf verfolgt hat, der weiß, daß es das Leiden eines Dichters war, das der Leidenschaft des großen Angreifers im Blute lag, und wenn es wahr ist, daß kein Publizist der Kriegs- und Vorkriegszeit im deutschen Sprachbereich gewirkt hat, der ähnlich ausgesetzt und unerschrocken den Kampf um die so notwendige Klärung der geistigen Horizonte führte, so ist auch klar, daß Karl Kraus dabei von einer Passion beseelt war, die dem Gelächter der Hölle entgegen bei jedem Anlaß den vermißten Himmel auf Erden suchte. Er fand ihn – es war die einzige Zuflucht, die dieser heimgesuchte Heimsucher, ein lichter Schatten Ahasvers, gekannt hat – in seinem Einverständnis mit dem Geist der Sprache. Wohin ihm dieser Geist entführte, in welche Region der Selbstvergessenheit inmitten aller Selbstbesessenheit, wird immer ein erstaunliches Phänomen bleiben; umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß es der Satiriker unserer Zeit war, der »Himmel« und »Hölle« seines Daseins in diesem Einverständnis spiegelte.

Im Gegensatz etwa zu dem verzweifelten Ausdruck christlicher Besinnung im Anklagepathos des großen Franzosen Leon Bloy war die Sprache der Leidenschaft bei Karl Kraus von ihrer Berufenheit überzeugt. Sie war ihm das begnadete Züchtigungsmittel, das seinem Bedürfnis nach Zucht entsprach, und wenn sie, die ja zugleich ein Kunstmittel war, ihr Haßgewitter immer wieder in einer Wölke von Humor begrub, die ihre Blitze meisteerte, so ist damit schon angedeutet, mit welcher Leichtigkeit sich diese Sprache über die im Grunde doch so dunkle Ursache ihrer Leidenschaft hinwegsetzte und sich in jene Sphäre einer reinen Idealität erhob, in der das Schwert der Rede erst richtig aufblitzt, aber nur um als geschliffene Klinge über unserem Haupt hängen zu bleiben. Sie war ein gezücktes Schwert, das entzuckt, und ihre Art, für die Wahrheit einzustehen, ein Schauspiel für Götter, das in gehöriger Distanz – aber gerade deshalb unheimlich – sich über dem Grauen der Welt abspielt, das seinen Gegenstand bildet. Was in der Optik dieser gleichsam ganz aus sich herausgehenden und gleichwohl tief in sich verweilenden Sprachkunst wahrgenommen ist, ist gerade das, was in dem leidenschaftlichen Widerspruchsgespräch, der sie bewegte, von Grund aus aufgehoben schien: die Perspektive und das Maß einer klassischen Weltbetrachtung, in welcher Himmel und Erde, diese Träger der sichtbaren Schöpfung, durch den Abgrund der Wirklichkeit, der beide durchzieht, am Ende nicht so sehr getrennt wie auf gut Glück verbunden scheinen, während der Höllenschein des Zeitgeschehens, der diesem Abgrund entsteigt, zu einer Ausgeburt der Phantasie am Horizont des Menschengeistes verblaßt.

So fand also Karl Kraus doch immer wieder im Bild der eigenen Schöpfung, auch wo sie in vergeistigter Wirklichkeitstreue – ein wahres Denkzeichen – die Hölle auf Erden spiegelt, das verlorene Paradies auf Erden, das er im Grunde suchte. Fand es wie ein Wunder, das ihn selber heimsuchte in der Gestalt der Sprache und mit dem göttlichen Geheimnis ihrer Macht, den Dichter wie den Denker zu begnaden – ein getrübtes Firmament so der Erkenntnis wie auch der Erkenntlichkeit erhellend über allem Irrsal einer abtrünnigen Welt, die es bei Gott nicht wahrhaben will, daß in jedem Wort, das solcher Heimsuchung entstammt, das Licht der Botschaft geborgen ist vor dem Fluch der Finsternis, die es bedrängt. Dem Wunder aber

selbst, dem Sprachwunder, begegnete Kraus mit einer Hingebung, als gäte es in einem Gleichnis klarzumachen, und zwar im Gleichnis der eigenen Erscheinung, daß die Liebe, die Liebe des Schöpfers eben, auch noch dem Haß, dem leidigen Verrat an ihrem Wesen, heimzuleuchten versteht. Damit erscheint nun aber Karl Kraus dem Blick der Liebe, die auch ihn erkennt, als die leibhaftige Selbstaufopferung eines lebendigen Gewissens im Wort, als mächtige Selbstdarstellung einer Stimme im Bann gehmter letzter Wahrheit. Einer berufenen Stimme also, die noch im Augenblick ihrer Verstummtheit – und wie tief ist heute dieses Pathos in den Posaunenwind der jüngsten Zeit hinein verstummt! – den Ausdruck ihrer Geistesgegenwart bewahrt.“

Schwester in Floridsdorf: Cenzi Sild.

Frau Kann: Helene Kann (1877-1949), seit 1904 mit Kraus befreundet (vgl. Bd. 2, 559). Das Zusammentreffen in Eibsee bei Garmisch-Partenkirchen, wo Kraus in den 20er Jahren öfters Ferien gemacht hat, kann nicht genauer datiert werden. Über den schlechten Gesundheitszustand von Kraus schrieb Helene Kann in ihrem Brief vom 28.5.1936.

290 anfangs Mai: Die 700. Vorlesung fand am 2.4.1936 statt.

ein Testament: Das Testament hatte Kraus am 27./28. August 1935 aufgesetzt und am 19./20. Februar 1936 revidiert. Mit der eventuellen Herausgabe der Schriften, Ordnung der Briefschaften und Dokumente betraute Kraus Karl Jaray, Heinrich Fischer und Philipp Berger. Bargeld erhielten u.a. Sidonie Nádherný, Frieda Wacha und Helene Kann, die das Archiv bekam. »Die Bücher sollen zur Hälfte Dr. Oskar Samek gehören, die andere Hälfte ist zwischen Sidonie Nádherný, Hel. Kann, Dr. Philipp Berger, Prof. Jaray, Martin Jahoda, Gräfin Mary Dobrzensky, Fürstin Mechtilde Lichnowsky (Cap d'Ail), Frau Nellie Lechner-Kraus (Graz), Miss Mary Cooney (p. A. Nadherny), Dr. Fritz Siegel, Fritz Schick, Berlin (Adresse Verlag), Charlotte Joel, Berlin, Rolf Nürnberg, [...] Ludwig v. Ficker, Sigismund v. Radecki, Prof. Dr. Jaray, Charlotte Joel (Berlin), Frau Johanna König-Jahoda, Richard Lanyi, Heinrich Fischer, Max Bunzl, Dr. Johann Turnovsky, Herrn und Frau v. Chlumeck aufzuteilen.« (Vgl. die Abbildung des Testaments von Karl Kraus in: Michael Horowitz: *Karl Kraus. Bildbiographie*. Wien: Orec 1986, 160f.) Es konnte nicht nachgewiesen werden, daß Ficker Bücher aus der Kraus-Bibliothek erhalten hat.

291 Austritt aus der katholischen Kirche: Am 24. September 1922 las Karl Kraus als Auftakt zu einer Lesung des *Talisman* den Text *Vom Großen Welttheaterswindel*, in dem er seinen Austritt aus der katholischen Kirche erklärt (gedruckt in F 601-607, November 1922, I-7). Anlaß war die Uraufführung des *Großen Salzburger Welttheaters* von Hofmannsthal, inszeniert von Reinhardt, am 12.8.1922 in der Kollegien Kirche in Salzburg.

Zeichnungen von Ebner: Die 3 verschiedenen Zeichnungen stammen möglicherweise von Franz Atzinger (liegen im Nachlaß von Ferdinand Ebners, BA).

die alte Frau: Amelie Huber-Deym, Mutter von Hildegard Jone.

292 von Sailer: Brief vom 1.6.1936 (Poststempel), wo Sailer-Brennerhefte bestellt und freundliche Grüße übermittelt; der briefliche Kontakt mit Ficker war 1931 abgebrochen.

293 Folgendes zur Kenntnisnahme: Es handelte sich dabei um ein Rundschreiben, unterschrieben mit »MICHAEL / Jugendführungsverlag G.m.b.H.«; das an Gallas gerichtete Schreiben datiert vom 19.2.1936.

nach der Olympiade: Die Olympiade fand vom 1.8.-16.8.1936 in Berlin statt.

295 Hermann Broch: geb. 1.11.1886, Wien; gest. 30.5.1951, New Haven/USA. Philosoph, Schriftsteller (vgl. Bd. 1, 323). Hielt sich von September 1935 bis Mitte 1936 in Mösern bei Seefeld in Tirol auf, wo er im Januar 1936 die Arbeit an der ersten Fassung der *Verzauberung* zum Abschluß brachte. 1936-1938 lebte er abwechselnd in Wien und Altaussee (erstmals im Oktober/November 1936, dann im Herbst 1937 und von Januar bis März 1938).

296 »S ch ö n e r e n Z u k u n f t « : Prof. Dr. Austriacus: *Der Fall des Wiener Professors Schlick – eine Mahnung zur Gewissenserforschung*. In: *Schönere Zukunft* (hrsg. von Josef Eberle), Jg. 11, Nr. 41, 12.7.1936: Am 22.6.1936 war der Wiener Professor für Philosophie, Moritz Schlick, von seinem ehemaligen Schüler Hans Melbök erschossen worden, Prof. Austriacus führte diese Tat auf die metaphysischen Lehren von Schlick zurück, der damit die Jungakademiker seelisch zerrüttet habe, und kam zum Schluß: »Der Fall ist eine Art Gegenstück zum Fall Berliner von der ›Phönix‹-Versicherung. Wie dort verhängnisvoller Einfluß des Judentums auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet ans Tageslicht gekommen ist, so kommt hier der unheilvolle geistige Einfluß der Juden an den Tag. Es ist bekannt, daß Schlick, der einen Juden (Waismann) und zwei Jüdinnen als Assistenten hatte, der Abgott der jüdischen Kreise Wiens war. Jetzt werden die jüdischen Kreise nicht müde, ihn als den bedeutendsten Denker zu feiern. Wir verstehen das sehr wohl, denn der Jude ist der geborene Metaphysiker, er liebt in der Philosophie den Logizismus, den Mathematizismus, den Formalismus und Positivismus, also lauter Eigenschaften, die Schlick in höchstem Maße in sich vereinigte. Wir möchten aber doch daran erinnern, daß wir Christen in einem christlich-deutschen Staate leben, und daß wir zu bestimmen haben, welche Philosophie gut und passend ist. Die Juden sollen in ihrem Kulturinstitut ihren jüdischen Philosophen haben! Aber auf die philosophischen Lehrstühle der Wiener Universität im christlich-deutschen Österreich gehören christliche Philosophen! Man hat in letzter Zeit wiederholt erklärt, daß die friedliche Regelung der Judenfrage in Österreich im Interesse der Juden selbst gelegen sei, da sonst eine gewaltsame Lösung derselben unvermeidlich sei. Hoffentlich beschleunigt der schreckliche Mordfall an der Wiener Universität eine wirklich befriedigende Lösung der Judenfrage!« Diese Stelle hat Johannes Österreicher in der *Erfüllung*, Jg. 2, H. 3, September 1936, 137ff. herausgegriffen und als dreiste Fehlinterpretation hingestellt, da Schlick »Arier« war und als Professor wohl seine jüdischen Assistenten beeinflußt habe und nicht umgekehrt.

A N K A R L J A R A Y : Ediert nach einem Durchschlag, den Ficker seinem Brief an Franz Glück vom 7.11.1936 beigelegt hatte. Jaray schrieb am 13.10.1936 an Ficker: »Wie Ihnen sicherlich bekannt ist, planen Heinrich Fischer und ich, die im Testament von Karl Kraus gemeinsam mit Dr. Philipp Berger als literarische Nachlaßverwalter eingesetzt sind, nach Überwindung gewisser formaler Schwierigkeiten, zunächst ein Gedenkheft der Fackel herauszugeben, das im großen und ganzen fertig ist und hoffentlich Mitte November wird erscheinen können. Daran unmittelbar anschließend soll eine Totenfeier in Wien veranstaltet werden, bei der zwei nahestehende Freunde des Verstorbenen sprechen sollen. Außerdem sollen musikalische Darbietungen geboten werden und der Tonfilm der kurzen Karl Kraus-Vorlesung, der zum 60. Geburtstag zum einzigen Mal gespielt wurde, wieder aufgeführt werden. Im Auftrag des engsten Kreises (Frau Kann, Dr. Samek, Heinrich Fischer und ich) richte ich an Sie hiermit die Bitte, die gleichzeitig an Ernst Krenek ergeht, daß Sie Beide als nahe Freunde des Verstorbenen die oben bezeichnete Aufgabe übernehmen und bei dieser Gedenkfeier sprechen mögen.«

297 S i d o n i e N á d h e r n ý : geb. 1.12.1885, Janowitz/Böhmen; gest. 30.9.1950, Harefield/Gb. Seit 1913 in enger Beziehung zu Karl Kraus (vgl. Bd. 2, 459). Vgl. Karl Kraus: *Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin 1913-1936*, 2 Bde. München 1974; die Ausgabe enthält 1065 Briefe. – Fickers Originalbriefe an Sidonie Nádherný sind verschollen.
»N i c h m e h r w i r d d i e W i e s e g r ü n e n ... « : Verse aus dem Gedicht von Karl Kraus: *Verlust*, 5. Strophe (Karl Kraus: *Worte in Versen VI*, 1922, 23).
»I r r e s G e b e t z u n i e m a n d u n d u m n i c h t s . « : Das Zitat konnte nicht ermittelt werden.

298 I n h a l t d e s B r i e f e s : Kraus zitierte die wichtigsten Passagen in seinem Brief an Sidonie Nádherný vom 20.7.1915 (*Briefe an Sidonie Nádherný*, 171f.). Moritz Erwin von Lempruch war damals Oberst an der Südfront, an die Ludwig von Ficker ca. Mitte März verlegt worden war (vgl. Bd. 2, 484).

»Und schlimm's kommt...«: Zitat aus *König Lear* (vgl. Karl Kraus: *Shakespeares Dramen*, Bd. I, 1934, 85).
eine Karte: vom 29.9.1916 (vgl. Bd. 2, Nr. 417, 124).

299 über jener letzten Nacht: Anspielung auf den Epilog *Die letzte Nacht* zu *Die letzten Tage der Menschheit* (1918).

300 nur drei Gedichte: *Verwandlung, Landschaft, Wiese im Park*, B XVI, 1946, 70-72. Die Totenmaske hat Ficker nicht veröffentlicht (vgl. Bildteil, Nr. 42, Exemplar im BA, auch Gipsabdruck der Hand von Karl Kraus).

301 Ihr Buch: Josef Leitgeb: *Christian und Brigitte*. Berlin: Bruno Cassirer 1936. Der Roman erzählt die Liebesgeschichte zwischen dem aus der Stadt kommenden Dorfschullehrer und der Tochter des Landarztes.

»erectoris ingenii«: sinngemäß Talentprobe.
»Kinderlegende«: Berlin: Bruno Cassirer 1934.

303 Tod meines Bruders: Der Zwillingsbruder Karl Nádherný war am 18.9.1931 in Prag gestorben.

304 Dr. Samek's: Oskar Samek (1889-1959) war der Anwalt von Kraus in publizistischen und privaten Rechtsangelegenheiten und dessen Testamentsvollstrecker.

die Totenmaske: Die Totenmaske war im Geschäft Lányi käuflich zu erwerben.
die gedruckten Grabreden: Fischer Heinrich – Karl Jaray: *Karl Kraus. 28. April 1874 bis 12. Juni 1936. Abschiedsworte am Grabe*. Einblattdruck mit Totenmaske.

Ausspruch Trakls: Zitat aus Georg Trakls Beitrag zur *Rundfrage über Karl Kraus* (Bd. I, Nr. 138, 142).

»im sichern Satzbau wohnen«: »In sprachzerfallenen Zeiten / im sichern Satzbau wohnen: / dies letzte Glück bestreiten / noch Interpunktionen.« 1. Strophe des Gedichts von Karl Kraus: *Abenteuer Arbeit* (Karl Kraus: *Worte in Versen II*, 1917, 8-12, hier 9).

305 Aufsatz Prof. Thiem's: Karl Thieme: *Der Apokalyptiker Karl Kraus*. In: *Die Erfüllung*, Jg. 2, H. 3, September 1936, 109-120. Nach Thieme erwartet und bewertet Kraus das definitive Schicksal der Welt genau so wie die Kirche; bestätigt sieht er das u.a. im Gedicht *Verwandlung* (*Worte in Versen I*, 7). Dasselbe Heft enthält einen Nachruf auf Karl Kraus von Johannes Österreicher (125-129).

das mir wichtigste Buch: Karl Kraus: *Untergang der Welt durch schwarze Magie*. Wien, Leipzig: Verlag »Die Fackel« 1922.

gefangene Türken: Anspielung auf die Berichterstattung der *Neuen Freien Presse* über den Balkan-Krieg 1912, wo die Türken der Feigheit bezichtigt wurden (vgl. Bd. 2, 478).

308 mit meinem Begleitschreiben: Am 27.11.1936 sandte Kestraneck das Manuskript eines Aufsatzes, den er mit *Präludien und Meditationen* betiteln wollte und äußerte sich sehr kritisch über den Wert der Arbeit. Am 1.12. schickte er Ficker einen Brief und in einer Beilage eine Vorbemerkung zu den *Präludien*. Die Arbeit erschien unter dem Titel *Präludien* in B XVII, 1948, 17-35. Dies war – neben dem früheren *Brennerbeitrag Über Zulassung und Rechtfertigung* (B XVI, 1946, 34-56) – die einzige Veröffentlichung zu Kestranecks Lebzeiten. – Vgl. auch Hans Kestraneck an Ficker, 23.12.1936: »Es wird Sie interessieren, daß ich eine Woche vor meiner Abreise aus München von der ›Gestapo‹ zitiert wurde. Ich bitte Niemandem davon zu sprechen. Ich habe ganz freimütig von meinen Axamer Äußerungen gesprochen, sie eingehend motiviert und bin schließlich mit herzlichem Händedruck von den Herren verabschiedet worden. Ich hatte den Eindruck, daß ich ihnen vielfach nach ihrem Herzen gesprochen. Der Denunziant kam dabei nicht gerade gut weg. Es war eine für mich eher amüsante fast zweistündige Unterhaltung.«

309 Beckmann's : Gemeint ist das Ehepaar Edmund (1885-1952) und Klothilde Beckmann, das mit Kestranek eng befreundet war.

310 Dr. Münz : Ludwig Münz ist im Testament von Kraus nicht erwähnt.

311 Ph. Berger : Philipp Berger (1886-1942), Freund und Sekretär von Karl Kraus; brachte 1937 dessen Werk *Die Sprache* (Verlag »Die Packel«) heraus.

die »Gedächtnisfeier« : Die *Trauerfeier für Karl Kraus*, veranstaltet von der Karl Kraus-Gesellschaft (in Gründung) fand am 30.11.1936 in Wien im Mittleren Konzerthausaal mit folgendem Programm statt: *Largo* (aus dem Streichquartett in D-dur op. 76) von Joseph Haydn; *Trauerrede*, gesprochen von Ernst Kfenek; *Der Zeitkämpfer sub specie aeterni*, Vortrag von Dr. Georg Moenius; *Gedichte von Karl Kraus*: *Le papillon est mort*, Schnellzug, Verse des Traums aus »Traumstück«, Alle Vögel sind schon da, Rückkehr in die Zeit, gelesen von Heinrich Fischer; Karl Kraus: *Jugend / Todesfurcht*, Wiedergabe von Original-Schallplatten; *Lento assai* (aus dem Streichquartett in F-dur op. 135) von Ludwig van Beethoven. Vgl. Ernst Kfenek: *Ansprache bei der Trauerfeier für Karl Kraus*. Wien: Saturn-Verlag [1936].

die lyrischen Gedichte : Davon ist nichts bekannt. Hingegen war für 1938 ein Gedenkbuch an Karl Kraus mit Dokumenten, Gedichtentwürfen und Nachrufen geplant, das wegen der politischen Ereignisse in Österreich nicht mehr erscheinen konnte. Vgl. *Karl Kraus und seine Nachwelt. Ein Buch des Gedenkens*. Nicht mehr publizierte »Erste Veröffentlichung des Karl-Kraus-Archivs« im Verlag Richard Lányi, Wien (März) 1938. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Michael Horowitz. Wien, München; Brandstätter 1986.

seines letzten Briefes : vom 15./16.5.1936: »Die Weltdummheit macht jede Arbeit – außer an Shakespeare – unmöglich.« (Karl Kraus: *Briefe an Sidonie Nádherný*, 687; alle folgenden Zitate sind in diesem Briefwechsel publiziert und werden nicht einzeln nachgewiesen; die Originale der Briefe von Kraus an Sidonie Nádherný liegen vollständig erhalten im BA).

313 Worte über Dollfuß : Kraus hat in der *Fackel* mehrmals zu Dollfuß, den er sehr verehrte, Stellung genommen. Nádherný bezieht sich auf den *Vorspruch und Nachruf* (*Gesprochen am 9. November vor »Macbeth«*), F 912-915, August 1935, 69-72.

eine Wiederholung : Ficker war am 12. und 13. September 1917 auf Schloß Janowitz zu Besuch (vgl. Bd. 2, 489).

315 Emil Barth : geb. 5.7.1900, Haan/Rheinland; gest. 14.7.1958, Düsseldorf. Lyriker, Erzähler, Essayist, Buchdrucker, Verlagsangestellter. Seit 1924 freier Schriftsteller, lebte seit 1932 in Xanten und Haan, ab 1955 in Düsseldorf. Werke u.a.: *Totenfeier* (Gedichte), 1928; *Ex voto* (Sonette), 1932; *Das verlorene Haus* (Roman) 1936; *Gesammelte Werke*, 2 Bde., 1960.

Aufsatz über Georg Trakl : *Georg Trakl. Zum Gedächtnis seines 50. Geburtstags am 3. Februar 1937*. In: *Die neue Rundschau*, Jg. 48, H. 1, Jänner 1937, 42-62. Inhalt: Trakls Tod in Galizien (Biographisches), Dichter des Verfalls, Beziehung zu Dostojewski und Hölderlin, Schuldbewußtsein Trakls und die Rolle der Schwester in der Dichtung. Am 16.11.1937 schrieb Barth an Ficker, daß sein Essay über Trakl soeben in einer Buchausgabe (Mainz: Werkstatt für Buchdruck, Albert Eggebrecht-Presse 1937) herausgebracht werde.

beiliegende Gedichtniederschrift : Originalhandschrift des Gedichtes *In der Heimat* (HKA I, 60), Faksimile in: *Merkur*, Jg. 4, 1950, H. 7, 765.

316 [verm. nach dem 14. 5. 1937] : Eine eindeutige Datierung ist nicht möglich. Am 14.5.1937 schrieb Kestranek aus St. Gilgen: »Wie Wenige sehen doch, daß uns das Deutsche Steuer bereits übertragen ist. Selbs Männer wie etwa Haecker oder Dr. Bernhart, denen Weitblick gewiß nicht abzusprechen ist, stehen noch im Deutschen Bann. Sie verabscheuen wohl was da heute auf Deutschem Boden wuchert, erkennen aber nicht wie sehr er durch solche Wucherpflanzen ausgesogen und entleert ward. Sie glauben mehr an Personen, an die Träger als an die Ideen, welche die Person bilden und sich die Träger wählen. So

bleiben sie, mögen sie noch so sehr das Schlagwort ablehnen, dem ›Blut und Boden‹ verhaftet.«
Spanien: Aufstände in Asturien und die Bildung einer Volksfrontregierung der Linksparteien (1936) führten zu einer Militärrevolte unter General Franco, die durch Italien und Deutschland unterstützt wurde. Der Bürgerkrieg endete 1939 mit dem Sieg Francos.

das Manuscript: der Präludien.

Heft der »Erfüllung«: Jg. 3, H. 3 mit Fickers Beitrag *Das Neue Gebot*, 115-123.

317 »Die Interpretation«: Anspielung auf das Werk von Aristoteles.

319 Fertigstellung einer Arbeit: 1936/37 arbeitete Broch an einer Resolution zur Wahrung des Friedens, der Menschenwürde und der Menschenrechte. Diese Eingabe wollte er mit Unterschriften von verschiedenen Friedensorganisationen und Friedensnobelpreisträgern dem Völkerbund zur Ratifizierung vorlegen. Es handelte sich um eine dreiteilige Abhandlung: Der erste Abschnitt enthält die eigentliche Beschlussfassung, der zweite beschreibt mögliche vom Völkerbund vorzunehmende Realisierungsmaßnahmen, der dritte enthält die moralische Begründung der Aktion. Bis kurz vor dem Anschluß Österreichs bemühte sich Broch um die Völkerbund-Resolution. Er nahm Kontakte zu dem franz. Philosophen Jacques Maritain (1882-1973) auf (Brief vom 14.11.1937, Durchschlag im BA), zu Thomas Mann, den er bereits im Sommer 1936 erstmals in dieser Sache konsultierte, und der der Resolution begeistert zustimmte. Am 18.11.1937 schickte er die Resolution auch an Albert Einstein, am 2.1.1938 an Stefan Zweig, der sie begrüßte. Vgl. Brochs Briefe aus den Jahren 1937-1938 in dem Band Hermann Broch; *Briefe I (1913-1938)*. Frankfurt/M. 1981 (= Kommentierte Werkausgabe 13/1) und die Veröffentlichung der *Völkerbund-Resolution. Das vollständige politische Pamphlet von 1937 mit Kommentar, Entwurf und Korrespondenz*. Hrsg. von Paul Michael Lützeler. Salzburg: Otto Müller Verlag 1973 (= Brenner-Studien Bd. 2). Darin sind die Briefe Brochs an Jacques Maritain, Albert Einstein und Ludwig von Ficker abgedruckt. Ein Durchschlag der Resolution – mit größeren Abweichungen gegenüber der veröffentlichten Fassung – liegt im BA. – Der Völkerbund war nach dem Ersten Weltkrieg von Präsident Wilson angeregt worden, hatte seinen Sitz in Genf und die Hauptaufgabe der Friedenswahrung und Aufrechterhaltung des Versailler Systems. Die USA war aber dem Völkerbund nie beigetreten, 1933 trat Deutschland wieder aus, zuvor war schon Japan ausgetreten, 1937 Italien gegen das der Völkerbund erfolglos Sanktionen (Abessinien-Krieg) verhängt hatte.

322 hinter Ihren Sätzen: Vgl. Zechmeister an Ficker, 10.1.1938: »ich hätte nie daran gedacht, daß ich Ihnen dieses hier zuschicke. Wenn ein Abdruck im ›Brenner‹ in Frage kommt, so soll er namenlos sein.«

323 Ihre Replik: Nicht ermittelt. Zechmeister hatte Ficker anschließend mehrere Aufsätze zugesandt, die er zu einem Buch zusammengestellt hatte. Mehrere davon sind sicher in dem 1946 von Zechmeister publizierten Band *Das Herz und das Kommando. Von der Einsamkeit des Christen in dieser Zeit* (Wien: Amandus-Edition) enthalten. Das Kapitel *Apolo-
gie des christlichen Einzelnen* (45-60) ist Ludwig von Ficker gewidmet.

324 Ihre Aufmerksamkeit: Brief vom 17.4.1938 mit der Mitteilung, daß der Verlag Pustet in Salzburg eine Trakl-Ausgabe machen möchte.
Otto Müller: geb. 3.3.1901, Karlsruhe; gest. 10.2.1956, Salzburg. Verleger 1930-1937 Leiter des Verlags A. Pustet in Salzburg. Gründete dort 1937 den Otto Müller Verlag, 1940 Berufsverbot, 1945 wiedereröffnet (der Verlag besteht heute noch). Verlegte neben Trakl u.a. Paul Claudel und Josef Leitgeb. Vgl. Georg Trakl: *Die Dichtungen*. Dritte Auflage der Gesamtausgabe, Salzburg: Otto Müller Verlag 1939; die Ausgabe folgt der ersten Gesamtausgabe der *Dichtungen* von Karl Röck (1918), erweitert um die Lebensdaten von Trakl, die Ficker in dem Band *Erinnerung an Georg Trakl* (1926) zusammengestellt hatte. Auf dem Schutzumschlag brachte Otto Müller – von Ficker ausgewählt – einen Ausschnitt aus Emil Barths Besprechung in der *Neuen Rundschau*.

Würdigungen zum 50. Geburtstag: Anlässlich des 50. Geburtstags von Trakl (3.2.1937) erschienen in verschiedenen Zeitungen Gedenk-Artikel u.a. von Erhard Buschbeck, Felix Brunner, Albert Ehrenstein, Oskar Maurus Fontana und Emil Barth.

325 Prof. Nadler: Der Literarhistoriker Josef Nadler (1884-1963) war seit 1931 Prof. in Wien.

Ihrem Brief: Gerade aus dieser Zeit sind die Briefe von und an Martina Wied nur lückenhaft erhalten. Die »Geistesgabe« könnte möglicherweise der Essay *Meisternovellen aus Österreich* sein (im BA, undatiert).

326 Brief vom September: In diesem Zeitraum sind mehrere Briefe von und an Buschbeck verloren gegangen. Buschbeck war seit 1918 am Burgtheater in den verschiedensten Funktionen beschäftigt.

Röckssche Vorwort: Karl Röck hatte im Juli 1938 ein Nachwort an Otto Müller gesandt und gleichzeitig den Vorschlag gemacht, eine Auswahl der Frühgedichte Trakls mit in die Ausgabe zu übernehmen. Otto Müller lehnte das Nachwort wegen Überlänge ab; auch zur Hereinnahme der Jugendgedichte ist es nicht gekommen (vgl. Otto Müller an Ficker, 14.7.1938 bzw. an Karl Röck, 14.7.1939).

neuen Direktors: Seit dem 23.8.1938 (bis 30.4.1939) war Ulrich Bettac provisorischer Leiter des Burgtheaters.

eine neue drucken: Die Neuausgabe (4. Aufl.) erschien 1939.

327 Hellingrathschen Hölderlin-Ausgabe: Friedrich Hölderlin; *Sämtliche Werke in 6 Bdn.* Historisch-kritische Ausgabe unter Mitarbeit von Friedrich Seebaß, besorgt durch Norbert von Hellingrath. München, Leipzig 1913-1923. Im Anhang dieser Ausgabe werden im Kleindruck frühere Fassungen und Entwürfe von Gedichten wiedergegeben.

*** Aus goldenem Kelch*:** In zwei Teilen im *Salzburger Volksblatt* (30.6. bzw. 14.7.1906) erschienen.

*** Blaubart*:** Das Puppenspiel *Blaubart* ist nur in einem Fragment (entstanden 1909/10) erhalten. Die von Buschbeck erwähnte Fassung ist verschollen, der Wiener Philologe konnte nicht ermittelt werden.

Georg Trakl Buches: Wohl die *Dichtungen*, erschienen im Otto Müller Verlag.
signa deficienter representant: Zeichen geben nur mangelhaft wieder.

329 noch einmal begrüßen: Vgl. den Abschiedsbrief von Martina Wied vom 9.1.1939. Wied ging ins Exil nach England, wo sie einen Posten als Lehrerin in St. Neots bei Cambridge antrat. Ihr Sohn Johann Weisl verbrachte seine Exilzeit in Brasilien, wohin Wied vergeblich ein Visum zu erhalten versuchte.

331 Franz Gruener: geb. 24.11.1879, Krems an der Donau; gest. 25.6.1953, Innsbruck. Rechtsanwalt, sozialdemokratischer Politiker, Schriftsteller. 1907 Eintritt in die sozialdemokratische Partei, 1919-1928 Landeshauptmann-Stellvertreter von Tirol. 1928 trat Gruener aus der sozialdemokratischen Partei aus, verblieb aber bis 1929 als »freier Sozialist« im Landtag. Danach widmete er sich der Schriftstellerei und seinen Kunstsammlungen auf Schloss Itter, das er Ende 1925 erworben hatte. In den 30er Jahren verarmte Gruener, 1934 wurde der Großteil seiner Bibliothek und der wertvollen Kunstsammlung versteigert. 1939 beschlagnahmte die SS Schloss Itter und baute es zu einem Gefängnis um; Gruener übersiedelte nach Salzburg, wo er bis knapp vor seinem Tod in beengten Verhältnissen lebte. Als Schriftsteller hatte er mit seinen zahlreichen Büchern, die er im Eigenverlag herausbrachte, kaum Erfolg. Große Beachtung fand hingegen seine komisch-satirische Parodie auf seine Tiroler Dichterkollegen: *Die Tiroler Dichtermähe, vorgeritten in den üblichen Gangarten mit gar schönen, meist eigenen Bildern geziert* (Innsbruck 1933). In die 2. erweiterte Auflage von 1935 nahm Gruener Josef Wenter neu auf und parodierte dessen damals vielgespieltes Stück

Der Kanzler von Tirol in Anlehnung an die damaligen innenpolitischen Verhältnisse in Österreich. Im dritten Aufzug der Parodie, in dem Gruener auf die politischen Zustände von 1934 Bezug nimmt, sah ein Innsbrucker Gericht mehrmals den Tatbestand der Aufwiegelung und einer Herabwürdigung der Bundesregierung gegeben, verurteilte Gruener zu einer bedingten Freiheitsstrafe von einem Monat und verfügte den Verfall der beanstandeten Stellen. Vgl. Stefan Leitner: *Franz Gruener. Biographie eines Tiroler Politikers (1879-1953)*. Diss. Innsbruck 1989. – Grüner hatte Ficker in seinem Brief vom 7.3.1939 zur Mitarbeit an einer Tiroler Anthologie eingeladen und um ein ungedrucktes Gedicht von Trakl gebeten.

Bruder Trakls: Gustav oder Friedrich Trakl.

Anthologie: Franz Gruener: *Unterm Helm und Schild. Gedichte aus den Iterer Gästebüchern und Widmungen. Eine Tiroler Anthologie vom Ausklang Pichlers bis zum Umbruch*. Innsbruck: Gruener Verlag 1943. Die Anthologie enthält weder Verse von Ficker noch von Trakl. Vom Dichter Karl Gorbach sind drei Gedichte enthalten; allerdings bezieht sich keines auf das Sterben Trakls. Am 28.1.1932 hatte Gorbach aber in den *Innsbrucker Nachrichten* ein Gedicht *An Georg Trakl* publiziert, in dem Grodek als Sterbeort angegeben ist. Da die Gästebücher von Iter nicht erhalten sind, läßt sich auch nicht mehr ermitteln, was für eine Version des Todes von Trakl hier zur Diskussion stand.

232 Neuherausgabe der Kgd Tagebücher: Die Tagebücher 1834-1855 erschienen mit einem Vorwort von Theodor Haecker in 2. Auflage bei Jakob Hegner in Leipzig. Vgl. den Brief Fickers vom 24.4.1939 an den Geschäftsführer des Hegner Verlags, Heinrich Wild (nach dem Krieg Leiter des Kösel Verlags): »Er [Haecker] kann doch z.B. nicht vergessen haben, daß ich auf seinen besonderen Wunsch und sehr zu meinem Schaden mich ohne Weiteres bereit erklärte, von Neuauflagen seiner Erstlingschrift über Kierkegaard wie auch des Buches ›Satire und Polemik‹ abzusehen (oder – ein weiteres Beispiel – die Auslieferung der 13. Brenner-Folge für das Reichsgebiet in einem Augenblick einzustellen, da die Nachfrage nach ihr besonders rege war).«

meine Erstlingschrift: Theodor Haecker: *Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit*. München: Schreiber 1913; Titelausgabe Innsbruck: Brenner Verlag 1914.

Was ist der Mensch?: Alle diese genannten Werke sind zwischen 1933 und 1937 im Hegner Verlag erschienen.

333 Häuser meines Lehrers: Adolf Loos.

D r. M.: Ludwig Münz, vgl. Heinrich Kulka an Ficker, 5.6.1939.

334 schön gedruckte Schrift: Die Festschrift ist nicht zustande gekommen. Erst Ende 1940 wurden Haecker »die Beiträge, mit Maschine auf Büttenpapier geschrieben, in einem einzigen Exemplar überreicht; in deutscher, englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache beteiligten sich Mario Bendiscioli, Hedwig Conrad-Martius, Francisco Echevarria, Ludwig Ficker, Emilio Guano, Ludwig Hänsel, Theoderich Kampmann, Philippe Moray, Maria Schlüter-Hermkes, Anton Schütz, Karl Thieme, Henry Tristram, Heinrich Suso Waldeck, Peter Wust und August Zeichmeister« (Hinrich Siefken: *Theodor Haecker 1879-1945 = Marbacher Magazin* 49/1989, 56). Ficker schrieb in der Festschrift (?3f.): »Es mag heute oder morgen – hier oder anderswo – von Berufenen gesagt werden, was das Geistesleben unserer Tage, und insbesondere dieses wiederbelehrte eines neuen Menschenadels unter Denkern und Dichtern, Theodor Haecker an Selbstbesinnung und Wohlbedachttheit, an Tiefblick, gehobenem Sprachempfinden, Sprachgewissen, Pathos und Nüchternheit, an Verstummtheit, Ehrfurcht vor dem Wort und dem Mut zur Wahrheit, den es gebiert – kurz, was der Horizont einer erstaunlichen Geistesgegenwart, der uns umgibt, an Aufgeräumtheit, Klar-sicht, himmlischer Zuversicht ihm verdankt –: ein Blick der Erkenntlichkeit auf ihn, den Sechzigjährigen, und auf die Leuchtpur seiner Mühosal als Sucher und Finder, als Aufgebotener in Unruhe und Heimgeher in Frieden, wird jedem, der dafür ein Auge hat, auch über alles Sagbare hinweg die alte, immer neu ergreifende Wahrnehmung nahebringen: daß die Gnaden-

geschenke der Liebe Gottes zu Zeiten, da sie weithin in Frage gestellt scheinen, nur durch die Empfänglichkeit sehr einsamer, sehr preisgegebener Herzen den Menschen und Völkern, die ihrer harren, anvertraut und zur Pflege in Liebe und Geduld, zur Mehrung in Andacht und Treue, hinterlassen werden.

Dies also, Freunde, laßt uns wahrhaben in dem Augenblick, da wir Theodor Haecker grüßen. Denn es darf aus seinem eigenen Blick heraus uns einleuchten und in diesen späten Heimsuchungen des Menschengeistes, die unter dem Firmament des Unvergänglichen über uns hinweggehen, als Zeichen einer schön erhellten Eigenfremdheit, einer tief bewegten Unbeirrtheit, uns wie ein Leitstern zur Erhebung und zur Orientierung dienen. Dies um so mehr, je mehr wir selbst zum Aufbruche gerüstet sind, um auf den Wegen jener Wachsamkeit, die alle wahrhaft Todesmutigen in ihrer Gottesfurcht beseelt, den Wandlungen unserer Menschenfurcht, in Glaube, Hoffnung, Liebe, zu begegnen; das heißt aber: je mehr wir es, bis in den Traum hinein, als unsere Wirklichkeit erleben, daß die Abgründe einander rufen, die Schatten des Vergänglichen über uns hinwegwachsen, um zu weichen und unsere Herzen, unsre Augen, unsre Stirnen in der Dunkelheit des Heimgangs sich lichten.« (Die Festschrift *Theodor Haecker zum 60. Geburtstag* wird im Deutschen Literaturarchiv Marbach am Neckar, Inventar-Nr. 67.837, aufbewahrt).

Werner Riemerschmid: geb. 16.11.1895, Maria-Enzersdorf bei Wien; gest. 16.4.1967, Mödling/NÖ. Erzähler, Lyriker. Studium in Wien, Dr. iur.; absolvierte die Hochschule für Musik und darstellende Kunst und war unter Anton Wildgans in der Dramaturgie des Burgtheaters tätig. Seit 1928 beim Rundfunk. Werke u.a.: *Das Buch vom lieben Augustin* (Roman), 1930; *Das verzauberte Jahr* (Gedichte), 1936; *Die Frösche von Sumpach* (Roman), 1939; *Trakl* (Novelle), 1947; *Steinbrüche: Gedichte aus vierzig Jahren*, 1965.

meine Gedichte: Möglicherweise handelte es sich um den Gedichtband *Der Bote im Zwielicht*, der 1942 beim Alber Verlag in München erschien ist.

335 Türmer von Muzot: Rainer Maria Rilke.

Ihren Brief: vom 29.8.1939.

die Anmerkungen: Zu der Publikation der Jugenddichtungen von Georg Trakl *Aus goldenem Kelch* (Salzburg, Leipzig: Otto Müller 1939). Ficker übernahm die Korrektur (gedruckt im Deutschen Alpenverlag in Innsbruck). Die von Ficker beanstandeten Zeitungsartikel Trakls: *Oberregisseur Friedheim* (nicht Friedmann), *Gustav Streicher* (Besprechung einer Vorlesung Streichers) und *Jakobus und die Frauen* (Rezension des gleichnamigen Buches von Franz Karl Ginzkey) wurden nicht aufgenommen.

Streichers »Monna Violanta«: Gustav Streicher: *Die Macht der Toten. Monna Violanta. Hofnarr und Fürst. Zwei Versstücke*. Salzburg 1910; Maurice Maeterlinck: *Monna Vanna. Schauspiel in drei Aufzügen*. Dt. von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Leipzig 1903.

337 Hans Seebach: Nicht ermittelt

»Don Juans Tod«: Vgl. HKA I, 447; wurde nicht in die Sammlung aufgenommen.

»Beim jungen Wein«: Buschbeck lag die erste handschriftliche Fassung (entstanden 1912) vor, Ficker eine spätere verschollene Fassung (vgl. HKA I, 339 und HKA II, 427 ff.).

Walter Käntzel: geb. 6.9.1909, Mannheim; gest. 2.9.1980, Bonn. Studierte 1927-1934 Rechtswissenschaften in Genf, Berlin und Heidelberg, wo er 1934 mit der Dissertation *Über ungeschriebenes Völkerrecht* zum Dr. iur. promovierte. Danach Tätigkeit als Versicherungsjurist beim Gerling-Konzern in Köln. 1937 heiratete er Magdalena Haeseler. 1940-1945 Teilnahme am Zweiten Weltkrieg. Wiederaufnahme seiner Arbeit beim Gerling-Konzern, in den 60er Jahren bei verschiedenen Versicherungsunternehmen beschäftigt. Stand im Briefwechsel mit Anton Kippenberg, Ernst Jünger und gehörte zum Freundeskreis von Ernst Robert Curtius. – Käntzel besuchte Ficker zusammen mit seiner Frau Magdalena vor dem 28.7.1939 (Datum des ersten Briefes an Ficker). Der Brief Käntzels an Ficker ist nicht erhalten, ebenso wenig wie die Photos.

Trakls 25. Todestag: Vgl. das Typoskript *Georg Trakl* im BA; eine Veröffentlichung konnte nicht nachgewiesen werden.

338 **Ihren Brief:** vom 2.10.1939 aus Düsseldorf: »Was mich selber betrifft, so bin ich – nach den Monaten des Siebzehn-, Achtzehnjährigen am Schluß des vorigen Krieges, die mir nur allzu wenig zurückzuliegen scheinen – wie Unzählige von unserer Generation seit sechs Wochen wieder Soldat, wurde aber bald zur Behandlung eines alten Magenleidens in die hiesigen Krankenanstalten überwiesen, wo ich denn nun allmählich wieder zu mir selbst komme (denn ich war mir ganz entschwunden).«

Ihre herrliche Gabe: Emil Barth: *Gedichte*. Mainz: Werkstatt für Buchdruck und Verlag 1938 mit der handschriftlichen Widmung »Herrn Ludwig Ficker in Verehrung zugeeignet«. Der Vers »Zu wachen drängst dich ...« (nicht drängt's dich) ist der Schlußvers des Gedichts *Strandgang* (50).

339 **Ihren Herrn Bruder:** Carl Barth, Maler, hatte im Herbst 1938 seine Reise nach Rom in Innsbruck unterbrochen und Ficker besucht.

W: Wilhelm Weindler.

Pater M.: Pater Meidl hatte Paula Schlier im Jesuitenkolleg Canisianum in Innsbruck im Jahre 1931 auf die Konversion vorbereitet.

n o c h e i n B r e n n e r: 1938 hatte Ficker noch Material für einen neuen *Brenner* zusammengestellt und ein Vorwort verfaßt: »28 Jahre sind vergangen, seit des Brenner seinen Weg ins Ungewisse angetreten. Nun gibt er, aus mehrjähriger Zurückgezogenheit noch einmal hervortretend, seinen Freunden dieses Zeichen zur Erhebung der Herzen: als ein Wahrzeichen der Zuversicht, ein Mahnmal der Erkenntlichkeit, in allen Heimsuchungen und Heimfindungen der Zeit.« Ein Blatt war dem Andenken von Pater Johannes Meidl gewidmet (veröff. in B XVI, 1946). Folgender Inhalt war laut einem Notizzettel vorgesehen: *Widmung; Vorwort des Verstummten; Hans Kestranek: Präludien und Meditationen; Georg Trakl: Gesang des Abschiedenen; Paula Schlier: Die Wiederkunft Christi; Gedenkblatt für Karl Kraus; Walther Grohmann: Bild und Begriff in der Sprache; Ignaz Zangerle; Theodor Daubler: Goldene Sonette; Felix Susani: Der Glaube aus dem Zweifel; Heinrich Schlier: Sterne.*

340 **siehe Hochland:** Ab Ende 1933 wurde jedes *Hochland*-Heftzensuriert, die Zeitschrift konnte aber auch noch während des Krieges weiter erschienen.

meiner Schwester: Theresia Zangerle.

Brief des Herrn Schmidthüs: Nicht ermittelt. Wilhelm Schmidthüs war damals Schriftleiter der *Schildgenossen*, nach dem Zweiten Weltkrieg Lektor im Herder Verlag.

junge Chamberlain: Arthur Neville Chamberlain (1869-1940), 1937-1940

englischer Premierminister.

»Schildgenossen«: Ebners *Aphorismen 1931* brachte Jone unter dem Titel *Wort und Liebe* in den *Schildgenossen*, Jg. 13, 1933, H.1-H.3 heraus.

341 **Eßer:** Wilhelm Eßer war Lektor im Verlag Friedrich Pustet in Regensburg, wo Ebners Aphorismen *Wort und Liebe* 1935 in Buchform herausgekommen waren. Angespielt wird hier auf die im Herbst 1936 im Pustet Verlag geplante Herausgabe von Ebners *Ethik und Leben* (unveröff. BA). Die Ausgabe scheiterte an Jones Forderung, daß das Werk nur mit einem Vorwort von ihr erscheinen dürfe, während der Verlag auf einer philosophisch einleitenden Anordnung durch einen Fachmann (Theodor Steinbüchel oder Michael Pflieger) bestand. Eßer stand – nicht nur in dieser Angelegenheit – in Briefkontakt mit Ludwig von Ficker. Er setzte sich vor allem für den Verkauf der *Pneumatologischen Fragmente* von Ebner ein: »Seit Januar 1936 haben wir nun 800 Exemplare der »Pneumatologischen Fragmente« untergebracht. Das ist nicht viel, im Vergleich zu dem Absatz der früheren Jahre jedoch recht erfreulich.« (Wilhelm Eßer an Ficker, 15.8.1940). Außerdem plante Eßer 1940 eine Neuauflage von Ebners Buch, die nicht zustande gekommen ist.

Theresa von Avila: Theresia vom Kinde Jesu: *Geschichte einer Seele*. Kirch-

Billinger; Verlag der Schulbrüder; die Autobiographie erlebte in den 20er Jahren mehrere Auflagen, darunter 1928 eine Taschenbuchausgabe, 1929 eine Kunstausgabe.

»*Tagebuch eines Landpfarrers*«: Georges Bernanos: *Das Tagebuch eines Landpfarrers*. Übers. von Jakob Hegner. Leipzig: Hegner 1936.

»*Besprechung des Georg Trakl – Abends*«: Josef Michels: *Georg-Trakl-Abend*. In: *Völkischer Beobachter*, 28.11.1939; Veranstalter war die Literarische Vereinigung, Wien, Stöbergasse; Erhard Buschbeck sprach über Trakls Dichtung, anschließend lasen die Burgschauspieler Julia Jansen und Ferdinand Onno Gedichte Trakls.

Paula v. Preradović: geb. 12.10.1887, Wien; gest. 25.5.1951, ebenda. Lyrikerin, Erzählerin. Gattin von Ernst Molden. Verfasserin des Textes der österr. Bundeshymne. Werke u.a.: *Südlicher Sommer* (Gedichte), 1929; *Dalmatinische Sonette*, 1933; *Lob Gottes im Gebirge* (Gedichte), 1936; *Pape und Pero* (Roman), 1939.

Siegfried Freiberg: geb. 18.5.1901, Wien; gest. 5.6.1985, Veghel/Holland. Dr. phil., Bibliothekar, Direktor der Bibliothek der Akademie der Bildenden Künste in Wien. Werke u.a.: *Die vierte Tafel* (Sonette), 1928; *Elegien und Oden*, 1935; *Die harte Freude* (Roman), 1938.

Oberkofler: Joseph Georg Oberkofler; geb. 17.4.1889, St. Johann/Ahrn, Südtirol; gest. 12.11.1962, Innsbruck. Lyriker, Epiker (vgl. Bd. I, 315f.). In seinem 1939 bei Diederichs, Jena erschienenen Roman *Der Bannwald* sah die *Deutsche Allgemeine Zeitung* vom 24.11. Ähnlichkeiten mit Albin Egger-Lienz: »Hier wie dort ein Künstler, der im al-fresco-Stil malt, der zwar die bäuerliche Wirklichkeit kennt, ihr aber zunächst entwächst und nach dem Prozeß der Verstädterung nicht mehr an der Heimatdichtung (oder -malerei) Genüge findet.«

Huyssmans' »Kathedrale«: Karl Joris Huysman: *Die Kathedrale*. Roman. Aus dem Franz. von Hedda Eulenberg. 2 Bde. Berlin: Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser Verlag 1928.

REGISTER

Chronologisches Verzeichnis der Briefe

20. 1.1926	656	an Ferdinand Ebner
20. 1.1926	657	an Theodor Kramer
3. 2.1926	658	von Theodor Haecker
16. 2.1926	659	an Adolf Meschendorfer
12. 3.1926	660	von Fritz Trakl
[wahrsch. 12.3.1926]	661	von Max von Esterle
15. 3.1926	662	von Max von Esterle
17. 3.1926	663	an Daniel Sailer
18. 3.1926	664	von Else Lasker-Schüler
19. 3.1926	665	von Oscar Walter Cisek
26. 3.1926	666	von Andreas Reischek
30. 3.1926	667	von Alfred Baeumler
9. 4.1926	668	vom Verlag »Die Fackel«
13. 4.1926	669	an Martina Wied
15. 4.1926	670	von Josef Leitgeb
21. 4.1926	671	von Ferdinand Ebner
20. 4.1926	672	an Ferdinand Ebner
21. 5.1926	673	an Theodor Haecker
22. 5.1926	674	vom Verlag »Die Fackel« Beilage: Guido Heigl an Karl Kraus, 17.5.1926
25. 5.1926	675	an den Verlag »Die Fackel«
29. 5.1926	676	vom Verlag »Die Fackel«
2. 6.1926	677	an den »Völkischen Beobachter«
5. 6.1926	678	an die »Münchener Post«
5. 6.1926	679	an den »Völkischen Beobachter«
11. 6.1926	680	von Alfred Rosenberg
15. 6.1926	681	an Josef Humplik
29. 6.1926	682	an Bruno Sander
6. 7.1926	683	von Josef Leitgeb
7. 7.1926	684	an Josef Humplik
15. 7.1926	685	von Rudolf Georg Binding
[vermutl. 19.7.1926]	686	an Max Stefl
27. 7.1926	687	an Ferdinand Ebner
30. 7.1926	688	von Bruno Sander
3. 8.1926	689	an Bruno Sander
22.10.1926	690	an Clothilde Zahlingen
24.10.1926	691	an Theodor Haecker
27.10.1926	692	von Theodor Haecker
29.10.[1926]	693	an Paula Schlier
31.10.1926	694	an Hildegard Jone und Josef Humplik
9.11.1926	695	von Josef Leitgeb
12.11.1926	696	an Hildegard Jone
25.11.1926	697	an Martina Wied
27.11.1926	698	an Hildegard Jone
4.12.1926	699	von Paul Walser
5.12.1926	700	von Alfred Baeumler
[wahrsch. Dez. 1926]	701	an Paula Schlier
[17].12.[1926]	702	von Karl Wolfskehl

20.12.1926	703	an Josef Humplik
28.12.1926	704	von Karl Wolfskehl
28.12.1926	705	von Lotte Heigl
13. 1.1927	706	an Paula Schlier
14. 1.1927	707	von Theodor Haecker
17. 1.1927	708	an Paula Schlier
21. 1.1927	709	an Paula Schlier
4. 2.1927	710	von Paul Bargehr
7. 2.1927	711	an Hildegard Jone
17. 2.1927	712	an Ferdinand Ebner
20. 2.1927	713	an Paula Schlier
1. 3.1927	714	von Waldemar Gurian
10. 3.1927	715	an Paula Schlier
11. 3.1927	716	an Paula Schlier
11. 3.1927	717	an Fritz Schey
20. 3.1927	718	von Ferdinand Ebner
29. 3.1927	719	an Ferdinand Ebner
29. 3.1927	720	an Fritz Schey
28. 4.1927	721	an Paula Schlier
4. 5.1927	722	von Wilhelm Kütemeyer
7. 5.1927	723	an Wilhelm Kütemeyer
7. 5.1927	724	von Franz Atzinger
20. 5.1927	725	von Ferdinand Ebner
27. 5.1927	726	von Josef Leitgeb
14. 6.1927	727	von Walther Riese
[nach dem 12.7.1927]	728	an Ferdinand Ebner [Entwurf]
22. 7.1927	729	an Franz Glück
26. 7.1927	730	von Willy Storrer
4. 8.1927	731	an Hildegard Jone
27. 8.1927	732	an Paula Schlier
29. 8.1927	733	an Paula Schlier
5. 9.1927	734	von Josef Schulz
7. 9.1927	735	an Ignaz Zangerle
8. 9.1927	736	an Josef Humplik
18.10.1927	737	an Theodor Haecker
7.11.1927	738	vom Verlag »Die Fackel«
24.11.1927	739	an Theodor Haecker
27.11.1927	740	an Paula Schlier
4.12.1927	741	an Paula Schlier
16.12.1927	742	an Anton Gantner
18.12.1927	743	an Paula Schlier
29.12.1927	744	an Paula Schlier
6. 1.1928	745	von Otto Stoessl
[Jänner 1928]	746	an Otto Stoessl [Entwurf]
[Jänner 1928]	747	an Paula Schlier
17. 1.1928	748	an Theodor Haecker
21. 1.1928	749	an Karl Thieme
26. 1.1928	750	an Daniel Sailer
10. 3.1928	751	von Paul J. Gordon Fischel
20. 3.1928	752	an Theodor Haecker
27. 3.1928	753	an Hildegard Jone
9. 5.1928	754	an Paula Schlier
30. 5.1928	755	an Franz Glück
14. 6.1928	756	von Josef Schulz

[Ende Juni 1928]	
Juli 1928	757 an Hildegard Jone
23. 8.1928	758 von Grete von Urbanitzky
27. 8.1928	759 von Elisabeth Langgässer
7. 9.1928	760 von Elisabeth Langgässer
25. 9.1928	761 an Hildegard Jone
11.11.1928	762 von Elisabeth Langgässer
15.11.1928	763 an Hildegard Jone
10.12.1928	764 an Hildegard Jone
12. 2.1929	765 an Daniel Sailer
15. 2.1929	766 von Erika Mitterer
17. 2.1929	767 an Erika Mitterer
25. 3.1929	768 an Hans Jaeger
1. 4.1929	769 an Ferdinand Ebner
25. 4.1929	770 von Ferdinand Ebner
14. 5.1929	771 von Theodor Sapper
29. 5.1929	772 vom Verlag »Die Fackel«
9. 6.1929	773 an Karl Kraus
14. 7.1929	774 von Getrud von Le Fort
20. 7.1929	775 von Ferdinand Ebner
5. 9.1929	776 an Theodor Haecker
22.10.1929	777 an Theodor Haecker
27.10.1929	778 von Theodor Haecker
12.11.1929	779 an Karl Kraus
21.11.1929	780 an Werner Kraft
23.11.1929	781 von Theodor Haecker
15. 1.1930	782 an Theodor Haecker
11. 4.1930	783 an Theodor Haecker
30. 5.1930	784 von Max von Esterle
1. 6.1930	785 von Daniel Sailer
19. 6.1930	786 an Daniel Sailer [Entwurf]
21. 6.1930	787 an Paula Schlier
21. 6.1930	788 an Franz Glück
[wahrsch. Anf. Aug. 1930]	789 an Ferdinand Ebner
15. 9.1930	790 von Daniel Sailer
17. 9.1930	791 von Lisl Eichholz
12.10.1930	792 an Hildegard Jone
Oktober 1930	793 an Franz Glück
[12.11.1930]	794 von Richard Lányi [Rundschreiben]
[29.11.1930]	795 an Franz Glück
3.12.1930	796 von Theodor Haecker [P]
7.12.1930	797 von Otto Stoessl
17.12.1930	798 an Bruno Sander
[6.1.]1931	799 an Franz Glück
12. 1.1931	800 von Josef Schulz
23. 1.1931	801 an Adolf Loos
8. 3.1931	802 an Karl Thieme
15. 3.1931	803 an Friedrich T. Gubler
17. 3.1931	804 an Fritz Schey
20. 3.1931	805 von Ferdinand Ebner
	806 an Ferdinand Ebner
30. 3.1931	Beilage: Ficker an Ferdinand Ebner, [19.3.]1931
19. 4.1931	807 von Ferdinand Ebner
27. 4.1931	808 von Ferdinand Ebner
	809 von Richard Schaukal

4. 5.1931	810 an Theodor Haecker
6. 5.1931	811 von Wilhelm Kütemeyer [Rundschreiben]
18. 5.1931	812 von Alfred Baeumler Beilage: Rundschreiben, 18.4.1931
23. 5.1931	813 an Alfred Baeumler
26. 6.1931	814 an Birgit von Ficker
12. 7.1931	815 an Hildegard Jone
5. 8.1931	816 von Theodor Haecker
14. 8.1931	817 von Martina Wied
8. 9.1931	818 an Theodor Haecker
27.[9.]1931	819 an Hildegard Jone
9.11.1931	820 von Hildegard Jone
16.11.1931	821 von Wilhelm Kütemeyer
16.11.1931	822 von Max von Esterle
26.11.1931	823 von Josef Schulz
20.12.1931	824 von Carl Dallago
30.12.1931	825 an Carl Dallago
6. 1.1932	826 an Theodor Haecker
26. 1.1932	827 an Hildegard Jone
28. 1.1932	828 von Hildegard Jone
2. 2.1932	829 an Theodor Haecker
5. 3.1932	830 von Richard Schaukal
13. 9.1932	831 an Erich Weisz [Entwurf]
27. 9.1932	832 an Theodor Haecker
22.12.1932	833 an Hermann Hesse
[wahrsch. Ende Dez. 1932]	834 von Hermann Hesse
5. 1.1933	835 an Max Stefl [P]
8. 1.1933	836 von Willy Stadler
8. 1.1933	837 von Rudolf Borchardt
13. 1.1933	838 an Hermann Hesse
25. 1.1933	839 von Theodor Haecker
27. 1.1933	840 an Willy Stadler
Ende Januar 1933.	841 von Hermann Hesse
6. 2.1933	842 von Martin Putschek
15. 2.1933	843 von Theodor Haecker
16. 2.1933	844 von Hans Kestranek
[vor dem 23.3.1933]	845 von Theodor Haecker
23. 3.1933	846 an Theodor Haecker
29. 3.1933	847 von Theodor Haecker
4. 4.1933	848 von Theodor Haecker
6. 5.1933	849 von Karl Thieme
21. 5.1933	850 an Hermann Hesse [Entwurf]
[29.5.1933]	851 von Theodor Haecker [P]
15. 6.1933	852 an Paula Schlier
27. 7.1933	853 an Franz Glück
7. 8.1933	854 an Paula Schlier
[25.8.1933]	855 an Franz Glück [T]
27. 8.1933	856 von Franz Glück
16.10.1933	857 an Karl Thieme
5.11.1933	858 an Ernst Kfenek
4. 1.1934	859 an Franz Glück
28. 1.1934	860 an Werner Meyknecht
18. 3.1934	861 an Josef Leitgeb
4. 4.1934	862 an Franz Glück

[zw. dem 4. u. 16.4.1934]	863	an Karl Jaray [Entwurf]
13. 4.1934	864	an Hermann Hesse [P]
[April 1934]	865	an Hermann Hesse [Entwurf]
18. 5.1934	866	an Theodor Haecker
21. 5.1934	867	von Ernst Kfenek
[vor dem 16.6.1934]	868	an Eberhard Steinacker
9. 6.1934	869	an Richard Schaukal
13. 6.1934	870	von Richard Schaukal
19. 6.1934	871	an Ernst Kfenek
20. 6.1934	872	an Werner Kraft
6. 8.1934	873	an Karl Sitka
[zw. dem 25.7. u. 13. 8.1934]	874	an Karl Kraus [Entwurf]
13. 8.1934	875	von Karl Kraus [T]
28. 8.1934	876	an Theodor Haecker
3. 9.1934	877	von Theodor Haecker
12. 9.1934	878	an Felix Susani [Entwurf]
13. 9.1934	879	von Curt Sigmar Gutkind
[nach dem 13.9.1934]	880	an Curt Sigmar Gutkind [Entwurf]
16. 9.1934	881	an Theodor Haecker
26.10.1934	882	an Werner Kraft
25.11.1934	883	an Werner Kraft
3.12.1934	884	an Theodor Haecker
20. 1.1935	885	an Ludwig Hänsel [Entwurf]
21. 1.1935	886	von Theodor Haecker
16. 2.1935	887	an Theodor Haecker
21. 3.1935	888	an Eberhard Steinacker
29. 4.1935	889	an Albert Bloch
3. 6.1935	890	an Eberhard Steinacker
11. 1.1936	891	von Hans Kestranek
13. 1.1936	892	an Ludwig Müller
23. 3.1936	893	an Alfred George Gallas
6. 4.1936	894	von Hans Kestranek
8. 4.1936	895	an August Zechmeister
28. 5.1936	896	von Johannes Österreich
12. 6.1936	897	von Jahoda & Siegel
13. 6.[1936]	898	an Franz Glück [T]
15. 6.1936	899	von August Zechmeister
21. 6.1936	900	an Paula Schlier
12. 7.1936	901	von Alfred George Gallas
3.10.1936	902	von Hermann Broch
14.10.1936	903	an Karl Jaray
2.11.1936	904	von Sidonie Nádherný
8.11.1936	905	an Sidonie Nádherný [Entwurf]
21.11.1936	906	an Josef Leitgeb
22./23.11.1936	907	von Sidonie Nádherný
24.11.1936	908	von Josef Leitgeb
2.12.1936	909	von Hans Kestranek
11./12.12.1936	910	von Sidonie Nádherný
7. 2.1937	911	an Emil Barth
[nach dem 7.2.1937]	912	von Emil Barth
[verm. nach dem 14.5.1937]	913	an Hans Kestranek [Entwurf]
27.10.1937	914	von Hans Kestranek
28.11.1937	915	von Hermann Broch
11. 1.1938	916	an August Zechmeister

17. 1.1938	917	an August Zechmeister
19. 4.1938	918	an Erhard Buschbeck
26. 4.1938	919	an Martina Wied
17.11.1938	920	von Erhard Buschbeck
29.12.1938	921	von Hans Kestranek
17. 1.1939	922	an Martina Wied
26. 2.1939	923	von Martina Wied
20. 3.1939	924	von Franz Gruener
29. 4.1939	925	von Theodor Haecker
25. 6.1939	926	von Heinrich Kulka
29. 6.1939	927	von Karl Muth
1. 8.1939	928	von Werner Riemerschmid
1. 9.1939	929	an Erhard Buschbeck
1.10.1939	930	an Walter Kuntzel
18.10.1939	931	an Emil Barth
29.10.1939	932	an Paula Schlier
28.11.1939	933	von Ignaz Zangerle
23.12.1939	934	von Hans Kestranek

Verzeichnis der Briefe nach Briefpartnern

Atzinger Franz	724	7. 5.1927
Baeumler Alfred	667	30. 3.1926
	700	5.12.1926
	812	18. 5.1931 [mit Beilage]
Bargehr Paul	710	4. 2.1927
Barth Emil	912	[nach dem 7.2.1937]
Binding Rudolf Georg	685	15. 7.1926
Borchardt Rudolf	837	8. 1.1933
Broch Hermann	902	3.10.1936
	915	28.11.1937
Buschbeck Erhard	920	17.11.1938
Cisek Oscar Walter	665	19. 3.1926
Dallago Carl	824	20.12.1931
Ebner Ferdinand	671	21. 4.1926
	718	20. 3.1927
	725	20. 5.1927
	770	1. 4.1929
	775	14. 7.1929
	805	17. 3.1931
	807	30. 3.1931
	808	19. 4.1931
Eichholz Lisl	791	15. 9.1930
Esterle Max von	661	[wahrsch. 12.3.1926]
	662	15. 3.1926
	784	11. 4.1930
	822	16.11.1931
»Fackel«-Verlag	668	9. 4.1926
	674	22. 5.1926 [mit Beilage]
	676	29. 5.1926
	738	7.11.1927
	772	14. 5.1929
Fischel Paul J. Gordon	751	10. 3.1928

Gallas Alfred George	901	12. 7.1936
Glück Franz	856	27. 8.1933
Gruener Franz	924	20. 3.1939
Gurian Waldemar	714	1. 3.1927
Gutkind Curt Sigmar	879	13. 9.1934
Haecker Theodor	658	3. 2.1926
	692	27.10.1926
	707	14. 1.1927
	778	22.10.1929
	781	21.11.1929
	796	[29.11.1930] [P]
	816	5. 8.1931
	839	25. 1.1933
	843	15. 2.1933
	845	[vor dem 23. 3.1933]
	847	29. 3.1933
	848	4. 4.1933
	851	[29.5.1933] [P]
	877	3. 9.1934
	886	21. 1.1935
	925	29. 4.1939
Heigl Lotte	705	28.12.1926
Hesse Hermann	834	[wahrsch. Ende Dez. 1932]
	841	Ende Januar 1933
Jahoda & Siegel	897	12. 6.1936
Jone Hildegard	820	9.11.1931
	828	28. 1.1932
Kestranek Hans	844	16. 2.1933
	891	11. 1.1936
	894	6. 4.1936
	909	2.12.1936
	914	27.10.1937
	921	29.12.1938
	934	23.12.1939
Kraus Karl	875	13. 8.1934 [T1]
Kfenek Ernst	867	21. 5.1934
Kütemeyer Wilhelm	722	4. 5.1927
	811	6. 5.1931 [Rundschreiben]
	821	16.11.1931
Kulka Heinrich	926	25. 6.1939
Langgässer Elisabeth	759	23. 8.1928
	760	27. 8.1928
	762	25. 9.1928
Lányi Richard	794	Oktober 1930 [Rundschreiben]
Lasker-Schüler Else	664	18. 3.1926
Le Fort Getrud von	774	9. 6.1929
Leitgeb Josef	670	15. 4.1926
	683	6. 7.1926
	695	9.11.1926
	726	27. 5.1927
	908	24.11.1936
Mitterer Erika	766	12. 2.1929
Muth Karl	927	29. 6.1939
Nádhermý Sidonie	904	2.11.1936

	907	22./23.11.1936
	910	11./12.12.1936
Österreicher Johannes	896	28. 5.1936
Putschek Martin	842	6. 2.1933
Reischek Andreas	666	26. 3.1926
Riemerschmid Werner	928	1. 8.1939
Riese Walther	727	14. 6.1927
Rosenberg Alfred	680	11. 6.1926
Sailer Daniel	785	30. 5.1930
	790	[wahrsch. Anf. Aug. 1930]
Sander Bruno	688	30. 7.1926
Sapper Theodor	771	25. 4.1929
Schaukal Richard	809	27. 4.1931
	830	5. 3.1932
	870	13. 6.1934
Schulz Josef	734	5. 9.1927
	756	14. 6.1928
	800	[16.1.]1931
	823	26.11.1931
Stadler Willy	836	8. 1.1933
Stoessl Otto	745	6. 1.1928
	797	3.12.1930
Storrer Willy	730	26. 7.1927
Thieme Karl	849	6. 5.1933
Trakl Fritz	660	12. 3.1926
Urbanitzky Grete von	758	Juli 1928
Walser Paul	699	4.12.1926
Wied Martina	817	14. 8.1931
	923	26. 2.1939
Wolfskehl Karl	702	[17].12.[1926]
	704	28.12.1926
Zangerle Ignaz	933	28.11.1939
Zechmeister August	899	15. 6.1936

Verzeichnis der Briefe Ludwig von Fickers

Baeumler Alfred	813	23. 5.1931
Barth Emil	911	7. 2.193
	931	18.10.1939
Bloch Albert	889	29. 4.1935
Buschbeck Erhard	918	19. 4.1938
	929	1. 9.1939
Dallago Carl	825	30.12.1931
Ebner Ferdinand	656	20. 1.1926
	672	20. 4.1926
	687	27. 7.1926
	712	17. 2.1927
	719	29. 3.1927
	728	[nach dem 12.7.1927] [Entwurf]
	769	25. 3.1929
	789	21. 6.1930
	806	20. 3.1931 [mit Beilage]
»Fackel«-Verlag	675	25. 5.1926

Ficker Birgit von	814	26. 6.1931
Gallas Alfred George	893	23. 3.1936
Gantner Anton	742	16.12.1927
Glück Franz	729	22. 7.1927
	755	30. 5.1928
	788	21. 6.1930
	793	12.10.1930
	795	[12.11.1930]
	799	17.12.1930
	853	27. 7.1933
	855	[25.8.1933] [T]
	859	4. 1.1934
	863	4. 4.1934
	898	13. 6.[1936] [T]
Gubler Friedrich T.	803	8. 3.1931
Gutkind Curt Sigmar	880	[nach dem 13.9.1934] [Entwurf]
Haecker Theodor	673	21. 5.1926
	691	24.10.1926
	737	18.10.1927
	739	24.11.1927
	748	17. 1.1928
	752	20. 3.1928
	776	20. 7.1929
	777	5. 9.1929
	782	23.11.1929
	783	15. 1.1930
	810	4. 5.1931
	818	8. 9.1931
	826	6. 1.1932
	829	2. 2.1932
	832	27. 9.1932
	846	23. 3.1933
	866	18. 5.1934
	876	28. 8.1934
	881	16. 9.1934
	884	3.12.1934
	887	16. 2.1935
Hilnsel Ludwig	885	20. 1.1935 [Entwurf]
Hesse Hermann	833	22.12.1932
	838	13. 1.1933
	850	21. 5.1933 [Entwurf]
	864	13. 4.1934 [P]
	865	[April 1934] [Entwurf]
Humplik Josef	681	15. 6.1926
	684	7. 7.1926
	694	31.10.1926
	703	20.12.1926
	736	8. 9.1927
Jaeger Hans	768	17. 2.1929
Jaray Karl	863	[zw. dem 4. u. 16.4.1934] [Entwurf]
	903	14.10.1936
Jone Hildegard	694	31.10.1926
	696	12.11.1926
	698	27.11.1926

	711	7. 2.1927
	731	4. 8.1927
	753	27. 3.1928
	757	[Ende Juni 1928]
	761	7. 9.1928
	763	11.11.1928
	764	15.11.1928
	792	17. 9.1930
	815	12. 7.1931
	819	27.[9.]1931
	827	26. 1.1932
	694	31.10.1926
Kestranek Hans	913	[verm. nach dem 14.5.1937] [Entwurf]
Kraft Werner	780	12.11.1929
	872	20. 6.1934
	882	26.10.1934
	883	25.11.1934
Kramer Theodor	657	20. 1.1926
Kraus Karl	773	29. 5.1929
	779	27.10.1929
Kfenek Ernst	874	[zw. dem 25.7. u. 13.8.1934] [Entwurf]
	858	5.11.1933
	871	19. 6.1934
Küntzel Walter	930	1.10.1939
Küttemeyer Wilhelm	723	7. 5.1927
Leitgeb Josef	862	18. 3.1934
	906	21.11.1936
Loos Adolf	801	12. 1.1931
Meschendörfer Adolf	659	16. 2.1926
Meyknecht Werner	860	28. 1.1934
Mitterer Erika	767	15. 2.1929
Müller Ludwig	892	13. 1.1934
»Münchener Post«	678	5. 6.1926
Nádherný Sidonie	905	8.11.1936 [Entwurf]
Sailer Daniel	663	17. 3.1926
	750	26. 1.1928
	765	10.12.1928
Sander Bruno	786	1. 6.1930 [Entwurf]
	682	29. 6.1926
	689	3. 8.1926
	798	7.12.1930
Schaukal Richard	869	9. 6.1934
Schey Fritz	717	11. 3.1927
	720	29. 3.1927
Schlier Paula	804	15. 3.1931
	693	29.10.[1926]
	701	[wahrsch. Dez. 1926]
	706	13. 1.1927
	708	17. 1.1927
	709	21. 1.1927
	713	20. 2.1927
	715	10. 3.1927
	716	11. 3.1927
	721	28. 4.1927

	732	27. 8.1927
	733	29. 8.1927
	740	27.11.1927
	741	4.12.1927
	743	18.12.1927
	744	29.12.1927
	747	[Jänner 1928]
	754	9. 5.1928
	787	19. 6.1930
	852	15. 6.1933
	854	7. 8.1933
	900	21. 6.1936
	932	29.10.1939
Sitka Karl	873	6. 8.1934
Stadler Willy	840	27. 1.1933
Stefl Max	686	[vermutl. 19.7.1926]
	835	5. 1.1933 [P]
Steinacker Eberhard	868	[vor dem 16.6.1934]
	888	21. 3.1935
	890	3. 6.1935
Stoessl Otto	746	[Jänner 1928] [Entwurf]
Susani Felix	878	12. 9.1934 [Entwurf]
Thieme Karl	749	21. 1.1928
	802	23. 1.1931
	857	16.10.1933
»Völkischer Beobachter«	677	2. 6.1926
	679	5. 6.1926
Weisz Erich	831	13. 9.1932 [Entwurf]
Wied Martina	669	13. 4.1926
	697	25.11.1926
	919	26. 4.1938
	922	17. 1.1939
Zahlingen Clothilde	690	22.10.1926
Zangerle Ignaz	735	7. 9.1927
Zechmeister August	895	8. 4.1936
	916	11. 1.1938
	917	17. 1.1938

NAMENREGISTER

Das Register enthält alle im Primär-Text vorkommenden Namen von Personen und Verlagen, sowie die Titel von Zeitungen und Zeitschriften. Aus dem Anhang sind Namen und Titel nur soweit angeführt, als sie den historischen Zusammenhang unmittelbar erläutern; bloße Nennungen von Autoren oder Verlagen innerhalb bibliographischer Angaben bleiben unberücksichtigt. Kursiv sind die Seiten hervorgehoben, auf denen ausführlichere Biographien zu finden sind.

- Abendland 370 f.
Adam, Karl 225, 393, 407
Adam, Walter 426
Adler, Bruno 205, 402
Aischylos 399
Die Aktion 391
Allgemeine Rundschau 411
Allgemeine Zeitung 57
Alpenland 237, 412
Altenberg, Peter 220, 243, 248, 375, 394, 405, 415, 417
Althaus, Paul 406
Amaltheaverlag 20
Ammer, K. L. (= Karl Klammmer)
Andersen Nexö, Martin 122
Arbeiterzeitung 364
Aretin, Erwin von 406
Aristoteles 437
Arlington, Edwin 123
Athanasius der Große 146
Atzinger, Franz 81, 374, 433
Augsburger Allgemeine Zeitung 367
Augustinus 216, 230, 405
Austerlitz, Friedrich 371
Bachofen, Johann Jakob 55, 192, 367, 400
Baeumler, Alfred 21 f., 55 f., 189–201, 205, 211, 236, 353, 367, 373, 399–401, 403, 406, 412
Bahr, Hermann, 122, 362
Ball, Hugo 236, 408, 412
Barbusse, Henri 376, 405, 417
Bargehr, Paul 66–68, 369, 398
Barth, Carl 339, 441
Barth, Emil 315 f., 325, 436, 437 f., 441
Barth, Hans 224, 307
Barth, Karl 9, 27, 79, 148 f., 152 f., 163, 205, 211, 224, 347, 390, 392, 402 f., 406
Basil, Otto 366, 396
Basler Nachrichten 375
Baudelaire, Charles 254 f., 420
Bayerland-Verlag 100
Bayerthal, Ernst 244, 416
Becker, C. H. 368
Beckmann, Clothilde 309, 436
Beckmann, Edmund 309, 436
Beethoven, Ludwig van 436
Bellocs, Hilaire 100, 378
Bendiscioli, Mario 439
Benedikt XV, 390
Benjamin, Walter 391
Benoist-Méchin, Jacques 267, 424
Berdjaev, Nikolay Aleksandrovic 271, 425
Berg, Alban 170, 359, 396, 414, 417
Berger, Philipp 311, 433 f.
Bergische Tageszeitung 363
Bergland 412
Bergson, Henri 254, 356, 420
Berliner Börsen-Courier 379
Bernanos, George 165, 341, 394, 442
Bernhart, Josef 221, 262, 405, 410, 423 f., 436
Berus, Alexander von 376
Bertram, Ernst 351, 354
Bettac, Ulrich 438
Bichlmair, Georg 287, 431
Billinger, Richard 238, 371, 413
Binding, Rudolf Georg 39, 117, 360, 371
Biochemie 379
Birgitta von Schweden 260
Birstinger, Leopold 264, 423
Blätter für deutsche Philosophie 401
Blätter für die Kunst 367
Blei, Franz 104, 142, 380, 389 f.
Bloch, Albert 277, 364, 417, 428 f.
Bloy, Léon 71 f., 370 f., 374, 432
Blüher, Hans 398
Böhm, Anton 242, 414
Böll, Heinrich 400
Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 233, 253
Bojer, Johann 122
Boos, Roman 375
Borchardt, Rudolf 187, 225–227, 391, 406, 407
Braun, Felix 122, 144, 385
Brecht, Bert 369, 398, 417
Brindejont-Offenbach, Jacques 417
Broch, Hermann 295 f., 319–321, 433, 437
Brod, Max 383
Brunner, Emil 411, 431
Brunner, Felix 438
Buber, Martin 373, 424, 431
Buch- und Kunstrevue 363
Buchner, Hans 386
Buchroithner, Engelbert 237, 412
Buchroithner, Hans 237, 412
Buddha 77, 372

- Der Bücherfreund 350
 Bultmann, Rudolf 347
 Bunzl, Hugo 164, 392
 Bunzl, Max 433
 Burckhardt, Jacob 426
 Burkhardt, Franz 414
 Bursdell, Friedrich 394
 Buschbeck, Erhard 85,
 324–327, 335–339,
 341, 349, 375, 416, 438,
 440, 442
 Byron, George Gordon 407
 Čapek, Karel 417
 Carossa, Hans 376
 Cassirer, Bruno 351, 416,
 435
 Chamberlain, Arthur
 Neville 340 f.
 Chamisso, Adalbert 19,
 352
 Die christliche Frau 364
 Der christliche Ständestaat
 421
 Die christliche Welt 381,
 411
 Cisek, Oscar Walter 17 f.,
 350, 351
 Claudel, Paul 362, 437
 Claudius, Matthias 19,
 258, 350, 352, 384
 Clumecki, Margarethe von
 433
 Clumecki, Moritz von 433
 Conrad-Martius, Hedwig
 439
 Cooney, Mary 433
 Coßmann, Paul Nikolaus
 380
 Courier des Ilés 267
 Croce, Benedetto 122
 Csaki, Richard 351
 Cugetul Romanesc 18, 351
 Curtius, Ernst Robert 440
 Czermak, ? 12
 Däubler, Theodor 139, 349,
 376, 388, 441
 Dahn, Felix 19
 Dalbiez, Roland 371
 Dallago, Carl 18, 22 f., 26,
 28, 37, 49 f., 52, 54 f.,
 57, 69, 84, 98, 132,
 191 f., 194, 197, 199,
 205, 209–213, 215, 277,
 351, 353, 364–366, 369,
 371, 375, 379 f., 384,
 386, 399 f., 402 f., 411,
 429
 Dallago, Enoch 277, 429
 Dante, Alighieri 407
 Demmer, Ilse 416
 Dempf, Alois 414
 Denis, Robert 371
 Deutsche Allgemeine Zei-
 tung 341, 442
 Deutsches Volkstum 220,
 224, 406
 Deutschlands Erneuerung
 220, 233, 411
 Diderot, Denis 368
 Diederichs Verlag 79 f.,
 147 f., 372, 374 f., 390,
 399, 442
 Dillersberger, Josef 424
 Dobrzensky, Mary von 433
 Döblin, Alfred 376, 426
 Dollfuß, Engelbert 257,
 261, 263 f., 275 f., 313,
 412, 415, 420, 423,
 427 f., 436
 Dostojewski, Fjodor 104,
 399, 413, 436
 Drei Masken Verlag 135,
 369, 388
 Dürrenmatt, Friedrich 394
 Durach, Felix 376
 Durstain, Luc 368
 Eberle, Josef 434
 Ebner, Ferdinand 9 f., 24–
 27, 40–54, 70 f., 74–76,
 81–84, 86, 92, 117,
 135–138, 141 f., 168,
 181–187, 202 f., 205–
 208, 214–218, 220, 228,
 235 f., 276, 289, 291,
 340 f., 347, 352, 355 f.,
 361, 364, 366, 370,
 374–376, 380, 395, 399,
 401 f., 404–406, 411,
 414 f., 421, 426 f., 430–
 433, 441
 Ebner, Maria 10, 28, 138,
 185, 208, 215–217, 399,
 404, 427
 Ebner, Walter 10, 185, 208,
 215 f., 347, 399
 Ebner-Eschenbach, Marie
 von 187, 399
 Echebarra, Francisco 439
 Eckart, Dietrich 359
 Eckermann, Johann Peter
 357
 Egger-Lienz, Albin 377,
 442
 Ehrenberg, Hans 26, 355
 Ehrenstein, Albert 438
 Ehrmann, Fritz 415
 Eichholz, Alfred 167, 394,
 421
 Eichholz, Lisl 167, 394,
 421
 Eidlitz, Walter 371
 Einstein, Albert 437
 Eisner, Kurt 380
 Elert, Werner 406
 Die Erfüllung 269, 287,
 296, 305, 316, 318–320,
 422, 424, 431, 434 f.,
 437
 Erismann, Theodor 391
 Ernst, Otto 19
 Ernst, Paul 204, 219, 402,
 405 f.
 Eschweiler, Karl 371
 Esterle, Max von 15, 156 f.,
 209, 349, 350, 416
 Eßer, Wilhelm 341, 441
 Eulenbergs, Hedda 442
 Exner, Felix 420
 Die Fackel 29, 75, 120,
 151, 155, 164, 261, 270,
 289, 299 f., 304 f.,
 310 f., 353, 368, 371,
 377, 384, 387, 391 f.,
 402, 413, 419, 423, 425,
 429, 431 f., 436–
 Verlag Die Fackel 22, 29–
 32, 99, 139, 353, 357,
 378, 388, 431, 434–436
 Faistauer, Anton 128, 377,
 386
 Falckenberg, Otto 369, 394
 Fallmerayer, Jakob Philipp
 56–58, 367
 Fehse, Willi 387
 Fichte, Johann Gottlieb
 372
 Ficker, Birgit von 138,
 141–143, 201 f., 218,

- 237, 249, 253, 265, 267,
 338, 340, 342, 401, 417
 Ficker, Cissi von 9, 14, 17,
 197, 229, 370, 389, 409
 Ficker, Florian von 52,
 138, 141–143, 171, 207,
 325, 338, 340
 Ficker, Gudula (Ulla) von
 17, 350
 Ficker, Heinrich von 143,
 378, 389
 Ficker, Rudolf von 203,
 257, 378, 401, 421
 Figner, Wera 60, 367 f.
 Filser, Benno 119, 135,
 383, 386, 388
 Fischel, Paul J. Gordon
 114 f., 382, 383
 S. Fischer Verlag 417, 426
 Fischer, Heinrich 62, 91–
 93, 248, 291, 310, 369,
 374, 376, 384, 415,
 433–436
 Fontana, Oskar Maurus 438
 Fraenger, ? 127, 386
 Fränkische Tagespost 363
 Frankl, Otto 376
 Franco Bahamonde, Fran-
 cisco 437
 Frankfurter Zeitung 78,
 124, 169, 172, 238, 363,
 367, 373, 395, 397 f.,
 413
 Franz von Assisi 362, 365
 Freiberg, Siegfried 341,
 442
 Freud, Sigmund 122, 398
 Friedheim, Carl 335 f., 440
 Friedrich II. 229, 409
 Funk, Philipp 406
 Gallas, Alfred George
 283 f., 292–295, 430,
 433
 Galsworthy, John 123, 383
 Gandhi, Mahatma 67, 369
 Gantner, Anton 103, 379,
 380
 Geibel, Emanuel 358
 Georg, Manfred 367
 George, Stefan 187, 367,
 397, 408, 425
 Gerber, Arthur 21, 353
 Gerli, ? 21, 353
 Germania 124
 Gide, André 187, 220,
 398 f.
 Gilg, Arnold 355
 Ginsberg, Ernst 369
 Ginzkey, Franz Karl 335 f.,
 440
 Glück, Franz 87 f., 118 f.,
 163 f., 169 f., 172 f.,
 238–240, 243, 248, 281,
 288, 375, 383, 388, 392,
 395–398, 405, 413, 415,
 417, 434
 Glück, Hilde 239, 415
 Glück, Wolfgang 239, 415
 Goethe, Johann Wolfgang
 von 120, 210, 271, 367,
 395, 425
 Goetheanum 376
 Gogarten, Friedrich 77–79,
 153, 372, 406, 431
 Gogh, Vincent van 18, 349,
 351
 Gorbach, Karl 331, 439
 Gorki, Maxim 123, 405
 Gotthelf, Jeremias 351
 Gottsched, H. 374
 Goya, Francisco 266, 424
 Grebmer-Wolfsturn, ? 100
 Grieshaber, HAP 400
 Grillparzer, Franz 220, 405
 Grimm, Ernst 391
 Grohmann, Walter 441
 Gropius, Walter 397
 Großmann, Stephan 126,
 386
 Grothe, Günther von 46,
 73, 100, 155, 279,
 362 f., 371, 430
 Gruener, Franz 331, 438 f.
 Gruener, Gabriel 331
 Gründler, Otto 353 f.
 Guano, Emilio 439
 Guardini, Romano 79, 99,
 364, 373, 393, 404, 431
 Gubler, Friedrich T. 172,
 177–179, 353, 397, 398
 Gulbransson, Olaf 367
 Gulbransson-Jehli, Grete
 56 f., 367
 Gundolf, Friedrich 350
 Gurian, Waldemar 71 f.,
 177, 363, 370, 371, 398,
 424
- Gutkind, Curt Sigmar 60,
 219, 265–268, 367, 368,
 383, 401, 423 f.
 Guttenbrunner, Michael
 347
 Haas, Willy 45, 362, 363,
 424
 Habermann, Max 405
 Haecker, Johannes 227
 Haecker, Margarete 274,
 408, 426 f.
 Haecker, Theodor 11 f.,
 27–29, 37, 45–47, 62,
 69, 80, 84, 97–101,
 161 f., 115 f., 121, 127,
 134, 142–150, 152–156,
 162–165, 171, 181,
 187 f., 191, 203, 205 f.,
 210–212, 214 f., 217–
 219, 221–236, 249, 252,
 256, 261 f., 264, 267,
 269, 272, 274 f., 284,
 318, 332–334, 347, 348,
 351 f., 356, 362, 365,
 368, 370 f., 375, 377–
 383, 388 f., 391–394,
 396 f., 399, 401–406,
 408–412, 415, 418, 422,
 424, 426, 430 f., 436,
 439 f.
 Hänsel, Ludwig 273, 341,
 419 f., 426, 439
 Haerle, Ernst 353
 Halsmann, Max 391
 Halsmann, Philipp 151 f.,
 391
 Hamburgischer Correspon-
 dent 363
 Hamsun, Knut 56, 122,
 248, 367, 417
 Hardy, Thomas 122
 Haringer, Jakob 39 f., 361,
 388
 Hartmann, Nicolai 196,
 400, 401
 Hasenkamp, Gottfried 363
 Haslinger, ? 128
 Hauptmann, Gerhart 122,
 351, 379
 Hauser, Kaspar 246, 416
 Haydn, Joseph 436
 Heer, Friedrich 421
 Hefele, Hermann 47

- Hegel, Georg Wilhelm
Friedrich 190, 390, 399
- Hegner, Jakob 132, 165,
348, 386, 387, 394, 399,
402, 404 f., 418, 420,
426, 430, 439, 442
- Heidegger, Martin 348,
373, 390, 400, 421
- Heigl, Eva-Dorothea 30 f.,
356
- Heigl, Guido 29–31, 356
- Heigl, Lotte 30 f., 58 f.,
356
- Heim, Karl 406, 431
- Heinrich, Karl Borromäus
228, 349, 380, 409, 417,
424
- Heinrich, Ludwig 380
- Hellingrath, Norbert von
327, 438
- Hellmer, Edmund 359
- Henle, Rudolf 406
- Herder, Johann Gottfried
351
- Hesse und Becker 385
- Hesse, Hermann 222 f.,
226–228, 236, 251 f.,
371, 376, 405, 407 f.,
412, 417 f.
- Heuschele, Otto 387
- Hildegard von Bingen 260
- Hildegard, Carl 46, 81, 161 f.,
363, 393
- Hindemith, Paul 85, 375
- Hindenburg, Paul von 417
- Hirsch, Emanuel 406
- Hitler, Adolf 243, 266,
354, 358–360, 371, 380,
401 f., 410, 412, 415,
417, 422
- Hochland 105, 118, 215,
220, 234, 269, 340, 356,
363, 373, 381–383,
404 f., 408, 410 f., 424,
426, 432, 441
- Hölderlin, Friedrich 13, 19,
120 f., 140, 157, 327,
351 f., 384, 436, 438
- Hofer, Franz 412
- Hoffmann, Wilhelm 385
- Hofmannsthal, Hugo von
122 f., 126, 144, 220,
363, 377, 389, 405, 407,
433
- Hofmiller, Josef 380
- Holzmeister, Clemens 351
- Homer 188, 407
- Hora, Josef 417
- Die Horen 376
- Horwitz, Adele (Dela) 167,
188, 394, 399
- Horwitz, Kurt 167, 369,
394
- Horwitz, Ruth 394
- Huber-Deym, Amelie 291,
366, 433
- Huch, Ricarda 220, 363
- Huch, Rudolf 220
- Hugelshofer, Walter 153,
392
- Hugenberg, Alfred 380
- Humplik, Josef 35, 38,
48 f., 51 f., 57, 96 f.,
117, 120, 122, 126, 130,
142, 208, 216 f., 244,
- Henle, Rudolf 406
- Herder, Johann Gottfried
351
- Hesse und Becker 385
- Hesse, Hermann 222 f.,
226–228, 236, 251 f.,
371, 376, 405, 407 f.,
412, 417 f.
- Heuschele, Otto 387
- Hildegard von Bingen 260
- Hildegard, Carl 46, 81, 161 f.,
363, 393
- Hindemith, Paul 85, 375
- Hindenburg, Paul von 417
- Hirsch, Emanuel 406
- Hitler, Adolf 243, 266,
354, 358–360, 371, 380,
401 f., 410, 412, 415,
417, 422
- Hochland 105, 118, 215,
220, 234, 269, 340, 356,
363, 373, 381–383,
404 f., 408, 410 f., 424,
426, 432, 441
- Hölderlin, Friedrich 13, 19,
120 f., 140, 157, 327,
351 f., 384, 436, 438
- Hofer, Franz 412
- Hoffmann, Wilhelm 385
- Hofmannsthal, Hugo von
122 f., 126, 144, 220,
363, 377, 389, 405, 407,
433
- Jahoda & Siegel 20, 288
- Jahoda, Georg 32, 353
- Jahoda, Martin 433
- Janowitz, Franz 56, 81,
163, 366, 374, 394
- Jansen, Julia 442
- Jaray, Karl 155, 163, 169,
221, 249–251, 273,
289–291, 296 f., 310,
392, 395, 401, 405, 417,
426, 429, 433–435
- Jaspers, Karl 350
- Jellinek, Oskar 417
- Jickeli, Otto Fritz 351
- Jirasek, Alois 122
- Jirgal, Ernst 420
- Jochmann, Karl Gustav
391
- Joel, Charlotte 433
- Johannes Ev. 427
- Jone, Hildegard 48–53,
57, 62, 69, 89 f., 102,
116 f., 119–122, 126–
132, 142, 165, 167 f.,
187, 202 f., 206–208,
214–217, 244, 276 f.,
291, 340 f., 359, 363 f.,
366 f., 369, 374, 376,
383, 385 f., 402, 404,
406, 416, 427, 429, 431,
433, 44
- Joseph II. 405
- Joyce, James 105, 381, 398
- Jünger, Ernst 135, 388, 440
- Jünger, Friedrich Georg
191 f., 398
- Jugendführungsverlag 293,
433
- Junker, Axel 195, 197, 400
- Jussuf von Theben (= Else
Lasker-Schüler)
- Kafka, Franz 108, 381
- Kaiser Verlag 79, 144 f.,
147–149, 153, 373, 387,
389, 403
- Kampmann, Theoderich
269, 424, 439
- Kandinsky, Wassily 428
- Kaneler Volksblatt 395
- Kann, Helene 289 f., 297,
310 f., 417, 433, 434
- Kant, Immanuel 19, 352,
410
- Kasack, Hermann 426
- Kastil, Alfred 391
- Katharina von Siena 260
- Kauder, Viktor 351
- Keppler, Paul Wilhelm von
382

- Kestranek, Hans 230 f., 269, 280 f., 284 f., 308 – 310, 316 – 318, 327 f., 342 f., 410, 430, 435 f., 441
- Kierkegaard, Søren 79 f., 99, 142 – 149, 151, 155, 164 f., 176, 181, 187, 189 – 192, 195 f., 198 f., 201, 203, 205, 209, 211, 214 f., 218, 255, 332, 348, 350, 352, 355, 362, 368, 371, 373 f., 378 f., 383, 388 – 390, 394, 396, 399 – 404, 411, 413 f., 418, 421, 426, 429, 439
- Kippenberg, Anton 440
- Kippenberg, Katharina 412
- Klages, Ludwig 367, 398
- Klammer, Karl 140, 388
- Klausener, Erich 430
- Klein, Tim 353
- Kleist, Heinrich von 368
- Klier, Wilhelm 424
- Klimt, Gustav 359
- Klingsor 53, 348, 355, 366
- Knapp, Ernst 277, 353, 371, 429
- Knapp, Fritz 429
- Kocmata, Karl f. 359, 363
- Kölner Zeitung 379
- Kölnische Volkszeitung 370
- König-Jahoda, Johanna 433
- Kösel & Pustet, 383, 388, 409
- Kösel Verlag 45, 215, 218, 362, 404, 431, 439
- Kokoschka, Oskar 170, 237 f., 412, 420
- Kolbenheyer, Erwin Guido 219, 405 f.
- Kraft, Werner 151 f., 258 f., 270 – 272, 390 f., 402, 419, 422, 425 f., 429
- Kramer, Theodor 11, 347
- Kraus, Annie 258, 421
- Kraus, Karl 20, 22, 29 – 31, 62, 73, 76, 80, 88, 91 f., 97, 99, 117, 120 f., 131, 134, 139 – 142, 151, 172, 187, 204, 210 f., 219, 240, 243, 245 f., 248 – 251, 261, 266 f., 270 f., 273, 281, 288 – 291, 296 – 300, 302 – 307, 310 – 313, 349, 353 f., 359, 364, 368 f., 371, 374 – 378, 382 – 384, 387 f., 390 f., 394 – 396, 398, 402, 413, 415 – 417, 425 f., 429, 431 – 436, 441
- Krebs, Norbert 393
- Krell, Max 372
- Křenek, Ernst 242, 253 f., 257 f., 414, 419, 421, 429, 434, 436
- Kröner Verlag 189, 371, 399
- Krystall-Verlag 20, 351
- Kubin, Alfred 377
- Künstler, Gustav 119, 383, 396
- Küntzel, Walter 327 f., 440
- Küttemeyer, Wilhelm 79 f., 135, 144 – 153, 162, 189 – 201, 205, 209, 211, 213 f., 218, 373, 387, 389 – 392, 394, 399 – 402, 404
- Kulka, Heinrich 170, 333, 395, 396, 397, 413, 439
- Kunstwart 195, 400
- Kutzer-Gutkind, Laura 218, 268, 368, 424
- Labyrinth 400
- Lagerlöf, Selma 123
- Der Laie in der Kirche 419
- Lang, Hans Martin 47
- Langbehn, Julius 382, 424
- Langenfaß, Friedrich 353
- Langgässer, Elisabeth 123 – 125, 127 f., 235, 338, 385, 386, 398, 426
- Langlässer-Edvardsson, Cordelia 385 f.
- Laotse 77, 84, 372, 375
- Larose, Matthias 111, 382
- Lasker-Schüler, Else 17, 350, 384, 391, 396, 413, 417
- Lányi, Richard 20, 62, 170, 172 f., 175, 248, 304, 353, 368, 369, 396 f., 400, 403, 413, 417, 433, 435 f.
- Le Corbusier 397
- Le Fort, Gertrud von 141, 388, 424
- Lechleitner, Erich 187, 377, 399
- Lechner, Kurt 45, 61, 210, 362
- Lechner-Kraus, Nellie 433
- Lehmann, Wilhelm 272, 338, 391, 425 f.
- Leitgeb, Josef 17, 24, 37, 49 f., 67 f., 84 f., 95, 177, 209, 247 f., 301 f., 308, 349 f., 351, 354 f., 360, 365 f., 375, 402, 416, 435, 437
- Lejeune, Robert 429
- Lempruch, Moritz Erwin von 298, 305 f., 434
- Lenin, Wladimir Iljitsch 191 f., 424
- Leo, Friedrich 407
- Lernet-Holenia, Alexander 139 – 141, 371, 388
- Lessing, Gotthold Ephraim 220
- Lessing, Theodor 390
- Lewis, Sinclair 371
- Lichnowski, Mechtilde 304, 363, 417, 429, 433
- Liegler, Leopold 20, 80, 353, 373
- Limbach, Hans 18, 349, 351
- Limbach, Immanuel 353
- Lin, Chén 349
- Linn, Pierre 371
- Linsmayer, Kurt 85, 375
- Lissauer, Erich 147, 389 f.
- Literarischer Handweiser 382
- Literarische Welt 45 – 47, 362, 373
- Litvinow, Maxim Maximowitsch 266, 424
- Loerke, Oskar 426
- Loos, Adolf 163, 169 – 171, 174 – 176, 178, 186, 209 f., 240, 248, 333, 359, 375, 377, 393 – 399, 402 f., 413, 415, 417, 439
- Loos, Claire 172, 397
- Lubbe, Marinus van der 246, 416

- Ludwig, Otto 350
 Lukas Ev. 430
 Luther, Martin 161, 195,
 198, 222, 225–227, 229,
 372, 393, 400, 402,
 406–408, 411
 Maaßen, Johannes 430
 Maeterlinck, Maurice 335,
 440
 Magdeburgische Zeitung
 363
 Mahler, Alma 122
 Mahler, Gustav 122, 385
 Mahnert, Detlev 412
 Mallarmé, Stéphane 220
 Mann, Heinrich 383, 405
 Mann, Klaus 387
 Mann, Thomas 78, 220,
 319, 373, 437
 Marc, Franz 428
 Maritain, Jacques 71, 320,
 370 f., 424, 437
 Martin, Alfred von 28,
 355 f., 413
 Marx, Karl 205, 271
 Massis, Henri 371
 Mateescu-Cisek, Hortense
 18
 Matteotti, Giacomo 49,
 51 f., 130, 364, 366, 386
 Matthäus Ev. 407
 Mauer, Otto 352, 420
 Maurras, Charles 371
 Mauthner, Fritz 25, 355, 404
 Medeth, H. 37
 Meindl, Johannes SJ 339,
 441
 Melbök, Hans 434
 Mell, Max 371
 Mengèle, Josef 385
 Merezkovski, Dimitrij Ser-
 gejewitsch 122
 Merz, Georg 153, 392
 Meschendorfer, Adolf 12 f.,
 348
 Messing, Erich 415
 Meyenberg, Anna 363
 Meyer, Georg Heinrich 76,
 371
 Meyknecht, Werner 244–
 247, 391, 415, 419
 Michael 283, 293, 421,
 430, 433
 Michaelis, Karin 172, 396 f.
 Michelangelo, Buonarotti
 280
 Michels, Josef 442
 Miklas, Wilhelm 391, 420,
 423
 Milhaud, Darius 267, 424
 Mirgeler, Albert 233, 406,
 411
 Mitteilungen des Freiheits-
 bundes Wien 287, 431
 Mitterer, Erika 133 f., 341,
 387
 Moenius, Georg 394, 436
 Mörike, Eduard 384
 Molander, Fridtjof 143,
 237, 389
 Molden, Ernst 442
 Molière, Jean Baptiste
 368 f., 419
 Mombert, Alfred 376
 Moray, Philippe 439
 Muckermann, Friedrich
 393
 Müller, Georg 219 f., 405
 Müller, Ludwig 282, 430
 Müller, Otto 324, 326 f.,
 337 f., 355, 437, 438,
 440
 Münchener Post 33 f., 358 f.
 Münchener Neueste Nach-
 richten 118, 191, 234,
 380, 383, 399, 406, 411
 Münz, Ludwig 131, 169 f.,
 310, 333, 393, 395, 413,
 417, 436, 439
 Münzer, Jan 417
 Musil, Robert 425
 Mussolini, Benito 49 f.,
 365 f., 368, 380
 Muth, Karl 111, 146, 215 f.,
 218, 334, 362 f., 377,
 382, 389, 400, 404,
 410 f.
 Nadler, Josef 325, 438
 National-Zeitung 367
 Nádhermý, Karl 303, 307,
 435
 Nádhermý, Sidonie 297–
 300, 302–307, 310–314,
 415, 425, 429, 433, 434,
 436
 Neff Verlag 46, 362 f.
 Nestroy, Johann 20, 353,
 375
 Die Neue Bücherschau
 103, 379 f.
 Neue Freie Presse 152,
 368, 387, 391, 435
 Neue Jugend 392, 415
 Neue Rundschau 315, 325,
 426, 435 f.
 Neue Wege 403, 429
 Neue Zürcher Nachrichten
 363
 Neue Zürcher Zeitung 222,
 228, 375, 407
 Neues Wiener Tagblatt 396
 Neuland 242, 392, 398, 415
 Neumann, Therese 121, 384
 Neumann, Zlatko 396
 Newman, John Henry 269,
 362, 378, 393
 Niekisch, Ernst 426
 Nielsen, Rasmus 148, 390
 Nietzsche, Friedrich 19,
 54, 146, 149, 189–193,
 195 f., 201, 211, 352,
 356, 399–401, 403, 420
 Nouvelle Revue Française
 267
 Novalis 360
 Nürnberg, Rolf von 433
 Nussbücher, Konrad 17,
 196–199, 350 f.
 Oberholzer, Joseph Georg
 341, 442
 Österreich, Johannes 258,
 269, 287, 296, 341, 422,
 424, 431, 434 f.
 Österreichische Kunst 416
 Oldenbourg Verlag 145,
 388 f., 399, 403, 406
 Onno, Ferdinand 442
 Oppeln-Brotkowksi, Fried-
 rich 394, 440
 Orplid 71 f., 127, 363, 370,
 386
 Ostland 17 f., 350 f.
 Palagi, Melchior 25, 355
 Pannwitz, Rudolf 210, 403
 Pascal, Blaise 149, 220,
 426
 Pater, Friedrich 244, 416
 Paul, Jean 110, 367

- Paulus 77, 258, 260, 372, 422
 Pembaur, Josef 406
 Pemter, Hans 426
 Peter, Gustav 99, 377 f.
 Peterson, Erik 410
 Petras, Otto 211, 403
 Petrus 77, 366
 Pezold, Gustav 219, 405
 Pégu, Charles 279, 420, 429
 Pfleger, Karl 371
 Pfliegl, Michael 242, 352, 392, 415, 441
 Der Pflug 19 f., 351–353, 355
 Picard, Max 386
 Pichler, Adolf 439
 Piehowicz, Karl 120 f., 384
 Pillat, Ion 18, 351
 Pindar 407
 Pirandello, Luigi 368
 Pius XI. 390
 Plato 79, 146, 186, 280, 285, 410
 Plessner, Helmut 400
 Plobner, Max 392
 Politische Blätter 420
 Politzer, Anny 88, 93, 118, 376
 Ponten, Josef 220
 Poukar, Raimund 421
 Prager Presse 18
 Preradovic, Paula von 341, 442
 Preßburger, Richard 391
 Proust, Marcel 105, 381, 398
 Przywara, Erich 142 f., 145, 362, 388, 393
 Punt, Friedrich 209, 402
 Friedrich Pustet Verlag, 404, 441
 Anton Pustet Verlag 324, 437
 Putschek, Martin 229, 409
 Radecki, Sigismund von 433
 Räuscher, Josef 215 f., 404
 Ragaz, Leonhard 277, 403, 424, 429
 Rahner, Karl 421
 Rauch, Antonie 419
 Ray, Marcel 396, 417
 Reck-Malleczewen, Friedrich 224, 406
 Reclam Verlag 194–196, 198, 200, 205, 218, 350 f., 371, 373, 387, 399, 403 f.
 Redlich, Oswald 122
 Reichsbote 277
 Reichspost 289, 368, 431 f.
 Reinhardt Verlag 191 f.
 Reinhardt, Max 291, 433
 Reinhart, Hans 88, 375 f.
 Reischek, Andreas 19–21, 351, 352, 376, 383
 Reisner, Erwin 211, 403, 414, 424
 Religiöse Besinnung 413–415
 Rembrandt 267, 395 f., 424
 Reventlow, Franziska von 363
 Rheinmainische Volkszeitung 4
 Riemerschmid, Werner 334 f., 440
 Riese, Walther 12, 85, 349, 375
 Rilke, Rainer Maria 18, 67 f., 140, 305 f., 336, 349, 351, 354, 387, 440
 Rimbaud, Arthur 13, 140, 348, 388
 Ring, Bernhard 426
 Rockenbach, Martin 71, 370
 Röck, Karl 22, 55, 85, 156, 177, 324, 326 f., 349, 353, 365, 374, 392 f., 402, 437 f.
 Rolland, Madelaine 369
 Rolland, Romain 122, 369, 405
 Ronsard, Pierre de 220
 Roppel, Otto 28, 356
 Rosanow, Wassily Wassiljewitsch 239, 413
 Rosenberg, Alfred 34 f., 359, 401
 Rotapfel-Verlag 369
 Roth, Joseph 104, 380
 Roth, Mathias 349
 Nieuwe Rotterdamsche Courant 363
 Rowohlt, Ernst 363
 Rudolf, Karl 352, 392, 415, 421
 Rück, Hubert 237, 412
 Rusch, Paulus 352
 Rutra, Arthur Ernst 94, 377
 Rychner, Max 407
 Rynek, W. 411
 Saarbrücker Zeitung 363
 Sacco, Nicola 91, 376
 Sago, Franz Xaver 393
 Sailer, Daniel 16, 22, 67, 69, 85, 113, 118, 132, 157–159, 165–167, 177, 292, 350, 353, 369, 382, 386, 394, 398, 416, 429, 433
 Salomon, ? 197, 199
 Salten, Felix 122, 126
 Salzburger Volksblatt 438
 Samek, Oskar 304, 311, 429, 433 f., 435
 Sander, Bruno 36 f., 42–44, 55, 57, 67, 84 f., 118, 135, 171 f., 209, 360, 366, 375, 397
 Santer, Anton (= Bruno Sander)
 Sapper, Theodor 138 f., 388
 Saturn-Verlag 379
 Schach, Heinrich 42, 361
 Schachert, ? 361
 Schaeder, Hans Heinrich 389, 399
 Schäfer, Wilhelm 77 f., 219, 372 f., 405 f.
 Schaukal, Richard 187, 219 f., 227, 249, 255 f., 399, 405, 408, 417
 Scheffel, Joseph Victor von 220
 Scheler, Max 28 f., 348, 356, 373, 400, 409
 Schey, Fritz 73 f., 76, 173, 179–181, 353, 371, 398, 415
 Schick, Fritz 433
 Schickele, René 376
 Die Schildgenossen 216, 272, 340, 364, 404, 426, 430 f., 441
 Schiller, Friedrich 426
 Schleicher, Gustav 396
 Schlick, Moritz 434

- Schlier, Heinrich 9, 27, 78,
 101, 160–163, 347, 379,
 393, 441
 Schlier, Paula 9 f., 16, 19,
 23 f., 26–28, 32–35,
 39–41, 47–49, 51–53,
 55 f., 59–67, 69, 71–
 73, 76–79, 81 f., 87,
 89–96, 98, 100–112,
 117–119, 123, 125,
 127 f., 160–163, 179 f.,
 235, 237–241, 260,
 289–292, 339 f., 347,
 350, 352, 354 f., 357–
 359, 363 f., 366–369,
 371 f., 374–377, 379–
 383, 385, 393–395, 398,
 409, 411–415, 419, 422,
 441
 Schlüter-Hermkes, Maria
 439
 Schmidtbonn, Wilhelm 363
 Schmidthüs, Karlheinz
 340, 404, 441
 Schmitt, Benedict 406
 Schmitt, Carl 142, 389
 Schnitzler, Arthur 122 f.,
 126
 Schober, Johann 376
 Schönberg, Arnold 130,
 170, 267, 396, 414
 Schönens Zukunft 296, 434
 Schopenhauer, Arthur 376
 Schramm, Wilhelm von
 234, 411
 Schreiber, Christian 430
 Schreiber, Ferdinand 406,
 412, 439
 Schreiber, Max 363
 Schrempf, Christoph 80,
 142, 148, 181, 374, 390
 Schreyvogl, Friedrich 371
 Schröder, Rudolf Alexander
 407
 Schröter, Manfred 367
 Anton Schroll & Co. 169,
 172 f., 375, 393, 395,
 417
 Schüler, Paul 17, 350
 Schütz, Anton 439
 Schuler, Alfred 367
 Schulz, Josef 94 f., 119,
 128, 174, 210, 377, 386,
 403
 Schuschnigg, Kurt 420,
 423, 426
 Schwarzwald, Eugenia 114,
 312, 383, 394
 Schweizerische Rundschau
 360
 Seebach, Hans 337, 440
 Seebaß, Friedrich 438
 Der Seelsorger 419
 Seidel, Ina 385
 Seipel, Ignaz 217, 376, 404
 Shakespeare, William 280,
 306, 435
 Shelley, Percy Bysshe 407
 Siegel, Fritz 433
 Sild, Cenzi 289, 433
 Simon, ? 173, 397
 Simon, Paul 406
 Simons, Hans 106, 381
 Simplicissimus 367
 Sitka, Karl 259–261, 415,
 422
 Skowronnek, Fritz 19
 Soergel, Albert 387
 Sokrates 79, 204, 373,
 387, 389
 Spengler, Oswald 380, 398,
 409
 Spinoza, Baruch de 389
 Sprenger, Jakob 417
 Springer Verlag 371
 Spunda, Franz 119 f., 383 f.
 Srbik, Heinrich von 406
 Stadler, Willy 224 f., 277 f.,
 360, 406, 407
 Stalin, Josef 266
 Stapel, Wilhelm 224, 405,
 406, 411
 Stefl, Max 11, 39 f., 145,
 154, 224, 227, 249, 318,
 347, 348 f., 361, 380,
 392, 406, 410, 417
 Stein, Carl 76, 371
 Steinacker, Eberhard 254 f.,
 275 f., 278 f., 419 f.,
 425–427, 429
 Steinbüchel, Theodor 441
 Steiner, Rudolf 375 f.
 Stifter, Adalbert 187, 347,
 375, 399
 Stirner, Max 376
 Stölzl, Gunta 406
 Stoessl, Otto 100 f., 107–
 110, 171, 188, 204, 359,
- 371, 379, 396, 399,
 401 f., 424
 Storrer, Willy 89 f., 375,
 376
 Strache Verlag 384
 Strasser, Arthur 359
 Strauß, Emil 112, 382
 Streicher, Gustav 335 f., 440
 Strindberg, August 101
 Strobel, Alfred 102, 363,
 379
 Strobl, Karl 352
 Strunz-Baehr, Irma 66–
 68, 369
 Stuttgarter Neues Tagblatt
 375
 Sudermann, Hermann 122
 Sumpf 209, 214, 218, 277,
 373, 39, 400, 402, 404
 Susani, Felix 263 f., 276,
 423, 44
 Suso Waldeck, Heinrich
 439
 Süddeutsche Monatshefte
 380
 Swift, Jonathan 113, 382
 Swinburne, Algernon Charles 407
 Tacitus 407
 Der Tag 385
 Tagore, Rabindranath 122
 Die Tat 375
 Taube, Otto Freiherr von
 238, 413
 Technische Blätter 392
 ten Holder, Clemens 71 f.,
 370, 371
 Terramare, Georg 371
 Tesar, Ludwig Erik 356,
 420
 Theologische Blätter 379
 Theresa von Avila 341, 441
 Thieme, Karl 105 f., 112,
 123–125, 176 f., 235 f.,
 241, 305, 380, 381, 385,
 398, 406, 411, 413–415,
 422, 424, 431, 435, 439
 Thomas von Aquin 280 f.,
 405, 421
 Thompson, Francis 97, 99,
 156, 348, 362, 375,
 377 f., 381, 392, 398,
 405

- Thurneysen, Eduard 392,
 406
 Tieck, Ludwig 351
 Allgemeiner Tiroler Anzeiger 157, 393, 432
 Toller, Ernst 376
 Trakl, Fritz 14, 349, 439
 Trakl, Georg 12–15, 17–
 19, 21–23, 35, 37 f., 40,
 50–52, 55, 57, 67, 69,
 85, 103, 119–121, 123,
 138–140, 159, 166, 238,
 244–246, 291, 304 f.,
 315 f., 324–328, 331,
 335–339, 341, 348–354,
 360, 364, 366 f., 369,
 375, 379 f., 384, 386,
 388, 391, 393 f., 396,
 406, 411–413, 415 f.,
 419 f., 429, 435–442
 Trakl, Grete 13f., 52, 244 f.,
 349, 366, 416, 436
 Trakl, Gustav 439
 Trakl, Wilhelm 14
 Tristram, Henry 439
 Troll, Wilhelm 375
 Trott, Werner von 191, 194,
 196–198, 200, 209, 218,
 373, 391, 399 f., 402
 Turnovsky, Johann 433
 Tyrolia 284, 426, 430
 Ullstein Verlag 126, 372
 Una Sancta 25 f., 28,
 355 f., 413
 Unamuno y Jugo, Miguel
 de 398
 Unruh, Fritz von 60, 368
 Urbanitzky, Grete von
 123 f., 385
 Valéry, Paul 122
 Vanzetti, Bartolomeo 91,
 376
 Ver 363
 Vergil 171, 188, 214, 225,
 228, 233 f., 267, 348,
 396 f., 399, 404 f., 408,
 410, 424, 426
 Verlag für Freies Geistesleben 375
 Verlaine, Paul 246, 384,
 416
 Viertel, Bertold 369
 Viertel, Bertold 417
 Völkischer Beobachter 32–
 35, 341, 354, 357–359,
 412, 442
 Vogel, Hermann 412
 Vogl, Mina 122, 385
 Vossische Zeitung 363
 Wacha, Frieda 22, 29, 99,
 139, 288, 353, 356, 433
 Wagner Verlag 98, 100,
 114, 132, 164 f., 169,
 238, 279, 363, 383, 386,
 392, 412
 Wagner, Christian 258
 Wagner, Richard 257
 Walden, Herwarth 376
 Walser, Paul 47, 53–55,
 153, 363, 366, 392
 Walser, Robert 376
 Warnach, Walter 400
 Die Warte 421
 Wassermann, Jakob 152,
 269, 391, 425
 Webern, Anton von 130,
 170, 208, 359, 364, 383,
 386, 396, 414
 Weckruf 375
 Wegweiser Verlag 442
 Weindler, Wilhelm 179 f.,
 239 f., 339, 398, 402,
 406, 411 f., 415, 441
 Weininger, Otto 21, 61, 81,
 92, 353
 Weisl, Hanno 203, 205,
 326, 330, 401, 438
 Weisl, Sigmund 203, 401
 Weisz, Erich 220 f., 405
 Weixlgärtner, Arpad 420
 Weizsäcker, Viktor von 373
 Welt am Abend 363
 Die Weltbühne 363, 379
 Weltis, Albert 353
 Wenter, Josef 438
 Werfel, Franz 114, 120 f.,
 376, 383
 Whitman, Walt 18, 351
 Wickenburg, Erik Graf
 172, 397
 Widerstands-Verlag 403,
 426
 Wied, Martina 22 f., 51,
 100, 203–205, 325 f.,
 329 f., 353, 354, 366,
 401 f., 438
 Wiener Allgemeine Zeitung
 395
 Wiener Zeitung 417, 421
 Wiesenthal, Grete 168,
 359, 395
 Wild, Heinrich 332, 439
 Wildgans, Anton 122, 351,
 440
 Wilson, Thomas Woodrow
 437
 Wimmer, Anselm 391
 Winter, Ernst Karl 257,
 420
 Winterholler, Friedrich 220
 Wirsching, Otto 21, 353
 Wittgenstein, Karl 410
 Wittgenstein, Ludwig 410
 Wolff, Kurt 76, 94, 101,
 106, 180 f., 324, 354,
 361, 371, 377, 380 f.,
 398, 400
 Wolfskehl, Karl 56–58,
 367, 368, 400
 Wust, Peter 439
 Wyss, Luise 420
 Xanthippe 204
 Yeats, William Butler 122
 Zahlingen, Clothilde 44 f.,
 361 f.
 Zangerle, Ignaz 19, 95 f.,
 154, 261 f., 269, 276,
 289, 324, 340 f., 352,
 377, 392, 398, 415,
 419–425, 427, 441
 Zangerle, Resi 420, 441
 Zech, Paul 384
 Zechmeister, August 287–
 289, 322–324, 419 f.,
 426, 430 f., 432, 437,
 439
 Zeileis, Fritz 398
 Zeit-Echo 350
 Zeitwende 22 f., 353 f.
 Zillich, Heinrich 355
 Zorn, Gustav 417
 Zsolnay, Paul 114, 382, 383
 Zweig, Stefan 100, 122,
 128, 220, 377, 386–388,
 396, 437
 Zwischen den Zeiten 153,
 392

LUDWIG VON FICKER · BRIEFWECHSEL 1926–1939

3

Franz Arzinger
Alfred Boeumler
Paul Bargehr
Emil Barth
Rudolf Georg Binding
Albert Bloch
Rudolf Borchardt
Hermann Broch
Erhard Buschbeck
Oscar Walter Cisek
Carl Dallago
Ferdinand Ebner
Iisl Eichholz
Max von Esterle
»Flackel«-Verlag
Birgit von Ficker
Paul J. Gordon Fischel
Alfred George Gallas
Anton Gantner
Franz Glück
Franz Gruener
Friedrich T. Gubler
Waldemar Gurian
Curt Sigmar Gutkind
Theodor Haecker
Ludwig Hänsel
Lotte Heigl
Hermann Hesse
Josef Humplik
Hans Jaeger
Johoda & Siegel
Karl Jaray
Hildegard Jone
Hans Kestranek
Werner Kraft
Theodor Kramer
Karl Kraus
Ernst Krenak
Walter Küntzel
Wilhelm Kütemeyer
Heinrich Kukla
Elisabeth Langgösser
Richard Lányi
Else Lasker-Schüler
Gertrud von Le Fort
Josef Leitgeb
Adolf Loos
Adolf Meschendorfer
Werner Meyknecht
Erika Mitterer
Ludwig Müller
»Münchener Post«
Karl Muth
Sidonie Nádherný
Johannes Osterreicher
Martin Puschek
Andreas Reischek
Werner Riemerschmid
Walther Riese
Alfred Rosenberg
Daniel Sailer
Bruno Sander
Theodor Sapper
Richard Schaukal
Fritz Schey
Paula Schlier
Josef Schulz
Karl Sitka
Willy Stadler
Max Steffl
Eberhard Steinacker
Otto Stoessl
Willy Stocker
Felix Susani
Karl Thiemie
Fritz Trakl
Grete von Urbantsky
»Völkischer Beobachter«
Paul Walser
Erich Weisz
Martina Wied
Karl Wellschehl
Clotilde Zahlingen
Ignaz Zangerle
August Zechmeister